ARMEE-ZEITUNG

Nr. 304 (3. Kriegsjahr) St. Quentin, 30. Dezember 1916

☛ Der Gesamt-Auflage liegt eine vom „Kriegs-Liebesdienst Essen“ dargebotene illustrierte Beilage bei.

Es wird das Jahr stark und scharf hergehn. Aber man muss die Ohren steif halten, und jeder, der Ehre und Liebe für das Vaterland hat, muss alles dran setzen!

Friedrich der Grosse

(Brief an den Generalleutn von Winterfeldt vom 5. III. 1757.)

„1917.“

Die Glocken laeuten dem neuen Jahr
Mit reinem, erzenem Klange. —
Bringt es von Neuem Sturm und Gefahr
Oder Frieden auf seinem Gange?

✠

Wie dem auch sei, es bangt uns nicht!
Es aendern sich wohl die Zeiten;
Einst wird auch des Friedens strahlendes Licht
Sich über die Erde breiten.

✠

Doch wie sich die Zeit auch aendern mag,
Und vergehen Jahre um Jahre,
Es aendert sich nicht unsrer Schwerter Schlag
Und die Treue zum deutschen Aare.

✠

Die Zeit mag schwinden, doch nicht die Kraft
Die geübt ist, Grosses zu schaffen,
Und die — vom Sturme empor gerafft —
Für die Freiheit kaempft mit den Waffen.

✠

Drum laeutet, ihr Glocken, mit ehernem Klang
Dem kommenden Jahre entgegen! —
Uns gereicht nicht der Zeiten wechselnder Gang
Uns gereicht unsre Kraft nur zum Segen! —

Gefreiter Heinrich Kuhn.

Zum Neuen Jahre!

* „Unsere militaerische Lage ist günstig an allen Fronten. In Rumaenien ist sie ausgezeichnet. Das Jahr 1916, dessen Ende mit der ersten Haelfte des dritten Kriegsjahres zusammenfaellt, schliesst mit Erfolg und greifbaren Resultaten für Deutschland und seine Verbündeten. Wir koennen wohl zufrieden sein mit dem abgelaufenen Jahr, und wir sind zufrieden und dankbar. Wir sind dankbar für das Vergangene, zufrieden mit dem Erreichten, wir haben keine Angst vor dem naechsten Jahr und graemen uns nicht um die Zukunft.“

Diese Worte, die der Feldmarschall v. Hindenburg im letzten Monat des abgelaufenen Jahres im Gespraech mit dem Deutsch-Amerikaner Karl v. Wiegand geaeussert hat, bieten uns das berufenste Urteil über die Weltlage an der Jahreswende 1916/17.

Wir sind dankbar für das Vergangene! Und haette uns das Jahr 1916 nichts weiter gebracht als die Tatsache, dass wiederum ein ganzes Jahr der Eisenwall an allen Fronten ringsum gehalten — schon diese Tatsache des Standhaltens gegenüber dem Ansturm aller unserer Feinde waere für sich allein ein unvergaengliches Ruhmesblatt deutscher Tapferkeit und Widerstandskraft. Aber darüber hinaus welche Reihe stolzer Siege und Erweiterungen des Bestandes von schon erobertem Gebiet hat uns das Jahr 1916 gebracht! Im Anfang des Jahres die Eroberung Montenegros, am Ende des Jahres die Besiegung des alten Gegners, der in diesem Jahre die Kriegsarena betreten, des wahnwitzigen Rumaenien, mit der Besetzung der wertvollsten Landesteile und der überraschend schnellen Einnahme der Hauptstadt.

Neben die Ruhmestaten der verbündeten Heere treten die Erfolge der Seestreitkraefte: die von Monat zu Monat riesenhafter anwachsenden und sich summierenden Zahlen durch unsere U-Boote versenkter feindlicher Schiffe, vor allem anderen aber der stolze Ruhmestag der Hochseeflotte: die Seeschlacht am Skagerrak, der Wendepunkt in der Geschichte des seebeherrschenden Britannien und seiner vermeintlich unbesiegbaren Flotte. Von den Fahrten der „Moeve“ und „U-Deutschland“ wird gesungen und gesagt werden, so lange auf Erden deutsche Sprache gesprochen werden wird.

Gewiss, wir vergessen auch in dieser Stunde nicht, was dieses vergangene Jahr dem heldenhaften deutschen Volk an Wunden geschlagen hat, vergessen nicht die Blutopfer vor Verdun und an der Somme — aber wir haben zugleich die sieghafte Gewissheit: diese Opfer sind nicht umsonst, es ist der Same der Zukunft Deutschlands.

In der Zukunft! Wie stellen wir uns zu ihr? Wie erscheint sie unserem spaehenden Auge? Nun zunaechst — wir sprechen mit Hindenburg: wir graemen uns nicht um sie, und wir haben keine Angst vor ihr. Moeglicherweise — so hat derselbe Feldherr bei anderer Gelegenheit gesprochen — wird dieses kommende Jahr die Schlaege bringen, welche die Entscheidung bedeuten. Wird es den Frieden bringen? Das ist ja naturgemaess die Frage, die unser aller Herzen bewegt, sonderlich seitdem im letzten Monat des abgelaufenen Jahres Deutschland seine Hand den Feinden zum Frieden geboten hat. Nie

ist so sehnsüchtig aus Millionen von Menschenherzen der Wunsch erklungen und die Klage:

Gib Frieden, Herr, gib Frieden,
Die Welt will Streit und Krieg.

Wird dieser ersehnte Friede in diesem Jahre kommen? Der allmaechtige Herr der Heerscharen allein weiss es. Und ihm stellen wir darum die Zukunft anheim — die Zukunft unseres Volkes und die Zukunft und das Einzelschicksal jedes Einzelnen unter uns:

Harr aus! Ob es gleich stürmt und blitzt
Und tausend Schiffe rings zerschellten.
Am Steuer unsers Schiffleins sitzt
Der grosse Steuermann der Welten.

Auch das Einzelschicksal eines Jeden stellen wir in seine Haende. Die Markscheide zweier Jahre ist auch für das persoenliche Leben ein Augenblick, der zu ernster Einkehr mahnt. Ein Augenblick, da man sprechen soll: Lobe den Herrn meine Seele und vergiss nicht, was er Dir Gutes getan hat. In wie viel Not hat nicht der gnaedige Gott über Dir Flügel gebreitet.

Und nun das Neue Jahr — was wird es Dir bringen? Wird Gott Dir Leben und Gesundheit wie bisher gnaedig weiter erhalten? Nicht wahr, wir fühlen es: wir brauchen unseres Gottes Hilfe — ein jeder von uns an seinem Teil. So wollen wir die Nacht, die zwei Jahre — beide gar schicksalsschwer und bedeutungsvoll — scheidet, nicht vorübergehen lassen ohne den inbrünstigen Wunsch: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Herr unser Gott, gehe mit uns ins Neue Jahr, wie du im alten uns zur Seite gewesen bist. Sei uns Stecken und Stab. Verlass uns nicht. Dann wird uns segenverheissend das Licht des Neuen Jahres aufgehen.

Mit Gott hinein ins Neue Jahr! Im Namen des Herrn werfen wir Panier auf. Der von unserem Kaiser so gern genannte Waffenspruch des Grafen Mansfeld sei unsere Neujahrsparole: „Dennoch" und das „Vexilla regis prodeunt" (Die Feldzeichen des Koenigs gehen vorwaerts!) unser Feldgeschrei. Herr hilf, Herr lass wohl gelingen! Wir fassen alle unsere Neujahrswünsche zusammen in die alten Worte des schwaebischen Praelaten Karl Gerok:

Ein neues Jahr! — o moecht' es Frieden bringen
In Ost und West, in Kirche, Staat und Haus!
Wir machen's nicht, mit Gott nur kann's gelingen,
Mit ihm hinein, mit ihm hindurch, hinaus!
Wer seiner harrt, wird nicht im Lauf ermatten,
Frisch fachrt er auf mit Flügeln wie ein Aar;
Ob Sonnen glaenzen, Wolken uns umschatten:
Voran mit Gott! Glückauf zum Neuen Jahr!

Dr. Erich Becker.

Das Kriegsjahr 1916.

Sowohl die Fülle der Weltkriegsereignisse, als auch ihre zeitliche Ausdehnung nehmen ihnen, selbst bei grösster Wirkung im Augenblick des Geschehens, doch mehr oder weniger das dramatische Element, sobald ein grösserer Abschnitt aus der belebten Gegenwart in die ruhende Vergangenheit rückt. Aus dem Drama für den Erlebenden wird ein Epos für den rückschauend Betrachtenden. Es ist aber schwer für den, der täglich die Wucht des Neuen erlebt, Zusammenhänge festzuhalten und das Geschehene in einen Aufbau einzugliedern. Es ist deshalb besonders schwer, weil die Richtung gebende Linie in politischer Hinsicht verborgen bleibt und in militärischer Hinsicht zum mindesten an vielen Stellen sich dem klaren Erkennen entzieht und aus naheliegenden Gründen auch entziehen muss. So wird das Ergebnis jedes Rückblickes objektiv lückenhaft bleiben und die subjektive Empfindung, die da und dort die Lücken ausfüllen muss, wird immer nur ein Notbehelf bleiben.

Das gilt sofort für das erste Ereignis des Jahres 1916, für die Kämpfe bei Verdun. Wir müssen uns mit der Tatsache begnügen, dass hier, an der schwierigsten Stelle der französischen Front, eine Offensive unternommen wurde, die nach monatelangen erbitterten Kämpfen allmählich aus einem mit Durchbruchstendenz geführten Angriff in einen Kräfte bindenden Angriff überging und schliesslich wieder in die Defensive zurückfiel. Die Franzosen konstruieren sich aus Verdun einen grossen „Sieg 1916". Gerade vom französischen Standpunkt aus mit Unrecht! Andernfalls müssten sie ihre eigenen Angriffe an der Somme als französisch-englische Niederlagen bezeichnen, was sie nicht tun. Im Stellungskrieg kann man von einem Sieg im strengen Sinn des Wortes erst reden, wenn aus dem gelungenen taktischen Durchbruch die freie strategische Operation sich entwickeln kann. Alles andere sollte man besser als „taktische Erfolge" oder „taktische Misserfolge" bezeichnen.

Am 21. Februar begann der deutsche Angriff auf Verdun, der mit raschen Anfangserfolgen vordrang, grosse Beute an Gefangenen und Material einbrachte, einen ganz beträchtlichen Geländegewinn schuf und, was wohl das wichtigste war, jeden Gedanken unserer Feinde an eigene Offensive im Westen lähmte. Ganz Frankreich sah mit ängstlicher Besorgnis auf Verdun und es bedurfte aller verfügbaren Reserven des französischen Heeres, um den immer drohender werdenden Durchbruch bei Verdun zu verhindern. Die kritische Lage, die schon im März vorhanden war, löste zunächst eine russische Entlastungsoffensive aus, was vom höchsten Standpunkt der Kriegsführung aus betrachtet, für uns einen Vorteil bedeutete. Denn diese Offensive war verfrüht und entbehrte der sorgfältigen Grundlage, ohne die taktische Durchbruchsoffensiven niemals über Augenblickserfolge hinauskommen können.

Die kritische Lage beeinflusste aber auch jedenfalls das Tempo für die Einführung der englischen allgemeinen Wehrpflicht, die am 26. Mai Gesetzeskraft erlangte. Schwere englische Enttäuschungen waren diesem, die ganze englische Ueberlieferung erschütternden Schritt vorausgegangen. In den ersten Tagen des Januar wurde das Dardanellenunternehmen durch Räumung von Gallipoli endgültig aufgegeben. Ausser grösstem Prestigeverlust in der Welt des Islams und empfindlichen Verlusten an Personal und Material war der Abzug auch vor ganz Europa eine Blamage. Man hatte in der Ententepresse eine derartige Fülle von Hoffnungen ausgesprochen; Konstantinopel war in den Augen prophetischer Journalisten schon so oft „kurz vor dem Fall", dass der sang- und klanglose Abzug, der rein taktisch ein kleines Meisterstück war, ein böses Versagen der Gesamtkriegführung darstellte. Dies wurde auch in England mit Klarheit erkannt und in der Presse mit grossem Freimut besprochen. Diese Freiheit der Kritik hat der Stärke Englands keinerlei Eintrag getan. Dazu kam eine zweite, ebenso unbestreitbare Niederlage, die Kapitulation Townshends in Kut el Amara am 29. April. Sie war um so grösser, als England seit Jahren seinen Einfluss in diesen Gebieten so gestärkt hatte, dass er den türkischen überwog und diesen Vormarsch auf Bagdad, im Oktober 1915 begonnen, ungehindert so hätte vorbereiten und durchführen können, dass alles Führertalent von der Goltz Paschas den englischen Erfolg nicht hätte verhindern können. Bedrohten doch der russische Einmarsch in Persien und die russischen Erfolge in Armenien nicht nur die linke Flanke, sondern auch die rückwärtigen Verbindungen der türkischen Bagdad-Armee. Nur in Irland hatten die Engländer Erfolg. Aber es war ein Erfolg, mit dem nicht viel Ehre einzulegen war. Ein Sieg straffer Organisation über einen in seiner Betätigung ziemlich organisationslosen Idealismus eines unterdrückten Volkes.

In Italien stand der Anfang des Jahres 1916 unter dem Zeichen einer inneren Krisis. Salandra drohte in Turin mit dem Rücktritt des Gesamtkabinetts. Im Dezember war die 4. Isonzooffensive mit furchtbaren Verlusten zusammengebrochen, im Ganzen hatte Italien schon etwa 600 000 Mann Verluste zu verzeichnen. Da ertönte im März auch an Italiens Ohr der Hilferuf Frankreichs nach Unterstützung. Zunächst war diese in der Form einer direkten Hilfe auf französischem Boden gedacht, ein Vorschlag, den Italiens „sacro egoismo" stets ablehnt. Es musste aber doch von Italien der Beweis erbracht werden, dass man jeden Mann auf italienischem Boden brauche und dazu musste eine neue Operation gegen den Isonzo in Szene gesetzt werden. Sie begann am 8. März und endete kläglich am 16. Von dieser „Entlastung" hatten die Franzosen nicht den geringsten Vorteil zu verspüren.

Während im Mai immer noch erfolgreiche deutsche Angriffe bei Verdun vor sich gingen, begann an der Alpenfront eine österreichisch-ungarische Offensive, die sich am 17. Mai in Bewegung setzte und in raschem Verlauf bis über Asiago—Arsiero hinaus kam. Aber die Italiener wurden durch die im Juni beginnende grosse Offensive der Russen gerettet. Die Oesterreicher und Ungarn mussten ihre Eroberungen zum grossen Teil wieder aufgeben. Für die Mittelmächte war der Höhepunkt der Frühjahrserfolge, zu denen der Seekrieg der deutschen Flotte am 31. Mai vor dem Skagerrak zu rechnen ist, erreicht. Nun senkte sich die Kurve der Erfolge und erreichte durch die Kriegserklärung Rumäniens insofern ihre tiefste Stufe, da diese Kriegserklärung die Hoffnungen der Entente in das Gewaltige steigerte und von allen Feinden als kriegsentscheidend betrachtet wurde. Tatsächlich war aber die strategisch Krisis, die in der russischen Sommeroffensive lag, um diese Zeit schon behoben.

In gewisser Weise mitbestimmend für Rumäniens Entschliessung war der relativ hohe Anfangserfolg der russischen Sommeroffensive, die schon im ersten Drittel des Juni begann. Der Erfolg der Russen über die Oesterreicher und Ungarn in der Gegend von Luzk veranlasste die russische Oberste Heeresleitung, der erfolgreichen Heeresgruppe Brussilow alle verfügbaren Reserven zuzuführen, die nun in der Lage wären, den Erfolg weiter auszubauen. Mitte Juni richteten die Russen eine gleichfalls sehr starke Offensive gegen Czernowitz, die schon am 18. Juni sich in den Besitz der Stadt setzte, die österreich-ungarischen Truppen südlich des Dnjester zum Rückzug zwang und den Russen in weiterem Verlauf zur Eroberung der ganzen Bukowina verhalf Die Armee Graf Bothmer hielt sich noch einige Zeit, musste sich aber dann den auf ihren beiden Flügeln stark bemerkbar machenden Rückmärschen der österreichisch-ungarischen Truppen anschliessen und auch zurückgehen. So gelang es den Russen, allerdings unter ganz enormen Verlusten, unsere Front dahin zurück zu drängen, wo sie heute sich befindet. Es gelang ihnen aber nicht, die beiden wichtigen Punkte Kowel und Lemberg zu erreichen und nicht, zum Bewegungskrieg mit beweglichen Fronten zu gelangen. Immerhin blieb das Erreichte nicht ohne Einfluss auf Rumänien, dessen leitende Staatsmänner ihre Entschliessungen doch nicht ausschliesslich auf das Gold der Entente aufbauen konnten.

Mitten in die gewaltigen Kämpfe an unserer Ostfront und die erneute erfolgreiche deutsche Kampfhandlung vor Verdun, die die Festung nahe vor den Fall brachten, Wegnahme von Thiaumont und Fleury fiel die Eröffnung der Offensive an der Somme Anfang Juli durch die Franzosen und Engländer, die mit kurzen Pausen bis fast in den Dezember des Jahres währte und das schrecklichste Drama des Weltkrieges darstellt. Erst spätere Veröffentlichungen werden es der Welt beweisen können, was deutsche Kraft und deutsches Heldentum an der Somme geleistet haben, wie beträchtlich die feindliche Ueberlegenheit war und wie die Erfolge des Feindes im Vergleiche zu seinen Erwartungen nichts andres waren, als bitterste Enttäuschungen. Und wieder war es ein grosser Fehlschlag für England und Frankreich, die es, obwohl sie die ganze verfügbare Kraft ihrer Heere an der Somme einsetzen und die ganze Munition der Weltfabrikation verschiessen konnten, es nicht vermögen, deutsche Teilkräfte zu schlagen und es nicht verhindern können, dass deutsche Truppen die ins Wanken geratene Ostfront wieder sichern, es nicht verhindern können, dass deutsche Truppen das übermütige Rumänien vernichten und den Bulgaren gegen Sarrail helfen.

Wer die deutsche militärische Jahresbilanz zieht, der muss alles zusammenrechnen, was die englisch-französische Sommeoffensive hat erreichen und hat verhindern wollen und muss auf die andere Seite alles das schreiben, was sie tatsächlich erreicht und verhindert hat. Und da bleibt nichts für die Entente als ein paar Dörfer, ein paar Quadratkilometer Boden.

Die einheitliche Idee der feindlichen Offensiven ist tatsächlich ziemlich genau durchgeführt worden, denn auch Italien stürzte sich noch wiederholt auf die Isonzofront und gewann schliesslich Görz und Teile des blutgetränkten Doberdoplateaus. Auch von Salonik aus sollte Sarrail offensiv werden. Die bulgarische Offensive kam ihm aber zuvor und verurteilte ihn zu monatelanger Zurückhaltung. Als es ihm im Winter endlich gelang, Monastir zu nehmen, war Hindenburg in der Hauptsache schon mit Rumänien fertig. Das Gesamtergebnis müsste jedem Vernünftigen zu denken geben.

Schon Anfang August ist Hindenburg zum Oberbefehlshaber der Ostfront ernannt worden. Er hat die Offensive Brussilows im Blute ersticken lassen und jetzt, sofort nach der Kriegserklärung Rumäniens an Oesterreich-Ungarn, antwortete Deutschland damit, dass es den grössten Feldherrn, den es hat, mit der Führung aller seiner Heere betraute. War, wie wir schon erwähnt haben, durch den Beitritt Rumäniens, die Kurve des Erfolges für unsere Gegner, wenigstens dem moralischen Eindruck nach, stark in die Höhe geschnellt, so wurde gerade dieser moralische Eindruck durch die Tatsache, dass Hindenburg zum Oberbefehlshaber der deutschen Streitkräfte ernannt wurde, nicht nur vollständig ausgeglichen, sondern es blieb ein Ueberschuss an moralischer Kraft auf Seite Deutschlands. Die Einheitlichkeit der kriegerischen Handlung, die von der Entente in der Idee erstrebt wurde und sich zu dem Schlagwort Einheitsfront verdichtete, war durch die Person Hindenburgs für die Mittelmächte ganz von selbst gegeben. Die Vereinigung des Willens einer Koalition in der Person eines einzigen Feldherrn ist der stärkste Ausdruck der Einheitlichkeit der Idee, den es gibt und bei den politisch-militärischen Verhältnissen der Entente von dieser niemals nachzumachen. Somit wurde der 29. August 1916 zu einem der bedeutungsvollsten Tage des Weltkrieges.

Bald machte sich in allen Gebieten der Einfluss seines Willens bemerkbar. In strategischer Richtung fühlte ihn zuerst Rumänien. Durch die Dobrudscha-Offensive Mackensens in seinen Operationsplänen entscheidend gestört, verlor Rumänien die sichere Grundlage seiner Operationen in Siebenbürgen. Seine anfänglichen Erfolge gegen schwache österreichisch-ungarische Grenzschutztruppen verwandelten sich sehr bald in einen Stillstand seiner Operationen, dem durch die Gefechte von Hermannstadt und Kronstadt veranlasst, der Rückzug in die Walachei folgte. Falkenhayn brach in die Walachei ein, während Arz und Kövess Siebenbürgen gegen russische Entlastungsversuche von der Moldau her deckten. Eine Armee Mackensens überschritt die Donau. In den ersten Tagen des Dezember fiel Bukarest. Rumänien hat über 50 Prozent seines Heeres verloren. Russische Hilfe, wenn je ernsthaft gewollt, was zweifelhaft erscheint, kam zu spät. Und immer weiter geht es vorwärts.

Der gleiche überlegene Wille zeigt sich auch im Inland. Hindenburgs Programm bereitet sich vor. Ganz Deutschland wird zum Hilfsdienst herangezogen und leistet freudig dem Rufe Folge. Und nun brachte der letzte Monat des Jahres das deutsche Friedensangebot. Erst das, was Hindenburg, wenn der Feind ablehnt, im Jahre 1917 tun wird, kann der Welt beweisen, dass dies Friedensangebot aus dem Bewusstsein deutscher Stärke entstanden ist. Und mit diesem sicheren Bewusstsein mag Deutschland in das neue Jahr hinübergehen, Hindenburg wird die Feinde schlagen, so wie er bisher jeden Feind geschlagen hat, mit dem er zu tun hatte. Wenn auch der Friede, den jeder fühlende Mensch herbeisehnt, nicht kommt, er ist eine menschliche Forderung Deutschlands, keine militärische Notwendigkeit für unser Heer oder Volk. Kommt er heute nicht, so kommt er später, gestützt auf Hindenburgs Schwert.

Franz Carl Endres in der Frkf. Ztg.

Der Seekrieg im Jahre 1916.

Das Hauptereignis des Seekrieges im Jahre 1916 war die Seeschlacht vor dem Skagerrak, die grösste Seeschlacht, die die Welt bisher sah. Bei zahlreichen Vorstössen unserer Flotte, teilweise bis unter die englische Küste, war es bis auf das Seegefecht am 24. Januar 1915 zu keiner Berührung mit dem Gegner gekommen; dieser zog es vielmehr vor, sich vor unseren Tauchbooten und Minen in den sicheren Buchten Schottlands und der Orkney-Inseln zu bergen. Erst am 31. Mai d. J. gelang es unserer Flotte, auf einer Erkundungsfahrt nach 22monatigem Warten den Gegner endlich zum Kampf zu stellen und zu schlagen. Verlauf und Ergebnis der Schlacht sind bekannt: trotz ihrer Ueberlegenheit — sie betrug allein an Grosskampfschiffen fast das Doppelte, an Breitseitgewicht mehr als das Dreifache — verloren die Engländer rund 170,000 Tonnen, darunter vier Grosskampfschiffe, wir dagegen nur rund 60,000 Tonnen, darunter ein Grosskampfschiff, S. M. S. „Lützow", das erst nach der Schlacht von der Mannschaft verlassen und von uns gesprengt wurde. Wohl versuchte die englische Regierung nach Tagen der Bestürzung und Verlegenheit diese Niederlage in einen Sieg umzulügen. Wie vergeblich aber diese Bemühungen waren, zeigt am besten die Tatsache, dass die Kritik über die englische Flotte seit dem 31. Mai nicht mehr verstummt ist; ihr wurden Mangel an Vorbereitung, durch die deutsche Flotte aufgezwungene defensive Taktik vorgeworfen. Dies alles hat jedoch den Gegner nicht veranlasst, sich zu zeigen, trotzdem ihm unsere Flotte mehrfach Gelegenheit zum Schlagen bot.

Unsere Tauchboote waren weiter emsig tätig, beschossen sogar mehrfach feindliche Häfen und räumten im Verein mit Minen weiter unter den Beständen unserer Gegner auf, so dass die Gesamtverluste unserer Feinde bis jetzt 192 Kriegsschiffe mit 744,600 Tonnen betragen. Das ist mehr als der Gesamtbestand der französischen Flotte zu Beginn des Krieges. England im besonderen büsste ein Viertel seiner Flotte, gerechnet nach dem Bestand zu Beginn des Krieges, ein.

Schwerer als alle anderen Kriegsschäden empfinden die Gegner den Kreuzerkrieg unserer Tauchboote. In der Nordsee, im Atlantik, vom Eismeer bis zu den Kanarischen Inseln, bis zur amerikanischen Küste, fern von jeglichen Stützpunkten, im Mittelmeer und im Schwarzen Meer sind sie an der Arbeit. Mit allen Mitteln versuchte der Gegner sich die von ihm „Wasserpest" genannte, immer stärker werdende Gefahr vom Leibe zu halten. Es hat ihm nichts genützt. Die Schwierigkeiten in der Nahrungsmittelzufuhr werden immer drohender. England, das uns durch Aushungerung auf die Knie zwingen wollte, treibt nun selbst mitsamt seinen Verbündeten in einen täglich sich steigernden Nahrungsmittelmangel und in schwere Wirtschaftskrisen hinein. Besonders schwer empfindet das auf seine unbestrittene Seeherrschaft so stolze England die

Wirkung unserer Waffe. Die Vorwürfe über die Schlappheit der Regierung und den Mangel an Organisation der Handelsschiffahrt steigern sich von Tag zu Tag. Aber fast noch mehr leiden die übrigen Gegner unter der Tätigkeit der deutschen Tauchboote. Das geduldig für England verblutende Frankreich hat, da wir den grössten Teil seines Kohlengebiets besetzt haben, jetzt ausser mit der Lebensmittelteuerung mit einer Kohlennot zu kämpfen, so dass grosse Städte ihre Gaswerke, Fabriken ihre Betriebe stillegen mussten. Noch grösser ist die Wirkung auf Italien, wo jetzt die Tonne Kohle fast 300 Mark kostet und nur noch auf den Hauptstrecken die notwendigsten Züge verkehren können.

Hatten schon die Tauchboote einen grossen Anteil an dem Scheitern der Dardanellenunternehmung im Januar dieses Jahres, so haben sie nicht minder auf den Zufahrtsstrassen nach Saloniki gewirkt. Zahlreiche Truppen-, Munitions- und Kriegsmaterialtransporte, fast unersetzliche Werte darstellend, gingen in die Tiefe und haben schon manche Stimme nach Aufgabe des Unternehmens laut werden lassen. Besonders erfolgreich waren die U-Boote bei der Sperre der russischen Zufuhr im Nördlichen Eismeer, wo die Versenkung einer Anzahl vollbeladener Munitionsschiffe im Verein mit der katastrophalen Explosion in Archangelsk von den schwersten Folgen für unsere Gegner an der Ostfront waren.

Die Gesamtverluste unserer Feinde an Handelsschiffen durch kriegerische Ereignisse betragen bisher rund 3,800,000 Bruttoregistertonnen. Das ist etwa gleich dem Bestand der französischen und italienischen Handelsflotte zu Beginn des Krieges. Der Wert der versenkten Schiffe einschliesslich Ladung ist mit mindestens 2.5 Milliarden Mark zu veranschlagen.

Als eine England immer bedrohlicher werdende Nachbarschaft haben sich unsere flandrischen Seestreitkräfte erwiesen. Zahlreiche Vorstösse in den Kanal, in die Themsemündung, Kaperungen von mit Proviant beladenen Schiffen haben die Engländer stark beunruhigt und nicht zum geringsten dazu beigetragen, das Ansehen ihrer Flotte zu untergraben. Nicht weniger Beunruhigung rief die Tätigkeit unserer Marineluftschiffe hervor, die in diesem Jahre 17 Angriffe auf England, davon 6 auf London, machten und die Engländer zwangen, zahlreiche Kanonen, Munition, Flugzeuge sowie Tausende von Soldaten in ihrem Lande zur Abwehr zurück zu behalten.

Alles in allem hat unsere Flotte im zu Ende gehenden Jahre Erfolge errungen, die denen unserer Landheere würdig an die Seite treten. Der kühne Unternehmungsgeist, von dem wir unsere Seeleute beseelt wussten, hat sich bewährt, wofür nicht zuletzt auch die hervorragenden Einzelleistungen — es sei nur an die Fahrten der „Möve" erinnert — Zeugnis sind. Stolz und Vertrauen des deutschen Volkes begleiten die Flotte ins neue Jahr, zu neuen Aufgaben, zu neuem Ruhm.

Joffre Marschall von Frankreich.

Havas teilt mit: Die Regierung der Republik hat in Anerkennung der ausgezeichneten Dienste, die General Joffre dem Vaterlande geleistet hat, beschlossen, den General durch einen Erlass, der binnen kurzem den Kammern zur Vollziehung vorgelegt werden soll, zur Würde eines Marschalls von Frankreich zu erheben.

Seit dem 1895 gestorbenen Marschall Canrobert war die höchste militärische Rangstufe in Frankreich nicht mehr vertreten. Sie kann nach dem Gesetz vom 4. August 1839 nur Generalen verliehen werden, die eine Armee oder ein Korps vor dem Feinde befehligt haben. Die Republik hat sie keinem der Führer in den Kolonial-Kriegen gewährt, schon weil das Misstrauen gegen den Einfluss eines so hochgestellten Soldaten zu gross war. Der höchste Dienstgrad blieb der général de division. Das Amt des Marschalls geht im französischen Heere bis in die Tage Philipp Augusts zurück; unter Ludwig XIV. gab es bis zu 20 Marschälle. Die Revolution beseitigte die Würde, die Napoleon I. wieder herstellte.

Vom südoestlichen Kriegsschauplatz.

Einen neuen grossen Waffengang in der Walachei melden die Berichte vom 26. und 27. Dez. Es handelt sich um Kämpfe in der grosswalachischen Ebene und am Rand des Gebirges südlich Rimnikul-Sarat (liegt etwa 30 km nördlich des Buzeuflusses an der grossen Bahnlinie, die von Bukarest am Rande der Karpathen entlang nach der Bukowina führt). Wieder wirken die 9. und die Donauarmee zusammen. Die 9. Armee hat in 5 tägigem Ringen die starken aus mehreren verdrahteten Linien bestehenden, zäh verteidigten Stellungen der Russen an mehreren Punkten durchbrochen. Südwestlich von Rimnikul-Sarat sind sie in einer Breite von 17 km völlig genommen. Auch die Donau-Armee brach durch Wegnahme stark verschanzter Dörfer in die Front des Feindes ein und zwang ihn zum Zurückgehen in weiter nördlich vorbereitete Stellungen. Zu diesen Dörfern gehört wohl das Dorf Filipesti am Buzeu, das nach dem Bericht vom 26. oft bewährte deutsche Divisionen mit zugeteilten österreich-ungarischen Bataillon. trotz zäh. Verteidigung erstürmt haben. Die Kämpfe waren erbittert. Der Erfolg ist der Tatkraft der Führung und vollster Hingabe der Truppen zu danken. Die blutigen Verluste des Gegners sind sehr gross. Er liess ausserdem seit dem 22. Dezember insgesamt 7000 Gefangene, 27 Maschinengewehre und 2 Minenwerfer in der Hand der Armee. Die Gefangenenzahl bei der Donau-Armee beträgt über 1300. — In der Dobrudschasind im Angriff auf den Brückenkopf von Macin Fortschritte erzielt. — Luftschiffe und Fliegergeschwader wirkten mit Erfolg im Rücken des Feindes gegen wichtige Bahn- und Hafenanlagen.

Für die Armee-Zeitung gezeichnet von Musketier Seegert.



Truppen-Waldlager vor Verdun im Juni 1916.

Der 28. Dezember brachte der 9. Armee des Generals der Infanterie von Falkenhayn den vollen Sieg in der Schlacht bei Rimnikul Sarat über die zur Verteidigung Rumäniens herangeführten Russen. Der am 26. 12. geworfene Feind suchte durch Gegenstoss starker Massen den verlorenen Boden zurückzugewinnen. Die Angriffe scheiterten. Preussische und bayerische Infanterie-Divisionen stiessen dem zurückflutenden Feinde nach, überrannten seine in der Nacht neu angelegten Stellungen und drangen über Rimnikul-Sarat hinaus vor. Gleichzeitig durchbrachen weiter südöstlich deutsche und österreichisch-ungarische Truppen die stark verschanzten Linien der Russen, wehrten auch hier heftige, gegen die Flanke geführte Gegenangriffe ab und kamen kämpfend in nordöstlicher Richtung vorwärts. Wieder erlitt der Gegner bei seiner Niederlage schwere blutige Verluste. An Gefangenen wurden gestern **3000 Mann**, an Beute **22 Maschinengewehre** eingebracht. Die Zahl der von der 9. Armee in den Kämpfen bei Rimnikul-Sarat gemachten Gefangenen beträgt im ganzen **10220 Russen**. Bei der Donau-Armee fanden gestern nur Teilkämpfe statt. In der Dobrudscha gelang es bulgarischen und osmanischen Truppen die Russen aus befestigten Höhenstellungen östlich von Macin zu werfen.

Die Antwort auf Wilsons Note.

Berlin, 26. Dez. (Amtlich). Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts hat heute dem Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika in Beantwortung des Schreibens vom 21. d. M. folgende Note übergeben:

„Die Kaiserliche Regierung hat die hochherzige Anregung des Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Grundlagen für die Herstellung eines dauernden Friedens zu schaffen, in dem freundschaftlichen Geist aufgenommen und

erwogen, der in der Mitteilung des Herrn Präsidenten zum Ausdruck kommt. Der Herr Präsident zeigt das Ziel, das ihm am Herzen liegt, und lässt die Wahl des Weges offen. Der Kaiserlichen Regierung erscheint ein unmittelbarer Gedankenaustausch als der geeignetste Weg, um zu dem gewünschten Ergebnis zu gelangen. Sie beehrt sich daher im Sinne ihrer Erklärung vom 12. d. M., die zu Friedensverhandlungen die Hand bot, den alsbaldigen Zusammentritt von Delegierten der kriegführenden Staaten an einem neutralen Orte vorzuschlagen. Auch die Kaiserliche Regierung ist der Ansicht, dass das grosse Werk der Verhütung künftiger Kriege erst nach Beendigung des gegenwärtigen Völkerringens in Angriff genommen werden kann. Sie wird, wenn dieser Zeitpunkt gekommen ist, mit Freuden bereit sein, zusammen mit den Vereinigten Staaten von Amerika an dieser erhabenen Aufgabe mitzuarbeiten."

Gleichzeitig haben auch die österr.-ungarische und die türkische Regierung ihre im wesentlichen gleichlautenden Antworten den bei ihnen beglaubigten diplomatischen Vertretern Amerikas übergeben. Diese Raschheit wirkt erfreulich.

Was werden unsre Gegner tun? Was Frankreich angeht, someldete der „Petit Parisien" vom 23.: Der Kammerausschuss für auswärtige Angelegenheiten prüfte die Note Wilsons und ernannte eine Abordnung, die sich zum Ministerpräsidenten begeben wird, um ihn aufzufordern, auf die Note nicht zu antworten.

Am gleichen Tage hat Frankreichs erste Kammer (der Senat) der Regierung ihr Vertrauen mit 194 gegen 60 Stimmen ausgesprochen und folgende Tagesordnung angenommen:

Der Senat versichert, dass Frankreich mit einem Feinde, der sein Gebiet besetzt hält, nicht Frieden schliessen kann.

Für die Armee-Zeitung gezeichnet von Grenadier Peest.



Nachtstimmung an der Somme: Leuchtkugel beim Verenden auf der Erde.

Es ist entschlossen, den Krieg, der Frankreich aufgenötigt worden ist, zu einem siegreichen Ende zu bringen, das würdig ist der Heldenmütigkeit der französischen Soldaten, deren unsterblichem Ruhm der Senat von neuem seinen Gruss sendet. Der Senat nimmt von den Erklärungen der Regierung Kenntnis, gewährt ihr Vertrauen, damit sie im Einverständnis mit den grossen Kommissionen und unter der Kontrolle des Parlaments die energischsten Massregeln ergreife, sei es, um Frankreichs materielle Ueberlegenheit über den Feind sicherzustellen, sei es, um unter einer einheitlichen und tätigen Leitung die Gesamtheit der Anstrengungen der Armee und des Landes zu organisieren, sei es, um im Auslande mit Klugheit und Festigkeit die Würde und das Prestige Frankreichs zu verteidigen, und geht zur Tagesordnung über.

Was die Neutralen betrifft, so hört man von der Schweizer Grenze, Schweden sei ähnlich wie die Schweiz der Wilsonschen Note schon beigetreten, ein gleicher Schritt Norwegens und Dänemarks stehe bevor, Brasilien sei von Washington aus zum Anschluss eingeladen worden,

Von der neutralen Presse hat die der Schweiz den Schritt Wilsons am wärmsten begrüsst. Die der nordischen Staaten äusserte sich viel zurückhaltender mit einigen Ausnahmen. Was der Kopenhagener Sozialdemokraten bei diesem Anlass den Engländern ins Stammbuch schreibt, ist so erquickend, dass wir es unsern Lesern nicht vorenthalten können:

„Wenn England als führende Macht der Entente nun beide entgegengestreckten Hände Deutschlands und Wilsons zurückweist, so wird von dem Idealismus, mit dem England sich seit Kriegsausbruch umgibt, im Urteil der neutralen Staaten viel verschwinden und die Ueberzeugung sich festigen, dass England durch die Grey-Eduardsche Einkreisungspolitik systematisch den Krieg mit Deutschland um die Weltherrschaft vorbereitet hat. Wie England im Lauf der Jahrhunderte jedesmal Portugal, Spanien, Holland, Frankreich niederschlug, wenn diese Länder zu gefährlichen Konkurrenten sich empor schwangen, wie England stets bemüht war, den Norden uneinig und schwach zu halten durch den Ueberfall auf Dänemark 1807/14, durch Begünstigung der Trennung Norwegens von Schweden 1905, wie England rücksichtslos Indien niederzwang, Aegypten annektierte, mit China Krieg führte, um das Recht der freien Opiumeinfuhr aufzurichten zur Vergiftung des Chinesenvolks, wie es die freie Burenrepublik mit den rücksichtslosesten Mitteln eroberte, so will England nun auch Deutschland niederschlagen, nicht den deutschen Militarismus, denn diesen eignet sich gerade das England des Lloyd George als neues Mittel im Kampfe um die Weltherrschaft an, sondern das deutsche Reich und die deutsche Nation mit ihren „gefahrdrohenden" Eigenschaften, wie Fleiss, Tüchtigkeit und Organisationstalent."

D.....czik.

Von Dr. Diedrichs aus Brilon.

** Unser Freund D. war ein grosses, breitschultriges Menschenkind mit einer Männerbrust, daraus unser Herrgott getrost deren zwei hätte schnitzen können.

Mutter Natur hatte ihn mit bärenmässigen Körperkräften ausgestattet. Nach seinem Körperbau war er ein Kerl, der, wie man so sagt, wohl Eichbäume hätte ausreiss. können. Wie es mit seinen Geisteskräften aussah, nun, das ist ja piepe; im Kriege hat danach niemand zu fragen; das ist fast strafbar. Dass ihm im Unterkiefer ein Schneidezahn fehlte, tat seiner natürlichen Schönheit keinen Abbruch. Im Gegenteil, durch diese Oeffnung lief nutrimentum spiritus nur schneller und schnellstens ab. Gleich in den ersten Tagen, als ich von der 4. zur 1. versetzt war, hörte ich von diesem non plus ultra aller weingeistigen Kapizitäten. Ob er nun unglücklicher Besitzer von Sorgen war, das weiss ich nicht, jedenfalls hatte er eine glückliche Religion:

„Von des Lebens Gütern allen, ist Likör das höchste noch,
Ist das Gläschen hingefallen, trinke aus der Pulle doch!"

Den Mann musste ich kennen lernen. Flugs bestellte ich ihn unter irgend einem Vorwande her zu mir und fragte ihn dann ganz unvermittelt, ob er auch Schnaps möge. Das breite Gesicht strahlte förmlich wie ein Vollmond ob dieser für ihn süss wie eine Aeolsharfe klingenden Frage. „Härr Feldwebel, hast Du?" Kam's prompt zurück. Natürlich hatte der. Dass ein für einen hohlen Zahn bemessenes Quantum bei diesem Heldensohne nicht ausreichen würde, empfand ich mit feinem Instinkte und füllte ihm daher ein Weinglas mit Kognak. In einem Zuge war's geleert. Donnerwetter, hat der 'nen Schluck am Leibe, dachte ich ob dieser Leistung. Er reichte mir das leere Glas zurück, sah mich fragend an und sprach nur die zwei inhaltsreichen Worte: „Noch einen". Dieser kindlich frommen Bitte konnte ich mein Ohr nicht verschliessen. Den zweiten Schnabus ereilte gedankenschnell das Schicksal seines Vorgängers. Ich war starr ob dieser Sorgenbrecherei und tat den begehrlich-gefährlichen Flascheninhalt etwas weiter weg. Eine Zigarre versöhnte D. mit meinem unkameradschaftlichen Verhalten. Er erzählte mir nun: er sei Bergmann, und bei der Arbeit müsse er viel Kohlenstaub schlucken. Natürlich müsse dieser aus gesundheitlichen Gründen beseitigt werden, und das mache man am besten durch Fortspülen mit „Kognaki". Im Zivil lasse er wohl tagtäglich für 1—2 Mk. an die Latte kreiden. Als ich ihn entliess, verabschiedete er sich militärisch kurz mit den Worten: „Dem warr gutt." — In Bezug auf den biederen Alkohol

war D. niemals ein Kostverächter, ich glaube er hätte Haarwasser getrunken. Hatte er keinen „Kognaki", dann trat er vorübergehend in eine Art Mässigkeitsverein ein und begnügte sich zur Not mit Brennspiritus. Im Frühling 1915 wurden an „gewissen Orten" Flaschen mit Alkohol aufgestellt zum Waschen der Hände. Aber, oh Schrecken! Schon bald fand man jeden Morgen die noch abends frisch gefüllte Flasche leer bis zur Nagelprobe vor. D. hatte den Inhalt untersucht und, um den Trunk, dem Suff und der Völlerei seiner Kameraden nicht Vorschub zu leisten, ihn in seinen eigenen Magen geschüttet. Seinen Mässigkeitsbestrebungen anderen gegenüber konnte man nur entgegentreten durch Färben und Verdünnen des Waschalkohols, hinzu trat ein Etiquett mit der gefahrdrohenden Aufschrift: „Gift".

Seine Heimat und Abstammung verleugnete er nicht, sondern hielt sie jederzeit hoch. Missbilligend, als ob er soeben Wasser hätte trinken müssen, meinte er eines Tages: „Dem Krause, verfluchtes, schreibt polnisches Briff mit daitsches Buchstaben." Hakatist war er anscheinend also noch nicht.

Und Menschenkenntnis hatte er, der gute D. Als er eines Tages im Schweisse seines Angesichts schanzte, und darin tat's ihm kaum einer gleich, ging just ein Jägeroffizier vorbei, dessen Aeusseres, vor allem das Bäuchlein, das hochrote Gesicht mit einer kupferfarbigen Nase ihm auffiel. „Ist sich mindestens polnischer Graff!" meinte er kurz, bündig und vielsagend.

Im übrigen war D. ein Gemütsmensch. Als er einst zum Kompagnieführer gerufen war, fragte ihn dieser nach Erledigung der dienstlichen Angelegenheit, teilnahmsvoll nach seinen Zivilverhältnissen, und dabei entspann sich folgendes Zwiegespräch: „Nun D., wie geht's zu Haus? wie geht's der Frau?"

„Gutt, Härr Laitnant."

„Sie sind doch verheiratet, nicht wahr?"

„Nein, Härr Laitnant."

„Was, Sie sind nicht verheiratet und haben doch eine Frau? Wie heisst sie denn?"

„Helene, Härr Laitnant."

„Und wie weiter?"

„Haisst auch D. Härr Laitnant."

„Haben Sie Kinder?"

„Einem, is zwei Wochen alt."

„Schicken Sie auch Geld nach Haus?"

„Nein, hat gesagt, brauch nich, hat selbst."

„Nun, denken Sie mal, so etwas kostet doch Geld, da müssen Sie doch wenigstens etwas zur Unterstützung nach Hause schicken. Wieviel Geld haben Sie denn noch im Besitz?"

D. pakte nun ein Taschentuch aus und zählte 24 Mk. auf den Tisch des Hauses. Der Kompagnieführer meinte dann höchst menschenfreundlich:

„Nun, da sehen Sie mal, was für ein reicher Mann der D. doch ist. Geben Sie mir mal 22 Mk., 2 behalten Sie für sich, und ich lege 3 Mk. zu, dann macht's gerade 25 Mk., die schicken wir dann an Frau Helene, nicht wahr? Sie sind doch einverstanden?"

„Jawohl. Härr Laitnant", klang's gepresst und gleichzeitig machte er Miene, den ganzen schnöden Mammon wieder einzustreichen. Das aber hatte der „Härr Laitnant" vorausgesehen, schon hatte er eine Postanweisung zur Hand genommen und fertig geschrieben. Anderen Tags war's Geld schon unterwegs. Als D. tief geknickt den Unterstand verliess, meinte er: „Ich nich wieder auf Härr Laitnant." — Als letzterer ihn nach einigen Wochen fragte, ob das Geld angekommen sei und wie es dem jungen Erdenbürger gehe, erhielt er zur Antwort: „Is gekommen, aber Junge is tot. Wenn Kind klein und wird krank, geht Kind kaputt." —

Schon bald wurde der gute Martin D. von unserem Regiment versetzt, und nichts hat man wieder von ihm gehört. Wo mag er heute wohl stecken? wie mag's ihm ergehen? und wie mögen bei ihm jetzt wohl die alkoholischen Gelüste befriedigt werden in dieser so schnapsarmen Zeit?

Caub.

(Neujahrsnacht 1813/1814).

Nach der Schlacht bei Leipzig und nach Napoleons Flucht über den Rhein hatten die Patrioten in Deutschland erwartet, dass man in raschem Zuge dem geschlagenen Kaiser nachsetzen und das linke Rheinufer befreien werde. Statt dessen verlor man die kostbarste Zeit und erregte in allen nachdenklichen Männern das Gefühl, dass das Blut der auf dem Schlachtfelde Gefallenen zum grossen Teil umsonst geflossen war und dass schwere neue Kämpfe folgen müssten um die Zeitversäumnis nachzuholen Das Unglück aller Koalitionskriege, die Uneinigkeit in der Leitung, machte sich gerade damals besonders störend bemerkbar. Derjenige, der die Leitung des Krieges hemmend beeinflusste war Metternich, dem nichts daran lag, Napoleon zu vernichten und aus dem zertrümmerten Deutschland ein neues Reich erstehen zu lassen. Der Freiherr vom Stein, der mehr als je die Seele der vorwärtsdrängenden für Deutschland besorgten Partei war, wollte den Feldzug über den Rhein tragen und fand sich hierbei vom Zar Alexander unterstützt. Aber viel Zeit ging verloren. Vollez weiMonate legten die Friedensverhandlungen in Frankfurt a.M., die bald nach der Schlacht von Hanau sich angeknüpft, die Offensive brach. Die Truppen ermüdeten in dem ewig gleichbleibenden eintönigen Vorpostendienste am Rhein. Das Herzogtum Nassau hatte die Hauptlasten der Einquartierung der Blücher'schen Armee zu tragen, nachdem es schon vorher arg unter den sich zurückziehenden Franzosen gelitten hatte. Plündernde Kosaken nahmen der Bevölkerung alles und jedes weg und strenge Befehle mussten erlassen werden, um die Einwohner vor überflüssigen Requisitionen zu schützen und die regelmässige Verpflegung der Truppen sicher zu stellen. Mit unnötiger Milde war man gegen den rheinbündlerischen Souverän von Nassau vorgegangen. Anstatt dieses Land, wie es wohl zunächst Stein beabsichtigt hatte, unmittelbar unter die Zentralgewalt der eroberten Länder zu stellen, beliess man den Fürsten in seiner Herrschaft und erlaubte nicht einmal die gehörige Ausnutzung der in reichem Masse vorhandenen Bekleidungsbestände zur Equipierung der preussischen Truppen. Mancher Zusammenstoss wird berichtet, den der hartköpfige General York mit widersetzlichen Nassauern hatte und kurz und treffend war die Antwort, die er einem bestürzten Kammerherrn des Ländchens auf die Frage gab, ob er denn seinen gnädigsten Herrn absetzen wolle: „Mein Herr Kammerherr, noch habe ich keinen Befehl dazu". Endlich aber kam der langersehnte Befehl zum Vormarsch über den Rhein. Deutschlands Fluss sollte er nun wieder werden, der lange Zeit hindurch nur Deutschlands Grenze gewesen war. Blücher hielt die Befehle, die er zum Uebergang erhalten hatte, streng geheim, und führte durch Ausgabe falscher Informationen die in grosser Zahl vorhandenen Spione irre. Denn unnötiges Blutvergiessen wollte er vermeiden und dies hätte unter allen Umständen geschehen müssen, falls die französischen Garnisonen des linken Rheinufers von dem Plane Kenntnis gehabt hätten und der Uebergang unter dem Regen der feindlichen Geschosse hätte ins Werk gesetzt werden müssen. Das Städtchen Caub war dazu ausersehen worden, als Brückenkopf für den Uebergang zu dienen. Denn die in der Mitte des Flusses befindliche Pfalz musste den Bau der Pontonbrücke wesentlich erleichtern. Und wir Nachlebenden empfinden es als eigenartiges Zusammenklingen historischer Begebenheiten, dass diese alte Burg aus vergangenen Tagen, die schon so manches Stück deutscher Geschichte gesehen hatte, nun eins der denkwürdigsten Ereignisse in lebendiger Anteilnahme miterleben durfte. Manche Sage hat sich um die Dezembertage des Jahres 1813 im Laufe der Zeiten gebildet. In Caub selbst ist ein Kampf unter den Bewohnern über die Frage entstanden, in welchem Haus der Generalfeldmarschall Fürst Blücher gewohnt haben mag. Heute weiss man, dass es das Haus des Amtmannes von Häuser gewesen ist, von dessen Fenstern aus er den Rheinübergang verfolgen konnte. Fürst Blücher war eine zu schlichte Natur, als dass ihm in jener kalten Dezembernacht des Sylvestertages all das zum Bewusstsein kommen konnte, was man in Deutschland empfand, als man hörte, dass es nun wirklich über den Rhein gehe. York hatte für den Uebergang einen ausführlichen Plan entworfen und festgestellt, in welcher Reihenfolge die einzelnen Truppenabteilungen den Rhein überschreiten sollten. Am rechten Ufer liess er mehrere Batterien auffahren, um die Möglichkeit zu haben, die gegenüber liegende Seite bestreichen zu können. Um 10 Uhr abends begann General Hühnerbein mit der Ausführung der ihm übertragenen Dispositionen. Gegen 12 Uhr war die Aufstellung derjenigen Truppen, die zuerst den Rhein überschreiten sollten, erledigt. Um dieselbe Zeit traf der Generalfeldmarschall Fürst Blücher bei den Truppen ein und wurde von ihnen mit einem fröhlichen Prosit Neujahr begrüsst, obwohl ihnen vorher die strengste Ruhe anbefohlen worden war. Blücher ritt sogleich an die Stelle, die zum Uebergang ausersehen war. Pünktlich trafen die russischen Pontons ein, die weiter hinten im Lande gefertigt worden waren und während man die ersten von ihnen im Strome zu verankern begann, brachten die Schiffer alle verfügbaren Kähne herbei, um die Vorhut der Armee hinüberzusetzen. Man hatte das Gefühl, dass trotz des unvermeidlicheren regeren Lebens bei Caub und der stärkeren Beleuchtung der Feind am gegenüberliegenden Ufer nichts von dem merkte, was ins Werk gesetzt wurde. Der Rhein war eisfrei. Es war eine sternenhelle klare Winternacht. Gegen ½3 des Morgens bestieg Graf Brandenburg mit preussischen Füsilieren die Kähne, um ans andere Ufer zu fahren. Eine bange Viertelstunde verlebten die am Ufer Harrenden bis zur

Landung der Truppen. Dann merkte man an dem freudigen instruktionswidrigen Hurrarufen der Soldaten, dass die Kähne wohl an der verabredeten Stelle unterhalb des Zollhauses, das von einer französischen Wache besetzt war, gelandet war. Der Feind wurde aufgeschreckt, einige Schüsse fielen und ein Infanteriegefecht entwickelte sich, das gegen Morgen etwas lebhafter wurde, als die Franzosen aus Bacharach einigen Zuzug erhielten. Lange jedoch konnte der Widerstand nicht dauern, und die Kämpfe des Neujahrstages endigten mit der Besetzung jener Stadt, sowie des in der Nähe gelegenen Oberwesels. Somit hatten preussische Truppen am linken Ufer des Stromes wieder Fuss gefasst und Ernst Moritz Arndts Wort vom deutschen Rhein in Wirklichkeit umgesetzt. 20 Jahre lang hatten die Bewohner dieser Landstriche unter fremder Herrschaft geseufzt und erst der Neujahrsmorgen des Jahres 1814 verknüpfte sie wieder mit den deutschen Stammesbrüdern vom anderen Ufer. Die Stimmung der Bevölkerung gegenüber den Befreiern war eine durchaus gute und Jubel begrüsste die Soldaten auf dem Lande und in der Stadt. Den ersten Booten mit den Brandenburgischen Füsilieren waren unablässig andere gefolgt und während auf Kähnen die Infanterie zweier Brigaden übergesetzt wurde, folgten auf grösseren Fähren zwei Eskadrons Leibhusaren und zwei Geschütze reitende Artillerie. Das Gros des Heeres konnte aber natürlich nicht auf diese Weise den Strom überschreiten. Unablässig arbeitete man an der Vollendung der Brücke. Sie war bis 4 Uhr nachmittags bis zur Pfalz in der Mitte des Stromes fertiggestellt und von da aus bis zum linken Ufer schon soweit im Bau, dass nur noch eine geringe Anzahl von Pontons bis zum jenseitigen Ufer fehlten. Schon erwarteten die Truppen mit Spannung das Signal zum Vorrücken über die Brücke, als plötzlich die Verankerung der äusseren Pontons sich löste und diese in den Strom hinabgetrieben wurden. So musste die Arbeit von der Pfalz aus noch einmal wieder aufgenommen werden und für den 1. Januar war die Uebersetzung des Heeres unmöglich gemacht. Die Schuld an dem Vorkommnis wurde von preussischer Seite den Russen mit der Begründung zugeschoben, dass deren Baumeister es verabsäumt hatten, die zur Verfügung gestellten schweren Rheinanker zu benutzen. Noch am dritten Januar hatte Blücher den Aerger hierüber nicht verwunden und er schrieb an Hardenberg: „Bis hir bin ich gekomen erger habe ich genug gehabt, weill die brücke so ich bey Caub schlagen liss zum teuffell ging, wodurch ich einen gantzen Tag uf gehalten wurde." Inzwischen wurde unablässig an der Wiederherstellung der Brücke gearbeitet und es gelang, sie bis um 9 Uhr morgens des nächsten Tages zu vollenden. Von diesem Zeitpunkt an konnten also die Truppen, die sich in grosser Anzahl in und um Caub gesammelt hatten, den Rhein überschreiten. Nun ging alles seinen geregelten Gang. Schon am 3. Januar hatten die Preussen ihre Abteilungen übergesetzt und von da an folgten bis zum 5. russische Heeresteile. Dann kam das was jedem Heere nachzuziehen pflegte: Gepäckwagen, Kranke, Nachzügler und zwar in solch grosser Menge, dass der Amtsvorstand von Caub um ein Gendarmeriekommando bitten musste. Die in rascher Arbeit vollendete Brücke zeigte sich auf die Dauer nicht haltbar und musste durch eine fliegende Brücke ersetzt werden. Die Ortschaften um Caub hatten in diesen Tagen unter ganz gewaltiger Einquartierung zu leiden gehabt, denn 60000 Menschen überschritten den Rhein. Es muss hervorgehoben werden, dass die Truppen in kalten Wintertagen durch unaufhörliche Biwaks arg geschwächt wurden, dabei aber Ordnungssinn und Disziplin bewiesen. Wenn die Einwohner von Caub auch klagten, dass die Weinbergspfähle und zu gleicher Zeit Weinstöcke zum Feuern verwendet wurden, so muss man das mit der schneidenden Kälte der Wintertage entschuldigen. Die Gefühle, die Fürst Blücher bewegten, als er den Rhein überschritt, äusserte er in seiner schlichten Weise in einigen Zeilen an seine Frau: „der frühe neujahrsmorgen wahr vor mich erfreulig da ich den Stoltzen Rein Passirte, die uffer ertöhnten vor Freudengeschrey, und meine braven Truppen Empfingen mich mit Jubel, der widerstandt des Feindes wahr nicht bedeuttendt, ich schlisse nun die Festung Mainz völlig ein, führ meine Person gehe ich mit der Armee gleich vorwärts . . . der lehrm von meine braven Cameratten ist so gross dass ich mich verbergen muss damit alles zur Ruhe komt; die jenseittigen deutschen bewohner Empfangen uns mit Freudenthränen . . ."

Dr. Willy Cohn, z. Zt. im Felde.

Die Leistung der Kriegsgefangenen.

Nach einer Darstellung von „Russkoje Slowo" wird in Russland jetzt gar nicht mehr über den Wert der Gefangenenarbeit gestritten. Sie bewährt sich durchweg auf der ganzen Linie, selbst auf den Steppenwirtschaften, wo man anfangs gar keine Kriegsgefangenen zur Arbeit nehmen wollte. Jetzt wird überall zugegeben, dass die Oesterreicher und die Deutschen mehr oder weniger vom Geiste ihrer geschulten und systematischen Arbeit und von ihrem Ordnungssinn ins russische Volk hineingetragen. Mitunter kommt allerdings der unrechte Mann an den unrechten Platz, aber seine Kultur setzt sich trotzdem zum Nutzen des Arbeitgebers durch. In russischen Gärtnereien brachten Kriegsgefangene wundervolle Blumen und prächtiges Gemüse zur Blüte durch eine kundige und äusserst sorgfältige Pflege. Ein Barbier, der sich auf einem ländlichen Gehöfte garnicht einzuarbeiten vermochte, kam auf den Gedanken, die vernachlässigten Viehställe zu reinigen, schuf eine ungekannte Ordnung und Sauberkeit in der Wirtschaft und sorgte sodann noch für eine angemessene Verwendung kostbarer Dünger. An mehreren Orten ist österreichischen bezw. tchechischen Kriegsgefangenen die Bildung von Musikkapellen zu danken, die jetzt in Dörfern freudig begrüsst werden. Ueberdies lernen die Bauern von den Kriegsgefangenen, die bei ihnen arbeiten, manch wertvolle Dinge, z. B. wie man besser dreschen, das Korn bergen, das Vieh versorgen, das Geflügel füttern kann usw. Es kommen auch nicht selten Fälle vor, da die Bauern von den Kriegsgefangenen in Geschichte und Geographie und in anderen Elementarwissenschaften unterrichtet werden.

Wochenplauderei.

** Prosit Neujahr! liebe Freunde,
Jetzt geht es von vorne los.
Heisst das neue Jahr willkommen
Und dem alten gebt 'nen Stoss.
Das Jahr Neunzehnhundertsiebzehn
Bringt uns noch recht viele Freud,
Unter anderm auch den Frieden,
Denn er ist jetzt nicht mehr weit.
Also greifet zu der Pulle,
Hochverehrte Kriegerschar,
Schluckt sie aus bis auf die Neige,
Und dann brüllt laut: Prost Neujahr!
Mög' das neue Jahr uns bringen,
Was wir lange schon ersehnt,
Was wir wünschten, was wir hofften,
Was das Leben uns verschönt.
Reichtum, Glück, Gesundheit, Erben,
Zaster, Mammon, Kröten, Draht,
Moses und Propheten, Groschen,
Pinkepinke früh und spat.
Hübsche Kinder, schöne Frauen,
Wenig Steuern, recht viel Korn,
Viel zu essen, viel zu trinken,
Viele Freude, wenig Zorn.
Keine Feinde, viele Freunde,
Keinen Zank und Stänkerei,
Alles Liebe, keine Schlachten,
Mord und Totschlag, Keilerei. —
So, das ist so mein Register,
Nehmt es hin als Neujahrswunsch! —
E i n e Sache noch vergass ich:
Nämlich den Sylvesterpunsch.
Und so springet unverdrossen
Keck hinein ins neue Jahr!
Tausendneunhundertundsiebzehn,
Sei willkommen! Prost Neujahr!

Horchpostenede.

Bücherschau.

HEILAND Lesungen vom Treuebund Gottes. In Uebertragung aus dem alten deutschen Heilandsliede zusammengestellt und erläutert von B. A. Betzinger, Oberlandesgerichtsrat a. D. — Oktav (123) M. Gladbach 1916, Volksvereinsverlag. In Kirchenband mit Rotschnitt 1,20 M., in fränkischem Leinen mit Grünschnitt 2,40 M., in Pergament mit Goldschnitt 3,60 M.

Des Heilands Leben und Lehre, Freude und Frohbotschaft sollte Herzensbesitz des Sachsenstammes werden, nachdem in ihm die Staatskunst und das Schwert Karls des Grossen das Christentum zur Staatsreligion erhoben hatte. Die heimische Volksdichtung, die zu diesem Zweck in Kaiser Ludwigs des Frommen Auftrag ein Sänger sächsischer Abstammung geschaffen, zeigt uns den Heiland als aller Könige kräftigsten, als Landeshirten, als lieben Leutewart, und die Apostel sind seine „Degen." Sünde ist Treuebruch, die schlimmste Tat im Auge des Germanen, und „das ist das schrecklichste aller Dinge, das fürchterlichste (beim Weltgericht), dass dann die Völker dem Fürsten Rede stehen, die Huldpflichtigen dem Herrn." Durch die Aufteilung in 40 Lesungen wird die ehrwürdige Volksdichtung zur allgemeinen Verbreitung geeigneter und gewiss bei vielen Eingang finden.

Raetsel-Ecke.

Aufgabe.

Zwei verwundete Krieger hatten in einem Lazarett Domino gespielt; nun hielt einer derselben einen Dominostein nachdenklich in der hohlen Hand, so dass der andere ihn nicht sehen konnte. Willst du mir eine unverfängliche Frage beantworten, sagte hierauf der andere, so will ich dir die Augen deines Dominosteines nennen. Wohlan sagte der erste, ich gehe darauf ein. Der Andere begann nun wie folgt: Verdoppele die Augen der einen Hälfte, zähle 3 hinzu, verfünffache diese Summe und zähle die Augen der anderen Hälfte hinzu. Welches ist nun deine Gesamtsumme? 49 erwiderte der Kamerad. Hierauf nannte der Andere sofort die Augen des Dominosteines. Welches waren dieselben?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Silben-Raetsel.

a, alp, ard, bing, chi, di, di, do, du, el, e, fi, ge, mä, mant, me, nal, ne, ni, nin, hon, ra, ri, sä, sechs, sieb, so, stein, ta, u, ull.

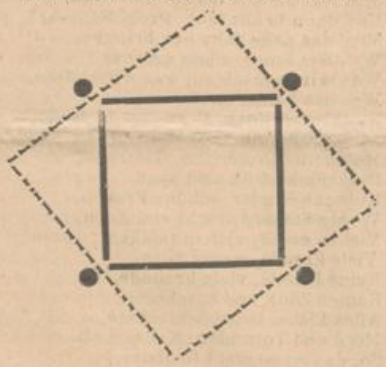
Aus vorstehenden 31 Silben bilde Wörter, die folgende Bedeutung haben: 1. Edelstein. 2. Spanischer Name. 3. Hausgerät. 4. Staatl. Besitz. 5. Ostdeutsche Stadt. 6. Bekannter Bücherverlag. 7. Gewichtsunterschied. 8. Zahl. 9. Arznei. 10. Werkzeug. 11. Vorname. 12. Oesterr. Seestadt. 13. Räuberhauptmann.

Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben ergeben ein geschichtliches Ereignis, das heute die ganze Welt von sich sprechen macht.

Ldstm. Alfred Hennig.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Aufloesung der Aufgabe aus voriger Nummer.



Aufloesung des Schiebe-Raetsels aus voriger Nummer.

Kreismappe
Rennpferd
Ohrzipfel
Narrenschrei
Pflugscharte
Rappenstall

Die 1., 4. 8. Reihe ergeben den Namen.

Kronprinz Rupprecht.

Lustige Ecke.

Liebe Armeezeitung!

Vor ein paar Tagen belauschte ich folgendes Gespräch zweier meiner Kameraden. Zur Debatte stand unser Friedensangebot.

A.: „Do, Karle, wat sachste doch, wenn de morjen uffwachst, un de kuckst dir um un et is Frieden! Wat meenste zu so'n Friedensschluss?"

K.: „Ach wat, lass ma zufrie'n. Mia is et eene Pipe ob se Friedensschluss machen oder . . ."

A.: „Nanu, det is dir ejal? Du, det lass man keen heer'n!

K.: Mensch, lass ma doch ausred'n! Ick meene ja eben man bloss; ob se Friedensschluss machen oder Kriegsschluss!"

Für die Armee-Zeitung gezeichnet von Musketier Bachmann.



Die franko-englische Hochzeitsreise an den Rhein ist wieder mal bis zum nächsten Frühjahr verschoben worden.

Auf Kammer.

Untffz.: „Sie wollen?"
Soldat: „Ich bitte um ein Paar Handschuhe!"
Untffz.: „Hier, verpassen Sie sich diese!"
Soldat (zieht sie an): „Die sind aber zu gross, Herr Unteroffizier!"
Untffz. (um den eine Schar Soldaten zur Abfertigung versammelt ist): „Lassen Sie's gut sein, die dehnen sich noch!"

Gefr. Willy Erthal.

Die Noerglerin. Ort der Handlung: Die Berliner Hochbahn. Neben mir sitzt ein bürgerliches Ehepaar. Er erklärt ihr, dass zum Zwecke der Kohlenersparnis jetzt in der Reichshauptstadt die Geschäfte um sieben Uhr geschlossen werden müssen, die Theater um zehn Uhr und die Gastwirtschaften um halb elf. Das alles erklärt er ihr in unverkennbar süddeutschem Dialekt, während die Züge der Dame weder Verständnis noch Freude auszudrücken scheinen. Sie schüttelt missbilligend das Haupt, schweigt mehrere Sekunden und bemerkt dann kurz und sachlich: „Da hätte mer gleich in Mannheim wohne bleiwe kenne!"

Gut Deutsch. Ersatz für Chefredakteur: „Presskopf."

Scherzfrage.

„Was ist der Unterschied . . . zwischen einem Eichhörnchen und einem Stiefelknecht?"

„„Weiss ich nicht.""

„Dann nimm mal in die eine Hand ein Eichhörnchen, in die andere einen Stiefelknecht, geh' in den Wald und leg' beides unter 'nen hohen Baum. Und dann gib genau Acht: Das, was den Baum 'raufklettert, ist das Eichhörnchen, und das, was unten liegen bleibt, ist der Stiefelknecht!"

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint wöchentlich dreimal in je 30000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 457. (4. Kriegsjahr) 15. Januar 1918.

Ein Alter liebt die Taler,
ein Junger liebt sie auch:
nur jener zum Verstecken,
und dieser zum Gebrauch.

Friedrich von Logau.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

15. Januar 1916: Ende der Neujahrsschlacht in Ostgalizien. Niederlage der Russen mit einem Verlust von 75 000 Mann.

Wir kaempfen doch.

* In grauem Tage, schwarzer Nacht,
in Sonn- und Mondenscheine
wir halten mit Geschützen Wacht
und glüh'n mit ihnen in der Schlacht
in innigem Vereine.

So waechst mit jedem neuen Tag
der Lorbeer deutscher Waffen.
So mancher Held nach hartem Schlag
naeht neues Band auf alte Lag',
dass boes die Neider gaffen.

Doch wir erflehn zur Ordensschicht
den Helden Gottes Segen,
tun weiter, Sonn' im Angesicht,
treudeutsch und tapfer uns're Pflicht,
wo uns sich Feinde regen.

Bleibt ungeschmückt auch uns're Brust,
Das Schaffen unbeschrieben,
zischt fort, Granaten, zielbewusst,
wir kaempfen doch voll Tatenlust
für alles, was wir lieben!

Untffz. Karl Otto.

Ein Nachspiel zur Schlacht bei Cambrai.

* Aus dem Felde wird uns geschrieben:

Nachdem die Englaender am 5. Dezember 1917 den groessten Teil des blutgetraenkten Hügellandes südwestlich von Cambrai uns wieder überlassen hatten, trat auf dem Schlachtfelde bald eine verhaeltnismaessige Ruhe ein. Die feindliche Heeresleitung hatte ein dringendes Interesse daran, dass der fatale Name «Cambrai» in naechster Zeit in der Oeffentlichkeit so wenig wie moeglich genannt würde, und unterliess alle groesseren Unternehmungen. Aber die deutsche Führung sorgte dafür, dass die Schlacht doch noch ein kleines Nachspiel erhielt.

Zur Weihnachtszeit gleicht jeder Truppenteil noch mehr als sonst einer vielkoepfigen Familie. Der Kompagnie-Führer hat mancherlei zu bedenken, denn alle seine grossen Kinder sollen ihre Weihnachtsfreude haben.

Da trifft, einen Tag vor dem Fest, im Ruhequartier der Befehl ein: Der Vorsprung der englischen Stellung südlich Marcoing soll genommen, der Angriff sofort vorbereitet werden.

Bei Schneesturm und bitterer Kaelte begannen die Uebungen und wurden mit Feuereifer auch waehrend der Feiertage fortgesetzt. Aber unsere wackeren Krieger liessen es sich doch nicht nehmen, den Heiligen Abend festlich zu begehen — in so froher und feierlicher Stimmung, wie dies in der Fremde nur eben moeglich ist. Am Gelingen des Angriffs zweifelte weder Offizier noch Mann.

Nach einem Tage der Ruhe zogen die langen Reihen der Sturmtruppen über das stille weisse Feld, in ihren Schneehemden sich kaum abhebend. Die Bereitstellung war ohne Stoerung durchgeführt. Schlagartig setzte das Trommelfeuer der Geschütze und Minenwerfer ein und lag so vorzüglich im Ziel, dass unsere Infanterie sich zum Teil noch waehrend der Feuervorbereitung dicht an die erste feindliche Linie heranarbeiten konnte. Nach zehn Minuten brachen schon die ersten Sturmwellen vor und waren schon am Feinde, ehe dieser sich überhaupt besinnen konnte. An schwierigen Stellungen, wo ausgebaute Kampfgraeben aufzurollen waren, halfen Flammenwerfer den tapferen Handgranatenwerfern. Bald stiess man auf hartnaeckigen Widerstand, der in schwerem Ringen gebrochen werden musste. Wütende Gegenstoesse des Feindes, einer im Grosskampf erprobten und bewaehrten englischen Division, konnte gegen die Standhaftigkeit unserer Infanterie nichts ausrichten. Das befohlene Ziel war mit brausendem Hurra erreicht. Die ersten Gefangenen und erbeuteten Maschinengewehre wurden zurückgebracht.

Doch die Stürmenden waren nicht mehr zu halten. Unter der umsichtigen, zielbewussten Führung des kampferprobten Leutnants Koldeweyh stiess eine Kompagnie weit über das Ziel hinaus, mit ganz besonderem Schneid allen voran war der Unteroffizier Franke. Auch die anderen Kompagnien schlossen sich seitwaerts an und gewannen betraechtlich Boden über ihr Ziel hinaus.

Am naechsten Tage wurde der Angriff fortgesetzt und wiederum das gesteckte Ziel nicht nur erreicht, sondern überschritten. Auch die Truppen des Nachbarabschnittes, wo ein Vorgehen ursprünglich nicht geplant gewesen war, konnten sich infolgedessen dem Angriff anschliessen und ihre Linie vorschieben.

Wiederholt versuchte der Gegner durch kraeftige Gegenangriffe den Siegern den Erfolg streitig zu machen. Vergebens! In zaehem Ausharren blieben die Tapferen unerschütterlich und behaupteten das Feld, auf dem mancher tote Englaender Zeugnis davon ablegte, dass, abgesehen von den rund 500 Gefangenen, auch die blutigen Verluste des Feindes gross gewesen waren, waehrend die eigenen Opfer infolge der guten Vorbereitung des Sturmes erfreulicherweise gering blieben.

Hannoverschen, oldenburgischen und braunschweigischen Truppen gebührt das Hauptverdienst an dem schoenen Erfolge, der uns einen Gelaendegewinn von über 2 km Breite und 1 km Tiefe, unseren Stellungen eine wesentliche Verbesserung brachte.

Die Glückwünsche der hoeheren Dienststellen sprachen der Truppe Dank und Anerkennung aus, und mit Stolz las jeder, der dabei gewesen war, den Heeresbericht, der unter dem 31. 12. den erfolgreichen Sturm der Niedersachsen verkündete.

Leutnant v. Zwehl.

Das Regiment der Milliardaere.

In den Vereinigten Staaten weiss man ohne weiteres, welches Regiment der Miliz mit dieser Bezeichnung gemeint ist, es sind die «Seventh Volunteers», das siebente Regiment der

Freiwilligen, dem sich an Reichtum seiner einzelnen «Mitglieder» kein anderes Regiment in der ganzen Welt an die Seite stellen kann. Das Mindeste, was hier jeder «Gemeine» hinter sich haben muss, ist eine halbe Million Dollar, d. h. diese armen Schlucker schlüpfen nur gerade so mit durch, denn in dieses Regiment kann man nicht einfach eintreten, man muss gewaehlt werden wie in einen exklusiven Klub. Die Soldatenspielerei ist in Amerika zur hoechsten Blüte gediehen — es ist aber wirklich nur eine auf Eitelkeit begründete Spielerei, und was diese buntuniformierten Krieger im Ernst zu leisten vermoegen, soll sich erst noch zeigen. Draussen im Felde manoeveriert man nicht in geschlossenen, schoen überdeckten, imWinter angenehm durchheizten Exerzierhallen, «Armories» genannt, und man kampiert nicht in eleganten Zelten, wenn es Sommer geworden ist, waehrend der Tross die ausgesuchtesten Leckerbissen wie zu einem Picknick nachführt.

Oben, im Norden der Manhattan-Insel, bis zu deren Spitze das gewaltige Neu-York sich ausgedehnt hat, kann man einige der «Armories» finden, die dem Unkundigen gleich mittelalterlichen Burgen erscheinen, trotzig aus riesenhaften Quadern erbaut, aber im Innern auf das eleganteste ausgestattet. In der Mitte dieser Burgen, aber natürlich unter Dach und Fach, befindet sich ein ausgedehnter Exerzierplatz, wie unsere Turnhallen, aber in ganz grossem Massstabe. Hier wird Soldat gespielt. Am Samstag mittag zieht irgend ein ehrsamer Baeckermeister aus der 7. Avenue eine glaenzende goldstrotzende Uniform an, haengt einen Schleppsaebel an seine Seite und entwandelt, zum Obersten geworden, sporenklirrend über die Schwelle seines Baeckerladens, bewundert von den Nachbarn, von allen Stiefelwichsern ehrfurchtsvoll als «Colonel» angeredet. Alsbald nimmt seine «Armory» ihn auf und das Regiment zieht im Parademarsch, an den Holzwaenden entlang, an ihm vorbei.

Solcher Milizregimenter gibt es viele; wenn man sie in ein ganz bestimmtes System einordnen wollte, koennte man dies nur nach den bürgerlichen Klassen, denen ihre Mitglieder angehoeren.. Es gibt Regimenter von nur geringem Ansehen, sie rekrutieren sich aus Handwerkern und Arbeitern, andere finden ihre Mitglieder in kaufmaennischen Kreisen; das vornehmste aber, die grosse Elitetruppe des Landes, die «Neu-Yorker Siebenten», zaehlt nur Angehoerige der Plutokratie oder der «oberen Vierhundert», wie man drüben zu sagen liebt. Ein franzoesischer Schriftsteller, Perri-Pisani, veroeffentlicht im ‚Figaro' ganz verwundert die Eindrücke, die er beim Besuch der «Armory» dieses Regiments empfing. Eines Abends bemerkte er in der Metropolitan-Oper viele Herren jüngeren Alters, die an den Aufschlaegen ihres Fracks kleine goldene Nadeln in der Form der Zahl 7 trugen. Auf seine Anfrage sagte man ihm, dass diese Herren Angehoerige des 7. Regiments seien. Er liess sich vorstellen und es wurde ihm die Ehre zuteil, die Armory oder die Kaserne, mit mehr Recht koennte man sagen, den Klubpalast der Siebenten besuchen zu dürfen. Diese Burg liegt in der weltbekannten Fünften Avenue, die nur von Multi-Millionaeren bewohnt wird. Der Besuch dieser Kaserne gestaltete sich zum Erlebnis. Das Bauwerk, von aussen ragend, massiv, einer mittelalterlichen Burg aehnlich, mit feudalen Mauertürmen. Draussen keine Schildwache, keine Wache im Tor, aber eine elektrische Klingel. Der Pfoertner erscheint und führt den Besucher in ein pompoeses Empfangszimmer, wo ein Offizier ihn übernimmt. Der Weg geht ins historische Museum des Regiments, wo man in Glasschraenken alte Uniformen und Erinnerungsstücke, vergilbte Urkunden, Armeebefehle, Proklamationen neben Festprogrammen bewundert. Die geringsten Formeln sind von ausgesuchter Hoeflichkeit. Die einfachen Soldaten werden Mitglieder genannt, eine Uebung heisst Match, wie auf den Sportplaetzen, jedes Antreten der Truppen nennt man Meeting. Am Abend des Besuches übte die 2. Kompagnie auf dem Hof, der überdeckt und sorgfaeltig geheizt und erleuchtet ist. Das Ganze macht den Eindruck einer Galavorstellung, Zivilisten («Profanes») wohnten der Uebung auf der sogenannten Veteranengalerie bei; denn die Ehre, dem 7. Regiment angehoert zu haben, ist unvergaenglich, das Mitglied ist auf Lebenszeit gewaehlt worden, und die Kaserne bleibt sein Klubhaus. Der Besucher besichtigt den Ehrensaal, die mit unerhoertem Luxus ausgestattete Messe, die Schiessstaende, im Keller den weiten Tanzsaal, das eigene Theater des Regiments, die riesige Bücherei und die unendliche Reihe von Gesellschaftszimmern, angefüllt mit kostbaren Gemaelden von grossen Meistern und den seltensten Kunstgegenstaenden. Eine der Kompagnien besitzt ein Service von hundert Gedecken aus altem Sèvres-Porzellan. Der begleitende Offizier erzaehlt im Plauderton: «Diese Kaserne haben wir uns selber erbaut, der Staat hatte zwar eine Summe bewilligt, die aber als zu gering, verworfen wurde. Wir beschlossen also, unsere Armory nach eigenem Plane und für eigenes Geld zu errichten. Wir sind 1000 aktive Mitglieder und jeder steuerte 1000 Dollars bei, das macht zusammen eine Million Dollars, aber nach dem Kriege werden wir noch mehr tun. Um als einfacher Soldat bei uns zugelassen zu werden, muss man ein jaehrliches Einkommen von 20 000 Dollars nachweisen koennen. Trotzdem ist der Andrang überwaeltigend. Wir machen die Aufnahme aber auch von vielen anderen Punkten abhaengig, die ich hier nicht eroertern kann. Unsere Offiziere und Unteroffiziere werden durch Abstimmung gewaehlt. In der Voraussicht unserer Abfahrt nach Frankreich zum Kriegsschauplatz, haben wir kürzlich angezeigt, dass zwoelf Stellen für Krankenschwestern zu besetzen seien. Nach 24 Stunden waren 4000 Angebote eingelaufen — alle moechten gern in unserer Gesellschaft einen Ausflug nach Paris unternehmen.»

Perri-Pisani schreibt, dass seine Gedanken, als er dieses froehliche Geplauder hoerte und die verschwenderisch ausgestattete Kaserne durchschritt, nach Europa wanderten, zu den Kaempfen im Schlamm der Yser und im Schnee der Vogesen, in den Schützengraeben der baumlosen Waelder und in den Wasserloechern der Granattrichter. Die Verklaerung, die den franzoesischen Schriftsteller dann überkommt, wenn er sich die Milliardaere und die armen Teufel Seite an Seite «für dasselbe Ideal» kaempfend vorstellt, vermoegen wir freilich nicht zu teilen. Die Frage scheint uns naeher zu liegen: wie wird es den armen Teufeln von Milliardaerssoehnchen ergehen, wenn sie ihre Uebungen nicht mehr in der überdeckten Halle, sondern im Regen der deutschen Granaten ausführen müssen? Ph. B.



Zeichnung von Gefr. Soellner.

Strassburger Brief.

Lieber Frinnd Schakob!

** Jetzt huck ich do in d'r Belschick un bass uff d' Englaender uff. Wenn ich emool aane vunnene verwitsch, der het minsex nix ze lache, dem due ich d' Backezaehn boliere, dass er sechs Wuche lang kaan Biffdeg meh verdaxt. Waisch au wurrum dass ich üwwer die e so e laids Roejes hab? Naan, des kannsch nit wisse. Also bass guet uff. S'isch vorichts Johr gsinn, glisch am Anfang vum Griej. Mir hucke so e ganzi Glick gelungeni Brüeder binand uff ere Feldwach, un aesse Bumbernigel mit Kwaetschellschlaegell. Mir henn uns naemli e ganzer Küwell voll Kwaetschellschlaegell regwiriert ghet. Ich hab mr grad e laids Flade gstriche ghet, un will ninbisse, bums, komt bigoschle e englischi Granat zue fladre un mitte in de Kwaetschellschlaegellküewell nin. E so e Gemaanheit! Was kann denn des Kwaetschellschlaegell derfüer, dass es Griej isch. Zuem grosse Glüeck isch die Bumm nit grebird, sunsch: Salü Schang. Awwer wie maansch, dass ich üssgsaehn hab?? Oh dü liewer Alledaa!! Mit aam Schlaa bin ich nimmi faeldgroej gsinn! Naan! Brünn wie e Schogolamaennele hawi drinngsaehn, hesch minsex gemaant, ich bin mit Kwaetschellschlaegell gedabeziert. Un wie i in de Flade hab welle bisse — — — oh laetz! Isch daer bigoschle ganz voll Draegg gelaeje, wie e Grundscholle het es drinn g'saehn. D'r aanzisch Droschd, wo ich ghet hab, isch gsinn, dass ich nit ellan so verschliericht bin gsinn. Naan, alli sechs hen mr's namlich üssgsaehn. Wie mr uns genau bedraachde, un grad anfange welle ze lache, kummt e Badrüllje vun uns, un will verbeijgehn, wie die uns spanne, werfe sie sich uff de Bodde, un welle uff uns schiesse. Wie sie saehn, dass mir ganz ruewisch hucke bliewe, umringle sie uns, mir han als gedaenkt, daenne isch laids wohl, dass sie so Maneewer mache, uff aanmool kumme sie ze renne, wie nasebluedi, un brüehle: «Halt! Hand hoch, ihr seid gefangen!» Jezt wurds Daa! hawwi gsaad! Sinn denn des vergleidi Englaender? Oder sinns unsri Lyd, wo mabul sinn worre? Mit em uffgepflanzde Bajonaed sinn

sie no uff uns zue, un wie ich eraecht güg, sinns weiss d'r Schinder Kamerade üss minnere Kumbanie. Jezt isch's mer awwer doch ze dumm worre, un ich hab gsaad: Gaell, ihr sinn voll, dass ihr ejeri ajene Kamerade nemmi kaenne?? Do saad aaner, des isch jo minsex der Schang von Schtosbury, mir han minseel gemaant, es sinn sechs Dürigo, wo do hucke, Maenscheskinder! wie saehn denn ihr üss? Wie mir uns genau betracht hann, henn mer awwer au üsgsaehn, wie Dürigo. Jezt haettsch die Brüeder alle heere lache. Und dernoo die Spruech, un gueti Roodschlaej, wo sie uns gaenn hann. Aaenner het uns welle mitnaemme, un in ere Faeldbeckeriej in de Bachoffe schiewe, er haett gemaant, des gaeb Kwaetschellkueche für e halwi Kumbanie. E anderer het uns welle mitnaemme als Muckefaenger in de Understand. E anderer saad, m'r solle mitgehn als Kwaetschellschlaegellaudomad, wer e Niggel git, derf drejmool schlaegge. Jezt isch mer die Nezerej doch ze daub worre, un ich hab gsaad, se kenne uns alli mitnander umesunsch schlaegge, dass mir wiedder brober waere. No henn mr uns gejesiddi abgschabt; des isch sischer, in min Laewe regwirier ich kaan Kwaetschellschlaegell meh. Verstesch jetzert, warum dass ich e so e laids Wuet hab üwwer de grindiche Englaender?? Und der erscht, wo ich in d' Finger bekumm, het sicher nix ze lache.

Salü liewer Schakob, dinn Friend

Schang.

Gefr. D—nn.



Kriegsfurie. F. d. A. Z. gez. v. Vzwchtmstr. Prigge

Das Schicksal der gesunkenen Schiffe.

Wenn schon im Frieden eine Loesung des Problems, gesunkene Schiffe oder wenigstens ihre Ladungen zu heben, wirtschaftlich wichtig erschien, so waere sie heute von einer ungeheueren Bedeutung, da durch den Krieg Millionen und Abermillionen Werte auf den Grund des Meeres versenkt wurden. Zu wiederholten Malen wurde diese Frage in der Presse eroertert, bisher ist es aber stets bei Theorien geblieben. Ueber den gegenwaertigen Stand und die künftigen Aussichten dieser Angelegenheit macht nun das «Journal», dessen Marinemitarbeiter den Ingenieur der franzoesischen Kriegsmarine Dibes ausfragte, naehere Mitteilung. «Einen Teil der gesunkenen Schiffe», so erklaerte der Ingenieur, «wird man sicherlich wieder bergen koennen, sodass dem Kriege wenigstens ein Bruchteil seiner Opfer wieder entzogen wird. Vor allem kommen natürlich jene Fahrzeuge in Betracht, die in geringeren Tiefen versenkt wurden und also mit den heute gebraeuchlichen Tauchervorrichtungen ohne besondere technische Schwierigkeiten und ohne Gefaehrdung des dabei beschaeftigten Personals erreichbar sind. Für die Arbeit in den grossen Tiefen fehlen aber noch immer die entsprechenden maschinellen Mittel. Immerhin hat man gerade in den letzten Jahren in dieser Beziehung grosse Fortschritte gemacht, besonders ist es gelungen, das Arbeiten auf dem Meeresgrund sicher zu gestatten und die Moeglichkeit von Katastrophen zu verhüten. Sehr gute Ergebnisse sind von neuen Vorrichtungen englischer und amerikanischer Herkunft zu erwarten, die es ermoeglichen, sich in Tiefen zu wagen, die noch vor verhaeltnismaessig kurzer Zeit als voellig unzugaenglich bezeichnet werden mussten. Die aeussersten Tiefen allerdings sind nach wie vor noch unerreichbar. Es ist bekannt, dass infolge der Vermehrung des Druckes, der bereits in 25—30 Meter Tiefe 3—4 Atmosphaeren erreicht, die Taucher koerperlichen Einflüssen ausgesetzt sind, durch welche die Zeit ihres Aufenthaltes unter dem Wasser sehr beschraenkt wird. Nach andauernden Uebungen kann man sich bis zu 50 Meter Tiefe wagen, allerdings nur für einen kurzen Aufenthalt und mit Hilfe von Spezialapparaten, die bisher noch nicht in grossen Mengen hergestellt wurden. In diesen Tiefen wird die eigentliche Arbeitszeit noch dadurch verkürzt, dass man die Taucher sehr langsam hinunterlassen und ebenso langsam heraufziehen muss, um ein sprunghaftes Steigen und Sinken des Druckes zu verhüten. Dazu kommen noch die Schwierigkeiten bei der Einrichtung und der Bedienung der Hebeapparate, die natürlich ebenfalls mit groesserer Tiefe zunehmen. Nach dem neuesten Stand der für dieses schwierige Arbeitsgebiet in Betracht kommenden Technik kann man aber mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass man immer mehr gesunkene Schiffe wird retten koennen. Eine der jüngsten und wichtigsten Erfindungen ist der neue Tauchapparat, den ein amerikanischer Ingenieur in Toledo im Staate Ohio, Leavitt, vor kurzem vollendet hat. Der Apparat besteht aus einer Art metallischer Hülse, die den ganzen Koerper des Tauchers bedeckt; nur die Arme und Beine stecken in biegsamen, mit beweglichen Scharnieren versehenen Roehren. Der Apparat kann, wie festgestellt wurde, einem Druck von 100 kg auf den Quadratzentimeter widerstehen. Da die ganze Hülse hermetisch abzuschliessen ist, macht sich der Wasserdruck im Innern kaum fühlbar, sodass der Taucher sich, wie immer die Tiefe sein mag, in die er hinabsteigt, unter einem Druck befindet, der sich nur wenig von dem atmosphaerischen Druck unterscheidet. Die zum Atmen noetige Luft wird durch ein Reservoir geliefert, das einen Teil des Apparates bildet und für einen vierstündigen Aufenthalt unter Wasser ausreicht. Bei den Versuchen, die im Michigansee unternommen wurden, ist der Erfinder bis zu Tiefen von 110 Meter hinabgestiegen und 45 Minuten lang unten geblieben. Um in diese Tiefe zu gelangen, waren 3 Minuten erforderlich, das Heraufkommen dauerte 5 Minuten. Wenn man erwaegt, dass versenkte Schiffe von einem gewaltigen Tonnengehalt in Tiefen von weniger als 150 Meter liegen, so sieht man also bereits jetzt greifbar die Moeglichkeit, diese Schiffe zu heben oder mindestens den kostbaren Teil ihrer Ladung nach und nach zu bergen. Auf jeden Fall wird man der Welt einen Teil der verloren gegangenen Werte auf diese Weise zurückgeben koennen.»

Die 180. Kriegswoche.

Westlicher Kriegsschauplatz.

An verschiedenen Frontabschnitten zeitweilig heftige Artilleriekaempfe. Erkundungsvorstoesse des Feindes in Flandern, im Artois und in der Champagne wurden abgewiesen. Am 8. Januar brachen westlich von Flirey die Franzosen am Nachmittag nach heftiger Feuerwirkung in vier Kilometer Breite zu starken Angriffen vor. An einzelnen Stellen drang der Feind in unsere Postenlinie ein; Versuche, über die hinaus Boden zu gewinnen, scheiterten. Unsere Gegenstoesse warfen den Feind im Laufe der Nacht überall wieder in seine Ausgangsstellungen zurück. Versuche der Englaender, überraschend und nach Feuervorbereitung am Morgen des 10. Januars südoestlich von Ypern in unsere Stellungen einzudringen, scheiterten.

Im Dezember betraegt der Verlust der feindlichen Luftstreitkraefte an den deutschen Fronten 9 Fesselballons und 119 Flugzeuge, von denen 47 hinter unseren Linien, die übrigen jenseits der gegnerischen Stellungen erkennbar abgestürzt sind.

Wir haben im Kampfe 82 Flugzeuge und 2 Fesselballons verloren.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Waffenstillstand.

Balkan.

Die Lage ist unveraendert.

Italienischer Kriegsschauplatz.

An einigen Frontabschnitten zeitweilig Artilleriekaempfe. Sonst war die Lage unveraendert.

Seekrieg.

As versenkt wurden gemeldet:

5. Januar 22 000 Br.-Reg.-T. (Kanal),
6. Januar 36 000 Br.-Reg.-T. (Mittelmeer),
7. Januar 20 000 Br.-Reg.-T. (Sperrgebiet um England),
8. Januar 5 Dampfer, 1 Segler (Atl. Ozean, Kanal),
9. Januar 27 000 Br.-Reg.-T. (Kanal),
10. Januar 30 000 Br.-Reg.-T. (Mittelmeer).

Lustige Ecke.

Ein Kriegsgewinnler kauft um schweres Geld viele Gemaelde moderner Maler. Befragt, warum er denn nicht gleich alle Meister angekauft haette, erwiderte er stolz: «Weil ich a Herz hab' für junge Talente. Ich unterstütze doch lieber so an armen akademischen Maler. Die schon berühmten Van Dycks und Rembrands koennen für sich selbst sorgen!»

(Wiener Karikaturen.)

***

* Der Herzog von Marlborough wurde bekanntlich «der reichste Untertan Europas», indem er seine Aemter und seinen Einfluss in schnoeder Weise zu persoenlicher Bereicherung ausnutzte. Eines Tages wollte jemand einen Posten von ihm ergattern und flüsterte:

«Euer Gnaden, ich geb' Ihnen tausend Pfund auf der Stelle und sag' es ganz gewiss niemandem.»

«Wissen Sie was», antwortete Marlborough laechelnd, «geben Sie mir zweitausend und sagen Sie es jedermann.»

***

Kleine Anfrage.

* A.: «Sage mal, darf man als Soldat auf Urlaub Zivil tragen?»

B.: «Aber selbstverstaendlich! Du brauchst bloss glaubhaft nachweisen koennen, dass du vor deiner Einberufung Zivilist gewesen bist, also mit Zivilkleidung umzugehen verstehst. Und dann genügt nur noch die Erlaubnis deines Hauptmanns.»

Gefr. Willy Erthal.

Aufloesung des Buchstabenraetsels aus voriger Nummer.

Wotan, Alberich, Gunther, Nornen, Erda, Rossweisse.

Wagner.

***

Aufloesung des Versteck-Raetsels aus voriger Nummer.

Pflaume, Lugano, Kabine, Landwehr, Abwehr, Kanossa, Kanone, Laterne.

Flugabwehrkanone.

Aufloesung des Weihnachts-Preisraetsels:

1. Telegraphenraetsel:

Seine, Degen, Butter, Aal, Blei, Sieg, Hut.

Ende gut, alles gut.

2. Kapselraetsel:

Kut-El-Amara.

3. Zahlenraetsel:

Gold, Orden, Leer, Dose, Else, Nord, Esel, Segel, Horn, Ohr, Rose, Neger.

«Goldenes Horn».

4. Roesselsprung:

Eine Welle sagt zur andern:
Ach! wie rasch ist dieses Wandern!
Und die zweite sagt zur dritten:
Kurz gelebt ist kurz gelitten!

5. Rebus:

Infanterie.

6. Einsetzraetsel:

Paula, Posten, Feile, Leiste, Wall, Kirsche, Reigen Main, Geier.

«Apfelsine».

7. Diamantraetsel:

P. Uhu. Reims. Billard. Ferdinand. Philippinen. Kleopatra. Freitag. Agnes. Reh. N.

«Philippinen»

8. Austauschraetsel:

Siegel. Olga. Nacht. Natur. Elster. Nebel. Fiume. Island. Nachen. Sporn. Theben. Ernte. Rache. Nelke. Ibsen. Sumpf.

«Sonnenfinsternis».

9. Besuchskartenraetsel:

«Kapitænleutnant».

10. Geographisches-Raetsel:

«Oberammergau».

11. Mosaïkraetsel:

«Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt».

12. Silbenraetsel:

Karausche, Rotterdam, Oldenburg, Novibazar, Palaestina, Rhabarber, Iwangorod, November, Zeppelin, Weichsel, Italien, Libanon, Helgoland, Euterpe, Lessing, Messina.

«Kronprinz Wilhelm».

Schluss-Aufloesung:

Ende gut alles gut.
KUt-El-Amara.
Go**L**denes Horn.
Ein**E** Welle sagt etc.
Infa**N**terie.
Apfel**S**ine.
Philip**P**inen.
Sonnenf**I**nsternis.
Kapitaenl**E**utnant.
Oberammer**G**au.
Wir Deutsch**E**n fürchten etc.
Kronprinz Wi**L**helm.

«Eulenspiegel».

Unser Weihnachtspreisraetsel hat vielen Anklang gefunden, das beweist uns die hohe Zahl der eingegangenen richtigen Loesungen, — 389 — das schreiben uns auch viele Raetselloeser, die unser Weihnachtsraetsel über die einsamen Stunden der Festtage hinweggeholfen hat. Ausser den 389 eingegangenen richtigen Loesungen aller Raetsel erhielten wir auch noch an hundert Loesungen, die nur das Schlusswort «Eulenspiegel» aufwiesen. Diese Einsendungen sind als unvollstaendig bei der Preisverteilung nicht berücksichtigt. Da uns nur 40 Preise zur Verfügung standen, mussten wir unter den 389 richtigen Loesungen das Los entscheiden lassen. Aus dem grossen Glückstopf gingen in nachstehender Reihenfolge als Gewinner der Preise die fogenden Einsender hervor:

Musketier Bermann, in einem Res.-Inf.-Regt.;
Schütze Richard Burkert, Lehr-Inf.-Regt. einer M. G. K.;
Gefr. d, Res. Bruno Lainga, in einem Inf.-Regt.;
Musketier Pfister, in einer Feld-Rekr.-Komp.;
Kanonier Paul Soblik, bei einer Platz-Komandantur;
Musketier Faltin, bei einem Feld-Rekr.-Depot;
Dragoner Paul Einfeldt, in einem Garde-Drag.-Regt.;
Untffz. M. Paetzold, in einer Fernspr.-Abteilung;
Kanonier Luce, in einem Landw.-Feldart.-Regt.;
Schwester Adriane Rosenboom, Begleittrupp;
Untffz. Karl Enzig, bei einer Garde-Res.-Pion.-Komp.;
Ldstm. Koennecke, bei einer M. G. K.;
Kriegsgerichtsrat Ruhkopf, beim Stabe einer Inf.-Div.;
Untffz. Sakowski, bei einem Ballonzug;
Leutnant Aly, bei einem Div.-Stab;
San.-Untffz. Klute, in einem Gren.-Regt.;
Untffz. Johannes Wirthgen, in einem Inf.-Regt.;
Arm.-Soldat Walter Lepke, in einem Arm.-Batal.
Untffz. W. Berding, bei einer Eis.-Betr.-Komp.;
Vizefeldwebel Richter, bei einem Inf.-Regt.;
Untffz. Hans Meyer, bei einem Inf.-Regt.;
Leutnant Herwig;
Untffz. Eper, in einer Fuss-Art.-Battr.;
Gefr. Paul Franke, in einem Res.-Feld-Art.-Regt.;
Untffz. E. Wagner, in einem F.-A.-Regt.;
Landstm. Max Grajetzki, in einem Landw.-Inf.-Regt.;
Hornist Bergmann, Garde-Gren.-Regt.;
Untffz. Karl Kanke, in einer M. G. Komp.;
Untffz. Rudolf Haeusler, bei einer Baudirektion;
Gefr. Ernst Schlüter, in einem Grend.-Regt.;
Blinker Julius Krell, in einer Fernspr.-Abtl.;
Gefr. Jos. Mayer, in einem Inf.-Regt.;
Landstm. Schmelzer, in einem Ldw.-Inf.-Regt.;
Reservist Josef Kircher, in einem Feldart.-Regt.;
Füsilier Fritz Kühn, in einem Garde-Regt.;
Soldat Herbert Heyneck, in einem Res.-Inf.-Regt.;
Kraftfahrer Paul Nitz, bei einer Kraftwagen-Kolonne;
Pionier Emil Hille, bei einer Pion.-Komp.;
Gefr. Michael, in einem Res.-Inf.-Regt.;
Krankentraeger Herold;

Die Geldpreise werden in den naechsten Tagen durch Postanweisung abgesandt werden.

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 36000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 458. (4. Kriegsjahr) 17. Januar 1918.

Der Mensch, in seinem Gemaeuer befangen, besinnt sich lange nicht oft genug darauf, dass er lebt, Leben ist und es mit dem Lebendigen zu tun hat, solange er lebt.
W. Raabe.

Der kleine Leutnant.

(Eine Begebenheit.)

* Die in Reserve lagen, gruben ihn ein
Bei des Neujahrstags Frührotschein — — —
Den kleinen Leutnant — rank und risch!
Wie das junge Leben maimorgenfrisch.....
Die in Reserve lagen, gruben ihn ein — —
Wir andere mussten Frontwaechter sein;
Stumm starrten wir ins Gelaende hin
Und hatten den kleinen Leutnant im Sinn.

Und die Nacht kam und war mondlichtblau —
Wir schritten in unserm Reserveverhau,
Dort traten wir wie auf Kommando an —
Wie doch das Herz kommandieren kann .....
Und schritten traurig und schritten sacht
In der glanzweiten Neujahrsnacht;
Da hob sich ein Hügel ins stille Licht
Und auf dem Hügel ein Kreuzlein schlicht — —
Stumm nahmen wir alle die Helme ab
Und knieten an des kleinen Leutnants Grab .....

Vor Marcoing 1918. Leutnant Thoma.

Am Meilenstein 1918.

Zum 18. Januar.

* Das deutsche Volk zieht seinen Pilgerzug durch dieses Leben und ist wieder am Meilenstein seiner Reichsgründung angelangt. Am 18. Januar jaehrt sich zum 47. Male der Tag der deutschen Kaiserausrufung zu Versailles. Das deutsche Volk war aus einem Knechte des Schicksals zum Herrn seines Schicksals geworden. Herr seines Schicksals werden heisst freilich nicht, gegen aeussere Schicksalsschlaege voellig gepanzert und gesichert zu sein, das zeigt uns ja die gegenwaertige Zeit genügsam. Wohl heisst es aber, auch unter Schicksalsschlaegen sich innerlich selbst und seine Ehre und Würde behaupten und nach eigenem Lebensplan auch das Gestoerte und Zerstoerte wieder aufrichten.

Als wir 1871 als einiges Volk, als neue Grossmacht auf den Schauplatz der Geschichte traten, da waren wir durch unsere geographische Lage und unsere wirtschaftlichen Lebensbedürfnisse zwischen die gewaltige Landmacht Russland und die Seemacht des britischen Inselreiches und Kolonialreiches gestellt. Zwischen Baer und Haifisch war unser Platz zugewiesen. Der russische Koloss strebte zu Lande an alle Meere, das seegewaltige England strebte über alle Meere zu Festnissen an ihren entlegensten Gestaden. Was Russland zu seiner Versorgung brauchte, gliederte es sich vom Boden seiner Nachbarlaender an. England hatte und hat sich alle Rohstoff-, Arbeits- und Verdienstgebiete jenseits aller Ozeane gesichert. Das deutsche Volk brauchte dies alles auch, aber es galt, sich dies alles erst zu erwerben, wollte es als Weltmacht bestehen und nicht zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben werden. So war das Lager, auf dem das neue Reich gebettet war, von Anfang an nicht auf Rosen bereitet. . . . Wo hat ein Volk in so kurzer Zeitspanne das geleistet an Arbeit, was wir seit 1871 geleistet haben? Wir sind uns auch mancher Maengel und Schattenseiten dieser glanzvollen Entwicklung bewusst, und doch dürfen wir uns Eines heute mit froher Genugtuung sagen: dass wir als freie Menschen gelebt haben, dass wir aufrecht standen in der Welt, dass wir mit Stolz und Achtung vor uns selbst unsere Arbeit getan haben, dass wir uns jeder anderen Nation mit dem vollen Gefühl der Gleichberechtigung an die Seite stellen konnten. Es scheint so selbstverstaendlich, dass wir dies alles genossen haben, — und doch gewahren wir jetzt, wo dieses Gut wieder bedroht ist, dass es ein für unser ringsum eingepresstes Volk gar nicht selbstverstaendliches, sondern sehr teuer erkauftes Gut ist. Man will es uns wieder nehmen. Darauf laufen die Kriegsziele unserer Feinde hinaus.

Deutschland war von Bismarck zwar in den Sattel gehoben, aber der Ritt, der vor ihm lag, war ausserordentlich schwer. Das wollen wir immer bedenken, wenn von der Reichspolitik vergangener Jahre die Rede ist, wenn der «Zickzackkurs» gegetadelt wird, und von klugen Leuten klug geredet wird. Der aeussere Druck, unter dem Deutschland stand, die Rücksicht auf die Machtverhaeltnisse der Erde, zu der es durch die Verhaeltnisse gezwungen war, hemmten uns noch überall. Ueberall wollte man uns Atemraum und Lebensluft beengen.

Niemand hat das brennender gefühlt, als unser Bismarck selbst. Seine hinterlassenen Schriften zeigen uns, dass er das Furchtbare unserer Tage vorhergesehen hat. Ja, sein Ahnen steigerte sich zu prophetischem Wissen, als er in der Nacht vor seinem Tode laut für Deutschland betete, als er nicht lange vor seinem Ende in einem erschütternden Gespraech mit seinem Arzte klagte, seine Trompete sei durchschossen, sie gebe keinen Ton mehr und als er vorausschauend hinzufügte, «wir gehen furchtbar ernsten Zeiten entgegen.» Jetzt sind sie da, ja, sie sind hoffentlich bald überwunden. Der gegenwaertige Meilenstein am Werdegang unseres Volkes steht hoffentlich als letzter an blutiger Strasse, und bald tuen sich wieder Friedenswege auf.

Mit Russland sind ja die Verhandlungen im Gange, im Westen dauert der Krieg fort. Englands Weltherrschaftssucht duldet keinen Frieden, oder eigentlich nicht Englands — das ganze Angelsächsentum ist es, das sich auf Deutschland zerschmetternd werfen moechte; das Angelsachsentum mit Lloyd George und Wilson als Führer. Darum muss Deutschland hier noch weiter kaempfen. Wir müssen! Es ist nicht unsere Wahl, das haben ja die Vorgaenge der letzten Wochen wieder gezeigt. Wenn England gewollt haette, koennte es ja heute schon mit am Verhandlungstisch in Brest-Litowsk sitzen. Dass es anders ist, das ist nicht unsere Wahl. Weiss Gott, Deutschland hat es nicht gewollt, dies hemmungslose Morden! Allein was nützt dem von Raubmoerdern Ueberfallenen seine Unschuld! Da gilt nur eins: Deutschland wehre dich! Wir alle wissen, wie schwer der Krieg auf uns lastet. Aber keine Klage kann uns ihn erleichtern. Kein Jammern weckt die Toten, heilt die Wunden, gibt uns mehr Fleisch und Brot. Wir wollen schweigen und weiterkaempfen. Mit dem Schwert in der Faust müssen wir dem Frieden die Pforten hier im Westen oeffnen, so hat unser Kaiser hier neulich im Kreise unserer Armee gesprochen. Den deutschen Frieden

koennen wir nur erkaempfen! Noch steht England, der Hauptfeind.

Bisher haben wir gesiegt und im Osten koennen wir die Früchte unserer Siege zu pflücken beginnen. Im Westen weisen die Feinde den Frieden jetzt noch von sich. Wir haben den 18. Januar oft mit toenenden Worten feiern koennen. Wir begehen ihn jetzt zum vierten Male mit Hieb und Stoss gegen einen Feind, der uns an der Gurgel packen moechte. Aber wir werden uns dabei auch zum vierten Male der gewaltigen und unzerstoerbaren Kraft bewusst, die das Werk des 18. Januar 1871 dem deutschen Volke gegeben hat. Die Entscheidung naht, das fühlt die ganze Welt. Nachdem England soviel Blut über die Erde heraufbeschworen hat, ist es nur gerecht, dass man es mit aller Rücksichtslosigkeit treffe! Jetzt gilt's!

Der Soldat und der Hilfsdienst.

Zweierlei wirft der Soldat unserem in Feindesland taetigen vaterlaendischen Hilfsdienst vor: Erstens, dass der Hilfsdienst ihn aus seinen warmen Poestchen verdraenge, und zweitens, dass der Hilfsdienst wirtschaftlich besser gestellt waere als er.

Mit dem ersten Vorwurf brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten. Ein Posten, den ein Maedchen oder ein alter Mann auszufüllen vermag, ist nicht für einen Soldaten mit zwei kraeftigen Armen, besonders in einer Zeit, wo das Vaterland um jedes Menschenleben geizen muss. Es waere ein grosses Unrecht gegenüber den Kameraden der vorderen Linie, wenn er ihn auch nur einen halben Tag laenger inne haette, als notwendig ist.

Was die wirtschaftliche Besserstellung des Hilfsdienstes anlangt, so hat der Hilfsdienstpflichtige grundsaetzlich die gleiche Verpflegung, freie Unterkunft und Benutzung der Feldpost wie der Soldat. Seine Loehnung ist hoeher als Soldatenloehnung. Sie betraegt beispielsweise in einem Etappengebiet des Westens für Jugendliche durchschnittlich 2, für aeltere 4 und für Helferinnen 2 bis 3 Mark für den Tag. Besondere Facharbeiter moegen da und dort noch hoeher bezahlt werden.

Aber in allen anderen Punkten ist der Hilfsdienstpflichtige schlechter gestellt als der Soldat. Er hat beispielsweise keinen Anspruch auf besondere Vergütungen, wie Okkupationsgelder, die den Soldaten mitunter recht angenehm überraschen. Seinen Pfeifentabak und seine Zigarren muss er sich selber kaufen, was bei den heutigen Preisen für manchen recht fühlbar ist. Aber schliesslich braucht man ja nicht zu rauchen. Rauchen ist Luxus. Doch seine Familie muss man erhalten.

Für den Soldaten betraegt die Familienunterstützung des Reiches monatlich 30 Mark für die Frau und 15 Mark für jedes Kind, dem Hilfsdienstpflichtigen kann bei nachgewiesener Bedürftigkeit von seiner Dienststelle eine Unterstützung von nur 7,50 Mk. pro Person und Monat, insgesamt aber hoechstens von 60 Mk. ausbezahlt werden.

Aber nun komt noch ein weiterer Punkt. Waesche, Hosen, Rock, Mantel und Stiefel werden dem Soldaten unentgeltlich geliefert und instand gehalten. Der Hilfsdienstpflichtige muss für seine — bürgerliche — Kleidung, auch soweit er sie zu seiner Arbeit benoetigt, selber sorgen. Ein Anzug kostet heute 200 bis 300 Mk., ein Paar Stiefel 50 bis 60 Mark, und als Zivilist kann man seine Kleider nicht in gleichem Masse heruntertragen wie als Soldat.

Die Schneider- und Schusterrechnung und der Waeschezettel sind tatsaechlich diejenigen Posten, die unsere Vergleichsrechnung so sehr zu ungunsten der Hilfsdienstpflichtigen gestalten, dass viele Helfer und Helferinnen lieber auf ihr Gehalt verzichteten, wenn ihnen dafür die Kleidung so gut und kostenlos geliefert würde wie dem Soldaten.

Man sieht, alles hat seine zwei Seiten. Der Wehrstand hat die groesste Last, aber auch die groesste Ehre. Wir wollen daher nicht scheel sehen, wenns anderen angeblich besser geht als uns. Der Ausgleich schafft sich schliesslich immer von selbst. Utffz. Berg.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Moegliche nordamerikanische Truppenbefoerderung nach Europa.

Am Schlusse einer eingehenden Untersuchung über den Schiffsraum der nordamerikanischen Union und die Moeglichkeit ihrer Truppenbefoerderung nach Europa im 6. Beiheft des Hamburger «Wirtschaftsdienstes» kommt Dr. Kaegbein zu dem Ergebnis, dass die Union etwa im Januar 100 000 Mann in Frankreich landen koennte, denen dann in 1½ monatlichen Abstaenden weitere 60 000, 40 000 usw. folgen würden, bis allmaehlich die gesamte Transporttonnage durch den sich mit der wachsenden Zahl der zu unterhaltenden Truppen vergroessernden Etappenverkehr in Anspruch genommen worden ist. Verluste, die die Transport- oder Nachschubflotte erleidet, werden die Reihe entsprechend abkürzen. Weitere Truppentransporte grossen Umfangs koennte Amerika nur ermoeglichen, wenn es durch rücksichtslose Ausserachtlassung der Frachtraumbedürfnisse seiner Verbündeten, die — eine monatliche U-Boot-Beute von 500 000 Br.-Reg.-T. vorausgesetzt — sich immer dringlicher gestalten müsse, oder durch Unterbrechung wichtiger Aussenhandelsbeziehungen neuen geeigneten Frachtraum beschaffen würde. Eine groessere Hilfeleistung englischer Schiffe für die amerikanischen Transporte darf nach dem gegenwaertigen Stande der englischen Frachtraumnot als gaenzlich unwahrscheinlich bezeichnet werden. Dass die Dinge heute so liegen, dass wir der amerikanischen Gefahr mit Ruhe entgegensehen koennen, ist das Verdienst unseres verschaerften U-Bootkrieges. — Nach den neuesten Meldungen hat die Regierung in Washington den Verbündeten sogar erklaert, dass sie waehlen müssten, ob sie Truppen oder Lebensmittel haben wollten. Beides zu gleicher Zeit zu verfrachten, sei unmoeglich. Damit erscheint das baldige Auftreten groesserer amerikanischer Truppenverbaende im Westen noch unwahrscheinlicher.

Schnee.

I.

Sturm im Osten.

** Huu—ih, huu-ih — — hohoho . . . Der Wind rüttelt an den morschen Fenstern des Hauses, pfeift durch die Ritzen, lacht mit lautem Gelaerm, zischt um die Ecken, poltert an allem nicht Niet- und Nagelfestem. Draussen vor der halbblinden zitternden Scheibe jagen die Wolken hin, haengen bis auf die Daecher herab, raffen sich dann wieder stoehnend auf, weil der Sturm sie weiterpeitscht. Klatschend trifft der Regen auf das nassgraue Pflaster, auf die knalliggelben Dachziegel, auf ein bemoostes Strohdach. Er trommelt an den Scheiben, stürzt in staeubenden Baechen auf die hohen Ulmen, die nackten schwarzen Linden herab, dass die Soldatengraeber darunter, auf dem Kirchplatz, zusammenschrumpfen und sich ducken. Er wütet gegen den weissen Kirchturm, um den sich der ganze Ort duckt, dass aus dessen kleinen Glockenstubenfenstern das Wasser wie aus halbblinden Augen stürzt. Und er wühlt sich in die Erde, sie in zaehen, braunen Schlamm verwandelnd. Die Grasnarbe ringsherum ist fahl, heute schimmern die Knospen der Waldstücke und Gestraeuche nicht. Heute toent keines Vogels Stimme. Nur Krachen flattern stumm gegen den stumpfgrauen Himmel und werden schwarz dahingetrieben, wohin sie nicht wollen. Der ganze Flecken voll ziegelroter, starker Haeuser, voller buntgestrichener und zerfallener Holzhütten, voll zagen Lebens der armseligen, zurückgebliebenen Einwohner, voll Soldatenlebens und Kriegseinsamkeit, — das ganze bunte Gewirr duckt sich aengstlich und eng um den Kirchturm, der die vierte Stunde zeigt. Die Weite ringsum schwindet, das oede Braun wird Graublau. Das ganze Staedtchen schwindet — — — es bleibt nur mehr die Aussicht auf den Wirtschaftshof und das schmutzige Dach. . . . Es dunkelt. Das Licht zittert trübe auf, als beuge es sich unter dem Sturm. Der kurze, karge Tag ist um. . . . Wild heult der Sturm im Kamin des Kachelofens, dass die Flamme bisweilen ins Zimmer schlaegt, dass der Rauch in die Augen beizt. — — — — —

Feuer.

Lesen? Schreiben? — — Genug, genug! Der Wille ist matt, die Nerven zerrissen an der Last der Einoede. . . Nichts mehr von dem. . . Lasst mich in die Flammen starren, in die Glut des Feuers. Hui, wie die grosse Flamme mit lüsterner Zunge bleckt, wie sie durchs wirre Knüppelwerk Wege sucht! Nun lodert sie über dem Holzstoss in leuchtendem Brand zusammen, nun duckt sie sich wie ein sprungbereites Tier, nun jauchzt sie auf mit weiten Armen wie ein Maedchen, dass sich glühend ergibt — — heisse Flamme, heisse Liebe. . . Ein langer Zug holder Gestalten taucht vor mir auf. Gesichtchen von Feuer beglaenzt, die Augen wildfunkelnd oder feucht wie betaute Blumen, still wie schimmernde Seen. Und Lippen wie Blütenkelche. . . Das feuchte Knüppelholz knallt in der Glut und brennt zu weisser Asche. Wie es sich straeubt, wie es kocht und zischt, Blasen wirft und weint.

Aber es hilft ihm nichts. Es bleibt doch nur Aschengerippe. Maehlich wird die Flamme ruhiger; der Ofen verbreitet eine gelinde, stete Waerme — — — als strahle er ein Glück aus. Glück? teuflisch hoehnend echot ein Windstoss und treibt mir wieder den beizenden Rauch ins Gesicht. Und im Halbdunkel, im Zucken der Schatten tauchen Bilder auf. . . Wie lange ist das her? — — ich lag mit den anderen im knietiefen Schlamm, in einem brusttiefen Graben. Ueber uns fauliges Stroh, ein paar Balken. Das Wasser sickerte hindurch. Ueber uns sausten die englischen Gewehrkugeln, als pfiffen Maeuslein im Stroh. Nur das Klatschen der Einschlaege hinterher war anders. Gehoefte brannten vor dem Walde von Ploegsteert, der schwarz dahinter lag, westwaerts, feindwaerts zu. Waren wir nicht auf der Strasse, die dort hinterm Walde vorbeifühen musste, noch 14 Tage, 4 Wochen vorher geritten? Hatten wir dort nicht die Patrouille verabschiedet, die von unserm Regiment gen Dünkirchen ritt? Lagen wir da nicht zur kurzen Rast in Seidenbetten, auf grossen Sommersitzen? War es nicht, als kaemen wir nur zu Besuch? — — und wie wir voller goldener Schoenheit waren! Wir sammelten mit offenen, staunenden Augen den Schmuck Flanderns in Hirn und Herz. Die Ueppigkeit seiner Fluren, die satte Ruhe seiner Doerfer, das Hoheitsvolle der parkversteckten, blumenboskettumzaeumten Schloesser. Die stille Vertraeumtheit der mittelalterlichen Strassen und Haeuser alter Staedte, in denen das junge Leben kochte, lockte und gor.... Verloren, unwiederbringlich! Vergebens alle Tapferkeit, aller blutiger Ansturm auf Ypern. . . Zehn Tage lang, zehn lange Tage und Naechte machten wir ihn mit. O, wir sahen die Leichen so dicht, wie man sonst nur die Garben auf fruchtschweren Feldern sah. — — — Und dann heraus aus dem Schlamm. Ritte durch Abenddaemmerung, Regen, Wind, Nacht und kühlen Morgen. . . «Im Feld des Morgens früh». . . Der Klang des Lieblingsliedes meiner Schwadron liegt mir noch im Ohr, ich wiege mich im Sattel. . . . Schoenes Maedchen, bin ich heut Abend bei dir? — Schoen dann, zupft ihr mir das Linnen des Bettes zurecht, tragt ihr mir ein reiches Mahl auf? — Und morgen? — — was kümmert's! — —

Der Wind hat nachgelassen, ruhig und wohlig stroemt die Waerme des Ofens in die Erinnerung. Das Feuer glimmt nur noch. Zu die Ofentür! — — Ich trete ans Fenster. . . Da, was ist das? — — Ich sehe nur Weisses. Alles Eintoenige, Graue, Drückende ist verschwunden, das Dach bepudert, der Hof bezuckert. Der Kirchturm zieht eine Haube auf. Wagengerassel und Pferdegeklapper ist verstummt. Unaufhoerlich tanzen und rieseln weisse Flocken. Und mir ist, als schwebten Boten des Himmels zur Erde, als dehne sich die Erde wohlig, wie jemand, der nach harter Arbeit ruhen will, — als klaenge silbernes Kinderlachen, als laeuteten feine, zarte Glocken. Und der Schnee faellt und faellt. (Wird fortgesetzt.)

Paul Lingens.

Ludwig — Gaston.

** Tief in Flandern wars — die Ferme Mont.... war seit einigen Tagen unser Hauptverbandsplatz. In der Frontlinie wogten die Kaempfe hin und her und auch bei uns herrschte reger Betrieb, Wagen kamen und gingen, Sanitaets-Autos fuhren in dem Hof ein und aus, wirbelten Staub auf, luden ihre kostbare Last ab und verschwanden wieder, als haetten sie es eilig.

Der Abend sinkt leise hernieder, die Sonne verschwindet blutrot hinter dem schmalen Birkenwaeldchen jenseits des Kanals. Draussen haelt wieder ein Auto. Wir stürzen hinaus. Unsere Krankentraeger waren flink zur Stelle, oeffneten die hinteren Wagentüren und schoben und zogen vorsichtig Bahre um Bahre heraus und trugen sie hinein in die weissgetünchten Raeume. Unter den Unsrigen trug man auch einen schwerverwundeten Belgier hinein — mit einem Bauchschuss — in den Operationssaal, und von dem in eines der grossen Zimmer, wo zwei Reihen Betten standen, und hernach kam neben den Belgier ein Westfale zu liegen.

Tiefe Stille herrscht im Krankenzimmer, von der Front droehnen die Kanonen, dass die Scheiben leise klirren. Nach der ersten Wundversorgung verliessen uns die meisten wieder, die rückwaerts transportiert wurden, nur die beiden blieben laengere Zeit bei uns, als nichttransportfaehig befunden.

Allmaehlich — nach Tagen — wurden die Beiden etwas regsamer. Der Westfaelinger dreht sich nach der Seite, wo der Belgier liegt und bemüht sich, eine Unterhaltung mit seinem Bettnachbarn anzustellen — doch vergebens.

Des anderen Tages.

«Na, Jony, wie geht es denn noch?»

Der andere schüttelt den Kopf tieftraurig.



Studie. F. d. A. Z. gez. v. Leutnant Brün.

Minutenlanges Schweigen wieder in dem grossen weissgetünchten Saale, und endlich kam es von den Lippen des Belgiers: «Mon camarade nix versteh — comprends pas.»

«Ihr habt mir die Beine kaputt geschossen», sagte der Westfaelinger und zog sanft die Decke zurück. Der weisse Verband ward sichtbar. Der andere verstand und zeigte auf seinen Leib, der dick umwickelt war. «Camarade» — ja jetzt — der Belgier versucht sich mühsam auf die Seite zu legen, nach seinem Nachbar zu, und beginnt franzoesisch zu sprechen — allerhand — von seiner Heimat, von dem zerschossenen Frankreich. Kein Wort versteht der Westfale — doch hoert er andaechtig zu, und endlich, als jener mit seinem Wortschwall endet, schlaegt er an seine Brust und sagt halblaut: «Ludwig.» Der andere versteht es und sagt, auf sich zeigend: «Gaston.» So ging es einige Tage; der Belgier lehrte dem Deutschen franzoesich und er dem Belgier deutch.

Durchs offene Fenster drang der gewaltige Donner der Geschütze, und eines Abends pfiff unser Ludwig die Wacht am Rhein. Gaston biss sich auf die Lippen und — schwieg. Es war wieder still im Zimmer und Gaston pfiff die — Marseillaise in die Stille. Andern Tags pfiffen sie zusammen: die Wacht am Rhein und die Marseillaise.

Transportfaehig waren sie jetzt. Beide erfahren es und suchen es sich verstaendlich zu machen. Dann fassen sich zwei Haende — still und ohne Worte, zum Abschied. Ludwig kam nach Deutschland und Gaston mit demselben Transporte in ein Gefangenenlazarett.

Wir haben oft im stillen über die Beiden gelaechelt, die das Kriegsleid so leicht auf ihre Schultern nahmen, und so oft verwundete Belgier oder Franzosen unsern Hauptverbandplatz passieren, denken wir an die Beiden zurück.

San.-Untffz. Würz.

Kameraden, helft bei der Verteilung der Armee-Zeitung sowie an deren Ausstattung durch Einsendung von Beitraegen. Erwünscht sind: Zeichnungen und Photographien aus Front, Ruhequartieren und Etappe, Lieder, Gedichte, Erlebnisse in der Kampfzone, Schilderungen von Heldentaten einzelner Kameraden, Aufsaetze, Erzaehlungen belehrenden, ernsten und heiteren Inhalts.

Armee-Zeitung der 2. Armee. Deutsche Feldpost 45.

Briefkasten

Vzfw. Kl. Sie sind mit dem Lobe nicht ganz einverstanden, das in dem Artikel der Nr. 449 der A. Z. der franzoesischen Wohnungskultur gespendet wird und moechten lieber von der Unkultur des franzoesischen Wohnhauses sprechen. Die von Ihnen angefuehrten Maengel bilden in der Tat einen der alltaeglichsten Gespraechsstoffe der Feldgrauen in Frankreich. Eben weil sie so allgemein erkannt und besprochen werden, war es einmal gut, auf die Vorzüge hinzuweisen, die unstreilig vorhanden sind, wie das bei einem künstlerisch hochbegabten Volke mit altem Wohlstand nicht anders moeglich ist.

Die Armee-Zeitung der 2. Armee kann gegen eine Mark monatlich oder 3 Mark vierteljaehrlich von der zustaendigen Postanstalt bezogen werden.



Papier sparen! Ein neueingerückter Kanzleisoldat überreicht nach wenigen Tagen dem Feldwebel stolz seine erste Arbeit; eine kurze, aber schwungvoll auf feinem, weissen Doppelbogen geschriebene Zuschrift an ein anderes Kommando. Der Feldwebel springt wütend empor: «Himmelkruzitürken! Warum haben S'denn einen Doppelbogen g'nommen? Glauben Sie, ich lass' mir wieder Ihretwegen eine Nas'n geb'n? Wissen's denn nicht, dass mit dem Papier unbedingt g's p a r t werden muss?» — Sprach's — und zerriss die ganze Reinschrift auf hundert Stücke.

Kriegsz. k. u. k. 10. Armee.

***

Morgens kommt Bubi zu seiner Mutter ins Bett gekrabbelt und sagt behaglich: «Ah, da ist's aber warm; da merkt man nichts vom Krieg!»



Die Schattenseite des Entente-Kriegsrates.
„Ja, ja, mit unseren Plänen sind wir sehr im Dunkeln!"

Der Friedenskalender.

* Ort: Eine Papierwarenhandlung in der Heimat.
Sie wünschen?
Einen Abreisskalender.
Das Gewünschte wird zur Auswahl bereitwilligst ausgelegt.
Na, mein Herr, haben Sie schon gewaehlt?
Was kostet dieser, und was kostet jener?
Die Auswahl wird dem Feldgrauen erschwert durch die Kriegspreise, mit welchen die Kalender ausgezeichnet und die, eine Folge der Papierknappheit, im landlaeufigen Sinne genommen, etwas gesalzen sind. Er sucht hin und her. Die Situation wird ihm etwas unangenehm, da er sich entschlossen, nunmehr keinen zu kaufen. Mittlerweile findet er aber den Schlüssel zu seinem «Rückzuge» und meint, ob die Verkaeuferin ihm nicht einen Kalender vorlegen koennte, in dem der Weltfrieden vermerkt. Worauf prompt die Antwort erfolgt: Ja, d e r Kalender ist n o c h n i c h t erschienen.

Ldstm. Tsch-r.

***

Ein kleiner Junge hatte die Angewohnheit, seinen Lehrer mit Du anzureden. Da er von seiner Unart nicht lassen wollte, gab ihm der Lehrer eines Tages als Strafarbeit auf, zehn Mal die Worte zu schreiben: Ich muss zu meinem Lehrer Sie sagen. — Als der Vater des Kleinen von dem Vorfall hoert, befiehlt er, über soviel Respektlosigkeit entrüstet, den Satz nicht zehn, sondern zwanzig Mal zu schreiben. Andern Tages überreicht der kleine Sünder dem Lehrer das sauber beschriebene Blatt. Dieser betrachtet es verwundert und sagt: «Aber, was hast du denn gemacht? Du solltest die Worte doch nur zehn Mal niederschreiben.» Der Kleine erwidert prompt: «Na siehste, nu staunste!»



Silben-Raetsel.

Aus den Silben:
bei — che — chen — chill — chur — dau — den — dos — dung — dün — e — emp — en — er — er — es — ex — fan — fang — flie — fried — gas — ge — ge — ger — ho — i — i — in — ir — ir — is — je — ka — ke — ki — kir — kun — la — land — lauf — len — lenz — mas — mon — müt — my — na — ni — pa — pe — ra — ra — rak — re — re — re — rie — rus — sa — scha — schar — se — sen — sieg — ska — son — ta — tae — tank — tap — te — te — ter — tom — ton — trag — trum — van — ver — wehr — wo — wols — wow — zel — zel — zen — zo — sind Worte nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangsbuchstaben aneinandergereiht ein H i n d e n b u r g - W o r t ergeben.

1. ein kleines Gefecht. 2. finanzielle Kraftleistung des deutschen Volkes im Interesse seiner Landesverteidigung, 3. in der Garnison und im Feld gleichbeliebter Dienstgang, 4. ein vierbeiniger Rekrut, 5. vielgenannter Flusslauf, 6. treuer Kamerad, 7. anfaenglich unheimlicher Gegner, 8. gesunde Sportübung, 9. ein eifriger Kriegshetzer, 10. bekannter Generalissimus, 11. grosse, deutsche, politische Partei, 12. Zweck kleiner Kampfhandlungen, 13. Englands Schmerzenskind, 14. der Feldgraue in England, 15. Schauplatz einer verhaengnisvollen Tat, 16. der erste Flieger, 17. englischer Wortheld, 18. angenehmer Aufenthalt, 19. zweckloser, franzoesischer Traum, 20. ein gefürchteter Stossvogel, 21. Ruhmesblatt der deutschen Flotte, 22. Englands schwierigster Ersatz, 23. dankbares Angriffsziel deutscher Bombenflieger, 24. die Sorge des Feldkochs, 25. ein weitblickender deutsch-freundlicher Staatsmann, 26. starke Stellung im Westen, 27. Deckmantel des italienischen Treubruchs, 28. ein hohes Tier, 29. ein sicherer Begleiter. Lt. W.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 36000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 460. (4. Kriegsjahr) 22. Januar 1918.

Glaubt Ihr, ein Sarg koenne mir imponieren?
Kein tüchtiger Mensch laesst seiner Brust den Glauben an Unsterblichkeit rauben.

Goethe zu F. v. Müller.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

23.—25. Januar 1917: Der deutsche Gegenangriff an der Aa und südlich Riga. Beiderseits der Aa entscheidender Vorstoss.

Unsere Arbeit.

Im schimmernden Stahlhelm,
Umgürtet zur Wehr,
Steh ich im lehmigen Schützengraben,
Weit draussen hier im Lande des Feindes. —
— Du schreitest im Zeichen
Der weissen Haube,
Das Kreuz der Liebe am helfenden Arm,
durch Krankensaele daheim bei Euch. —

Mein Herz verzehrt sich
Im wallenden Zorn,
Das Auge sieht lauernd zum Feind herüber,
Erspaeht seine Bloessen, erlistet die Schwaechen. —
— Du gürtest die Seele
mit sorgender Liebe,
Du siehst, wo du klaffende, brennende Wunden
Schliessest und heilest in schaffender Pflege. —

Ich schreite zum Sturm,
Ich richte den Lauf
Der mordenden Waffe auf Menschenleiber,
Ich schwinge das Schwert und stehe auf Toten. —
— Du neigst dein Haupt
Zu erloeschendem Leben
Und streckest den Arm, dass er lindert und hilft;
Dein Auge wehret mild glaenzend den Schmerzen. —

Ich will mit heiligem
Zorne im Herzen,
Mit schützender Kraft im bewehrten Arm
Das Vaterland decken hier draussen vorm Feind.
— Dein aber bleibt
Die heilende Liebe.
Du betreuest der Helden zerschlagenes Leben
Und gibst sie wieder dem Volke, der Heimat.

Im Schützengraben. Richard Dopheide,
Lt. der Res. u. Komp.-Führer.

Der Todeskampf des Zweifrontenkrieges.

Unerhoerte Druckproben erfuhr und bestand unsere Westfront. Nach der Hindenburgischen Raeumung des Gebietes zwischen Arras und der Aisne im Vorfrühling 1917, die ein voelliges Durchqueren aller feindlichen Angriffsabsichten zur Folge hatte, konnte der Feind erst nach laengerer Vorbereitungspause zur Ausführung seiner Durchbruchsabsichten für das Jahr 1917 schreiten. Sollte dieses Jahr ihm doch endlich den erhofften Endsieg bringen. So wollte der Franzose den aus geschichtlicher Ueberlieferung verhassten Deutschen, den «Boche», aus Nordfrankreich vertreiben, ihn zum Rhein zurückdrücken; so wollte der Englaender an die Basis unserer U-Boote, die ihm seinen Lebensnerv zernagen, versprach hochtrabend bald in Brüssel zu sein. Wir sehen das Frühjahr, den Sommer und den Herbst 1917, gejagt von Durchbruchsversuchen unserer Westgegner. Jedoch vergebens! Wohl gelingt stellenweise ein Einbruch, doch dieser ist nicht ausschlaggebend für das Schicksal des Krieges. Einbrüche sind keine strategischen Erfolge, sondern haben nur taktische, rein oertliche Folgen, deren Wirkung nicht über den eng umgrenzten Rahmen des betreffenden Frontteils hinausgeht.

Je mehr das Jahr 1917 seiner Neige zuging, desto heftiger und zeitlich schneller in der Folge wurden die feindlichen Durchbruchsversuche. Den Frühjahrs- und Sommerkaempfen an der Aisne, in der Champagne und bei Arras schlossen sich die verzweifelten Anstürme bei Verdun, am Damenwege, zwischen Craonne und Berry-au-Bac, sowie die zum krampfgeschüttelten Wahnsinn gesteigerten Flandern-Grossangriffe und die Schlacht von Cambrai an.

Ueberblicken wir diese Ereignisse einmal logisch von Feindesseite aus.

Weshalb mussten sie alle sein? Darauf entwortet in einer soeben im Verlage von Karl Siegismund in Berlin erschienenen Broschüre «Wir schaffens!» Hauptmann im Generalstab Bodo Zimmermann wie folgt: Hat nicht England hunderte von Malen erklaert, dass es warten koenne, — und wenn der Krieg bis 1920 dauere? Sollten wir nicht schon laengst voellig ausgehungert sein, stand nicht nach Angaben der Entente unser wirtschaftlicher Zusammenbruch seit drei Jahren jedesmal «ganz bestimmt im naechsten Frühjahr» bevor? Also warum opferten England und Frankreich Hunderttausende von Menschen in sinnlosem Frontalangriff, warum suchten sie verzweifelt die Entscheidung, — die sie bisher aber nicht finden konnten — und auch erst haben werden, wenn Hindenburg es will? Die Loesung ist einfach, sie liegt im damals schon drohenden Zusammenbruch des «Zweifrontenkrieges».

In dem Wort «Zweifrontenkrieg» liegt der militaerische Kriegsplan der Entente, liegt oder vielmehr lag ihr Hoffen und Trachten. Mit dem Schwinden dieses Begriffs traegt die Entente ihre Hoffnung auf einen glücklichen Kriegsausgang zu Grabe; darüber kann und darf uns kein noch so grosses Kriegsgeschrei von drüben mehr taeuschen.

Der Kriegsplan der Entente ist zusammengebrochen; diese Katastrophe fühlten England und Frankreich schon nahen, als die russische Revolution, — die ja von England in Szene gesetzt war, um den russischen Baeren, der mit zerzaustem Fell sich so gern zur Ruhe legen wollte, durch Vorhalten neuen Honigseims zum Weiterringen zu veranlassen, — als diese russische Revolution in eine ganze andere Richtung zu schlagen drohte. Da begann der Kriegsplan der Entente bereits zu wanken. — Diese ganze Zeit, vom Februar bis zum November 1917 war der Todeskampf des Zweifrontenkrieges, der sich in krampfhaften Zuckungen und letzten verzweifelten Kraftanstrengungen aeusserte. Der nun kommende Rückschlag wird um so groesser werden!

Kriegerheimstaetten.

Die Gründung von Heimstaetten auf dem platten Lande und in kleinen Staedten ist verhaeltnismaessig einfach, in mittleren Staedten wie Ulm, Freiburg oder Eisenach findet sie schon starke Widerstaende, die in den grossen Industriestaedten fast unüberwindlich sich erheben.

Da ist zunaechst die Bodenfrage, die wie ein dichtes Dorngestrüpp die verhexten Stadtviertel umschliesst. Glücklich die Bürgerschaft, der aus alter Zeit ein breiter Streifen Gemeindeland ausserhalb des Weichbildes der Stadt geblieben ist. Da laesst sich leicht eine Siedelungsgesellschaft ins Leben rufen, die Gemeinde steuert ein paar Hektar Bauland bei, und so mag es der Tatkraft entschlossener Maenner rasch gelingen, eine Kolonie ins Leben zu rufen, wo minder bemittelte Familien ein menschenwürdiges Heim gegen billigen Zins behausen koennen. Hat sich aber die Stadt im Laufe der Jahrhunderte ihres eigenen Grundbesitzes entaeussert oder sich nur weitabgelegene Waldungen und Allmenden erhalten, dann wird der Syndikus seufzend den schlaffen Gemeindesaeckel beklopfen, und betrübt meldet er dem Stadtrat: «Die Grundstückspreise sind zu hoch, unsere Schuldenmasse ist noch hoeher, wir koennen kein Bauland aufkaufen». In solchem Fall wird ein energischer Bürgermeister entgegnen: «Wenn die Preise der Grundstücke zu hoch sind, müssen wir sie drücken!» Das geschieht entweder allmaehlich durch eine gerechte Bodenbesteuerung, denn im gleichen Masse, wie die Steuerlast eines Grundstückes waechst, sinkt Wert und Preis desselben. Oder die Stadt faehrt die dicke Kanone des Enteignungsrechtes auf und beschliesst, für den gemeinnützigen Zweck eine Reihe von Besitztümern gegen «angemessene Entschaedigung» zu enteignen. Aber dieser Weg ist dornenvoll, leicht werden ehrliche Rechte alter Besitzer verletzt, die Festsetzung der Entschaedigungssumme ist oft schwieriger als russische Friedensverhandlungen, und eine Gaswolke von Missstimmung bleibt über dem endlich enteigneten Gelaende liegen.

Immerhin ist es auf solchen Wegen einer mittelgrossen Stadt moeglich, einen Teil der Bewohnerschaft auf Gartenland zu verpflanzen. Die Grossstadt aber, die seit der Reichsgründung sich mit immer weiterausgreifenden Haeuserringen umspannt hat, deren Weichbild ohne Ende erscheint, weil das platte Land, anstatt sich vor diesem ungeheuer anschwellenden Geschwür abzusperren, im Gegenteil unwiderstehlich von den Riesengasometern und Fabrikschloten angezogen wird, Dorf nach Dorf, baeurischer Einfachheit überdrüssig und nach Reichtum gierig, sich von den über blühende Getreidefelder anrückenden Vorstaedten aufsaugen laesst, — die Grossstadt leidet an der eigenen Groesse und erstickt gleichsam in ihrem Fettleib, sie wird kurzatmig (weil ihre Lungen in Gestalt von Gaerten und Parks zu eng sind) und vermag das Blut nicht mehr so rasch und so warm in die Gewebzellen zu treiben, wie es die Wohlfahrt des Koerpers erheischt.

Wo sollen die Hunderttausende von kleinen Beamten, Angestellten, Fabrikarbeitern, die im Innern der grossen Stadt die Werkstaetten, Kontors und Kaufhaeuser bevoelkern, wo sollen sie ein eignes Heim finden? Düstere Viertel im Norden der Stadt, wo der Garten durch einen Blumentopf, Obstbaeume durch Branntweindestillen und das Kartoffelland durch wüste Schuttablagerungs-Staetten «markiert» werden, verschlucken am Feierabend das Gewimmel der müden Arbeitsmenschen. Des Sonntags aber flüchten sich die Bewohner dieser dunklen Viertel in fahnenbewimpelte Laubenkolonien, wo der Russ der vorüberbrausenden Eisenbahn den kümmerlichen Kohl- und Kartoffelbeeten als Dünger dient, und der Regen in die selbstgezimmerten Buden klatscht. Die Armee der besservermoegenden Angestellten aber wird des Abends von jenen schmucklosen, einfoermigen Mietshaeusern der Vorstaedte verschlungen, wo der Mieter die Kinder des Nachbarn durch die dünnen Waende kreischen hoert und als Aussicht ein stubengrosses Stück rauchgrauen Himmels geniesst. Garten — meistens «Fehlanzeige». Und selbst der sparsame Wirtschafter ist am Monatsende in Sorge wegen des hohen Mietzinses und in bestaendiger Furcht vor Steigerung.

Wo soll dies Heer von schwerarbeitenden Menschen, die zum grossen Teil heute noch die Stollen und Trichter der Kampffront behausen, in eigenen Heimstaetten auf eigener Scholle unterkommen?

Da wo sie arbeiten, im Innern der Stadt kostet vielleicht der Quadratmeter, auf dem der Arbeiter taeglich steht oder sitzt, mehr als ein ganzes Haus mit Gartenland vor den Toren einer kleinen Stadt. Draussen am Rande des Haeusermeeres, jenseits der von Abwaessern berieselten Felder aber dehnt sich freies Land. Auch hier ist schon der Boden teuer geworden, oft liegt die unsichtbare Hand eines Terrainspekulanten über lieblichen, zum Hausbau einladenden Gegenden. Aber noch hat eine weise Stadtverwaltung Raum genug, um an Land für ihre aermeren Bürger zusammenzuraffen, was irgend kaeuflich ist.

Jedoch was nützt der Batterie ein Steilhang mit tiefen Stollen, der fünfhundert Meter von den Geschützen entfernt ist? Was nützen den Angestellten eines Geschaeftsviertels im Herzen der Stadt die hübschen Gartenhaeuschen, die dreissig oder fünfzig Kilometer von den Kontoren entfernt stehen? Koennen sie, kann der Fabrikarbeiter das Abonnement für die Staatsbahn bezahlen? Koennen sie den Weg zum Bahnhof und die lange Fahrtdauer von der Arbeitszeit erübrigen?

Es geht alles, es muss gehen, sagt der Soldat. Die Gartenstadtzüge müssen eben rascher laufen als gewoehnliche Züge, der Lokomotivführer muss wissen, dass er tausend erholungsbedürftige Menschen in die Gottesnatur hinausfaehrt, denen jede Minute des stillen Feierabends kostbar ist. Der Lokomotivführer wird schon einheizen.

Und die Staatsbahn wird mit der Stadt einen Vertrag schliessen, um den Fahrpreis so weit zu drücken, dass auch der einfache Arbeiter sich eine 2—3stündige Bahnfahrt am Tag leisten kann.

Aber zum Landkauf, zum Haeuserbau, zum billigen Transport — zu all dem gehoert Geld, ungeheuer viel Geld.

Kürzlich hat der englische Ministerpraesident Lloyd George durch einen Kommissar berechnen lassen, welche Summe erforderlich waere, um eine Million Krieger auf eigener Scholle anzusiedeln. Die Summe betrug fünf Milliarden bei den billigsten Bedingungen.

Wohl! Der letzte Kampf zwischen England und uns geht auch darum, wer nach Friedensschluss noch 5 Milliarden im Saeckel oder auf dem Staatsguthaben hat, um seinen Kriegern gesunde Heimstaetten zu bauen. England oder wir!

Von den Heimstaetten selbst, von den rechtlichen Grundlagen und der Art der Behausungen soll ein weiterer Aufsatz handeln.

v. d. Goltz.

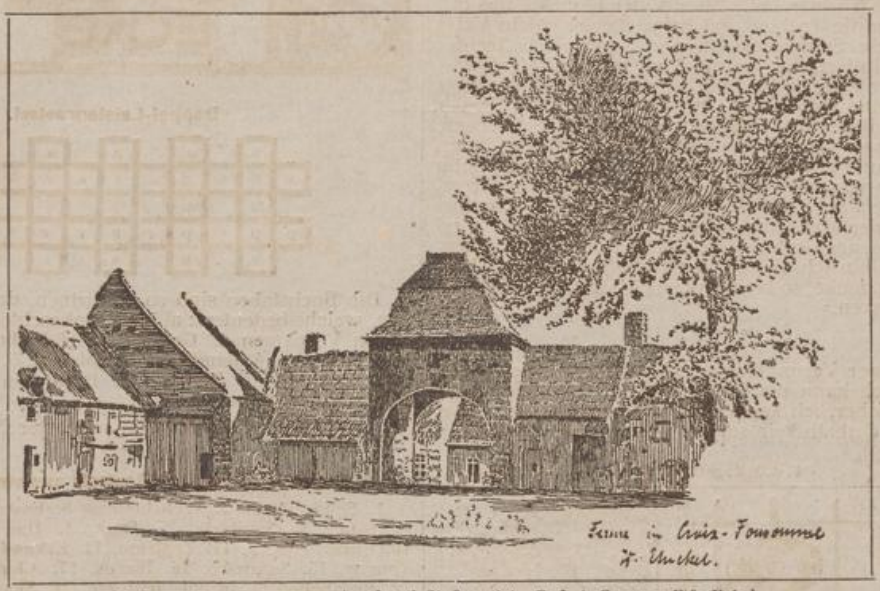
Schnee.

III.

Rauhreif.

** Und wieder schmilzt der Schnee an trüben, griesgraemigen Tagen dahin und wieder ist alles grau-braun und oede. Die unermessliche Eintoenigkeit der schlafenden Mutter Erde bedrückt, laesst das Blut stocken, den Willen erschlaffen. Und immer die gleichen lehmbespritzten Kolonnen rumpeln ihre gleichen Wege. . . . Die Luft wird mit Geraeuschen übersaettigt: Kanonendonner, Knarren der Wagen . . . Der Krieg ist kein Erlebnis mehr, ist grauer Alltag geworden. Die einzige Befreiung würde in solchen Tagen darin liegen, sich in die Maschine schwingen zu koennen und über all das ekle, kriechende Alltagsgewürm hoch in den Lüften zu triumphieren. Aber wehe, schwer lasten die Wolken auf der Erde, als wollten auch sie sich an den Alltag kleben. Und doch, wie ich hinaufsehe, kann ich das Kleine vergessen . . . als schwebte ich ihnen zu, als müssten sie mich nun aufnehmen, mit ihrem Nebelatem anhauchen. Ich weiss, darüber blaut in einer wunderbaren, zartgrünen Klarheit der Aether, nie geht dort die Sonne unter. Hoeher und hoeher hinauf. Tief unten die Erde mit ihren Schmerzen, dem klebenden, kleinen Menschengewürm. Hin und wieder blicke ich einen scharfen Augenblick durch ein Wolkenloch, dann aber schieben sich die Wolken zu einem grauen, ruhig fliessenden Meer zusammen . . . nun ist Friede . . . Der Motor rattert und rast, stampft und glitzert in der Sonne. Sein Atem weht heiss an mir vorüber, der Propeller schneidet fast unsichtbar die Luft, wirft sie mit kühner Verachtung hinter sich, der Takt der Zylinder wird mir zum lebenden Pulsschlag: Menschenhand schuf ihn, aber nun entwaechst er dem kleinen Menschen. Nichts hoere ich mehr vom Erdengeraeusch, der laermende Motor wird zum singenden Ton der ewigen Sphaeren, ich komme dem Unendlichen nahe . . .

Wehe, dass all dies nur Traum, dass gerade jetzt die Erfüllung fern bleibt. Dunkel lastet auf der stoehnenden Erde, sie moechte sich müde zur Ruhe strecken. Aber das Fieber des Kampfes rast in ihrem Geaeder, und leise donnernd haemmert an fernen, fahl aufblitzenden Horizonten der wilde Pulsschlag des Kriegs . . . Erwachen aus tiefer Nacht —, wehe, ein neuer Tag . . . und doch wie anders, wie still. Mit feuchten Tüchern ist alles Schreckliche verhangen, nur das Nahe und Engbegrenzte hat noch Sinn. Und der ist über Nacht verklaert worden. Das welke Gras ist nun herrlicher als eine Schoepfung des Juweliers, mit Kristallen besaet, mit koestlichen Nadeln von Edelsteinen benaeht. Rostiger Stacheldraht ist eine mattschimmernde Perlenschnur, das Mistbeet koennte das Prunkbett einer Koenigin sein, mit blütweissen, feingezackten Spitzen besaet. Die Baeume streben mit schimmernden Saeulenschaeften in die Hoehe und münden in fein veraesteltes Gewoelbe zarter Kristalle, die selbst im blinden Nebel leuchten .. Ich schreite zum Gottesdienst, und wie ich die Arme recke, ist mir, als bade ich die Haende in den feuchten Traenen der Welt ... und ist doch kein Klagen, kein Jammern ringsum ... Friede ... Ich sah einen Fluss im fernen Osten zu Eis erstarrt, unter der Decke glucksten die kleinen Wellen. Der Fuchs schnürt über das Eis ins Tannendickicht, der Schneehase flüchtet ins Weidengestrüpp. Die hungrige Weihe senkt sich mit gebogenem Flügelschlag und leise klagendem Schrei aus dem Nebel herab und sucht nach Beute . . . Ein altes Herrenhaus duckt sich unter der maechtigen Schneehaube und unter den breitgreifenden Ulmen und Linden, eine schwarze uralte Kastanie wacht regungslos in der Daemmerung. Neugierig guckt die Elster von einem ihrer losesten Zweige in die Stube, zum glühenden Kaminfeuer . . . dort starrt ein zierliches Antlitz ins Feuer . . . .



Motiv aus Croix-Fonsomme (nordoestl. St. Quentin). F. d. A. Z. gez. v. Utfz. Unkel.

Ich sah einen blauen See, ein wunderbares Abendrot steht darüber, als wollte der Himmel sich nicht von diesem Auge, das die Erde zu ihm aufschlaegt, trennen. Es ist irgendwo im Herzen Deutschlands. Der Rauhreif hat die Parks und die Gaerten der Landsitze ringsum in eine koestliche Fassung für den blauen See gebannt. Ein paar Taucher rascheln im gepuderten Schilf, ein Stoesser senkt sich mit stahlblitzendem Flug auf das schwaerzlich dunkle Wasser . . . ein einsames Maedchen geht weltverloren und sucht im See die Seele seines Liebsten . . .

Ich seh einen stillen, schwarzen Kanal, unheimlich blind ist sein Wasser, die schlanken bezuckerten Pappeln zu seinen Seiten sind zum Teil zersplittert und gestürzt. Wund schreit das Leben aus den zerspellten Schaeften und aus den zersplitterten Staemmen des nahen Parks zum grauen Himmel. Ein Fasanenhahn laeuft über den verwilderten Weg und baumt auf, er klagt in den Abend. Ein paar aengstliche Schwanzmeisen laufen um einen dicken Stamm, die Krone liegt halb zerschossen im Unterholz . . . Muss dieser Park einmal wunderherrlich gewesen sein: als hier noch Flieder duftete, Brunnen plaetscherten, Nachtigallen schlugen, Seidenroecke rauschten und Silberlachen munter wie der Wasserstrahl im Becken in den Sonnenuntergang tauchte . . . Ist das alles verschollen? — Ein leiser Wind faehrt durch all diese erstarrte, eingefrorene, weissglitzernde Herrlichkeit . . .

Ich moechte heim, wo ist die Heimat? — Von einer Welt zur andern schleudert mich die Woge des Geschehens, nun im vierten Jahr . . . ob mich einmal, einmal eine gewaltige Woge mit donnerndem Schlag betaeuben und an ein bislang nur ertraeumtes Gestade werfen wird? Dann müsste ich verwundert aufwachen, noch das Rauschen des fernabdonnernden Meeres im Ohre, noch die süsse Roete der unergründlichen Tiefe im Blick . . . Und dann müsste mit einem Male Licht werden. Die Finger müssten warmen, goldenen Sand eines stillen Gestades rieseln lassen. Wohlige Mattigkeit müsste mich noch gefangen halten. Aber über dem Ufer saehe ich selige Gaerten, eine seltsambekannte, fremde Stadt . . . Schillernde Voegel wiegten sich über sattgrünen Rasen in prangenden Baeumen, Mutter und Vater, Menschen lustwandelten dort in seliger Heiterkeit. Und ich saehe, dass da kein Unfriede der Welt mehr ist, und ich fühlte mich daheim und zugleich doch in einer niegeschauten, stets ertraeumten Ferne . . . Und wie gefolgt von ihren Jungfrauen die schönste aller Frauen auf mich zuschritte, mich zu salben und willkommen zu heissen, fiele alles Erdenschwere von mir ab. Zwei grosse Traenen raennen mir das gramdurchfurchte Antlitz herunter . . . um diesen Augenblick am Gestade der Seligen gaebe ich alles.

Morgenrot.

Einmal moecht ich an einem schneeglitzernden Morgen, wenn eben der Sonnenwagen angeschirrt ist und Phoebus ihn besteigt, die kaum zu zügelnden Rosse freudig ausgreifen laesst, wenn dann Rosenwoelklein wie Amouretten vor ihm hinschweben und eine breite feuergoldene Spur dem Wagen folgt . . . . Wenn dann die Erde erroetet und ihr schneeschimmerndes Gewand mit blitzenden Perlen und schimmernden Diamanten schmückt, wenn sie in herrlicher braeutlicher Freude erstrahlt und des Sonnenjünglings harrt, einmal moechte ich dann hinauffliegen und nichts mehr sehen als die Schoenheit dieser Vermaehlung über und unter mir, immer hoeher, nur mehr vom unendlich reinen Aether getragen . . . und dann wollte ich nie mehr zurückkehren.

Paul Lingens.

Die 181. Kriegswoche.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Keine groesseren Ereignisse. An verschiedenen Stellen der Front Artilleriekaempfe und Erkundungsvorstoesse.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Waffenstillstand.

Italienischer Kriegsschauplatz.

Am 14. und 15. Januar führten die Italiener starke Angriffe gegen die oesterreichisch-ungarischen Stellungen am Monte Asolone und Monte Pertica. Sie sind unter schweren Verlusten gescheitert.

Balkan.

Keine groesseren Kampfhandlungen.

Seekrieg.

Meldungen von Versenkungen durch U-Boote:

12. Januar 12 000 Br.-Reg.-T. (Sperrgebiet um England),
13. Januar 5 groessere Dampfer (englische Ostküste),
14. Januar 21 000 Br.-Reg.-T. (Kanal),
15. Januar 24 000 Br.-Reg.-T. (Mittelmeer),
16. Januar 21 000 Br.-Reg.-T. (noerdl. Kriegsschaupl.),
17. Januar 4 groessere Dampfer, 1 Segler (engl. Westküste),
18. Januar 25 000 Br.-Reg.-T. (Mittelmeer).



E. K.

Der neue Oedipus.

Letzten Sommer fand man im Tiergarten einen Mann, der sich an einem Baum aufgehaengt hatte; in seinem linken Stiefel fand man folgenden Brief :

«Meine traurigen Familienverhaeltnisse treiben mich in den Tod. Ich bin naemlich mit einer Witwe verheiratet, die eine erwachsene Tochter hat. Mein Vater besuchte uns oft, verliebte sich in die Tochter und heiratete sie. Mein Vater wurde also mein Schwiegersohn und meine Stieftochter wurde meine Mutter, weil sie die Frau meines Vaters war. Da bekam meine Frau einen Sohn. Er wurde der Schwager meines Vaters und mein Onkel, denn er war ja der Bruder meiner Stiefmutter. Die Frau meines Vaters, d. h. meine Stieftochter bekam auch einen Sohn, der natürlich mein Bruder wurde und zugleich mein Enkel, da er ja der Sohn meiner Tochter war, und meine Frau wurde meine Grossmutter, denn sie war ja die Mutter meiner Mutter. Ich wurde gleichzeitig der Mann meiner Frau und ihr Enkel. Und da der Mann meiner Grossmutter nolens volens mein Grossvater ist — so bin ich also mein eigener Grossvater. Und wenn ich daran denke, so bleibt mir nichts anderes übrig als mich aufzuhaengen.»

***

Ein ins Wasser Verunglückter schreit fürchterlich «Hülfe! Hülfe! Ich kann nicht schwimmen!» Ein Herr am Ufer : «Mein Lieber, ich kann auch nicht schwimmen, aber ich mach doch deshalb kein solches Geschrei.»

F. d. A. Z. gez. v. Musketier F. M. Bachmann.



Dr. Wilson versucht mittels einer belebenden Essenz Mariannes Schwaechezustaende zu lindern.

In meinem bescheidenen Lehrerzimmerchen haengt über dem Klavier die Gipsmaske Beethovens. Kam da neulich eine Frau zu mir und wollte ihren Jungen wegen Schulversaeumnis entschuldigen. Sie beguckt sich meine kleine Bude und erblickt den Kopf an der Wand. Schaut ihn sich kritisch an, und auf einmal kommt's im Brustton tiefster Ueberzeugung :

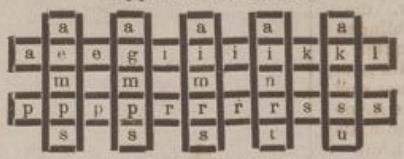
«Aber hoere Sie mol, Herr Lehrer, Ihr Hindeburg do obe, der macht aber ae boes G'sicht!»

Sprach's und ging. **Jugend.**



E. K.

Doppel-Leistenraetsel.



Die Buchstaben sind so zu ordnen, dass Woerter entstehen, welche bedeuten : a) bis 5 senkrechten Reihen : 1. weiblichen Vornamen. 2. Gebirge im südlichen Kampfgebiet. 3. kleine Strasse. 4. feindliche Hauptstadt. 5. Insekt. b) die beiden wagerechten Reihen : 1. Berühmte Wasserstrasse. 2. Strom in Nordamerika.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung des Silben-Raetsels aus voriger Nummer.

1. Scharmützel, 2. Wehrbeitrag, 3. Essenholen, 4. Remonte, 5. Isonzo, 6. Sanitaeter, 7. Tank, 8. Dauerlauf, 9. Iswolski, 10. Enver Pascha, 11. Zentrum, 12. Erkundung, 13. Irland, 14. Tommy, 15. Serajewo, 16. Ikarus, 17. Churchill, 18. Etappe, 19. Revanche, 20. Infanterieflieger, 21. Skagerak, 22. Tonnage, 23. Dünkirchen, 24. Empfang, 25. Radoslawow, 26. Siegfried, 27. Irredenta, 28. Exzellenz, 29. Gasmaske.

«Schwer ist die Zeit — sicher ist der Sieg.»

***

Aufloesung des Zusatz-Raetsels aus voriger Nummer.

Auge — Anden — Leid — Elise — Mais — Ewald — Rand — Aehre — Tour.

Gneisenau

***

Aufloesung des Pyramiden-Raetsels aus voriger Nummer.



Generalleutnant.

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 36000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 461. (4. Kriegsjahr) 24. Januar 1918.

Was ist Gott? Er ist der Zorn im Busen des Unterdrückten. Er ist der Gewissensbiss im Busen des Unterdrückers. Er ist das heilige Feuer im Herzen des Patrioten! Er ist der Todesmut im Herzen des Vaterlandsverteidigers! Er ist die Ausdauer, die Hingebung, die Selbstaufopferung in der Seele des Mannes, der eine innere Stimme vernommen, der eine Mission auf Erden zu erfüllen hat! Er ist der reine Glanz auf der Stirne des Gerechten! Er ist die Scham auf der Wange der Schoenheit! Er ist die Zaertlichkeit im Busen der Mutter! Er ist die Vernunft, die Freiheit, die Tugend, die Liebe, der Schrecken! Hamerling, Danton und Robespierre.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

25. Januar 1915: Erstürmung englischer Stellungen südlich des Kanals von La Bassée durch die Badener.
25. Januar 1917: Einnahme der Hoehe 304 bei Verdun.

Dem gefallenen Kameraden.

Fern im Franzosenlande, da liegt ein stilles Grab,
Da senkten sie einen Soldaten tief in die Gruft hinab.
Das Grab ziert keine Blume — deckt auch kein Marmorstein,
Und all der Siegesjubel, der dringet nicht hinein.

Im deutschen Vaterlande, da sitzt ein bleiches Kind,
Sie weint um den Geliebten sich fast die Aeugelein blind,
Da steigt ein lichter Engel vom Himmelszelt herab
Und sammelt all die Traenen. Traegt sie zum fernen Grab.

Und aus dem Traenentraume erwaechst ein Blümelein,
Das blüht nun auf dem Grabe im Abendsonnenschein!
Und süss und leise klingt es tief aus dem grauen Sand: —
«O trockne deine Traenen, ich starb fürs Vaterland!»

Kan. W. Schulz.

Der Zerfall der russischen Front.

Von einem militaerischen Mitarbeiter.

Die Friedensverhandlungen zwischen den Mittelmaechten und den Russen in Brest-Litowsk haben bisher nicht denjenigen Verlauf genommen, der den schnellen Abschluss einer Verstaendigung erwarten laesst. Wenn auch eine pessimistische Beurteilung der Sachlage bisher nicht gerechtfertigt ist, so scheint es doch, dass es den Herren Lenin und Trotzki bei ihrem ganzen Vorgehen weniger um den Abschluss eines Friedens mit den Mittelmaechten, als um die Erreichung ihrer sozial-theoretischen Ziele zu tun ist. Die Herren, die augenblicklich an der Newa das Regiment führen, sind Allerweltsbeglücker. Nationale Fragen stehen ihnen an Wichtigkeit zurück gegenüber kosmopolitischen Menschheitsfragen, die Konferenz von Brest-Litowsk ist ihnen also weniger eine Versammlung zur Entscheidung von Fragen, die einzig und allein Russland und seine Gegner interessieren, sondern vielmehr eine Art wissenschaftlichen Seminars, wo sozial-politische und sozial-ethische Probleme zergliedert und der praktischen Anwendung für die gesamte Menschheit dienstbar gemacht werden sollen. Die Mittelmaechte, die noch an anderen Fronten im Kampfe stehen, haben in diesem Augenblick weder Zeit noch Lust, sich mit anderen Aufgaben zu beschaeftigen als mit der, den Friedenszustand zwischen ihnen und dem russischen Nachbar wieder herzustellen, über andere Dinge, deren Wichtigkeit von uns keineswegs geleugnet wird, zu reden, wird spaeterhin Zeit sein. Anders Herr Trotzki, der mit geradezu verletzender Deutlichkeit zu erkennen gibt, dass es ihm auf die Wiederherstellung eines freundnachbarlichen Verhaeltnisses nicht ankommt, und Herr Krylenko, der russische Kriegsminister, kündet seinerseits den heiligen revolutionaeren Krieg gegen das Bürgertum der gesamten Welt an. Für diesen Zweck müsse, meint er, ein neues Heer aufgestellt werden, in das alle Regimenter, Bataillone und Kompagnien eintreten sollten.

Für unseren Standpunkt ist die Frage allein wesentlich, ob Russland überhaupt noch in der Lage ist, ein schlagfertiges Heer aufzustellen, gegen wen es immer gerichtet sein moege. Diese Frage ist unbedingt zu verneinen. Die Zertrümmerung der Moral des russischen Heeres durch die Waffenerfolge der Verbündeten sowie die zerstoerende Propaganda der Revolution hat das Heer Russlands in eine Verfassung versetzt, die es für unabsehbare Zeit als vollwertiges Kriegsinstrument ausgeschaltet erscheinen laesst. Nicht zuletzt war es die Ungeduld der Truppen, die die verschiedenen russischen Regierungen gezwungen hat, ihre Aufmerksamkeit so schnell als moeglich dem Friedensproblem zuzuwenden. Lenin und Trotzki schienen das richtig verstanden zu haben, als sie die Erreichung eines allgemeinen oder Separatfriedens zum vornehmlichsten Ziele ihrer Politik erklaerten. Ohne übertriebenen Optimismus kann man es aussprechen, dass die Maximalisten von der Bildfläche weggefegt werden würden, sobald sich herausstellt dass sie ihr Friedensversprechen nicht einzuloesen faehig sind. Man würde ihnen das umso schlimmer anrechnen, als man sich auch an der russischen Front keinerlei Zweifel darüber hingibt, dass die Mittelmaechte kraft ihrer militaerischen Lage durchaus berechtigt und in der Lage waeren, ganz andere Ansprüche als solche zu stellen, die durch einen annexionslosen und entschaedigungslosen Frieden erfüllt werden koennen. Für die Pose der russischen Friedensunterhaendler in Brest-Litowsk, die den siegreichen Mittelmaechten ihre Bedingungen diktieren zu dürfen glauben, hat man an der russischen Front nicht das geringste Verstaendnis, die grosse Ungeduld über die lange Dauer der Verhandlungen wird von Tag zu Tag groesser. Daran kann auch die eifrige Taetigkeit der Entente nichts aendern, die an der ganzen russischen Front Nachrichten über das Scheitern der Verhandlungen verbreitet, denen aber selbstverstaendlich durch unsere eigene Aufklaerung erfolgreich entgegengearbeitet wird. Nur ganz vereinzelt finden sich stimmen für die Fortführung des Krieges.

Tatsaechlich nimmt die Aufloesung des russischen Feldheeres einen immer deutlicher werdenden Grad an. Aus zahlreichen Meldungen geht hervor, dass sogar die russische Artillerie, namentlich die schwere, von der Front abtransportiert wird. Die Offiziere haben nicht mehr den geringsten Einfluss auf die Mannschaften, die aus ihrer Kriegsmü-

digkeit kein Hehl mehr machten. Ohne sich um die Folgen zu bekümmern, verlassen zahlreiche Truppenteile die Front und gehen in die Heimat zurück. Die russische Heeresverwaltung suchte zwar der ploetzlichen Aufloesung der Front dadurch vorzubeugen, dass sie ihrerseits die Entlassung der Truppen bis zum Jahrgang 1903 anordnete, trotzdem haben sich eigenmaechtig jüngere Jahrgaenge bei einer ganzen Anzahl von Divisionen entfernt. Wo die Soldaten daran gehindert werden, nach Hause zurückzukehren, laufen sie zu uns und unseren Verbündeten über. Auf diese Weise sind etwa 200 Kilometer der russischen Front, die, soweit sie von Petersburg dirigiert wird, vom Rigaischen Meerbusen bis in die Gegend von Rowno reicht, bereits geraeumt worden. Die Stellungen liegen, teilweise voll Waffen und Geschütze, tief verschneit ohne Schutz da, das Pferdematerial haben die russischen Soldaten teilweise an die Deutschen verkauft, weil es an Futter für die Tiere fehlt. Auch die Menschen selbst leiden grosse Not, und der soeben veroeffentlichte Funkspruch der russischen Militaerverwaltung spricht deutlich aus, dass an der Front keine Verpflegung vorhanden sei, dass es keine Zufuhren gaebe und die Regimenter buchstaeblich Hunger leiden.

Auch an der ukrainischen Front nimmt die Aufloesung zu, wenn auch nicht in demselben Masse wie an der Nordfront, aber auch hier herrscht keinerlei Geneigtheit, den Kampf wieder aufzunehmen. Eine feindselige Stimmung herrscht hier hoechstens zwischen ukrainischen und grossrussischen Truppen. Auf Seiten der Ukrainer stehen die Rumaenen, die ebenfalls von starker Animositaet gegen die Russen erfüllt sind. Machte doch erst jüngst ein russischer General unseren Truppen den Vorschlag, gemeinsam mit uns gegen die Rumaenen vorzugehen.

So liegen die Dinge an der russischen Front. Auch wenn Lenin, wie jetzt gemeldet wird, auf eine von ihm veranstaltete Umfrage nicht die fast einstimmige Antwort bekommen haette, sie würden vorziehen, dass die Deutschen die Ostseeprovinzen annektieren, als dass der Krieg fortgesetzt werde, so wüsste man auch aus den erkennbaren Symptomen, dass eine Wiederaufnahme der Kampftaetigkeit der russischen Front ausgeschlossen ist. Ueberdies wird jetzt sogar gemeldet, dass die allgemeine russische Wehrpflicht für das Heer und die Flotte aufgehoben werden soll. Angesichts dieser Lage ist es für uns nicht von übermaessiger Wichtigkeit, ob die Verhandlungen in Brest-Litowsk in absehbarer Zeit zu einem Abschluss führen oder nicht. Von Bedeutung ist die Frage nur für die Russen, die es wohl immer zu bedauern haben würden, die Gelegenheit, einen ungewoehnlich billigen Frieden zu bekommen, aus theoretischer Kleinlichkeitskraemerei verpasst zu haben...

Falsche Schlussfolgerungen.

* Auf die erste Nachricht von Besprechungen mit Vertretern der Ukraine in Brest-Litowsk hat der Temps in einem Leitartikel folgende Schlussfolgerungen gezogen: «Nachdem Deutschland den Grundsatz aufgestellt hat, dass eine kriegführende Macht mit einem Bruchteil eines feindlichen Staates rechtsgültig verhandeln kann, koennen natürlich die Alliierten eines Tages Verhandlungen mit einem unabhaengigen Boehmen oder selbst mit gewissen Bundesstaaten des Deutschen Reiches anbieten. Vielleicht kommt die Stunde, wo die Polen von Posen das Recht beanspruchen, ihre Vertreter beim Friedenskongress zu haben dank dem Vorgang, der durch die Anwesenheit der Ukrainer in Brest-Litowsk geschaffen ist. Dieser Vorgang bietet also der Sache der Alliierten gewisse Vorteile.» Diese voreiligen Schlüsse sind, um das gleich zu sagen, falsch. Zunaechst handelt es sich in dem Augenblick, als der Artikel erschien, um unverbindliche Versprechungen der Vierbundvertreter mit den Ukrainern. Erst am 9. Januar erschienen diese in einer offiziellen Vollsitzung. Nun war von russischer Seite in der Sitzung vom 22. Dezember vorgeschlagen worden: «den nationalen Gruppen, die vor dem Krieg politisch nicht selbstaendig waren, wird die Moeglichkeit gewaehrt, die Frage der Zugehoerigkeit zu dem einen oder anderen Staat oder ihrer staatlichen Selbstaendigkeit durch Referendum zu entscheiden.» Dagegen hatte Graf Czernin den Standpunkt der Mittelmaechte in folgender Fassung dargelegt: «Die Frage der Zugehoerigkeit nationaler Gruppen, die keine staatliche Selbstaendigkeit besitzen, kann nach dem Standpunkt der Vierbundsmaechte nicht zwischenstaatlich geregelt werden. Sie ist im gegebenen Fall von jedem Staat mit seinen Voelkern selbstaendig auf verfassungsmaessigem Wege zu regeln.» Noch einmal haben dann am 28. Dezember die russischen Vertreter betont, dass ihre Regierung «das Recht aller in Russland lebender Voelker ohne Ausnahme auf Selbstbestimmung bis zur Absonderung» verkündet habe. Am 10. Januar hat der ukrainische Staatssekretaer Holubowitsch die Forderungen der Ukraine, unter anderem auch die auf Anknüpfung selbstaendiger voelkerrechtlicher Beziehungen bis zur Schaffung der russischen Foederativrepublik vorgetragen. Ehe darüber Beschluss gefasst wurde, richtete der Staatssekretaer v. Kühlmann an Trotzki die Frage, ob seine Delegation auch ferner die Angelegenheiten des ganzen Russland diplomatisch zu vertreten beabsichtige, worauf dieser erklaerte, in grundsaetzlicher Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes jeder Nation bis zur vollen Lostrennung finde die Delegation kein Hindernis für die Teilnahme der ukrainischen Delegation an den Friedensverhandlungen. Dass die Russen diesen Standpunkt einnehmen, war schon vorher klar, sonst haetten sie gegen die Anwesenheit der Ukrainer am 9. Januar Einspruch erhoben. Das Vorgehen der Vertreter des Vierbundes entsprach also genau dem Grundsatz, dass die Anerkennung der Selbstaendigkeit von jedem Staat verfassungsmaessig mit seinen Voelkern zu regeln sei. Genau der gleiche Standpunkt wurde gegenüber den Abgeordneten Finnlands angenommen mit dem Hinweis, Deutschland koenne den neuen Staat erst anerkennen, nachdem dies seitens Russlands geschehen sei. Es ist klar, dass damit auf gewisse Stimmungswerte verzichtet werden musste. Nach alledem sind die voreiligen Schlussfolgerungen des Temps hinfaellig. Nach dem bisher eingenommenen Standpunkt kann weder die Frage Boehmens oder eines anderen Bestandteiles der oesterreichisch-ungarischen Monarchie, noch die Preussisch-Polens oder Elsass-Lothringens den Gegenstand zwischenstaatlicher Verhandlungen bilden. Die Eile, mit der das franzoesische Blatt, wohl nicht ohne Fühlung mit dem Quai d'Orsay die scheinbar an den Mittelmaechten erspaehte Bloesse aufzudecken suchte, ist lehrreich. Zeigt sie doch, wie gefaehrlich jedes Zugestaendnis in solchen Dingen werden kann, wie sorgsam bei jedem, auch dem kleinsten Schritt Ausschau gehalten werden muss, «wohin», um ein Wort des Temps anzuwenden, «die Reise geht». Vollends bei den Friedensverhandlungen einer Koalition muss manchmal auf einen Trumpf, der augenblicklich gut scheint, verzichtet werden, weil sonst im weiteren Verlauf der Gegner gewonnenes Spiel haette.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Schonende Vorbereitung.

Die Propaganda unserer westlichen Gegner arbeitet im Hinblick auf die erwartete deutsche Offensive im Westen mit Nachdruck. Es will scheinen, als sei das Selbstvertrauen der Englaender und Franzosen diesmal weniger gross als sonst, und wie mit ihrem Selbstvertrauen, so geht es auch mit ihrem Mund. Sie halten es für noetig, die beiden Voelker durch die offiziellen Nachrichtenagenturen «Havas» und «Reuter» vorsichtig darauf vorbereiten zu lassen, dass die Deutschen bei ihrem Angriffe «moeglicherweise» einige Kilometer Landes, ferner Geschütze und Gefangene gewinnen koennten. Offenbar haben die Bevoelkerungen beider Laender eine solche schonende Vorbereitung dringend noetig, denn anders kann man sich vor allem den franzoesischen Verzicht auf alle Grosssprecherei nicht recht erklaeren! Erheiternd aber ist für uns, dass Reuter, der jeden Quadratmeter englischen Gelaendegewinns waehrend der Artois- und Flandernoffensive wie einen grossen, entscheidenden Sieg in die Welt posaunte, jetzt schon im voraus mit vollendeter englischer Heuchelei versichert, der Gewinn einiger Kilometer seitens der Deutschen würde wenig ins Gewicht fallen.

Vom oestlichen Kriegsschauplatz.

Das Wolff-Büro meldet aus Brest-Litowsk, dass zwischen den Mittelmaechte und den Vertretern der Ukraine eine Einigung über die Grundlagen eines abzuschliessenden Friedensvertrages erzielt seien. Vor Abschluss des Friedensvertrages wollen die Delegationen noch mit den heimischen verantwortlichen Stellen Fühlung nehmen, doch soll die dazu noetige Aussetzung der Verhandlungen so kurz wie moeglich waehren.

Die russische verfassunggebende Versammlung, die jetzt endlich gewaehlt war und am 18. Januar zusammentrat, hat nur

1½ Stunden getagt, dann wurde sie, weil sie nicht die Art und Weise billigte, in der die Arbeiter- und Soldatenraete und die Bolschewiki die Friedensverhandlungen gefuehrt haben, mit Waffengewalt aufgeloest.

Patrouillengang.

** Es schneit. Die sich bildende Schneedecke saugt gleichsam auch die letzten schwachen Lebensaeusserungen der schlafenden Natur auf. Unheimlich still ist es.

Lautlos überschreitet die Patrouille den Acker und betritt das kleine Gehoelz. «Gott sei Dank», denkt der führende Gefreite, «wir gehen jetzt gedeckt!»

Auf den Zweigen und den Gebüschen bildet der Schnee anmutige Haeubchen. «Wie nett sich das ausnimmt», denkt der groesste von den Dreien, ein Kaufmann aus dem Rheinlande. Er raeuspert sich unwillkürlich. Die Stille ist so gross, dass alle sich erschreckt ansehen.

Der Dritte, ein Handwerker aus dem Ostpreussischen, ist vor Schreck ganz blass geworden. Sein Herz pocht laut: ist es doch sein erster Patrouillengang.

Sie lauschen — — — nichts. Behutsam geht es wieder vorwaerts.

«Wenn doch erst der Wald zu Ende waer», denkt der Ostpreusse. In der Tat wird der Wald lichter, man hoert ein starkes Rauschen. Durch die Baeume gewahrt man ein heckenumsaeumtes ziegelgedecktes Gebaeude. «Die Mühle», flüstert der Gefreite, dem vom Kompagnieführer die Mühle als Ziel angegeben ist.

Dann mustert er das Gebaeude. Bis zum heckeneingefassten Wege, der von rechts kommend mit starker Krümmung zur Mühle hinführt, sind etwa 200 Meter. Ein gedecktes Anschleichen ist somit moeglich.

Der Gefreite überlegt. Ob er die Beiden mitnimmt? Die Mühle kann ja besetzt sein!

Es hoert zu schneien auf. Die Drei haben den Weg erreicht. Er mündet auf den Hof des Anwesens, rechts ist das Wohnhaus, daneben die Mühle, links sind Stallungen.

Ein kurzes Zaudern —, dann wendet sich die Patrouille durch den Garten dem Wohnhause zu. Wie die Mühle, ist es aus roten Backsteinen gebaut. Dicht an die Wand gepresst, schleichen die Drei zum Fenster. Der Gefreite lauscht . . . . .

Vorsichtig hebt er den Kopf an die Scheibe und spaeht in die Stube. Eine aeltliche Frau sitzt vor einem Spinnrade, wie es bei den lettischen Bauern gebraeuchlich ist. Das Gesicht des Gefreiten drückt Befriedigung aus. Zu den andern gewendet, schüttelt er laechelnd den Kopf.

Tief gebückt, schleicht er an dem Fenster vorbei und wirft einen Blick in die andere Stube. Blitzschnell zuckt er zurück. Seine Miene zeigt Bestürzung. «Russen», haucht er.

Drinnen in der Stube sitzen zwei russische Soldaten bequem in offenen Maenteln mit dem Müller am Tisch. Auf dem Tische stehen Esswaren und Getraenke.

Unschlüssig verharren die Drei. Da hoeren sie auf der anderen Seite des Hauses Stimmen. Sofort huschen die Patrouillengaenger um die Ecke des Hauses zur Mühle.

Die arbeitet nicht, das Triebwerk steht still. Nur das Wasser rauscht.



Das Pariser-Tor in Cambrai. F. d. A. Z. gez. v. Musketier Stuhrberg.

Der Gefreite spaeht um die Ecke des Mahlhauses. Die Stimmen gehoeren einem starken Trupp Russen an, die wahrscheinlich von einer Entdeckung zurückkehren.

Da kommt dem Gefreiten ein furchtbarer Gedanke. «Um Gottes Willen, sie müssen ja unsere Spuren im Schnee sehen», flüstert er und zerrt die Kameraden zum Bette des Baches, zu welchem sie niedersteigen. Keinen Augenblick zu früh, denn drei, vier, zwoelf Russen biegen, das Gewehr schussbereit, um die Ecke.

Eiskalt ist das Wasser des Baches, in welchem die Verfolgten zum Getriebewerk der Mühle waten. Der Gefreite findet einen Platz auf einem Zahnrade, der Ostpreusse sitzt auf einer Stahlwelle, nur der Rheinlaender steht im Wasser.

Jetzt sind die Feinde am Ufer, man hoert sie sprechen.

Es vergehen ein paar qualvolle Minuten. Da tauchen unter dem Stirnbalken, der die Aussicht der drei Verfolgten nach oben hin verhindert, ein paar russische Juchtenstiefel auf, zwei Beine folgten und der Mantel . . . ein Russe klettert herab.

In diesem Augenblick kracht ein Schuss des Gefreiten ohrenzerreissend in dem gemauerten Gewoelbe des Triebwerkes. Der Koerper des Russen klatscht ins Wasser. Ein Wutgebrüll von oben toent ins Gewoelbe, gleich darauf fallen einige Schüsse, die ihr Ziel verfehlen. Dann ist alles still.

«Da sitzen wir ja schoen in der Patsche», sagt der Gefreite. Der Ostpreusse sieht krampfhaft auf den Koerper des Russen, der sich einige Male dreht und nun langsam, bald hier, bald dort anstossend, vom Wasser abgetrieben wird. Der lange Kaufmann stoehnt nur, obwohl er in der Aufregung von der eisigen Kaelte des Wassers nichts verspürt.

Fünf bange Minuten vergehen. Da hebt sich die eiserne Wehr, ruckt ein paar Mal wie unwillig, in ihrer Ruhe gestoert zu werden, und rasselt dann langsam in die Hoehe. Eine Flut von Wasser stürzt ins Gewoelbe, wild hin und her schiessend.

Dem Gefreiten ist es, als wenn das Zahnrad, auf dem er hockt, sich ploetzlich bewegt. Ein schneller Blick verschafft ihm Gewissheit.

«Die Hunde setzen das Triebwerk in Gang», schreit er und seine Stimme klingt heiser. Und wirklich, die Raeder und die Wellen drehen sich.

Bis an die Brust stehen die Drei im eisigen Wasser, welches die Koerper hin und her reisst. Lange koennen sie es so nicht aushalten. Schon beginnen die Koerper gefühllos zu werden, die Kraefte erlahmen. Das Rauschen des Wassers und das Knarren des Mahlwerks vereinigen sich zu einer den Verfolgten hoehnisch in die Ohren gellenden Todessymphonie.

Mittlerweile ist die Dunkelheit hereingebrochen. Alle Gegenstaende sind in gespenstische Schatten verhüllt. Das Knarren des Triebwerkes ist verstummt. «Jetzt ist es Zeit, dass wir uns verdrücken», ruft der Gefreite, «ich halte es keine Minute laenger aus.»

Mühselig schwanken die drei halb Erstarrten im Bache vorwaerts. Das Ufer wird unter den groessten Schwierigkeiten erklettert. Zweimal faellt der lange Rheinlaender zurück, nur indem der Gefreite noch einmal alle Kraefte zusammennimmt und dem Kameraden hilft, gelangen alle Drei nach oben.

Ein Trab, um wieder warm zu werden, wird versucht, aber als undurchführbar aufgegeben. Da krachen vom jenseitigen Ufer Schüsse und die pfeifenden Geschosse bewirken, dass die Flucht denn doch in etwas beschleunigterem Tempo fortgesetzt wird.

Bald darauf ist der Wald, zwei Stunden spaeter die deutsche Stellung erreicht. Untffz. Schünemann.

Bücherschau

Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes 1917/18. Begründet von Ferdinand Avenarius. Geleitet und in Verbindung mit mehreren Gelehrten und Sachverstaendigen bearbeitet von Wolfgang Schumann. 96 Seiten Grossoktav. Preis 2 Mark. München, Verlag von Georg D. W. Callwey.

Unabhaengig von geschaeftlichen Einflüssen und infolgedessen unparteiisch im Urteil, ist er laengst ein unentbehrliches Hilfsmittel für den Bücherkaeufer geworden, der aus der Flut der Neuerscheinungen und dem Wichtigsten der aelteren Literatur das für seine Neigungen oder Zwecke Geeignetste an Hand eines zuverlaessigen Beraters auswaehlen will. Auch dieser Band ist wieder in eine Anzahl Gruppen geteilt, die eine gute Uebersicht bieten und schnelles Herausfinden ermoeglichen, wie: Zum Verstaendnis der Weltlage, Voelker und Laender, Weltwirtschaft, Deutschland waehrend des Krieges, Kriegsschilderungen, Religion, Kirche und Theologie, Luther, Philosophie, Paedagogik, Volkswirtschaft, Politikwissenschaft und Geschichtsphilosophie, Gesellschaft und Lebensordnung, Geschichte, Naturwissenschaften, Voelkerkunde, Musik, Bildende Kunst, Literaturgeschichtliches, Reden- und Aufsatzsammlungen, Deutsches Schrifttum, Schriften für die Jugend, Billige Büchereien usw. Groessere Gruppen sind wieder in Unterabteilungen gegliedert. Ein Namen- und ein Sachregister erleichtern und vereinfachen die Suche noch weiter. So knapp die einzelnen Besprechungen gehalten sind, geben sie doch gute Charakteristiken der Tausende von Büchern, die Erwaehnung finden mussten. Als bibliographisches Nachschlagmittel sei der Band den Bildungshungrigen draussen an der Front empfohlen, welche die geistige Fühlung mit Heimat und Beruf nicht verlieren wollen, und unseren Truppen-Unterrichts-Offizieren für den vaterlaendischen Unterricht.



Der Flügel.

«Ich habe meiner Gattin zum Namenstag einen Flügel gekauft — sechzig Mark hat er gekostet!»

«Das ist sehr billig, — er war wohl schon recht alt?»

«Nun ja, seine fünf Jahre wird er schon auf dem Buckel haben... !»

«Das nennen Sie alt... ?»

«Freilich — für einen Gansflügel!»



John Bull: „Um Gottes Willen es pfeift, Schluss! Die Russen richten sich nicht mehr nach der englischen Tageszeit."

* Vor dem Landgericht steht ein fünfzigjaehriger, wegen Betrugs verhafteter Familienvater, gerade am Tage vor Weihnachten. Am Schlusse der Verteidigungsrede laesst sich sein Anwalt zu folgender rührender Tirade hinreissen: «Meine hohen Herren, Weihnachten naht, lassen Sie Gnade für Recht ergehen und haengen Sie den weinenden Kindern doch ihren Vater an den Christbaum!»

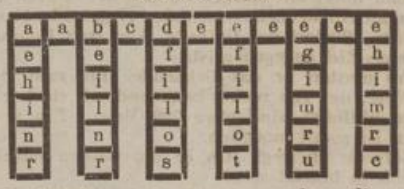
Etappenrum.

An einem ruhigen Tage an der Piave besuchte ich meinen alten Freund X., der Bespannungsoffizier bei einer Feldhaubitzbatterie ist. Er war eben sehr beschaeftigt und liess mich in seiner Bretterbude allein, nachdem er seinem Burschen Auftrag gegeben hatte, für uns Tee zu kochen. Der Tee erschien in auffallend kurzer Zeit. Ich kostete ihn, fand ihn zwar kalt, trank aber doch die Schale leer.

Nach einer Viertelstunde erschien mein Freund wieder und gleich hinter ihm der Bursche mit dampfendem Teegeschirr. X. machte den Wirt und machte die Tasse voll. Da vermisste er den Rum und rief den Burschen. Der sah erst die leere Schale auf dem Tisch, dann mit einem langen Blick mich an, dann meldete er, mit dem Finger auf die Schale weisend: «Herr Leitnant, does war unsa letzta!» Jugend.



Kammraetsel.



Obige Buchstaben ordne man so, dass die senkrechten Reihen nennen: 1. Frucht, 2. Oper, 3. weibl. Vornamen, 4. Perserkönig, 5. maennl. Vornamen, 6. Insekt.

Die oberste wagrechte Reihe nennt einen deutschen Dichter.

P. u. P.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung des Doppel-Leistenraetsels aus voriger Nummer.

M K G P R
Panamakanal
r r s r u
Mississippi
a t e s e

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 36000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.



Alarm.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 481. (4. Kriegsjahr) 12. Maerz 1918.

Von den Deutschen hat Europa gelernt, die deutsche Sprache zu vernachlaessigen. A. C. de Rivarol.

Zum Kampf bereit!

Du darfst den Feind nicht aus den Augen lassen.
Du sollst kein Hindernis unüberwindlich nennen.
Du musst die Traegheit und die Feigheit hassen
Und deines Gegners Kraefte kennen.

Du musst dich deiner Führung anvertrauen,
Mit Gott im festen Bunde stehen,
So kannst du ohne Furcht und Grauen
Den allerschwersten Kampf bestehen.

Landstm. Joh. Scherer.

Ein Nachwort zu Brest-Litowsk.

WTB. Berlin. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung schreibt unter dieser Ueberschrift u. a.:

Liegt in dem Frieden mit Russland ein Keim zukünftiger Freundschaft? Nach dem Wortlaut des Vertrages ohne Zweifel, nach der Ueberzeugung der russischen Unterhaendler zweifellos nicht. Trotzdem haben diese den Friedensvertrag unterschrieben. Die Gewalt, so sagten sie, habe sie dazu gezwungen. Diese Erklaerung macht ihnen keine Schande, sie war maennlich und offen, sie war sogar richtig, aber in ganz anderem Sinne als sie bona fide abgegeben wurde. Auf dem Schlachtfeld war Russland schon lange besiegt, laengst ehe die Revolution kam und es den unverzeihlichen Fehler beging, nicht zugleich mit dem Zaren auch dessen englisch-franzoesischen Freunden den Laufpass zu geben. Die Folge dieses verhaengnisvollen Missgriffes war, dass Russland mit den pikanten narkotischen Reizmitteln britischer Stimmungen über seinen Kraefteverfall hinweggetaeuscht wurde. Der Zarismus wollte uns im Felde mit Waffengewalt besiegen, die Bolschewisten versuchten es auf dem Gebiete der Politik mit Hilfe zersetzender Infektion. Erfolg haette beides versprochen, wenn sie von richtigen Voraussetzungen ausgegangen waeren. Zu unserem Glück tat das aber weder die eine noch die andere. Sowohl im Kampfe der militaerischen Waffen, wie in dem der politischen Ideen erwies sich das gesunde kraftvolle Deutschland als weit überlegen.

Die Verhandlungen, die in Brest-Litowsk vor dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten mit Russland stattfanden, waren, bei Lichte gesehen, nur von unserer Seite wirkliche Friedensverhandlungen, für Russland waren sie nur eine Fortsetzung des auf dem Schlachtfelde aussichtslos gewordenen Krieges auf dem neuen von Trotzki gewaehlten Kampfplatz der politischen Dialektik. Die Bolschewiki haben sich aber dabei genau so getaeuscht, wie ihre Vorgaenger, die sich einbildeten, dass wir militaerisch erschoepft werden koennten. Nicht Deutschland, sondern Russland selber hat inzwischen durch innere Aufloesung und Zersetzung den Rest seiner Kampfkraft eingebüsst. Die Bolschewiki sagen also durchaus die Wahrheit, wenn sie erklaeren, dass ein unwiderstehlicher Zwang sie zur Unterzeichnung des Friedens genoetigt habe. Nur liegt der Ausgangspunkt dieses Zwanges nicht etwa bei Deutschland und seinen Verbündeten, sondern bei den verschiedenen Petersburger Kriegsregierungen, die naemlich bewusst oder unbewusst nach franzoesischem Muster nur regierten, um zu existieren, bei jenen Maennern, die trotz der Verschiedenheit ihres politischen Glaubensbekenntnisses saemtlich darin übereinstimmten, man müsse den Niederbruch Deutschlands wollen, um das Tempo des selbstverschuldeten Niederbruches Russlands zu hemmen.

Die Bedingungen, die wir bei dem unverkennbaren Angriffsgeist unserer oestlichen Nachbarn stellen mussten, waren nicht von Eroberungssucht, sondern ganz allein von der Rücksicht auf die militaerische wie politische Landesverteidigung vorgeschrieben. Sie beruhten nicht auf Willkür, sondern auf dem Recht der Notwehr, das unsere Politik aus ihren Erfahrungen mit dem zaristischen wie bolschewistischen Russland ableiten musste. Von uns ist die im Friedensvertrag enthaltene Erklaerung, dass wir in Freundschaft mit Russland zu leben wünschen, ehrlich gemeint. Es ist nichts weiter noetig, als dass in Russland Reife des Urteils und praktische Staatskunst an die Stelle starrer geschichtsfremder Dogmen tritt, damit aus dem Frieden auch die aufrichtige Freundschaft der Voelker emporblühe.

Finnland.

** In einer an der Westfront viel gelesenen Zeitung stand dieser Tage anlaesslich der Friedensbedingungen mit Russland: «Inwiefern die Raeumung von Finnland zum deutschen Verteidigungskrieg gehoert — das bleibt schleierhaft.» Der Schriftleitung einer Zeitung sollte solch eine Erkenntnis allerdings nicht schleierhaft sein, wenn sie sich nicht selber die Daseinsberechtigung abstreiten will. Noch bedauerlicher ist es aber, dass sie bei ihren Lesern dies gleiche Nichtwissen voraussetzen — darf. Denn wer unter uns weiss denn etwas über Finnland? Wenn es gut geht, so interessierten sich die Briefmarkensammler für das Land.

Vor zwanzig Jahren allerdings regte sich die ganze Welt auf über die Schreckensherrschaft der Russen. Graessliche Attentate lenkten den Blick hin. Man wusste, dass man ein Volk seiner Rechte beraubte. Dann beruhigte sich alles wieder — bei uns wenigstens im Blaetterwald. Aber der Kampf selbst dauerte an. Man lernte finnlaendische Maler, Bildhauer, Architekten kennen, die mit ihren Werken bewiesen, welch selbstaendige Kultur ihrem Lande eigen war. Was uns bass verwunderte.

Die finnlaendische Frage war, von Ferne gesehen, recht ernst und fast unloesbar; in der Naehe betrachtet, war sie aber noch viel komplizierter als man dachte. In Finnland gibt es — abgesehen von den Russen — zwei Rassen, zwei Zivilisationen, vier politische Parteien. Und wieviel wirtschaftliche und soziale Probleme harrten der Loesung!

Dabei vollstaendige Unfaehigkeit auf beiden Seiten — der Russen wie der Finnlaender — einander zu verstehen.

— — — — — — — —

Auf den ersten Blick schon bietet Helsingfors, die Hauptstadt Finnlands, ein getreues Bild der inneren Zerwürfnis und Zwiespaeltigkeit des Volkes. Die Stadt liegt am Meere, das mit zahl-

reichen Zungen hereinreichend, viele Ufer bildet. Mit den vielen Wasserstrassen und den Inseln(, wovon jede eine alte Kirche oder sonst ein Gebaeude traegt, erinnert es an Venedig, aber an ein Venedig, wo sogar an den schoensten Sommerabenden der Wind schneidend das Gesicht streift. Der Untergrund ist Granit, den man mit Dynamit sprengen muss, wenn Strassen oder Haeuser gebaut werden sollen. Kommt man vom Meer her, so zeigen sich zwei Bauwerke, welche die beiden um die Macht ringenden Gewalten versinnbildlichen: die russische Kirche mit den vergoldeten Kuppeln in der Naehe des Hafens und die klassische schwedische Kirche neben Senat, Universitaet und der Finnlaendischen Bank. Einige Schritte davor moderne Gebaeude — sehr nationalen Stils — deuten auf die einheimische Rasse und erinnern mit ihrer Ornamentik an das alte Volksepos, die Kalevala.

Die Bevoelkerung ist gemischt. Schweden mit straffer militaerischer Haltung, Schwedinnen mit lebhaften, klugen Gesichtern — Studenten mit der weissen Mütze. Russische Offiziere in grauer Uniform mit ihren Frauen, die sich von den Schwedinnen durch groessere Zierlichkeit und auffaelligere, wenn auch nicht kleidsamere Gewandung unterscheiden. Andere Gesichter der eleganten Welt zeigen in die Hoehe gebogene Augenwinkel und hervorstehende Backenknochen — denselben Typus wie die Baeuerinnen auf dem Markt. Man begegnet polnischen und italienischen Arbeitern, Matrosen aller Nationen: singende Kosakenpatrouillen ziehen vorbei. Im Sommer gibt es abends Musik auf der Esplanade, in den oeffentlichen Anlagen, auf der Insel. Schweden, Russen, Finnlaender sitzen da beim Bier — ohne mit einander zu verkehren. Im Winter, wenn die Kriegsschiffe vor der Feste Sveaborg eingefroren sind, gibt sich alles dem Eislauf hin.

Anders, wenn man ins Innere des Landes dringt. Hier fühlt man die Einheitlichkeit; fühlt, dass hier ein Vaterland ist, das die Landeskinder heiss lieben müssen. Naehert man sich von Stockholm her der finnlaendischen Küste, so glaubt man Schweden wieder zu finden. Man faehrt durch den gleichen Archipel wie am Abend vorher: Myriaden von kleinen und kleinsten Inseln aus grauem oder rotem Gestein. Wenn man sich aber statt durch den Finnischen Meerbusen nach Abo wendet, da verliert sich die Aehnlichkeit sofort. Hier umfasst einen der schweigende Wald, der seine Auslaeufer bis auf die flachen Inseln hinausstreckt. Abo ist die ehemalige Hauptstadt. Sie hat eine alte Burg und einen alten Dom, massiv, widerstandsfaehig, gefeiht gegen Angriffe. Die meisten Kirchen Finnlands koennten Festungen gewesen sein; aus schwarzen oder grauen Granitbloecken, mit tief herabreichenden, vom Glockenturm getrennten Daechern, erwecken sie den Eindruck von Rauheit und Festigkeit. Diese Burgen und Kirchen sind der Stempel, den Schweden dem Lande aufgepraegt hat — nicht zu vergessen die lieblichen Gaerten, die die Landschaft so reizvoll machen.

In aermlichen Holzbauten, inmitten der kargen Felder, die dem Walde abgerungen sind, wohnen die F i n n e n. Sie gehoeren einer geheimnisvollen Rasse an: ihr Ursprung ist nicht nachweisbar. Es sind weder Arier, Kelten, Slawen, Romanen noch Germanen. Man nennt sie Turanier — wozu auch die Ungarn, Hunnen, Tataren, Lappen und zahlreiche Volksstaemme im ehemaligen russischen Reiche gerechnet werden.

Der Schaedelbau, die grau oder graublauen Augen mit den hochgezogenen Winkeln, die flache Nase, die glatten aschblonden bis roten Haare unterscheiden die Finnen sofort von den anderen Rassen. Gewoehnlich sind sie aermlich gekleidet. Die Baeuerinnen tragen ein schwarzes, unter dem Kinn geknüpftes Kopftuch und dunkelfarbige Kleider. Maenner und Frauen tragen stets — wie überhaupt jeder in Finnland — einen kleinen Dolch im Gürtel.

Die Finnen sind langsam, geduldig, sparsam, hartnaeckig und melancholisch. Zur letzteren Eigenschaft haben sie allerdings einigen Grund. Wie oft vor ihnen haben Vater und Vorvaeter den Leidenskelch leeren müssen: ihr Land war das ewige Schlachtfeld zwischen Schweden und Russen, und der Kampf gegen die Natur war noch ein Ringen, in dem viele unterlagen. Wenn der Frost oder durchziehende Heere die Ernte vernichtet hatten, ass man Brot aus Birkenrinde.

Es sind kühne Soldaten. In den Heerscharen Gustav Adolfs, die so traurige Erinnerungen in Deutschland hinterlassen haben, waren sie die gefürchtetsten; man nannte sie «Kopfschlaeger». Die Russen haben es erfahren, was es heisst, sie zum Gegner zu haben, als sie 1808 gegen die Suomalaisat kaempften.

Neben und über dieser Rasse, die sich bis Mitte des 19. Jahrhunderts fast ausschliesslich dem Ackerbau widmete, leben die S c h w e d e n. Sie haben Finnland zivilisiert, ebenso wie Esthland und Livland. Als sie ihre gewaltigen Kriegsfahrten durch Russland anfingen, haben sie sich hier als Eroberer niedergelassen. Der heilige Erik unternahm einen Kreuzzug gegen die Finnen und im 13. Jahrhundert führte Jarl Birger mit der schwedischen Oberherrschaft das Christentum ein. Im 14. Jahrhundert befreite Koenig Magnus Erikson die Finnen aus der Hoerigkeit: Schweden und Finnen waren gleich. Von Anfang an hatte Finnland Anteil gehabt an der Reichsregierung.

Finnland ist also von den Schweden geschaffen worden, und wenn früher ein Finne aus dem Bauernstande austrat, nahm er einen schwedischen Namen an und ging in diesem Volksteil auf. Obgleich es vor dem Gesetz keinen Unterschied zwischen den beiden Rassen gab, füllten doch die Schweden und die so aufgenommenen Finnen — eben weil sie über Bildung und Reichtum verfügten — die Staatsstellen. Und das in gesteigertem Masse, als es nach der Trennung vom Mutterlande nur eine kleine Zahl solcher Familien gab, die sich nicht erneuerten. Ihr Einfluss im Lande war unbeschraenkt.

Alexander I., der schwer um die Eroberung Finnlands kaempfen musste, versprach feierlich, die Gesetze des Landes anzuerkennen. Der Friede mit Schweden wurde am 17. September 1809 in Frederikshamm unterzeichnet.

1810 erneute der Zar sein Versprechen unter Hinzufügung der Worte: «Unter unsrem Scepter und dem unsrer Nachfolger in alle Ewigkeit.» In diesem neuen Ukas wurde die Regierungsform für Finnland festgesetzt. Der Senat besteht aus 10 vom Zaren auf 3 Jahre ernannten Ministern (Finnlaender) mit dem Sitz in Helsingfors. Ein Staatssekretaer in Petersburg regelt den Verkehr mit dem Zaren. Der Chef der Zivilverwaltung und der finnischen Polizei ist ein Russe. Jede Provinz hat einen finnlaendischen Gouverneur. Das Land hat eigenen Staatshaushalt und Zollgrenze gegen Russland. Das Milizsystem, das vor der Angliederung an Russland bestand, bleibt erhalten; weder Rekrutierung noch zwangsweise Aushebung sollte stattfinden.

Die Finnlaender glaubten ihre Rechte gesichert; die Russen hielten es für einen Gnadenakt des Zaren, der ihn nach Gutdünken aufheben koennte.

Unter der Regierung Nikolaus I. wurde Finnland weise verwaltet und machte gewaltige Fortschritte. Alexander II. erliess die Verfügung, die den Landtag alle fünf Jahre einberief und seine Kompetenzsphaere bedeutend erweiterte.

Alexander III. setzte die Politik seines Vaters fort: 1886 erhielt der Landtag erweiterte Befugnis. Das verhinderte aber nicht, dass in den letzten Jahren seiner Regierung die finnlaendische Post mit der russischen vereinigt wurde.

Nikolaus II. schien zuerst die Finnlaender vergessen zu haben — es war das beste Los, das ihnen unter diesem Zaren zuteil werden konnte. Die ploetzliche Einberufung des Landtages im Januar 1899 verhiess nichts Gutes. «Angesichts der Notwendigkeit, die Militaergesetze des Grossfürstentumes mit denen des Reiches in Einklang zu bringen», wurde dem Landtage eine neue Vorlage übergeben. Im Februar 1899 erschien der Ukas, durch den der Zar Finnland aller Sonderrechte beraubte und sich das Recht vorbehielt, Gesetze zu erlassen in allen Angelegenheiten, die das Grossfürstentum und das Reich gleichermassen betraefen. Diese Macht war natürlich unendlich dehnbar.

Dann kam Bobrikoff mit diktatorischen Vollmachten als Gouverneur nach Finnland. 1900 wurde Russisch als Amtssprache erklaert, 1902 die den Finnlaendern vorbehaltenen Amtsstellen den Russen überlassen. Das finnlaendische Heer wurde aufgeloest, und die Kasernen mit russischen Truppen belegt.

Lange setzte das Land diesen Massnahmen passiven Widerstand entgegen, aber die gewaltsame Entscheidung nahte: am 16 Juni 1904 wurde Bobrikoff von dem Studenten Eugen Schaumann erschossen, im Februar 1905 fiel der Prokurator Johnson durch Lennart Hohenthal. Der Generalstreik, der in Russland ausgebrochen war, griff nach Finnland über. Die 1890 gegründete Sozialistenpartei organisierte ihn. Er dauerte 6 Tage; die «rote Garde» (unbewaffnete Arbeiter) hielten die Ordnung aufrecht. Am 6. November erhielt Finnland durch Ukas seine alte Verfassung wieder — am selben Tage, wo das Zarenreich eine erhielt. Ein zweiter Ukas verlieh Finnland das allgemeine, gleiche Wahlrecht. Das Land wurde in 16 Wahlkreise eingeteilt, das Recht der Minderheiten so viel wie moeglich gesichert. Eine Drittelminderheit konnte ein Gesetz der Mehrheit zu Fall bringen.

Die Freude war von kurzer Dauer. Sofort setzten die Bestrebungen der russischen Regierung ein, wieder zu nehmen, was gegeben worden war. Die Finnlaender machten es ihnen leicht. Wenige Monate nach der ersten Wahl (1907) waren die Parteikaempfe so erbittert, dass der Zar die Aufloesung verfügte.

Dasselbe Schauspiel 1908, 1909 und 1910! Verschlimmert wurde die Sachlage dadurch, dass Gesetze eines aufgeloesten Landtages keine Bestaetigung erhielten. Das bot die Handhabe, die Regelung der militaerischen Fragen, dem Landtage zu entziehen. Dem Landtag wurde das Recht genommen, Gesetze einzubringen. Er war lediglich eine beratende Koerperschaft. 1912 erhielten die Russen dieselben Rechte, wie die Landeskinder usw.

So ging Russland vor — nicht ohne gelegentlich einen Schritt zurückzunehmen, wenn das Tempo allzu hastig war, um ihn rücksichtslos bald zu wiederholen. Die Reaktion hatte zu Bundesgenossen die Macht, die Zeit und die Zwiespaeltigkeiten derer, die unterjocht werden sollten.

Der beste Kunde Finnlands war England, das die ausgezeichnete Butter aufkaufte. Aber Deutschland war nicht nur wichtiger Kaeufer, sondern auch hauptsaechlich Lieferant. In Helsingfors allein waren über 2000 deutsche Kaufleute und Handelsreisende. Die deutsche Schule beschaeftigte sieben Lehrerinnen und den deutschen Geistlichen. Deutschlands Einfluss in Kultur und Wissenschaft war überragend. Die Geistlichen und Professoren waren an deutschen Universitaeten vorgebildet. Die Sympathien Finnlands gingen ausgesprochenermassen nach Deutschland, und die englisch-russische «Annaeherung» hat sie nur verstaerkt. Diese friedliche Durchdringung von seiten Deutschlands war eine Quelle stetiger Beunruhigung für die russischen Machthaber. St. Petersburg liegt nur 26 Werst von der finnlaendischen Grenze! Soweit die Geschichte zurückreicht, wollten die Zaren im Westen einen Pufferstaat gegen den Feind haben. Wenn aber die Neigungen des Volkes die Landung fremder Truppen begünstigten, so war Finnland eher ein Einfallstor, das es dem Feinde moeglich machte, sich binnen weniger Stunden der Hauptstadt zu bemaechtigen. Daher das Verlangen nach der Laen von Wiborg. Da die Zarenregierung Finnland keinen Zweifel gelassen hatte, dass sie dem Lande feindlich gesinnt sei, musste sie es militaerisch besetzen und daran verhindern, eine bewaffnete Macht aufzustellen. Sogar Pfadfinderverbaende wurden verboten. Dazu kam noch etwas. Waehrend der Revolution 1905 hatte Finnland den Revolutionaeren Unterschlupf gewaehrt — sie sollen ihnen auch Waffen geliefert haben. Auf alle Faelle war man damals schon der Meinung, dass der Zarismus untergehen würde — und handelte demgemaess. Gegen diesen Herd von Sozialismus, Kollektivismus und Antimilitarismus gab es nach russischer Ansicht kein anderes Hilfsmittel, als Einverleibung und Russifizierung, und der Grundsatz des Zaren war deshalb, kein Gesetz zuzulassen, das nicht auch im Reiche Gültigkeit haben koennte. Zu diesen Gründen kam noch einer, der unanfechtbar und Entscheidend war. Die russischen Beamten sahen neidisch auf die Moeglichkeiten, die ihnen eine Laufbahn in einem Lande bot, das zwar als arm galt, aber ein fettes Budget aufwies, und wo sich die Verwaltungsstellen noch reichlich vermehren liessen.

Da kam der Krieg, und Deutschlands Siege haben dem Lande das erzwungen, worüber uns Feinde so viel Phrasen dreschen: das Selbstbestimmungsrecht. Landstm. Dr. A. W. St.

Eine Momentaufnahme. Zur Charakteristik des Herrn Trotzki mag die folgende, aus guter Quelle stammende kleine Momentaufnahme dienen: «Waehrend der Verhandlungspause in Brest-Litowsk fuhr Herr Trotzki vor seiner Rückkehr nach Petersburg mit Genehmigung der deutschen Verwaltungsbehoerden erst einige Tage nach Warschau. In zuvorkommendster Weise veranlasste die deutsche Militaerverwaltung, dass ihm sofort ein Telephon eingerichtet werde. Die Telephonarbeiter begaben sich also gleich am naechsten Morgen in aller Frühe an Ort und Stelle, mussten aber unverrichteter Dinge wieder abziehen. Die Herren Friedensunterhaendler hatten naemlich für den Abend Freunde und Freundinnen, liebe Freundinnen, zu sich geladen und in Sekt und Sonstigem so geschlemmt, dass die übervollen Maegen schliesslich zum Demonstrationsstreik übergingen. Angesichts der Alkoholleichen und der allerwaerts vorhandenen Spuren packte die Telephonleute ein Grausen und sie ergriffen die Flucht. Bei Sekt und Maedchen entscheiden also diese Erneuerer der Welt das Geschick ganzer Voelker, eine sonderbare Anpassung an den Ernst der Stunde.» — So meldet die neue Korrespondenz, der natürlich die Verantwortung für die Wahrheit dieser Meldung überlassen bleiben muss.

Zwiegespraech zwischen Mercur und Jupiter über den Frieden aus Grimmelshausens «Simplicius Simplicissimus».

Ich ging zuvoerderst hin, meinen ehemals bekannten Jovem zu besuchen. Der war aber damals ganz hirnschellig und unwillig über das menschliche Geschlecht. «O Mercuri», sagte er zu mir, als er mich sahe, «was bringst du Neues von Münster? Vermeinen die Menschen wohl ohn meinen Willen Friede zu machen? Nimmermehr! Sie hatten ihn, warum haben sie ihn nicht behalten? Gingen nicht alle Laster im Schwang, als sie mich bewegten ihnen den Krieg zu senden? Womit haben sie seithero verdienet, dass ich ihnen den Frieden wiedergeben sollte? Haben sie sich denn selbiger Zeit her bekehrt? Sind sie nicht aerger worden und selbst mit in Krieg geloffen wie zu einer Kirmess? Oder haben sie sich vielleicht wegen der Teuerung bekehret, die ich ihnen zugesandt, darin soviel tausend Seelen Hungers gestorben? Oder hat sie vielleicht das grausame Sterben erschroecket (das soviel Millionen hingerafft), dass sie sich gebessert? Nein, nein Mercuri! Die Uebrigverbliebenen, die den elenden Jammer mit ihren Augen angesehen, haben sich nicht allein nicht gebessert, sondern seind viel aerger worden als sie zuvor jemals gewesen! Haben sie sich nun wegen so vieler scharfen Heimsuchungen nicht bekehret, sondern unter so schwerem Kreuz und Trübsal gottlos zu leben nicht aufgehoeret, was werden sie dann erst tun, wann ich ihnen den wohl lustbarlichen goeldenen Frieden wieder zusendete? Ich müsste sorgen, dass sie mir wie hiebevor die Riesen getan, den Himmel abzustürmen unterstehen würden; aber ich will solchem Mutwillen wohl beizeit steuren und sie im Krieg hocken lassen.»



Leichtes M. G. Scheerenschnitt v. Vizefeldw. Roose.

Weil ich nun wusste, wie man diesem Gott lausen musste, wann man ihn recht stimmen wollte, sagte ich: «Ach grosser Gott, es seufzet aber alle Welt nach dem Friede und versprechen eine grosse Besserung; warum wolltest du ihnen dann solchen noch laenger verweigern koennen?» — «Ja,» antwortete Jupiter, «sie seufzen wohl, aber nicht meinet- sondern um ihretwillen. Nicht, dass jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum Gott loben, sondern dass sie deren edle Früchte mit guter Ruhe und in aller Wollust geniessen moechten. Ich fragte neulich einen grindigen Schneider, ob ich den Frieden geben sollte. Aber er antwortete mir: was er sich darum geheie; er müsse so wohl zu Kriegs- als Friedenzeiten mit der staehlernen Stange fechten. Eine solche Antwort kriegte ich auch von einem Rotgiesser, der sagte, wann er im Friede keine Glocken zu giessen haette, so haette er im Krieg genug mit Stücken und Feuermoerseln zu tun. Also antwortete mir auch ein Schmied und sagte: ich habe keine Pflüge und Bauren-Waegen zu beschlagen, so kommen mir jedoch im Krieg genug Reuterpferde und Heerwaegen unter die Haende, also dass ich des Friedens wohl entbehren kann. Siehe nun lieber Mercuri, warum sollte ich ihnen dann den Frieden verleihen? Ja, es sind zwar etliche die ihn wünschen, aber nur wie gesagt, um ihres Bauchs und Wollust willen; hingegen aber sind auch andere, die den Krieg behalten wollen, nicht zwar weil es mein Wille ist, sondern weil er ihnen eintraeget. Und gleichwie die Maurer und Zimmerleute den Frieden wünschen, damit sie in Auferbauung und Reparierung der eingeaescherten Haeuser Geld verdienen, also verlangen andere, die sich im Friede mit ihrer Hand-Arbeit nicht zu ernaehren getrauen, die Continuation des Kriegs, in selbigem zu stehlen.»

Ein Charakterbild vom Landsturm.

Von Otto Schweighoefer.

II.

Hauptmann und Feldwebel griffen dann mit einer Gewaltmassregel ein.

Mit einem Teil der Kompanie sandten sie den Unteroffizier Ruppel hinaus zur Abloesung felddienstfaehigen Landsturms nach Belgien. Landleute waren das und wurden damals — im Frühjahr 1916 — auf ein paar Wochen zurückgezogen zur Bestellung der Felder.

Die Absicht war gut gewesen. In der Fremde, in anderer Umgebung, abgelenkt von etwaigen düsteren Einflüssen durch den Reiz des Neuen erhofften die Urheber der Massnahme die Gesundung des Kranken.

Nichts anderes als eine Erkrankung musste ja vorliegen. Es meinte das auch der Bataillonsarzt, dessen Rat vorher eingeholt worden war. Er kannte den traurigen Fall von Anfang an und schaetzte Ruppel nicht geringer als die anderen.

Was half's?

Sei's um zwei Wochen spaeter, da kam der Unteroffizier wieder zurück.

Mit ihm kam eine schriftliche Rüge für die, welche solch einen «notorischen Saeufer» hinausgesandt hatten und die unbedingt haetten wissen müssen, dass — allein schon mit Rücksicht auf den guten Ruf der Armee und das daraus sich ergebende moralische Uebergewicht — in der Auswahl der für die besetzten feindlichen Gebiete abgegebenen Leute die allersorgsamste Auswahl zu treffen war.



Die Kortrykstrasse in Wevelgem (Flandern.) F. d. A. Z. gez. v. Musk. Stuhrberg.

Welche Schmach für die Kompanie!

Welche Schande erst für den Mann! War's nicht gleichzuachten einer Ausstossung aus ehrlicher Gemeinschaft?

Der Gemassregelte aber soff weiter, toller als je.

Und seine Goenner gaben auch dann den Unteroffizier Ruppel noch nicht auf.

Ihrer aller Bemühung war es zu danken, dass noch ein letzter Versuch zu seiner Rettung unternommen ward. Einen andern haette man kurzer Hand entlassen und drei Kreuze hinter ihm geschlagen. Einem Ruppel war man auch jetzt noch mehr schuldig als schlichten Abschied.

Man brachte ihn in einem Lazarett unter und erhoffte dort Heilung für ihn.

Umsonst auch das. Drei Wochen spaeter kam er zurück. Nahegelegt war der Kompanie, die Entlassung des Mannes in die Wege zu leiten.

Man sah die Notwendigkeit ein und — zoegerte noch.

Braucht's weiter Zeugnis, zu beweisen, wie hoch geschaetzt der Mann einst war bei Vorgesetzten und Kameraden? — — —

Pfingstsonntag kam, der zweite des Weltkrieges.

Herrliche Ruhe im Quartier, Feststimmung auch in der Schreibstube, ob der Diensttuende auch des allgemeinen Feiertagsurlaubs nicht teilhaftig geworden war.

Fast zu stille war es für den nur hastende Arbeit Gewoehnten, fast lag's wie eine Last auf ihm. Er griff zur Post und ordnete die für den folgenden Tag.

Ploetzlich stockte die fleissige Hand, die Augen weiteten sich, ein Aufschrei flog in die Stille.

Eine Kriegsgefangenensendung war die Ursache, eine Karte, von der der grosse Stempel mit dem aufdringlichen «Visé» Kunde gab, dass sie aus Frankreich kam.

Adressiert war sie an den Feldwebel der ersten Kompanie.

Unterschrieben war sie — — Felix Ruppel.

Datiert aber war sie vom 20. April — — 1916.

Dem Leser zitterten die Haende vor Aufregung. Der Text flimmerte ihm vor Augen.

Er hastete in seine Uniform. Er schloss gegen die strenge Dienstordnung seine Bude. Er jagte hinaus zu Kuhlmann, dem peinlich Gestrengen.

Mochte auch ein «Anschnauzer» kommen, einerlei.

Ruppels Sohn lebte!

Das Datum allein bewies es ja. Ein unfassbares Raetsel stand gewiss jetzt seiner Loesung nahe. Ein Menschenschicksal bedeutete das Blatt Papier und konnte — das raunte die Ahnung — ein anderes wenden. — Er fiberte hinaus.

Eine halbe Stunde spaeter standen der Schreiber und der Feldwebel vor Unteroffizier Ruppel. Er war allein, wenn von seiner stummen Gesellschafterin, einer halbgefüllten Schnapspulle, abgesehen ward.

Ganz ohne Besinnung war er nicht. Er versuchte eine stramme Haltung. Der Tisch musste ihm dabei helfen.

Wie jammerte einen der Mann!

Der Feldwebel schien den Zustand seines Untergebenen nicht zu merken, oder konnte es gar nicht. In seinen Augen lag ja auch gar zu viel Mitleid und alles bezwingende Freude.

Die zwangen auch den Trunkenen in ihren Bann. Die warfen ihm wohl auch ein Ahnen von Grossem ins arme Hirn. Die Augen riss er auf. Sein Gesicht wurde blass. Um den Tischrand krampften sich die Haende.

«Ruppel, eine Karte habe ich Ihnen vorzulesen, deren Inhalt Sie angeht! Hoeren Sie!» Wie Glockenschall schwang Feldwebel Kuhlmanns Stimme.

«St. Marcis sur Saône, den 20. April 1916.»

Die Nennung des Ortes wirkte schon Wunder. Ein Ruck ging durch den Trunkenen. Abwehr flog ihm ins Gesicht.

Eine einzige gebieterische Handbewegung Kuhlmanns, und er stand strammer als zuvor.

«Sehr geehrter Herr Feldwebel, ein Mensch in grosser Not bittet Sie um Ihren Beistand, ein Sohn, der seinen Vater sucht. Gott wird Sie segnen für die Hilfe. Treu diente ich dem lieben Vaterland. Uebermacht und schwere Verwundung brachten mich in Feindes Hand.»

Wie Hohn ging's über Ruppels aufgedunsene Züge. Ich weiss es besser, redete sein Auge.

«Haerter war noch ein anderes für mich: mein Brief, mein erster Brief nach langem schwerem Leiden, durchstrichen, zerrissen kam er zurück. «Absender kenne ich nicht», stand darauf. Antwort auf andere blieb aus. Ich kam trotzdem zur Genesung. Das Vaterland brauchte mich ja noch. Ich floh und wurde gefangen.»

Ein dumpfer Aufschrei! Vergessen die stramme Haltung, vorgebeugt der Koerper, Gier der Blick. Weg war der Hohn.

«Dicht an der Grenze griffen sie mich beim zweiten Versuch. Da schrieben die Kameraden Vaters Freund von meinem Tod durch Krankheit. Sie glaubten mich erschossen und wollten das Schreckliche nicht melden. Alles habe ich gewagt für mein Vaterland, mein liebes Deutschland. Zermürbt bin ich. Aussichtslos ist weitere Flucht. Jetzt kommt die Qual und raetselt: Was stahl mir den Vater? Helfen Sie einem Unglücklichen — —»

Nun ein Laut wie aus tierischer Kehle. Mit einem einzigen Ruck riss ein Rasender sich die Uniform auf. Ratsch! Ein

Knopf flog gegen das Fenster. Ein helles Klingeln. Die Scheibe zersprang. Keiner sah danach hin.

Eine Brieftasche zerrte Ruppel aus dem Rock. Wie die Finger flogen! Die Schnalle gehorchte ihnen nicht. Schon war die lederne Hülle in Fetzen.

Aus einem geschützten Teil fingerte der Fiebernde ein Papier. Zerrissen war es, zerlesen. Die Ungeduld zerstoerte es ganz. Schwer stützte der starke Mann sich auf die Fetzen.

«Auch hin! Einerlei, in einem geht's hin! Dann kommt doch endlich das Ende!» Ueber die heisse Stirn fuhr er sich, als streiche er eine Last weg, ein Hemmnis der Gedanken. Dann ein erneutes Lachen.

«Auswendig kann ich den Bettel ja! Hoeren Sie!» Und nun mit seltsam müdem, leierndem Ton: «So schrieb mir das Regiment auf meine Frage: Wir müssen Ihnen auf Ihr Schreiben mitteilen, dass Ihr Sohn nicht verwundet in Gefangenschaft geriet. Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass er als Ueberlaeufer zu betrachten ist.» Er keuchte, als sei noch einmal der schwere Schlag auf ihn niedergebrochen. Ein Winseln, ein Lallen. «Ich glaubte — dem Wisch. Ich — — musste — es ja! Keine Hilfe — — wissen — durft — — es ja — — keiner — — — keiner!» Wie stoehnte er dann qualvoll auf! «Zum Schuft geworden — an mir — selbst!» Und dann in tiefster Herzensnot: «Zum Schuft — — an meinem — — braven Jungen!» Hart legte sein Knoechel sich auf die Karte. Wie ein Eid kam's aus weher Brust: «Ich glaube dir — — Bube — ich — glaube!»



Studie. F. d. A. Z. gez. v. Leutnant Brün.

In tiefem Sinnen stand um Gedankenlaenge der Mann. Dann kreiste sein Blick wie eine suchende Weihe. Knirschend schlossen seine Zaehne sich wie eben im Kopf die gejagten Gedanken zum eisenharten Entschluss. «Und nun — —»

Da sprang Feldwebel Kuhlmann zu. Aufgefangen hatte er den Blick, der zur Plempe am Haken des Fensters hingeflattert war, aufgefangen war von ihm auch schon der Arm, der verlangend sich nach dem Eisen reckte. Gesunde Manneskraft rang hart mit den letzten Kraeften eines Zermürbten, indes schnell verstehend der Schreiber die Waffe barg.

«Schaemen Sie sich!» Vertrauen lag selbst im Tadel des Wortes noch. Den Tobenden zwang's mehr als Hünenkraft. «Noch braucht Sie der Junge! Gutmachen, Ruppel, gutmachen! Deutsch ist das! Deutsch ist Kampf gegen die Schwaeche!» Er loeste zart die umschlingenden Arme. «Gott hilft einem deutschen Kaempfer immer und immer noch, Ruppel! Vorwaerts drum, mit Gott dem Feind an die Kehle!»

Wie aus tiefem Traum sah der Unteroffizier um sich. Tief lag sein Blick in dem seines Helfers. Dann flog er zur Flasche.

Noch einmal sprang die Wut auf.

«Aas! — Teufel! — — Ich zwinge dich!»

Auf blitzte das Glas, grün, tückisch. Wand sich Leben unter dem Griff einer zornigen Faust? Wie aus Teufelsaugen zuckte haessliches Grün durch die Sonne.

Ein Splittern, ein Krach. Dumpf grollte der Tisch, als ekle das Gift ihn, das ihn bespritzte. Auf die Diele schmetterte ein harter Wille die Reste der Pulle.

Hoch aufgerichtet stand der Unteroffizier Ruppel.

Stand wie ein Schwur, schwor seinem Gott angesichts der zwei Zeugen.

«Keinen — Tropfen — mehr!»

Dann fiel er zusammen. Schluchzen riss ihn hin. Da kamen seinen Helfern auch befreiende Traenen. — — — — — — — —

Braucht's noch der Versicherung, dass er aushielt im Kampf? Dass er der Schlange den Kopf zertrat? Dass er geschenkten Vertrauens sich würdig zeigte?

Zum zweiten Male nahm das Lazarett ihn auf. Dicht vor den Tod riss ihn der Kampf. So ganz einfach ringt's mit dem Teufel sich nicht.

Kameraden stritten ja auch mit. Vorneweg Hauptmann Arnhof.

Eine Botschaft dem Kranken selbst zu bringen, liess der sich nicht nehmen, die Botschaft, die das Raetsel dann restlos loeste.

Ein Blatt Papier aus dem Felde war das, eigenhaendig geschrieben von einem deutschen Offizier. Darin gab er ein Versehen rückhaltlos zu und bat maennlich um Nachsicht. Neu war die Kompanie ihm noch gewesen. Sein Vorgaenger gefallen. Gefallen, zerstreut auch ein stattlich Teil der tapferen Truppe. Im Durcheinander eine Verwechslung der Namen, ein bedauerliches Versehen, der Ueberlaeufer, ein Mann fast gleichen Namens, und auch dem war ein Unrecht geschehen. Hatte sich wochenlang hinter der Front herumgetrieben, hinter der feindlichen Front, wohlverstanden. In Vermummung, in franzoesischer Uniform, einem Gefallenen abgenommen. Unbezahlbare Nachrichten hatte er gebracht, sich zweiter und erster Klasse das Kreuz in Ehren verdient. Ueberdies sei ein gleiches mit den Hinterlassenschaften des jungen Ruppel dem Vater doch zugesandt worden mit einer Aufklaerung über den Irrtum.

Es fand sich — ungeoeffnet die Sendung — in Ruppels Schrank.

Geheilt! — — Keinen Tropfen mehr! — Heute führt «Feldwebel» Ruppel die Geschaefte der Kompanie.

Sie sagen alle, er übertraefe weit noch den Unteroffizier Ruppel, und Schlosswache stellt wieder dessen ehemalige sechste Korporalschaft.

In Welschland sinnt sicher wieder einer auf Flucht, der Sohn zum wiedergeschenkten Vater.

Ein Wiedersehen schenke den Beiden, Lenker der Geschicke, in Gnaden!

In Sandgrube 4.

Episode aus der Schlacht bei Arras. (12. April 1917.)

Vom Adjutanten des Kampfbataillons «Saalburg»

Und die Flocken fallen. Schneewirbel. Die Posten hüllen sich enger in die Maentel. Man meint es sei Dezember. Und doch hat vor Tagen bereits der Aprilsonnenschein geleuchtet. Da ploetzlich — man hoert lebhaftes Handgranaten-, einiges Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Dann wird's stille. Noch einmal hebt's an, schauriger noch klingend im jagenden Wirbel der tanzenden Flocken. Und schon steigt das Leuchtzeichen, das die Hoelle des aus 250 Schlünden rasenden Vernichtungsfeuers entfesselt. Noch einige Minuten — da setzt es ein, einen Vorhang von Splittern, Staub und Rauch vor unsere vorderste Linie legend. Wir fangen des Meldelaeufers kurzes keuchendes «Abgeschlagen» auf. — Dann wird's stille. —

Und die Flocken fallen. Die Sandgrube 4 ist schier ganz weiss. Wir sind eigentlich weit hinten. 4. Linie. Vor uns noch eine Sandgrube als 3. Linie. Dort und in den beiden vorderen Linien ein Füsilierbataillon. Nach Süden faellt das Gelaende in den ewigen abgrundtiefen Morast der Givenchy-Mulde. Ich schaue mich um: ein paar tiefe in die Sandwaende getriebene tiefminierte Unterstaende. Miniert im Schweisse monatelanger Arbeit. Manche der Eingaenge eingedrückt und verschüttet. In der Mitte der Grube die 6 m breiten mit Wasser und Schlamm gefüllten Granattrichter. Links im Eck aber auf einem vorlaeufigen Stand das Maschinengewehr. Jenes Maschinengewehr, von dem wir

im Falle eines feindlichen Angriffs den besten Rückhalt erhoffen. Das zweite Maschinengewehr steht im Kompagnieführer- Unterstand.

Die Ronde loest die Posten ab — ist die Hoelle losgeworden? Ein ohrenbetaeubendes Getoese und Krachen haelt an. Und schon saust der erste Fünfzehner auf die Südwand der Grube, eine Fontaene von Schmutz aufreissend. Ein Unterstand verschüttet. Aber keine Zeit ist zum Denken. Der Kopf haemmert. Alles haelt sich in den Unterstaenden gefechtsbereit. Hei, wie der Schlamm hundertmal von Brisanzgeschossen durchwühlt wird! Gottlob, unsere Unterstaende sind gut. Sie liegen auf dem dem Feind abgewandten Berghang.

Und die Flocken fallen — Nein, sie wirbeln in unheimlichem Entsetzen. Sie werden zu Granatsplittern. Alles Lebende reissen sie in Fetzen. Unsere teueren Maschinengewehre haben wir geborgen im tiefen Schacht. Alles atmet gepresst: wie wird es vorn gehen? Die ersten Verwundeten stürzen vorbei: «Der Tommy ist durch!» Entsetzen fasst uns. Unmoeglich! Und doch — es ist wahr. Das Feuer laesst nach. Wie ein Wirbelwind eilen sie, unsere wackeren Leute der 12. Kompagnie, durch den knietiefen Schlamm auf die zerschossene Berme; ein, nein zwei Maschinengewehre sind von kraeftigen Faeusten schnell auf die zerschossenen Staende emporgehoben. Kommt nun, Kanadier! zweihundert Meter an uns heran und keinen Schritt weiter!

Und die Flocken fallen. Noch einige Augenblicke — und sie steigen heraus aus der lehmigen Sandgrube 2. Steigen heraus, als ob es zum Tanze ginge. Deckung kennen sie nicht, die kanadischen Stosstruppen. Sie meinen, ihr Hoellenfeuer haette uns zermürbt und begraben. Noch fliegen einige aus 2. Linie schnell sich rettende Füsiliere zu uns herein. Da — Feuer! Wer hat's wohl gerufen? Und weggemaeht ist die feindliche erste Welle. Hat sie der Boden verschluckt? Doch nein, lautes Wimmern dringt zu uns. Neue Massen steigen empor, khakifarben und tellerbehelmt. Unsere Maschinengewehre freuen sich vor Wut. Sie speien Feuer. Und wiederum sinkt Kanadas Blüte blutend in den metertiefen Lehm.

Und die Flocken fallen. Unser Vorfeld bleibt frei. Etliche zehn Verwundete ziehen wir in die Unterstaende, einen Toten betten wir sorgsam an den Stolleneingang. Zwei Meldelaeufer aber eilen zur Bataillons-Befehlsstelle. Einer bleibt im Schlamme stecken und verliert die Stiefel. Der andere aber erstattet seinem Major kurz und bündig Meldung: «Sandgrube 4 fest in unserer Hand.» Aber sie lassen nicht los. Schweres und schwerstes Artilleriefeuer, aus Richtung Noulettes und flankierend aus dem Loosbogen, setzt ein. Unsere Sandgrube ist in Rauch gehüllt. ANe Schüsse sitzen. Hatten sie ja doch Zeit sich seit dem ersten April darauf mit vielen tausend Schuss einzuschiessen. Die Berme stürzt herab und schüttet verschiedene Eingaenge zu. Eifernde Kameradschaft graebt sie wieder aus.

Und die Flocken wirbeln ihren Takt dazu. Eine Stunde stehen wir im Hoellenregen. Nerven sind auf's Hoechste gespannt. Ploetzlich setzt das feindliche Feuer aus. Ein Schrei — und schon hat unsere wackere lehmbeschmutzte Schar die Schützenbaenke erklommen und schiesst aus Muskete und Maschinengewehr, dass die Rohre glühen, schiesst die Sturmgruppen wiederum in Grund und Boden. Der feindliche Vormarsch kommt nicht über die Ausgangsstelle hinaus. Hei, die Begeisterung unserer Leute, wenn sie die purzelnden Kanadier sehen! Diesmal haben die Feinde genug. Ihr Blutzoll war zu schwer. Man sieht, wie sie sich eingraben, einwühlen in den granatzerzausten Moorboden. Deutsches Feuer hat sie Deckung gelehrt. Die khakifarbenen Toten nehmen sich gar eigenartig auf dem beschneiten Gelaende aus. Viele sind's. Die Meldung aber laeuft auf Windesflügeln zum Kampfbataillon: «Erneut abgewiesen.»

Und die Flocken fallen. Das Herz aber jubelt, das Auge leuchtet feucht. Dies war ein Ehrentag des bayerischen Bataillons der tapferen Mittelfranken. Neun Tage waren sie im Trommelfeuer gelegen und 6 Tage lang hatte kaum warme Nahrung zu ihnen vorgebracht werden koennen. Neun Tage lang waren in die tiefen Stollen gebannt, fern vom Licht der Sonne.

Es war auch ein Ehrentag des Regiments. Keinen Zoll seiner Stellung, keinen fussbreit Bodens hat, es dem Gegner eingeraeumt. Die hohe Bedeutung aber, die dieses zaehe Festhalten der Stellung für den ganzen Generalangriff der Englaender bedeutete, konnte erst in groesserem Verbande richtig bewertet werden und sprach sich auch in den Worten des Armeeführers aus, dass sich an der Division der gewaltige Ansturm des Feindes nach Norden brach.

Amboss sind wir gewesen, die wir doch so gerne haemmern moechten.

Lt. d. R. Hermann Bauer.

Der Eichhoernchenbraten. Die Kriegsspeisekarte soll jetzt wieder einmal durch ein neues Gericht bereichert werden, naemlich durch den Eichhoernchenbraten, den der St. Hubertus empfiehlt. Das Blatt stellt fest, dass das Jagen auf Eichhoernchen zu besagtem Zweck durchaus nicht immer mit der Begründung abzulehnen sei, dass das Eichhorn dem Walde ausserordentlich nützt. Allerdings it es von gelegentlichem forstlichem Nutzen, da es forstschaedliche Kerbtiere vertilgt. Dieser Nutzen zeigt sich aber nur, wenn es kurze Zeit lang in einem Forst gehalten wird, sonst ist aber zu bemerken, dass das Eichhorn sich auch in erheblicher Weise als Samenvertilger und Knospenverderber bemerkbar macht, ja es betaetigt sich sogar als Eierdieb und Brutverderber, und seine haeufigere Anwesenheit lockt auch die Marder in das betreffende Revier. Demnach ist nichts gegen die Jagd auf das Eichhorn einzuwenden, das durchaus nicht fleischarm ist und besonders gut schmeckt, wenn man es in Wildbretbeize legt. B.

Die Landwirtschaft in den litauischen Gouvernements.

Bei der Neugestaltung der Verhaeltnisse im Osten ist auch die Landwirtschaft Litauens von hohem Interesse, und einer Besprechung der Grundlagen des litauischen Wirtschaftslebens von Prof. Dr. B. Skalweit in der deutschen Landwirtschaftlichen Presse laesst sich entnehmen, was Litauen bisher produziert hat und was es bei ordnungsmaessiger Bewirtschaftung leisten koennte. Die beste Vorstellung von diesen Grundlagen erhaelt man, wenn man sie mit den uns vertrauten Verhaeltnissen der Provinz Ostpreussen vergleicht. Viel mehr noch als im ohnedies stark agrarischen Ostpreussen tritt in Litauen das Uebergewicht der Landwirtschaft zutage. Fast drei Viertel der erwerbstaetigen Bevoelkerung sind in der Landwirtschaft und verwandten Berufen beschaeftigt, und noch bezeichnender ist die Verteilung der Bevoelkerung auf Stadt und Land, denn 83 bis 90 Prozent der litauischen Gesamtbevoelkerung wohnen auf dem Lande. Die Industrie hingegen ist fast garnicht entwickelt, und in den wenigen Ausnahmefaellen steht sie wiederum mit der Landwirtschaft in Verbindung. Neben den Brennereien, die mit Gutsbetrieben verbunden, also rein landwirtschaftlichen Charakters sind, ist die grosse Wollindustrie in Bialystok zu nennen, die ihr Rohmaterial aus der Schafzucht des Gouvernements Grodno erhaelt. Aus diesem Mangel an industrieller Taetigkeit ergibt sich, dass das Land, sobald es wirtschaftlich erschlossen ist und die Kaufkraft seiner Bewohner sich hebt, durchaus als gutes Absatzgebiet für Industrieerzeugnisse in Frage kaeme. Auf diese Weise koennte also der ostpreussische Handel das ihm bisher fehlende weite Hinterland erhalten. Bezüglich des Klimas kann Litauen der Provinz Ostpreussen vielfach gleichgestellt werden, beiden Laendern ist die infolge des spaeten Frühjahrs und des langen Winters kurze Vegetationszeit gemeinsam. Im Gegensatz zu Ostpreussen hat man es aber bisher in Litauen nicht verstanden, bei den landwirtschaftlichen Betrieben diese besonderen klimatischen Verhaeltnisse zu berücksichtigen, meist wird die Frühjahrsbestellung durch die fehlende Regelung der Wasserverhaeltnisse und durch die schlechte Bodenbearbeitung noch um 8 bis 14 Tage hinausgeschoben. Der Ursprung von Boden und Bodenoberflaeche ist derselbe wie in Ostpreussen. Bemerkenswert ist der an Masuren gemahnende Reichtum an Seen und Sümpfen, die z. B. im Gouvernement Wilna mehr als 10 Prozent der Gesamtflaeche bedecken. Seen und Flüsse sind durch Fischreichtum ausgezeichnet. In den Sumpfgegenden, die vielfach mit Gestrüpp und Wald bedeckt sind, gibt es erhebliche Wildmengen. Grosse sumpfige Landstriche koennten noch der Kultur erschlossen werden. Den bedeutendsten Reichtum des Landes aber stellen die Waldungen dar, die ein Sechstel bis ein Viertel der Bodenflaeche bedecken. Die besten Boeden gibt es im Gouvernement Kowno, besonders nach der kurlaendischen Grenze zu, wo die Erde durch Kalkreichtum ausgezeichnet ist. Dass die Ernten in Litauen nur halb so gross sind wie die in Ostpreussen, ist in der Hauptsache auf die oberflaechliche Bearbeitung, die ungenügende Düngung und

aehnliche Kultivierungsmaengel zurückzuführen. Die Grundbesitzverteilung endlich ist nach der russischen Statistik, die drei Hauptgruppen unterscheidet, für unsere Begriffe ziemlich merkwürdig. Es gibt erstens Privatbesitz, zweitens das durch den Ukas des Jahres 1861 zugewiesene Bauernland, drittens Staatslaendereien oder Kronland. Hierzu kommen noch die Apanagelaendereien und die im Besitze von Kirchen„ Kloestern, Staedten und oeffentlichen Verbaenden befindlichen Grundstücke. Am fremdesten ist uns der Begriff des zugeteilten Bauernlandes oder «Anteillandes». Es wurde 1861 von den Gütern abgezweigt und den Gemeinden überwiesen. Die Flaechengroesse der zugewiesenen Anteile, in denen gutes und schlechtes Land gemischt war, richtete sich nach der Zahl der maennlichen Familienmitglieder. Die Arbeitsverfassung auf den litauischen Gütern entspricht im allgemeinen mehr der unsrigen als der grossrussischen. Ein umfassender Ueberblick zeigt aber, dass in Litauen die Arbeitsverhaeltnisse für den Arbeitgeber günstiger sind, als in Ostpreussen, da der ostpreussische Landwirt gewoehnlich mehr unter dem Arbeitermangel zu leiden hat. Alles in allem liegen die Verhaeltnisse so, dass sie bei gesunder Bewirtschaftung zu den besten Hoffnungen berechtigen.

Briefkasten

E. S. Neue Kapitulationen bei den Kraftfahrerformationen gibt es waehrend des Krieges nicht.

Gefreiter Bl. Für saemtliche Angehoeoige preussischer Formationen besteht die Bestimmung, dass das Eiserne Kreuz vor den anderen Auszeichnungen zu tragen ist.

Ldstm. K. Im Lazarett haben Sie nur Krankenkost zu beanspruchen. Auf die Zigarren haben Sie also keinen Anspruch, auch eine Nachlieferung findet nicht statt.

T. H. Nur die Oberfahnenschmiede tragen das doppelte Hufeisen.

Die 188. Kriegswoche.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Lebhafte beiderseitige Erkundungstaetigkeit auf der ganzen Front.

Zur Vergeltung für feindliche Bombenabwürfe auf die offenen Staedte Mannheim und Pirmasens am 19. und 20. Februar haben unsere Flugzeuge in der Nacht vom 8. zum 9. Maerz Paris erneut mit Bomben angegriffen und grosse Wirkung erzielt.

London, Margate und Sheerness wurden in der Nacht vom 7. zum 8. Maerz von mehreren Flugzeugen mit Bomben angegriffen. Gute Wirkung war zu beobachten.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Der **Friede mit Russland ist am 3. Maerz 5 Uhr** nachmittags unterzeichnet worden.

Infolge Unterzeichnung des Friedensvertrages mit Russland wurden die militaerischen Bewegungen in Grossrussland eingestellt. Die dem Feinde abgenommene Beute ist auch nicht annaehernd zahlenmaessig festzustellen. Soweit Meldungen vorliegen, sind in unserem Besitz an Gefangenen: 6800 Offiziere und 57 000 Mann; an Beute: 2400 Geschütze, über 5000 Maschinengewehre, viele tausend Fahrzeuge, darunter über 500 Kraftwagen und 11 Panzerautos, über 2 Millionen Schuss Artilleriemunition und 128 000 Gewehre, 800 Lokomotiven und 8000 Eisenbahnwagen. Hierzu kommt die Beute von Reval mit 13 Offizieren, 500 Mann, 220 Geschützen, 22 Flugzeugen und viel rollendem Material.

Der zur Einrichtung eines Etappenplatzes für die Hilfsaktionen in Finnland bestimmte Teil unserer Seestreitkraefte hat am 5. Maerz, nachmittags, bei Eckeroe auf den Alandsinseln geankert.

Am 5. Maerz abends 7 Uhr wurde in Buftea bei Bukarest der **Vorfriede mit Rumaenien** unterzeichnet.

Am 7. Maerz mittags, wurde in Berlin der **Friedensvertrag mit Finnland** unterzeichnet.

Italienischer Kriegsschauplatz. und Balkan.

Keine besonderen Ereignisse.

F.d. A. Z. gez. v. Gren. Kretschmann.



Seekrieg.

Meldungen über Versenkungen durch U-Boote:

2. Maerz 24 000 Br.-Reg.-T. (Mittelmeer),
3. Maerz 22 000 Br.-Reg.-T. (engl. Ostküste, Kanal),
4. Maerz 16 500 Br.-Reg.-T. (noerdl. Sperrgebiet),
5. Maerz 20 000 Br.-Reg.-T. (Sperrgebiet um England),
6. Maerz 21 000 Br.-Reg.-T. (noerdliches Sperrgebiet),
7. Maerz 18 500 Br.-Reg.-T. (Sperrgebiet um England),
9. Maerz 20 500 Br.-Reg.-T. (franzoesische Westküste, Kanal).

Die Büchersammelstelle der Kgl. Hausbibliothek für Lazarett- und Feldbibliotheken, Berlin C. 2, Kgl. Schloss, gibt auf Wunsch an Truppenteile und einzelne Soldaten Bücher und Noten kostenlos ab.

Warnung!

Kameraden! **Tragt keine Briefe bei Euch,** aus denen der Feind bei Eurer Gefangennahme Nachrichten über Vorgänge an der Front oder in der Heimat erfährt.

Jede Mitteilung von einer Truppenverschiebung nützt dem Feind, schaedigt uns.

Jede Klage, die in den Briefen steht, staerkt des Feindes Widerstandskraft, verlaengert den Krieg.



Was ist das Maschinen-Gewehr?

Das Maschinen-Gewehr ist eine Waffe, die durch den Druck der Pulvergase und der ausbildenden Unteroffiziere im Verein mit den vollen Patronenkaesten das Schwitzen der Maschinen-Gewehr-Mannschaften selbsttaetig bewirkt.

F. d. A. Z. gez. v. Vizefeldw. Hundt.



Der Suendenfall oder die eiserne Portion.

P..., dessen Haare aeusserst betrueblich ins Silbergraue zu spielen beginnen, laesst seinen jungen Sproessling auf den Knien reiten.

«Hoho,» sagt der fuerchterliche Bursche mit einem Blick auf die verraeterische Haarfarbe, «Papa verschimmelt.»

Eine Prothese. Als «invalid» entlassen, trage ich an meinem Zivilrock den Bandstreifen des Karl-Truppenkreuzes, da ich sonst wiederholt von Unberufenen zur Ausweisleistung über mein Wehrverhaeltnis angehalten werde. So muss ich trotzdem verschiedene Fragen über mich ergehen lassen. Unlaengst wird mir das zu dumm. Sitze da in der Strassenbahn, vis-à-vis ein Hechtgrauer, der seinen Blick in das rotweisse Band bohrt. «Sind S' verwundet?» — «Nein!» — «Krank?» — «Nein!» — «No, was denn?» — «Eine Granate hat mir — den Kopf weggerissen !!!» — « ?!!» — «Ja — und jetzt trage ich eine — Prothese!» «Simplizissimus»

Der Sohn eines hoeheren Beamten hat es in der Schule nicht weiter als bis zum Einjaehrigen und im Zivilberuf bis zum Kaufmann bringen koennen. Spaeter dient er bei einem feudalen Reiterregiment. Der Herr Oberst laesst sich gelegentlich die Einjaehrigen vorstellen und erkundigt sich auch bei jedem nach dem Zivilberuf. «Und was sind Sie in Ihrem Zivilberuf?» wendet er sich auch an unseren Einjaehrigen. «Mein Vater ist Oberlandesgerichtspraesident», lautet die Antwort.





Wandelraetsel.

Fett soll in Mager verwandelt werden mit Hilfe von 10 Zwischenwoertern. Darunter kommen in Verwendung eine Zeitbestimmung, ein Hausgraet, ein Befoerderungsmittel und ein Koerperteil. Es darf jedesmal nur ein Buchstabe hinzugefügt, weggelassen oder ausgetauscht werden. Die zu aendernden oder hinzuzufügenden Buchstaben sind in der nebenstehenden Figur durch Kreuze bezeichnet.

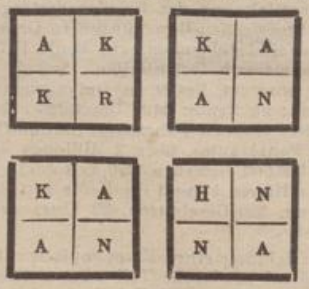
(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

Bilder-Raetsel.



(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

Aufloesung des Umdreh-Raetsels aus voriger Nummer.



Aufloesung des Silben-Raetsels aus voriger Nummer.

Deborah, Effendi, Russen, England, Irene, Schweden, Erwerb, Rundbau, Namur, Erfolg.

Der eiserne Hindenburg.

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 35 000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 483. (4. Kriegsjahr) 16. Maerz 1918.

In des Menschen Brust
liegt der Welten Voelle,
liegt des Himmels Lust
und die Qual der Hoelle.

Die Selbstsucht ist die Qual,
der Abgrund ist das Ich;
die Liebe ist der Strahl,
versoehnend Gott und dich.

Rückert.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

18. Maerz 1915: Angriff der englisch-franzoesischen Flotte auf die Dardanellenforts. Drei feindliche Panzerkreuzer versenkt.

16.—28. Maerz 1916: Russische Entlastungsoffensive an der Düna — «in Sumpf und Blut erstickt.»

17. Maerz 1917: Beginn der Rückzugsbewegung zwischen Arras und Aisne.

Landsknechtslied aus dem 16. Jahrhundert.

Ach Gott, wie weh tut Scheiden!
Hat mir mein Herz verwundt!
So trab ich über die Heiden
Und traur zu aller Stund.
Der Stunden, der seind also viel,
Mein Herz traegt heimlichs Leiden,
Wiewohl ich oft froehlich bin.

Hett mir ein Gaertlein bauen
Von Veil und grünem Klee,
Ist mir zu früh erfroren,
Tut meinem Herzen weh;
Ist mir erfrorn bei Sonnenschein
Ein Blümlein Vergiss nit mein.

Das Blümlein, das ich meine,
Das ist von edler Art,
Ist aller Tugend reine,
Ihr Mündlein das ist zart,
Ihr Aeuglein die seind hübsch und fein,
Wann ich an sie gedenke,
Wie gern ich bei ihr wollt sein!

Sollt mich meins Buhln erwegen,
Als oft ein ander tut,
Sollt führn ein froehlichs Leben,
Darzu ein leichten Mut,
Das kann und mag doch nit gesein;
Gesegen dich Gott im Herzen!
Es muss gescheiden sein.

Japanisch-Sibirien.

Keine Katze hat je einen so plumpen Tanz um den heissen Breitopf ausgeführt, als wie ihn die Entente zurzeit um die Absichten Japans auf Ostsibirien ausführt. Und dabei stellen sich die Leute so, als ob sie nicht wüssten, dass Japan seinen sibirischen Feldzug schon seit Monaten ruhig und ohne viel Worte zu machen ins Werk gesetzt hat. Wladiwostok und Charbin koennen schon jetzt als japanische Staedte gelten und wir wissen, dass der japanische Vormarsch bereits den Baikalsee überschritten hat und in Irkutzk angelangt ist. Ob Japan jetzt auch «offiziell» und «oeffentlich» seinen Vormarsch antritt, ist im Grunde genommen, und zumal für uns, voellig gleichgültig. Weder werden wir über den Ural nach Osten gehen, noch die Japaner über den Jenissei und den Ob nach Westen. Es geht uns und den Japanern hier wie den zwei Koenigskindern des Liedes: «sie konnten zueinander nicht kommen, das Wasser war viel zu tief», d. h. in diesem Falle: auch für unser Zeitalter ist die Entfernung zwischen Ostsee und Stillem Ozean noch zu gross, als dass Ostsee- und Stiller Ozean-Interessen in Konflikt miteinander geraten koennten. Und das, trotzdem die Angelsachsen in ihrem unsinnigen Verlegenheitswortschwall es behaupten. Amerika macht die Sache dabei noch schlauer, indem es «Protest» einlegt, aber beileibe nichts tut, um diesen platonischen Protest in die Tat umzusetzen. Die Formel, die die Wilsonsche Diplomatie für diesen Protest ohne Hoerner und Zaehne gefunden hat, lautet: Amerika wehre sich zwar nicht gegen den japanischen Einmarsch in Sibirien, sei aber nicht damit einverstanden. Japan tut darauf das, was England bisher bei neutralen Protesten tat: es laesst ruhig protestieren, kümmert sich aber natürlich keinen Deut um den Protest. Wozu auch?

Lansing erklaert weiter: angesichts der sich aendernden Weltpolitik (hm!) koennten die Vereinigten Staaten sich nicht entschliessen, Japan als alleinige Schutzmacht des fernen Ostens anzuerkennen, Japan laechelt daraufhin sein verbindlichstes Laecheln und — sitzt bereits in Irkutzk, schob sich vielleicht mittlerweile sogar laengs der sibirischen Bahn noch weiter nach Westen vor. Die Zeitungslügenfabrikanten der Entente winden sich in Geburtswehen, um das zu begründen. Zuerst kam natürlich bei ihnen der Allerweltswauwau der Entente, der Deutsche, zum Vorschein. Japan will verhindern, dass die in Sibirien aufgestapelten Vorraete aller Art in deutsche Haende fallen. Ob das wohl noch selbst ein neugeborenes Kind bei der Entente glaubt? Japan kann nicht dulden, dass Deutschland am Ochotzkischen Meere eine Vorherrschaft ausübt. Ganz schlaue Ententehellseher verkünden allerdings: Ach was, Japan will nach Sibirien gehen, um die ihm im russisch-japanischen Vertrag von 1916 gewaehrleisteten Konzessionen einzuloesen und zu sichern: also z. B. das Ansiedlungsrecht der Japaner in Sibirien, Handels- und Schiffahrtsvergünstigungen usw. Hieran ist sogar etwas Wahres, denn die Vereinigten Staaten hatten von dem russischen Zaren gerade auch in Sibirien zahlreiche aeusserst wertvolle Konzessionen, zumal in Bergwerken, erpresst. Kein Wunder, dass Japan diese hoechst unangenehmen amerikanischen Konkurrenten in Sibirien nicht brauchen kann. Lansing riecht hier Lunte. Daher sein unruhiges Hin- und Herrücken auf seinem «auswaertigen» Stuhle infolge des japanischen Vormarsches. Er weiss genau, dass die japanischen Bataillone in Sibirien auf dem Wege sind, nicht um dort die utopischen Deutschen, sondern um die reellen Amerikaner wieder hinauszuwerfen. Auch da hat Japan gute angelsaechsische Beispiele zur Verfügung. Wie machte es z. B. Amerika, als es die Landenge von Panama stehlen wollte und der rechtmaessige Eigentümer, Columbia, sie nicht hergeben wollte? Nun, ein bisschen Revolution in Panama, die «Kreierung» einer «selbstaendi-

gen» Republik Panama, und Columbia sass auf einmal vor der eigenen Türe und konnte nicht mehr herein. Japan zahlt jetzt Amerika mit gleicher Münze heim. Amerika hat von Russland die wertvollen Konzessionen in Sibirien in Haenden. Wird Sibirien eine «selbstaendige» Republik, so haben dort natürlich russische Konzessionen keine Geltung mehr. Nun melden aber die Zeitungen, dass gleich mehrere sibirische Republiken unterwegs zu ihrer Geburt sind. Die neueste unter dem Fürsten Lwow angeblich mit der Hauptstadt Irkutzk. Ausgerechnet Irkutzk, bis wohin die Japaner mit ihren Bataillonen in «friedlicher» Kriegführung vorgerückt sind.

Wir sind neugierig, was alles Schoenes und Neues sich in Sibirien entwickeln wird. Ententefreundlich sind die dortigen Schritte Japans nicht, uns Deutschen sind sie gleichgültig, soweit wir nicht schadenfroh gesinnt sind. Wir tun aber gut, wenn wir uns daran erinnern, dass bei solchen Faellen — für den dritten, der zusieht also gegebenenfalls auch für uns Vorteile aus der «Meinungsverschiedenheit» zwischen Japan und der Entente zu holen sind. Ohne viele Worte, aber darum um so fester, ohne Liebe und Freundschaft, aber in praktischer Zusammenarbeit, ohne papierene Vertraege, aber mit «Barzahlung» von Fall zu Fall, nach dem Grundsatze do ut des.

Das ist das Verhaeltnis Deutsches Reich - Japan, wie es jetzt besteht. Do ut des. Von Fall zu Fall. Das weiss die Entente und deshalb ist es ihr so ungemütlich. Keine deutsch-japanische Verbrüderung: Geschaeft, nur Geschaeft und nochmals nur Geschaeft. Gar mancher ist durch Tauschgeschaefte reich geworden, warum koennen wir das nicht auch? Das Ententegeschaeft war ein schlechtes, es steht vor dem Bankerott, die Aktionaere sind teils pleite, teils haben sie alle Veranlagung, es bald zu werden. Wer sich aus dem Zusammenbruche ganz oder halb retten kann, wird sehnsüchtig nach der starken Hand ausschauen, die das Ententegeschaeft in Trümmer schlug. Es ist manch ein wertvoller Aktionaer darunter, der mit uns und wir mit ihm gut fahren würden. Denken wir daran!

Die moralische Offensive gegen die chemischen Kampfmittel.

Das Genfer Rote Kreuz hat in diesen Tagen Verwahrung dagegen eingelegt, dass die Wissenschaft sich damit abgibt, durch immer neue Erfindungen die Grausamkeiten der Kriegführung zu steigern. Entsprechende Flugschriften werden von der Schweiz aus verbreitet, die ihre Spitze gegen Deutschland richten, als das Land der modernen Chemie, dessen Wissenschaftlern es gelungen ist, das Gas usw. auf die furchtbarsten Wirkungsformen zu bringen. Demgegenüber muss daran erinnert werden, dass der Gedanke, die Chemie kriegstechnisch zu verwerten, franzoesischen Ursprungs ist. Schon in den Jahren vor dem Kriege war der franzoesische Erfinder Turpin eine Hoffnung der franzoesischen Revanchepartei. Als dann in der Lothringer Schlacht die Erwartungen zusammenbrachen, die man auf das franzoesische Angriffsheer gesetzt hatte, da war es wieder der Erfinder Turpin, mit dem allein sich Mut machen liess. Dr Baracs-Deltour schreibt in seinen «Pariser Selbsterlebnissen waehrend des Krieges» auf S. 50: «In den letzten Tagen des August verbreitete sich in ganz Paris auf einmal die Nachricht, man habe mit einer neuen Erfindung Turpins, einem leichten Gas, über 100 000 Deutsche, die sich im Wald von Compiègne verborgen hatten, erstickt. Turpin, der in Frankreich selbst vielumfeindete Erfinder des «Melinits», habe ein Gas erfunden, das alles Leben toetet, in dessen Bereich es gelangt. Mit einem Schuss aus einer Kanone koennte man ein ganzes Armeekorps vollstaendig vernichten. Turpin haette die groesste Mühe gehabt, die schlappe Regierung zur Anwendung seiner Erfindung zu bewegen. Die Nachricht wurde um so mehr bejubelt, als sich nun alle sagten, dass nach der Erfindung eines solch unfehlbaren Mittels der Krieg sicher ein sofortiges Ende haben müsse, da die Deutschen nunmehr unrettbar verloren waeren. In mehreren Stadtteilen und Vororten von Paris wurde auf diese grosse Nachricht hin illuminiert. Am naechsten Morgen hatten die Zeitungen einfach das Gerücht erwaehnt, aber dabei das Publikum bitter enttaeuscht. Auch fehlten nicht bei dieser Gelegenheit heftige Angriffe gegen Turpin selbst, der an diesen Gerüchten sicher unschuldig war.» — In Frankreich dachte man denn auch zunaechst gar nicht daran, gegen die Einführung der Chemie in die Kriegstechnik zu protestieren. Im Gegenteil, man experimentierte weiter und gab offen zu, dass man es tat. Im «Temps» vom 10. April 1916 konnte man lesen: «In Beantwortung einer Anfrage über deutsche Kampfmittel sprach Senator Cazeneuve in der Heereskommission des Senats ausführlich über Anwendung von Stickgasen oder Flüssigkeiten (brennenden). Und in der «Morning Post» vom 30. Juni 1916 meldet ein Eigentelegramm aus Nordfrankreich: «Es herrscht grosse Befriedigung über die Erklaerung im englischen Heeresbericht, dass jetzt Gas verwendet wird. Wir haben reichliche Vorraete an Gas von weit groesserer Wirkung als das von den Deutschen verwendete.» Die Zeitungen besprachen den neuen Sprengstoff Turpinit, waren voll von Schilderungen seiner furchtbaren Wirkung bei den ersten von dem Erfinder selbst vorgenommenen «Versuchen», und brachten Hypothesen über seine Zusammensetzung. Und auch die Gasgranate, gegen die man sich jetzt so ereifert, wurde früh in den Kreis der Eroerterungen gezogen. So verriet Pierre Loti in einem Artikel der «Illustration» vom 30. 12., «dass neuerdings seitens der Artillerie Granaten verwendet werden, deren Gas für sich allein schon toedlich ist.» Die Behandlung des Themas aenderte sich erst, als sich herausstellte, dass die Deutschen den franzoesischen Gedanken nicht nur aufgegriffen, sondern auch in der Anwendung zu einer Vollkommenheit gebracht hatten, hinter der die franzoesischen Wirkungen weit zurückblieben. Und heute, da man mit den Kampfmitteln, die man selbst erfunden hat, in die Enge getrieben ist, und man in Frankreich nichts mehr fürchtet als die «Chemische Offensive», wird das Rote Kreuz zu Hilfe gerufen. In hoechster Not und in letzter Stunde hat die franzoesische Gesandtschaft in Bern durch Bundesrat Ador eine «moralische Offensive» gegen die Verwendung der Chemie durch die deutsche Heeresleitung in Szene setzen müssen — eine Offensive nebenbei, gegen die Ostschweizer Bundesraete, wie verlautet, sofort protestiert haben, weil sie unneutral sei und weil sie, wie wir hinzusetzen koennen, nicht den Schuldigen nennt, der noch immer in der Welt der Urheber einer Sache gewesen ist.

Im befreiten Dorpat.

Dorpat, 26. Februar.

Die Strasse von Walk nach Dorpat ist wie ein Band, auf dem deutsche Infanterie vorwaerts gleitet. Kolonne hinter Kolonne, Schlitten hinter Schlitten, der estnische Bauer faehrt, und je zwei Soldaten liegen oder hocken auf dem niedrigen Bauernkasten und strahlen vor Freude über diesen Vormarsch. Wenn unser Auto vorbeikeucht, geht das Traben der Pferde in Galopp über und die Stimmung der Soldaten in lautes Gelaechter, wenn dabei der eine oder andere Kamerad vom Schreck in den Schnee gleitet. Vergnügter Vormarsch!

Auf den Daechern von Dorpat streift schneeweisser Mondschein, als ich einfahre. Die Strassen sind hell von dem weissen Licht. Die Stadt ist still, ein paar russische Offiziere, die wieder die Achselklappen tragen und die Georgskreuze, gehen in das Hotel «Stadt London», wo der Stab des Detachements liegt, das am Morgen des 24. um 10 Uhr in Dorpat eingerückt ist.

Blumen, Hurras, Haendedrücke —, wie ein Jauchzen geht es über die alte deutsche Universitaetsstadt! Die Soldaten bekommen Karten in die Hand gedrückt, wo man sie zu Mittag erwarte, jede deutsche Familie wollte ihren deutschen Soldaten als Gast haben. Die Herren vom Selbstschutz waren den Befreiern entgegengeritten. Die russischen Offiziere bildeten Spalier. Vom Balkon des Manteuffelschen Hauses am Rathausplatz droehnte das alte Danklied «Nun danket alle Gott», und das Lied klang wieder auf, als in allen Kirchen um 12 Uhr Dankgottesdienste gehalten wurden.

Ein bitterer Tropfen war in dem Freudenwein Dorpats. In der Nacht vom 20. zum 21. Februar drangen 50 bis 60 Mann maximalistischer russischer Truppen in das Lazarett, wo die deutschen Herren als Geiseln verhaftet lagen, raubten ihnen alles Geld und die Wertsachen und brachten sie zum Bahnhof, von dem sie am Morgen des 21. nach Petersburg abtransportiert wurden. In der Nacht vom 21. zum 22. vollzog sich dann der Umschwung. Als die lettischen und russischen Truppen auch die Lebensmittel aus der unglücklichen Stadt fortschleppen wollten, besetzten die estnischen Bataillone den Bahnhof. Das Postgebaeude wurde genommen, dann das Rathaus, das Arsenal, in dem jetzt auch die Deutschen sich mit Waffen versahen. Deutsche Kriegsgefangene, die in groesserer Zahl in der Stadt waren, na-

mentlich ein deutscher Offizier, leisteten dabei Hilfe. Das maximalistische Komitee floh und nahm alle geraubten Geldsummen und alle gestohlenen Gold- und Silbersachen mit sich fort. Die Dorpater Stadtverwaltung nahm das Regiment in die Hand, das estnische Stadthaupt Kriisa legte die Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Ruhe auf die Schultern der Kommandanten und Komitees des Dorpater estnischen Reservebataillons. Die rote maximalistische Fahne wurde niedergeholt.

Jetzt wehen überall die deutschen Fahnen von den Haeusern, selbst die Schwierigkeit der Besorgung roten Stoffes hat man zu besiegen gewusst. Auf dem Barclayplatz spielte eine lettische Militaerkapelle die bei Ringen gefangen wurde und von dem deutschen Bataillon, das heute einzog, mitgenommen worden war, damit man Musik habe. Noch sind die russischen Uniformen auf den Strassen zahlreicher, als die deutschen. Man koennte meinen, man waere in einer russischen Garnison, wenn die Offiziere und Soldaten der russischen Armee grüssend und laechelnd auf den Plaetzen promenieren oder in den schnellen Schlittendroschken umhersausen. Dazwischen gehen deutsche und oesterreichische Kriegsgefangene. Die Deutschen haben es scheinbar schwerer gehabt, und über die Freude der Einzugsstunden gehen schwere Schatten, wenn man aus ihren schmalen Gesichtern die Geschichte ihrer Leiden liest und ihr Mund die unmenschlichen Grausamkeiten erzaehlt, die sie erdulden mussten . Heute zogen dann weitere deutsche Truppen ein, die Kinder sassen auf den Geschützen, wurden auf die Pferde gehoben, die Menge stand stunderlang mit grossen glaenzenden Augen und der Herzschlag Deutschlands ging rascher in diesen Stunden.

Rolf Brand, Kriegsberichterstatter.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Günstige Aussichten für eine deutsche Westoffensive.

Zur Frage einer moeglichen deutschen Offensive führt der bekannte hollaendische Militaerkritiker Ihr. A. v. G. in der «Tyd» vom 5. 3. aus: Da Hertlings Rede ungünstig aufgenommen wurde, wird das Schwert die Entscheidung bringen müssen — wie auch die lebhafte Gefechtstaetigkeit im Westen beweist. Vertrauenswürdige Nachrichten berechnen die Truppenmacht der Mittelmaechte im Westen auf 6 Millionen Mann, darunter auch Oesterreicher. Letzteres ist besonders wichtig, da es beweisen würde, dass die Bundestreue noch ungeschwaecht besteht.

Bei der bevorstehenden Offensive wird es sich nicht um die Eroberung von einigen Quadratkilometern handeln. Es steht fest, dass die Englaender die staerksten und gefaehrlichsten Gegner sind. Man wird diesen Gegner also am meisten schaedigen wollen. Die wirksamste Bedrohung waere ein Angriff auf die Verbindungslinien nach Calais und Havre etwa in der Linie Nieuport—Cambrai. Die Deutschen wissen aber, wie schwierig ein Angriff im Ueberschwemmungsgebiet ist, und dass die Englaender hier starke Truppen konzentriert haben. Ausserdem koennten die Englaender dann nach Süden entweichen und sich weiterhin auf die Haefen Brest, St. Nazaire und Bordeaux stützen. Eine weniger schnelle Bedrohung der englischen Verbindungen waere durch einen Angriff gegen Cambrai—St. Quentin—Reims zu erreichen, also an der Loetstelle. Gelaenge der Durchbruch, so müsste die franzoesische Front sich zurückbiegen, um Paris zu decken, waehrend die Englaender auf ihre Basis Havre—Calais zurückgehen müssten. Ein Teil der Deutschen müsste sich nach Süden wenden, um die Franzosen in Schach zu halten, waehrend das Gros nach Nordwesten abbiegen würde, um die englische Front weiter aufzurollen und sie vielleicht in der Nordwest-Ecke Frankreichs einzuschliessen, sie zu schlagen, teilweise in die See zu treiben und den Rest gefangen zu nehmen. Dies ist allerdings für die Deutschen nicht zu erreichen — man darf aber nicht vergessen, dass die Westfront nicht die Raumtiefe des früheren oestlichen Kampfplatzes aufweist. Ein Durchbruch bei St. Quentin wie damals bei Gorlice koennte die weittragendste Bedeutung haben und vielleicht den Frieden bringen.

Eine andere Moeglichkeit waere, dass nach dem geglückten Durchbruch südlich von St. Quentin die Hauptmacht der Deutschen versuchen würde, Paris zu nehmen. Dies waere strategisch aber falsch, da das englische Heer, als das staerkere, das wichtigste Angriffsobjekt bildet.

Endlich koennte noch eine Offensive bei Verdun erfolgen. Diese würde aber strategisch die geringsten Aussichten bieten Die vorige Offensive hatte hauptsaechlich defensive Absichten, da Deutschland durch Verdun bedroht wurde. Da das heutige Kraefteverhaeltnis aber günstig für die Mittelmaechte ist, so hat die Offensive gegen Verdun wenig Zweck, solange wenigstens noch nicht genügend Amerikaner eingetroffen sind.

Osten.

Das Saeuberungswerk.

Durch die Unterzeichnung des Friedensvertrages mit Russland sind die Voraussetzungen für die Fortdauer der militaerischen Hilfeleistungen Deutschlands in den neuen Oststaaten nicht entfallen. Das einmal übernommene Unterstützungs- und Befreiungswerk in Livland, Esthland und der Ukraine wird selbstverstaendlich durchgeführt werden. Dort ist noch eine ganze Menge Arbeit zur Sicherung der Laender zu verrichten, plündernde Banden im Rücken unserer Truppen müssen zerstreut und festgesetzt werden, Ordnung und Sicherheit gilt es wiederherzustellen. Auch die Grenzen dieser Laender gegen Gross-Russland müssen strategisch gesichert werden; bis zur militaerischen Erstarkung der genannten Staaten werden also unsere Truppen hieran mitzuwirken haben.

Unser Schutzvormarsch in der Ukraine geht raschen Schrittes weiter. Im Gouvernement Cherson sind wir bereits zu dem Bahnknotenpunkt Rasdelnaja vorgedrungen, wo sich die von Galatz und Reni durch Süsbessarabien kommende Bahn mit der Bahn Shmerinka—Odessa vereinigt. Ebenso mündet bei Bender (am Dnjestr) die von Jassy kommende Bahn in diese Linie Galatz—Rasdelnaja ein. Von dieser letzteren Station bis Odessa sind aber nur mehr rund 70 bis 80 Kilometer. Das heisst, in den allernaechsten Tagen werden wir in Odessa einmarschieren und damit den wichtigsten Hafen am Schwarzen Meere in unserer Hand haben. Es ist das vor allem für die Ausfuhr von ukrainischen Vorraeten nach der Donaufahrstrasse von allergroesster Wichtigkeit. Im noerdlichen Teil der Ukraine wurde Bachmatsch, gleichfalls ein wichtiger Bahnknoten, erreicht. Es liegt etwa 170 Kilometer oestlich von Kiew und nicht mehr allzuweit von der Grenze Grossrusslands im Gouvernement Kurska ab. Waehrend also die Saeuberung der Ukraine von den roten Raeuberbanden rüstig voranschreitet, ist die Saeuberung Finnlands noch in der Vorbereitung. Doch dürfte auch diese bald beginnen. Ihren Schatten wirft sie ja schon voraus. Vor allem ist die wohl endgültige Verlegung der Hauptstadt Russlands von Petersburg nach Moskau zu einem starken Teile auf finnische Rechnung zu setzen. Die Bolschewiken ziehen damit, ausnahmsweise! die logische Folgerung aus der politischen und strategischen Lage. Petersburg als Hauptstadt bedeutete eine staendige Bedrohung Europas. Moskau, das alte russische «Mütterchen» dagegen ist der Mittelpunkt des eigentlichen Grossrusslands und auch des harmonischen nationalen Aufbaues von innen heraus.

Mondscheinspuk im Schützengraben.

Mild und sternklar ist die Nacht.
Leuchtkugeln steigen und fallen sacht.
Fern, ganz fern nur brummen zuweilen
schwere Geschütze — wie wachsame Hunde
warnen, wenn Schritte vorüber eilen.
Sonst ist es still in weiter Runde.

Nun geht der Mond auf mit fahlem Scheine
über dem Wirrwarr loser Steine
vor unserer Stellung, dem Grab eines Orts.

Wie durch die Macht eines Zauberworts
formen sich neu die toten Massen.
Bilden enge, lauschige Gassen . . .
Kahle Mauern, einsame Essen,
die der Krieg zu stürzen vergessen,
werden Palaeste und Minaretts . . .
Ueber den Kuppeln weisser Moscheen
glitzert des Mondes Silbernetz . . . .
Sieh, welch praechtige Palmen dort stehen!
Baumstaemme sind es, zerschossen, zerspellt.
Deren Wipfel Granaten gefaellt.

S'ist eine Welt des Sinnentrugs.
Und im Banne des Zauberspuks
fühl' ich mich selber verhext meiner Seel'!
Steh' vor den Toren der Stadt — als Kamel.

Musketier Alfred Kiesler



Studie. F.d.A. Z. gez. v. Uffz. Hagenkoetter.

Die erste Militaerluftschifferabteilung.

** Die ersten Versuche militaerischer Luftschiffahrt haben für uns, die wir in Nordfrankreich stehen, ein gewisses Lokalinteresse, da sie in der Festung Maubeuge begannen und dann vor Charleroi fortgesetzt wurden.

Es war im Jahre 1794, nicht ganz elf Jahre, nachdem die Brüder Montgolfier in Annonay den ersten Heissluftballon hatten steigen lassen. Dieser bahnbrechenden Tat war eine Zeit lebhaften Experimentierens und bald die ersten Aufstiege von Menschen gefolgt. Der Physiker Charles in Paris hatte zuerst zur Füllung den Wasserstoff verwandt, doch hatte man sich erst nach laengerem Schwanken endgiltig für dieses Gas entschieden. Dem gleichen Gelehrten gelang auch die Erfindung eines Ventils. 1785 war dann der erste Flug über den Kanal, freilich mit genauer Not, ausgeführt worden. So waren die grundlegenden Erfahrungen gemacht, als die Revolution ausbrach. Und wie wir in Deutschland erlebt haben, dass der Krieg alle Kraefte und Erfahrungen der Wissenschaft in seine Dienste zwang, so hat damals Frankreich in seiner Bedraengnis die junge Erfindung gleich zur siegreichen Durchführung seines Daseinskampfes nutzbar zu machen gewusst.

Der grosse Geometer Monge machte dem Wohlfahrtsausschuss 1793 den Vorschlag, mit Ballonen die Bewegungen des Feindes beobachten zu lassen. Diesen Forscher von grosser praktischer Begabung hatte man erst kürzlich, nachdem er Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und Marineminister gewesen war, mit der Leitung der Gewehrfabriken, der Geschützgiessereien und Pulvermühlen Frankreichs, also einer Art «Munitionsministerium» betraut. Monges Vorschlag unterstützten die Physiker Guyton de Morveau und Coutelle.

Der letztere machte einige vorbereitende Versuche. Bisher hatte man den Wasserstoff mit Hilfe der Schwefelsaeure erzeugt. Da an diesem Stoff Mangel war, wandte Coutelle ein anderes Verfahren an, das in der Zerlegung des Wasserdampfes durch rotglühendes Eisen bestand. Er baute einen Ofen, der ihm in einigen Stunden mehr als 170 cbm Gas lieferte, und der Nationalkonvent, glücklich über diesen Erfolg, beschloss am 25. Oktober 1793, den einzigen Ballon, über den man verfügte, — er gehoerte zu den konfiszierten Fahrnissen eines Emigranten — sofort bei der Armee Jourdans, die bei Beaumont, etwa 18 km oestlich von Maubeuge stand, zur Aufklaerung zu verwenden. Jourdan zeigte Verstaendnis für den Physiker und seine Maschine, machte jedoch als kühler Praktiker auf wesentliche Maengel der letzteren aufmerksam. Erst jetzt wurde sich Coutelle klar über die Bedingungen, die ein Kriegsluftschiff zu erfüllen habe und reiste wieder nach Paris ab mit neuen Ideen. Den Winter 1793 auf 94 verbrachte er gemeinschaftlich mit dem Physiker Conté in Meudon über neuen Versuchen, und im Maerz 1794 regten beide, ihrer Sache sicher, die Bildung einer Luftschifferkompanie an. Der Wohlfahrtsausschuss beschloss sie am 2. April 1794.

Die schon kampfbewaehrten Formationen der Sambrearmee müssen ziemlich spoettisch und geringschaetzig auf die Kompanie herabgeschaut haben, die bald darauf unter der Führung Coutelles in Maubeuge einmarschierte, gar noch ohne Ballon und das übrige Material, das erst nachgeschafft wurde. Es diente darin u. a. ein Landpfarrer, ein Baron, verschiedene Notar- und Anwaltsschreiber und namentlich viele Handlungsbeflissene aus Paris. Die alte Jesuitenschule, deren geraeumiger, an die Waelle anstossender Garten zur Aufstellung des Gaserzeugers und des Luftschiffparks sich eignete, wurde ihnen als Kaserne angewiesen. Bald kam es zu Schlaegereien mit der Infanterie. Man sah ein, dass nur eine kriegerische Tat der neuen Truppe den noetigen Respekt bei ihren Kameraden verschaffen koennte, und so machte sie zunaechst Infanteriedienst mit einer gewaltsamen Erkundung gegen die oesterreichischen Stellungen vor Maubeuge. Hierbei hielten sie sich brav und das Verhaeltnis zu den aelteren Waffengattungen besserte sich.

Ende Mai war das Geraet da und die eigentliche Kriegsarbeit der Truppe konnte beginnen. «Unsere Arbeit war hart, berichtet der Luftschiffer-Baron, wir mussten alle Handwerke ausüben: Maurer, Zimmerleute, Schlosser, Holzmacher sein; alle diese Arbeiten, von denen wir nicht die geringste Vorstellung gehabt hatten, wurden unternommen und durchgeführt allein durch die Kraft unsres Willens, zum Ziel zu kommen, und besonders durch das Beispiel unseres Anführers, der überall zuerst zugriff und uns durch den Erfolg bewies, dass dem Eifer und der Intelligenz nichts unmoeglich ist. Wir schaemten uns manchmal, einen Mann von über 50 Jahren zu sehen, der tatkraeftiger und unermüdlicher war als wir Jungen. Inmitten all dieser Arbeiten und Strapazen waren wir auch noch im Kanonenfeuer des Feindes, dessen Kugeln uns jeden Tag über die Koepfe sausten, um im befestigten Lager niederzugehen.»

Der Gaserzeuger war aufgestellt, die Retorten mit gesiebten Eisenspaenen gefüllt; diese wurden rotglühend gemacht über einem grossen Holzfeuer; das Wasser wurde Tropfen für Tropfen über das glühende Eisen geleitet und zerlegt. Der Wasserstoff blachte den «Entreprenant» (den «Kühnen»), der sich langsam erhob.

Am 2. Juni 1794 stieg er unter Salutschüssen und Jubelrufen der Garnison in die Luft. Seine Fesseltaue massen 400 Meter, man konnte sie noch um 200 Meter verlaengern. Er trug den Hauptmann und einen Ingenieuroffizier, der die Annaeherungsarbeiten der Oesterreicher festzustellen hatte. Drei Faehnchen dienten dazu, die notwendigsten Signale zu geben: ein weisses bedeutete: hoeher, ein blaues: halt, ein rotes: einholen.

Nach der Landung erstattete der Ingenieuroffizier ausführlichen Bericht: mit dem Fernglas hatte er die Fensterscheiben von Mons gesehen, in 5 Meilen Entfernung; er hatte entdeckt, dass die Oesterreicher eine List angewandt hatten, um die Franzosen über ihre Staerke zu taeuschen: eine grosse Zahl ihrer Zelte stand leer.

Die feindlichen Soldaten, die diesen Riesenapparat in der Luft sahen, glaubten an eine Erfindung des Teufels. Die franzoesischen und belgischen Bauern starrten das Meerwunder stundenlang an. Einige Royalisten von Ferrière erzaelhten, es waere die Seele des gemordeten Ludwigs XVI., die gekommen sei, die Vernichtung des Koenigtums und der Religion zu raechen. Aber die meisten hielten dafür, es sei eine Maschine, die der Teufel im Dienst der Sanskülotten erfunden habe. Die Einwohner von Mons beobachteten vom Mont Panisel aus den Ballon mit demselben ratlosen Erstaunen.

Die Oesterreicher beschlossen, das Luftschiff abzuschiessen, das sie immer an der gleichen Stelle aufsteigen sahen und schossen aus zwei verdeckten Geschützen darauf. Eine Kugel flog über die Hülle hinweg, eine zweite streifte die Gondel, in der Coutelle sass. Dieser rief stolz: «Vive la Republique!», hielt es aber doch für ratsam, sich einholen zu lassen. Merkwürdigerweise blieb es bei diesem einen Angriff!

Kurz darauf verschrieb sich Jourdan das Luftschiff in sein Lager vor Charleroi, wo er seit geraumer Zeit erfolglos operierte, um die Oesterreicher von der Sambre nach Nordwesten wegzudraengen. Da man nur den einen Gaserzeuger in Maubeuge hatte, musste der Ballon in gefülltem Zustande dorthin geschafft werden aus einer Festung, deren Zugaenge nur nach Süden zu offen waren. Coutelle stieg auf und erkundete den Weg. In einer tiefdunklen Nacht wurde der Ballon über den Wall bugsiert und dann mühsam auf der Strasse nach Ferrière-la-Grande entlang geschleppt. Sechzehn Mann zogen ihn an ebensovielen Tauen, die lang genug waren, dass er sich in einer Hoehe von ungefaehr 10 Meter über dem Boden hielt. Noch vor Tagesanbruch die 16 Mann das Luftschiff. Neun Stunden verbrachten die Beobachter in der Luft. Allerdings waere die Schlacht dennoch verloren gegangen, wenn nicht die vordringenden Oesterreicher, die keine Ahnung von der Uebergabe von Charleroi hatten, ploetzlich von dorther überraschendes Flankenfeuer erhalten haetten. «Ich will nicht behaupten, sagt Coutelle, wie die, welche alles Neue übertrieben tadeln oder loben, dass das Luftschiff den Sieg herbeigeführt habe. Alle Truppenteile haben an diesem Tage ihre Schuldigkeit getan. Dagegen kann ich versichern, dass ich, wohlgeübt im Gebrauch des Fernglases, trotz des unaufhoerlichen Schwankens, das sich nach der Heftigkeit des Windes richtet, die Infanterie- und Artillerieabteilungen

Nach der Natur für die A. Z. gezeichnet von Armierungs-Soldat Kleinhempel.



Zerschossene englische Tanks zwischen Masnière und Noyelles (südlich Cambrai).

bruch war man in Ferrière und konnte nun erst den mindestens 40 km weiten Weg nach Charleroi einschlagen. Es war ein mühsamer Marsch an einem glühendheissen Junitage. Da ein lebhafter Wind das Luftschiff staendig in die Kronen der Strassenbaeume drückte, so musste man es seitab der Strasse übers Ackerland schleppen. Am Abend kam man todmüde im Lager vor Charleroi an. Jourdan selbst empfing mit seinem Generalstab die Luftschiffer.

Unverzüglich traf Coutelle die Vorbereitungen zu einem Aufstieg, dessen Ergebnissen Jourdan ungeduldig entgegensah. Es handelte sich darum, festzustellen, ob die Befestigungen sturmreif waeren. Am 24. Juni bei Tagesanbruch bestieg der Hauptmann die Gondel mit dem Generalstabschef General Morlot. Es fanden drei Aufstiege an diesem Tage statt. Morlot erkannte, dass der Zustand der Befestigungen recht schlecht sei. Darauf beschloss Jourdan mit St. Just, der als Bevollmaechtigter des Wohlfahrtsausschusses ihn begleitete, ein Ende zu machen. Da kam ihnen der Kommandant der Stadt durch die Uebergabe zuvor, da er nach seinen eigenen Worten daran verzweifelte, den schlechten Zustand der Festung einem Feinde zu verbergen, der ein solches Aufklaerungsmittel besass. Am 25. Juni besetzten die Franzosen Charleroi.

Wichtig, wenn auch nicht so entscheidend, war die Rolle, die das Luftschiff dann in der Schlacht von Fleurus (drei Wegstunden nordoestlich Charleroi) am 26. Juni spielte.

Das franzoesische Hauptquartier war bei der Mühle von Jumet unweit von Gosselies und dorthin schleppten bei Tagessowie die Geschützstellungen deutlich unterscheiden konnte, ihre Bewegungen und überhaupt die Massen.»

Ohne Aufschub wandte sich Jourdan gegen Brüssel. Durch einen Aufstieg in Fleurus wurde die Vormarschstrasse rekognosziert, demnaechst in les Quatre-Bras. In Sombref bestieg der Oberbefehlshaber Jourdan selbst die Gondel.

Die Franzosen besetzten Brüssel und setzten von dort ihren Vormarsch fort. Immer noch begleitete der Ballon die Armee. In Maubeuge am 2. Juni gefüllt, war er inzwischen von 7 Kugeln getroffen worden, ohne doch zuviel Gas zu verlieren.

Aber am 6. Juli 1794, als die Kompanie bei Corroy-le-Château lagerte, erhob sich ein wilder Sturm und das Luftschiff bekam einen Riss.

Dieser Unfall zwang Coutelle, nach Maubeuge zurückzukehren, wo der einzige Gaserzeuger stand, den man gebaut hatte. Schon Mitte Juli setzte er sich wieder in Marsch zu Jourdan, der gerade in Lüttich war. Er brachte ihm ausser dem «Entreprenant» noch den in Meudon hergestellten «Martial» (den «Kriegerischen»), bei dem man es mit einer neuen Form des Luftschiffes versuchte, der eines mit zwei Halbkugeln abgeschlossenen Zylinders. Die Versuche mit dem «Martial» fielen aber unbefriedigend aus, so dass man ganz zum «Entreprenant» zurückkehrte.

Nicht lange danach brachte die Vossische Zeitung in Berlin ihren ersten Bericht über dieses neue Kriegsmittel, dem einige interessante Einzelangaben zu entnehmen sind, und der unter anderm auch erklaert, wie das Luftschiff den natürlichen Gasverlust fern von seinem Gasofen ersetzte. Er lautet:

«Brüssel, vom 13. September. Bei der Sambre- und Maasarmee ist eine militaerische aerostatische Kompanie, die alles zu besorgen hat, was zu dem Luftball gehoert, welcher unserer Armee folgt. Die Chefs regieren die Füllung und das Aufsteigen des Luftballs, welcher aus gelbem, mit elastischem Gummi gefirnisstem Taffet bestehet, oben mit einem Netze von Bindfaeden, an welchem die Seile angemacht sind, um ihn bei der Füllung auf der Erde und, wenn er aufsteigt, die Gondel zu halten, in welcher sich die Luftreisenden mit den Instrumenten befinden, die sie brauchen, um die Hoehe des Ballons in der Luft und die verschiedenen Temperaturen, so sie empfinden, zu bestimmen, welches mit Hülfe des Barometers und Thermometers geschieht. Die Form dieser aerostatischen Maschine ist nicht, wie die von Montgolfier, Blanchard und Pilatre de Rozier waren, kugelfoermig, sondern oval, 29 Schuh lang und 19 im Durchmesser, folglich 57 Schuh im Umfang. Die Physiker, welche diesen Ballon regieren, gebrauchen, ihn zu füllen, neue Mittel, wovon er nicht in Brand geraten kann, auch die Kosten des Gaz (Luft zum Anfüllen) vermindert werden, und die Reisenden leicht wieder an den Ort, wo sie abgegangen, zurückkommen koennen, nachdem sie ihre Entdeckungen mit Hülfe des Fernrohrs gemacht haben. — Der grosse Luftball und die kleinen sind alle schon zur Belagerung von Mastricht abgegangen. Letztere dienen dazu, ersteren wieder zu füllen und den Verlust von Gas, so er beim Aufsteigen durch die unmerklichen Poros und Naethe des Taffets leidet, zu ersetzen.»

Von Belgien gingen die Luftschiffer mit nach Deutschland. Sie kamen in Winterquartiere nicht weit von Aachen, und Coutelle war vorsichtig genug, auch hier einen aehnlichen Gaserzeuger zu bauen wie in Maubeuge.

Im Jahre 1795 wurden zwei Luftschiffer-Kompanien gebildet. Diejenige Coutelles trennte sich jetzt von Jourdans Maasarmee und wurde der Rheinarmee zugeteilt, die Mainz seit elf Monaten vergeblich belagerte.

Beim zweiten Aufstieg ereignete sich ein Zwischenfall, der uns laechelnd erstaunen laesst über die altvaeterliche Gutmütigkeit und Ritterlichkeit der Kriegführung jener Tage. Es war ein stürmischer Tag mit heftigen Windstoessen. Der Ballon drohte bald die 64 Mann, die sich an seine Haltetaue klammerten, in die Luft mitzunehmen, bald stiess er mit der Gondel so heftig wider den Boden, dass das Leben der Insassen bedroht schien. Die Garnison von Mainz verfolgte von den Waellen aus das Schauspiel. Niemand dachte daran, auf den Luftball zu schiessen. Ploetzlich erschien eine Gruppe von fünf oesterreichischen Offizieren auf dem Glacis unter dem Schutz der weissen Fahne. Der franzoesische Generalstab ging ihnen entgegen und der Führer der Oesterreicher sagte:

«Haben Sie die Güte, diesen tapferen Offizier aussteigen zu lassen. Er wird bei dem Wind umkommen und es waere schade, wenn er einem Unglücksfall erlaege, der mit dem Krieg nichts zu tun hat.»

Und mit tiefer Verbeugung setzte er hinzu: «Ich bin es, der seinerzeit bei Maubeuge auf ihn hat schiessen lassen.»

Aber Coutelle war nicht zurückzuhalten. Eine Stille im Sturm gestattete ihm, die Befestigungen und ihre Bewaffnung auszukundschaften. Kurz darauf fiel Mainz.

Von Mainz aus rückte man vor Mannheim. Auch hier begegnete Coutelle alten Bekannten; er erzaehlt: «Unser Oberbefehlshaber schickte mich als Unterhaendler auf das andere Ufer. Sobald die oesterreichischen Offiziere gehoert hatten, dass ich der Kommandant des Luftballs sei, überschütteten sie mich mit Hoeflichkeiten und stellten mir tausend Fragen. Einer bemerkte, wenn die Stricke rissen, koennte ich ins feindliche Lager getrieben werden.» Da antwortete ein hoher Offizier: «Der Herr Luftingenieur würde als distinguierter Offizier behandelt werden. Ich selbst habe seinerzeit den Prinzen von Coburg, dessen Adjutant ich bin, in der Schlacht bei Fleurus auf Sie aufmerksam gemacht.»

Indessen hatten am Rhein und im Innern Deutschlands die Luftschiffer keine Gelegenheit, sich so auszuzeichnen, wie in Maubeuge und Belgien. Sie machten zwar noch die aegyptische Expedition mit, aber bei der Rückkehr wurde die Truppe endgültig aufgeloest. Coutelle trat 1816 in den Ruhestand und zog sich in seine Vaterstadt Mans zurück, wo er den Rest seines Lebens verbrachte. Sch.

Die Cigarette.

Von Alfred Bratt.

An dem Knattern der Raeder, deren bis dahin gleichmaessig pochender Takt ploetzlich ausser Rand und Band geraten zu sein schien, an dem Rütteln und den jaehen Schwenkungen des Wagens, an dem Klirren mannigfacher Gleiskreuzungen konnte man erkennen, dass die Strecke sich verbreiterte, dass Quergleise und Weichen sich dem brausenden D-Zug unterschoben. Es war der Express Deutschland-Holland, der die Reisenden aus dem kriegführenden Staat in neutrales Gebiet brachte —, mit der Moeglichkeit, sich von da weiterhin in einen feindlichen Staat zu begeben.

Die Maschine verlangsamte ihr Tempo, man hoerte ihr Schnauben bis zum allerletzten Wagen. Waechterhaeuschen schoben sich erst schnell und dann immer langsamer vorbei, in der Daemmerung noch halbblinde Signallaternen in Blau, Rot und Grün sprangen neben den regenfeuchten Schwellen empor und tauchten gleitend wieder im Nebel unter. Ein Wellblechdach senkte sich herab und verdunkelte die Aussicht, der Bahnsteig mit Menschen und Gepaeckbergen glitt heran — knirschend, unter einer von Glutpünktchen durchflatterten Kohlenrauchfahne, fuhr der Zug in die Grenzstation ein.

Der übliche Trubel der Aussteigenden war um ein Vielfaches erregter als sonst — denn man befand sich ja an einer Grenze im doppelten Sinn, an einer Grenze zwischen Krieg und Frieden... und hinter dem Friedensgebiet lauerte die andere Kriegspartei. Innerhalb verblüffend weniger Minuten war der ganze lange Zug leer ; die Reisenden klapperten mit Schuhen und Handkoffern auf den Bahnsteigfliesen in ungewisser, nervoeser Stimmung, der scharfen Grenzkontrolle und der tausenderlei damit verbundenen, nicht zu vermeidenden Unannehmlichkeiten gedenkend, denen sie sich nun würden unterziehen müssen. Wohin man auch blickte — überall sah man blinkende Uniformknoepfe, die Mützen von Beamten, Helme, hier und dort ragte aus dem Gewühl die kalte Stahlspitze eines Bajonetts empor. Amtliche Tafeln mit doppelsprachigen Aufschriften, Zettel mit Bekanntmachungen, Wappenzeichen, Stempeln,... Befehle, Verbote, Aufforderungen... «Achtung», «Revision», «Passamt», «Gepaeckdurchsuchung». — «Aus- und Ankleidezellen». Ein Grenzbahnhof zur Kriegszeit.

Aus dem letzten Wagen des D-Zuges war ein einzelner Herr gestiegen. Er kam aus einer Wagenhaelfte, die an Wandung und Türe mit «I. Klasse» bezeichnet war. Es war ein sehr eleganter Herr in einem geschmeidigen, dünnhaeutig raschelnden Regenmantel. Ein hochgewachsener Herr unbestimmten Alters, mit jenen nachlaessig-sicheren Bewegungen, die sofort den geübten, in allen Lagen erfahrenen Reisenden verraten. Glattrasiert, vornehme energische Gesichtszüge. Er liess sein Gepaeck aus feinstem Juchtenleder abladen und folgte mit unbekümmert festen, laessig federnden Schritten der Menge, die — bunt, gespraechig und einigermassen zoegernd — der Untersuchungsabteilung zustroemte.

Im Kontrolle-Raum waren alle Laute gedaempft. Unwillkürlich trat man mit Zurückhaltung auf, man unterhielt sich raunend und schob sich von Zeit zu Zeit ein Stück vorwaerts, wenn die vorderste Reihe abgefertigt war. Die lauten Stimmen der Beamten und das Rollen von Gepaeckkarren hinter einer Türe bildeten hierzu einen merkwürdigen, besonders für nervoese Leute fast akustisch-schmerzhaften Gegensatz.

Der elegante Herr stand unter den Letzten. Unerschütterlich überschaute er mit von Reisemüdigkeit zwinkernden Augen das Bild ringsum, das ihn im übrigen wenig zu interessieren schien. Wenn gedraengt wurde, schob er sich unmerklich zur Seite, ungeduldige Damen liess er mit einem Laecheln vor. Er gaehnte. Augenscheinlich liess er sich Zeit. Vielleicht dachte er auch, am Schluss rascher abgefertigt zu werden, da der hollaendische Zug sofort nach Beendigung der Untersuchung fahrplanmaessig abfahren sollte.

Endlich kam auch der Herr im Regenmantel an die Reihe. Als der Beamte aus dem Pass mit Rufstimme seinen Namen vorlas, trat er gleichmütig hervor, ohne dem Bewachungssoldaten besondere Beachtung zu schenken.

Er antwortete auf alle in üblicher Folge an ihn gestellten Fragen rasch, kurz und korrekt. Skandinavier, in englischen Kolonien gelebt, jetzt an der Spitze eines europaeischen Exporthauses in Europa. Geschaefte hier im Lande abgewikkelt, Reiseziel : Amsterdam, Geschaeftskonferenz und Vertragsabschluss.

Der Beamte nickte dankend und bat, ihm in die Gepaeckabteilung zu folgen. Die Koffer waren bereits untersucht, alles in Ordnung. Ihr Inhalt wurde dem Besitzer gezeigt — zur Kenntnisnahme, dass jedes Stück an seinem Platze sei — dann schnappten die silbernen blitzenden Nickelverschlaege der Schloesser zu. Wieder nickte der Beamte dankend : dann sagte er, kühl, aber aeusserst hoeflich :

«Sie sind Auslaender, mein Herr. Sie verlassen unser Land. Wenn Sie diese Grenze überschritten haben, stehen

alle Wege offen. Es tut uns leid, Ihnen Unbequemlichkeiten bereiten zu müssen... aber — Sie haben sich der Leibesvisitation zu unterziehen. Hier rechts, diese Türe»...

«O, bitte, verstehe vollkommen,» meinte der Herr mit einem flüchtigen weltmaennischen Laecheln, «begreife vollkommen, Krieg ist Krieg»... Und er verschwand hinter der Türe, die der Beamte schloss. Zehn Minuten spaeter trat der Herr wieder in den ersten Raum. Der Beamte übergab ihm die verschiedenen kleinen Gegenstaende, die er bei sich getragen. Uhr, Brieftasche usw. Als er ihm das goldene Cigarettenetui reichte, meinte er bedauernd :

«Die Cigaretten müssen Sie aber herausnehmen und hier lassen, mein Herr. Wollen Sie so liebenswürdig sein,»... er wies auf die Tischplatte.

«O», sagte der Herr erstaunt und biss sich ein wenig ungeduldig auf die Lippe, «das ist aber unangenehm. Ich habe dann nichts zum Rauchen bis zur naechsten Stadt.»

«Sie bekommen im Zug soviel Cigaretten, als Sie nur wünschen koennen.»

«So ? Nun ja — aber nicht meine Marke.»

«Das tut mir leid.»

Der Herr runzelte die Stirne und zoegerte. Dann meinte er, wieder laechelnd :

«Aber eine darf ich mir doch nehmen, zum sofortigen Gebrauch, nicht wahr ?

«Bitte».

Der Herr blickte in das noch immer aufgeklappte Etui, zog aus der Mitte eine Cigarette heraus und warf die andern auf den Tisch. Dann wollte er sich mit kurzem Gruss entfernen.

Der Beamte warf unter den Augenbrauen einen raschen Blick auf ihn, trat einen Schritt vor und sagte :

«Verzeihung, Sie müssen die Cigarette hier rauchen.».

«Gut denn, ich zünde sie hier an. So.» Er warf das brennende Streichholz auf den Estrich und zertrat es. «Aber jetzt ist's die hoechste Zeit»...

Zum zweiten Male trat der Beamte vor :

«Sie müssen die Cigarette hier zu Ende rauchen.»

Jetzt verlor der Herr seine Ruhe : «Aber ich versaeume ja den Zug !»

Der Beamte zuckte die Achseln : «Dann werfen Sie sie fort.»

Der Herr stampfte auf. Er wurde mit einem Male rot vor Zorn. «Zum Donnerwetter, das geht denn doch zu weit!» ...

Der Beamte ergriff ihn beim Arm. Seine Stimme klang hart und befehlend, als er sagte : «Sie werden die Cigarette hier rauchen vor meinen Augen, Zug für Zug !»

Der Herr wehrte sich. Er wollte verzichten, das Zeug fortwerfen. Er versaeumte todsicher den Zug, verflucht noch einmal. Doch nichts half. Soldaten standen an der Türe. Der Beamte starrte ihn an. Er musste, m u s s t e zu Ende rauchen !... Als aber die Cigarette zur Haelfte geraucht war, durchlief ein Zucken den robusten Koerper des Herrn. Der Beamte starrte auf das glimmende Ende. Und jetzt — jetzt fiel ein kleiner Gegenstand mit hellem metallischem Aufschlag aus der Cigarette auf die Erde.

Der Beamte bückte sich blitzschnell, hob die winzige, kurze Aluminiumhülse auf, oeffnete sie mit dem Taschenmesser und entnahm ihr eine Rolle langen Seidenpapiers, die mit fast mikroskopischen Schriftzügen besaet war.

Das Gesicht des vornehmen Herrn war sehr bleich, als die Soldaten ihn wegführten. Draussen pfiff der abfahrende Zug...

Volkswohlstand.

Ein Gesamtüberblick über den Gang des deutschen Wirtschaftslebens in den letzten Jahrzehnten zeigt allenthalben ein maechtiges Anwachsen des Wohlstandes. Im Jahre 1895 hat der kürzlich verstorbene hervorragende Nationaloekonom Gustav Schmoller das gesamte Volksvermoegen Deutschlands auf 200 Milliarden Mark geschaetzt, das jaehrliche Volkseinkommen auf 24 Milliarden Mark. Unter den Schaetzungen des gegenwaertigen Volksvermoegens koennen folgende Zahlen als zuverlaessig angesehen werden :

	Volksvermoegen in Milliarden Mk.	Volkseinkommen in Milliarden Mk.
Deutschland	375	43
England	345	44
Frankreich	245	29

Volksvermoegen sowohl wie Volkseinkommen haben sich also in den letzten zwei Jahrzehnten nahezu verdoppelt. Von den 43 Milliarden Mark jaehrlichen Volkseinkommens werden etwa 7 Milliarden Mark, also knapp ein Sechstel, für oeffentliche Zwecke aufgewendet ; etwa 27 bis 28 Milliarden Mark dienen dem privaten Verbrauch, und etwa 8 bis 8½ Milliarden Mark, die sich durch den selbsttaetigen Wertzuwachs des vorhandenen Vermoegens auf 10 Milliarden erhoehen, wachsen als Vermehrung dem Volksvermoegen zu.

Das steuerpflichtige Mindesteinkommen in Preussen (900 Mk.) wurde noch vor 20 Jahren nur von 30 Proz., in den letzten Jahren aber von 60 Proz. der Bevoelkerung erreicht. Im Jahre 1896 bezogen auf 1000 Personen der Gesamtbevoelkerung 672 ein Einkommen unter 900 Mark, 1914 war die Ziffer auf 367 gesunken. Andererseits war die Ziffer derer, die ein Einkommen von über 900 Mark bis 3000 Mark beziehen, von 292 auf 564 angewachsen. Die Zahl derer, deren Einkommen zwischen 3000 Mark und 9500 Mark betraegt, war von 30 auf 58 unter 1000 Personen gestiegen. Hieraus geht deutlich das Ansteigen weitester Schichten der Bevoelkerung hervor.

Einen überaus anschaulichen Beitrag zur Entwicklung des Wohlstandes in Deutschland waehrend des Krieges liefern die Berichte der deutschen Sparkassen über die Zunahme ihres Einlagebestandes in der Kriegszeit. In Deutschland ist die Spartaetigkeit der Bevoelkerung am staerksten entwickelt. Die Zahl der Einleger bei den Sparkassen betrug im Jahre 1913 : in Deutschland 23 872 000, in Grossbritannien 15 111 000, in Frankreich 14 735 000, in den Vereinigten Staaten 11 098 000.

Auf den Kopf der Bevoelkerung gerechnet betragen die Einlagen : in Deutschland 292,2 Mark, in Grossbritannien 107,3 Mark, in Frankreich 114,8 Mark, in den Vereinigten Staaten 206,1 Mark.

Im Kriege haben sich die Einlagen der deutschen Sparkassen ganz bedeutend vermehrt, waehrend eine Verminderung (wie z. B. in Frankreich) durchaus nicht überraschend gewesen waere. Die Zunahme der Spareinlagen betraegt für die Zeit vom 1. Januar 1915 bis zum 31. Oktober 1917 die gewaltige Summe von mindestens rund 9½ Milliarden Mark. Damit dürfte der Spareinlagenbestand des deutschen Volkes, der bis Ende des Jahres 1914 rund 20¼ Milliarden Mark betrug, auf mindestens 30 Milliarden Mark, ohne die Abbuchungen auf die Kriegsanleihe, angewachsen sein.

Die wunderbare, im Kriege von Deutschland offenbarte Finanzkraft war nur moeglich, weil sie schon vorher in der ungeheuren inneren Kraft unseres heimischen Wirtschaftslebens geschlummert hatte. Es galt nur, sie zum Leben zu erwecken. Das geschah dadurch, dass unsere Privatwirtschaften sich von Kriegsbeginn an als Lieferanten und als Glaeubiger dem Reiche zur Verfügung stellten. Waehrend wir uns im Frieden alljaehrlich mit der Ausgabe von etwa 3 Milliarden Mark von in- und auslaendischen Wertpapieren aller Arten begnügten, haben wir in 3½ Kriegsjahren nicht weniger als 73 Milliarden Mark an langfristigen Kriegsanleihen aufgebracht. Auch die Zahl der Zeichner wuchs fortgesetzt ; sie betrug bei der ersten Anleihe 1914 : 1,2 Millionen, bei den beiden Anleihen 1915 zusammen schon 6,7 Millionen, 1916 : 9,1, 1917 sogar 12,5 Millionen. Diese Ziffern zeigen, dass die Anleihen immer mehr Volksanleihen wurden. Die Zeichner von Betraegen bis zu 2000 Mark brachten im ganzen 12,1 Milliarden, die Zeichner von über 2000 bis 10 000 Mark 13,9 Milliarden. Noch staerker schwollen die Ergebnisse der hohen Zeichnungen an, die hauptsaechlich aus industriellen, Bank- und Handelskreisen stammen und die erweisen, welche grossen Verdienste in diesen Kreisen noch fortgesetzt erzielt werden, Verdienste, die nicht denkbar waeren ohne Fortbestehen einer ungeheuer intensiven wirtschaftlichen Taetigkeit bis in die allerneueste Zeit.

Aus G r e u p n e r, Das Geheimnis der deutschen Kraft. Reichsverlag Hermann Kalkoff, Berlin-Zehlendorf.

Kameraden, helft bei der Verteilung der A r m e e - Z e i t u n g sowie an deren Ausstattung durch Einsendung von Beitraegen. Erwünscht sind : Zeichnungen und Photographien aus Front, Ruhequartieren und Etappe, Lieder, Gedichte, Erlebnisse in der Kampfzone, Schilderungen von Heldentaten einzelner Kameraden, Aufsaetze, Erzaehlungen belehrenden, ernsten und heiteren Inhalts.



E. K.

Eine Münzensammlung. Mein Freund, von Zivilberuf stud. cam. (Studierender der Staatswissenschaften) erzaehlt im Unterstand: Als ich Münzrecht belegt hatte, kam mir der glückliche Einfall, meinen alten Herrn als Grundstock zu einer Münzsammlung um ein Ein- oder Zweipfennigstück in Kupfer-, um ein 5-, 10-, 50-Pfennig- und ein Markstück usw., bis zu einem Hundertmarkschein zu bitten. Ich erhielt folgende Antwort: «Lieber Fritz, ich bin nicht gesonnen, deine Studien über das Münzrecht in der von dir gewünschten Weise zu unterstützen. Denn, dass du dir eine Münzsammlung anlegen willst, kommt mir so vor, als wenn sich unser guter Karo eine Wurstsammlung anlegen wollte. Dein Vater.» Jugend.

F. d. A. Z. gez. v. Gefr. Ege.



Jetzt muass i do wida amoi schreibn, sonst kriag i koane Paketln mehr.

***

Bei dem Rechtsanwalt K. erscheint eine junge einfache Kaufmannsfrau und verlangt mit grosser Bestimmtheit von ihrem Ehemann geschieden zu werden. Auf die Frage des Anwalts nach den Gründen gibt sie zunaechst keine Antwort.

«Nun», hilft der Anwalt etwas nach, «er behandelt Sie wohl schlecht?» «Nee, das kann ich nu eben nicht behaupten,» erwidert sie. «Oder er führt einen unregelmaessigen Lebenswandel: trinkt — — spielt — —» «Nee, das tut er auch nicht — —» «Aber er hat wohl das Geschaeft vernachlaessigt und verkommen lassen — —» «Nee, das Geschaeft geht gut...» Da kommt dem Anwalt die Erleuchtung:

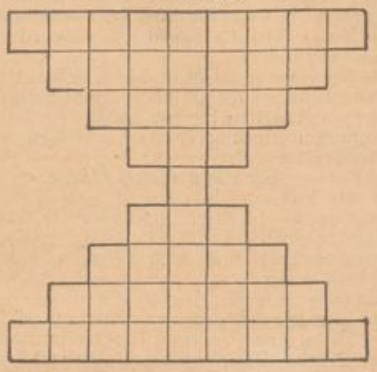
«Oder sollte vielleicht auf dem Gebiet der ehelichen Treue — — —?»

«Da ham wir ihn, da ham wir ihn», unterbricht sie ihn lebhaft, «das letzte Kind ist nicht von ihm!»



E. K.

Füll-Raetsel.



Die Buchstaben a, a, a, a, a, a, a, a, a, a, d, e, e, e, e, e, e, e, f, f, f, g, g, g, h, i, l, m, n, n, n, o, o, p, p, r, r, r, r, sind so in obiger Figur einzutragen dass die wagerechten Reihen ergeben: 1. Südlicher Fruchtbaum, 2. feindliche Vereinigung, 3. Familienglied, 4. Volksstamm, 5. Buchstabe, 6. Türkischer Titel, 7. deutscher Fluss, 8. Schmuckstück, 9. Geldinstitut. Die mittelste Senkrechte benennt dann eine friedliche Hauptstadt.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Schach-Aufgabe.

Von C. Harras.

Schwarz



Weiss

Man sollte meinen, diese Endstellung koennte nur zum Remis führen und doch kann Weiss mit 4 Zügen gewinnen.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung des Winkelraetsels aus voriger Nummer.

Mackensen. Achenbach. Champagne. Kemmenate.

Die Büchersammelstelle der Kgl. Hausbibliothek für Lazarett- und Feldbibliotheken, Berlin C. 2, Kgl. Schloss, gibt auf Wunsch an Truppenteile und einzelne Soldaten Bücher und Noten kostenlos ab

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 35 000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 492. (4. Kriegsjahr) 6. April 1918.

Die Philosophie ist gut, um vergangene oder künftige Uebel zu lindern, aber wider gegenwaertige kommt sie nicht auf. Friedrich d. Gr.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

6., 7. und 13. April 1916: Russische Vorstoesse am Naroczsee abgewiesen.

6.—16. April 1917: Zehntaegige franzoesische Feuervorbereitung zur Doppelschlacht an der Aisne u. in der Champagne.

Im Gebiete der Sommeschlacht.

Trichterfelder — tote Zone,
oedes, ausgestorb'nes Land.
Gras und Strauch sind schwarz gebrannt
und die Baeume ohne Krone.

Blutgetraenkt ist das Gelaende,
Sieh die Kreuze da und dort!
Weggefegt ist jeder Ort.
Wer nur ein Haus wiederfaende. . .!

Jauchzten nicht in frühlingsfrohen
Liedern Lerchen über mir,
ja fürwahr, ich glaube schier,
alles Leben sei entflohen.

Musketier Alfred Kiesler.

Gespraeche mit englischen Gefangenen.

Die gefangenen Offiziere bieten heute am 7. Tage der grossen Schlacht ganz das Bild der Offiziere einer geschlagenen Armee. Eng zusammengedrückt sitzen sie im Lager um das Holzfeuer herum, meist schweigend. — Anfaenglich war es nicht so. Da hielten sie ihre Gefangennahme für ein zufaelliges Missgeschick, das mit Gleichmut, ja mit Humor ertragen werden musste. Singend zogen sie ins Gefangenenlager ein, singend am übernaechsten Tage weiter, ins Land der «Hunnen.» — Von der Bedeutung und Tragweite unserer Erfolge hatten sie keine Ahnung, und die Moeglichkeit einer groesseren, vielleicht gar entscheidenden englischen Niederlage lag ganz ausserhalb ihres britischen Denkvermoegens. Das ist ja das Eigentümliche dieses Volkes, dass ihnen die Ueberlegenheit über alle andern selbstverstaendlich ist. Ganz selbstverstaendlich war es den gefangenen Offizieren daher erst auch, dass der englische Gegenstoss bald folgen und uns die Schlaege des 1. und der folgenden Tage kraeftig heimzahlen würde. Für den Deutschen, der wusste, welche Dimensionen das englische Debakel bereits angenommen hatte, war diese Zuversicht unbegreiflich, noch unbegreiflicher aber, dass dieselbe auch nicht durch eine Aufklaerung über die Ausdehnung, die Breite und Tiefe unseres Durchbruchs an Hand einer Karte zu erschüttern war. Zwar mussten sie, soweit sie der deutschen Darstellung überhaupt Glauben schenkten, erkennen, dass zweifellos in dem Ringen zwischen Deutschland und England auf unserer Seite ein grosser Erfolg zu buchen sei. Die Ueberzeugung von der Ueberlegenheit Englands wurde dadurch aber nicht erschüttert, denn, so sagten sie, wir haetten ja alle Truppen unserer Ostfront herangezogen und zur Verfügung gehabt! Der Naivitaet dieses Versuches, sich für die erlittene Schlappe vor dem deutschen Militaer zu entschuldigen, war leicht zu begegnen mit dem Hinweis, dass es immerhin doch nur das eine Deutschland sei, das seit 3½ Jahren die Hauptlast des Krieges gegen die halbe Welt getragen haette und jetzt allein den Kampf gegen die vereinigten Armeen von England, Frankreich, Belgien und Portugal führe.

Oder war die englische Erwiderung garnicht so naiv, wie sie deutschen Ohren klang? War sie nur ein «bluff» d. h. der schlaue Versuch, im Deutschen kein Gefühl seiner Kraft aufkommen zu lassen, seinen Erfolg in seinen eigenen Augen zu verkleinern? — Der Englaender ist ein Meister des «bluff», der Faehigkeit, dem andern glauben zu machen, dass man alle Trümpfe in der Hand hat, dass das Spiel für den andern nicht zu gewinnen, doch verloren sei. In dem in England beheimateten Kartenspiel Poker kommt bekanntlich alles auf diese Faehigkeit an. Im Poker lernte und übte Eduard VII. die Kunst, andere Laender für seine Politik zu gewinnen, weil er verstand, sie an Englands absolute Ueberlegenheit glauben zu lassen.

In jedem Englaender lebt etwas von diesem Pokergeist, in dem einen mehr, in dem anderen weniger. Das dürfen wir nie vergessen! Sonst verlieren wir das Spiel, das bitterernste. — Um zu wissen, was im Englaender vorgeht, müssen wir lernen, ihm hinter die Maske zu schauen. Das ist schwer, fast unmoeglich. Er ist zu gut diszipliniert, um seine eigentliche Stimmung zu verraten. Generationen seiner Vorfahren haben als kühne Seefahrer und Entdecker und durch das Leben in den Kolonien erfahren, was ein Mensch vermag, der auf jeden Fall, auch in der verzweifeltsten Lage, die Haltung bewahren kann, den Mut nicht sinken laesst und vor allem im andern jede Regung von Kraftentfaltung im Keime erstickt. — Was die Vaeter geübt, ist den Soehnen und Enkeln zur zweiten Natur geworden.

Dafür ein kleines Beispiel, nur ein einzelnes Erlebnis mit einem englischen Offizier, das aber typisch für den Charakter des Englaenders und seine Haltung dem Deutschen gegenüber ist. Wir sprachen über mancherlei. Man moechte ja gerne wissen, wie der Englaender über die gegenwaertigen Geschehnisse denkt, ob die englische Tagespresse uns ein zutreffendes Bild davon gibt. Naturgemaess kam das Gespraech bald auf Politik und auf den vielumstrittenen Lloyd George, den kleinen Walliser, der in früheren Jahren von dem sogenannten echten Englaender nicht ernst genommen, kurzerhand als «Kasperl» bezeichnet wurde, und der dann durch die hinreissende Kraft seiner Rede und die Energie, mit der er die Massen zur Tat aufrüttelte und zusammenriss, der Held der Nation wurde, und dessen Tage nun doch gezaehlt zu sein scheinen. — Für den englischen Offizier war Lloyd George immer noch der grosse Mann, der das ganze Volk fest in seiner Hand haelt. — «Aber er wird doch von vielen sehr angefeindet, z. B. weil der U-Bootkrieg eine viel groessere Wirkung hatte, als Lloyd George zugab.» — «Oh, der U-Bootkrieg ist garnicht so gefaehrlich. Gewiss, es werden einige Schiffe versenkt, aber in England merkt man nicht viel davon.» — «Und die langen Reihen, die vor den Laeden stehen, und die Rationierung?» — «Nun, das ist eine sehr praktische Einrichtung, damit alle genug bekommen, und jeder bekommt genug. Das Leben ist in London so angenehm und vergnügt wie im Frieden.» — «Und die deutschen Fliegerbomben die scheinen doch manchen in seiner Ruhe zu stoeren!» — «Aengstliche Gemüter gibt es überall. Im übrigen bekommen wir immer mehr die absolute Ueberlegenheit in der Luft, die amerikanischen Flieger werden bald alle deutschen Luftstreitkraefte an der Front festhalten, und das amerikanische Heer

wird den Krieg zu Gunsten der Entente entscheiden.» — Glauben Sie nicht, dass es noch einige, sagen wir 1—2 Jahre dauern wird, bis man von einem amerikanischen Heer sprechen kann?» — «Moeglich; dann werden wir eben bis dahin weiter Krieg führen, und das kann Deutschland nicht aushalten!» — Spaeter stand der Offizier mit seinen Kameraden zusammen und glaubte sich unbeobachtet, und was sagte er nun? «Der Deutsche scheint zu allem entschlossen. Verflucht! Wenn er recht behielte! Noch zwei Jahre Krieg? Das macht unser «Mob» (Poebel) nicht mit. Damn Lloyd George!» —

Koennten wir den Englaendern immer so hinter ihre zuversichtliche Maske schauen! Aus ihren Worten werden wir nie ein zutreffendes Bild ihrer eigentlichen Meinung und Stimmung bekommen. Wir müssen sie aus anderm erschliessen, aus den sorgenvollen Mienen, wenn sie zusammenstehen, und aus der Art, wie der eine oder andere gelegentlich heimlich, von den andern Offizieren unbemerkt, bittet, man moechte ihm sagen, wie es draussen an der Front steht, und wieviel Geschütze sie verloren, und wieviel Gefangene wir gemacht haetten. — Bei d e n Zahlen und Ortsnamen vermoegen dann zwar wenige die selbstbewusste Haltung noch zu wahren. — Das kann nur der Meister des «Bluff». Er hoerte mit unbeweglicher Miene zu, um dann etwas gelangweilt und immer noch englisch überlegen zu fragen: «Haben Sie Amiens?» — Das war ein Bluff; damit war für den Augenblick der Schein der englischen Ueberlegenheit gerettet. Denn d e n Trumpf hatte der Deutsche noch nicht in der Hand. Haette er mit einem andern Bluff erwidern sollen? — Es ist nicht noetig. Er hat andere Trümpfe genug, mit denen er das Spiel gewinnt, wenn er lernt, sich durch die englische Maske nicht taeuschen zu lassen. —

Ein Wort an die Elsaesser und Lothringer.

Eine erfrischend klare Antwort auf die Versuche der Feinde, vor der Welt das deutsche Elsass-Lothringen immer wieder in ein Land welscher Sitte, welscher Art und welschen Volkes umzufaelschen, erteilt der Kaiserliche Statthalter in einem Maueranschlag an die Elsaesser und Lothringer:

Elsass-Lothringer!

Frankreich will das Schwert nicht niederlegen, ehe Elsass-Lothringen mit ihm wieder vereinigt ist. In herausfordernden Worten haben die franzoesischen Staatsmaenner bei einer Kundgebung in der Sorbonne zu Paris am 1. Maerz ihr Kriegsziel, die Eroberung Elsass-Lothringens, unter voelliger Verkennung der Kriegslage von neuem erklaert.

Jahrzehntelang hat Frankreich aus verletzter Eitelkeit den Rachekrieg vorbereitet, heute will es die Fortführung des furchtbaren Krieges; die dargebotene Friedenshand hat es zurückgewiesen.

Nicht Liebe zum elsass-lothringischen Volke, Rachsucht ist die Triebfeder seines Handelns. Unter dem Vorwand, für Freiheit und Gerechtigkeit zu kaempfen, verbergen Frankreich und seine Bundesgenossen ihre herrschsüchtigen Ziele.

Wohl ist der Krieg hart, und die Leiden unseres Landes, an dessen Grenzen die Kriegsfurie tobt, sind schwer. Unerschütterlich aber und hart wie Eisen ist der Wille des deutschen Volkes, am Bestande des Reichs nicht rütteln zu lassen und Elsass-Lothringen niemals preiszugeben.

Elsass-Lothringer! Deutsch ist Euer Stamm, deutsch Eure Sprache, Eure Sitte und Art. Ein Raub an deutschem Land und Gut war die Einverleibung elsass-lothringischer Gebietsteile in Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert. Von altersher war deutsches Land, was Deutschland 1871 zurückerwarb. Eine Lüge ist es, dass Elsass-Lothringen damals von seinem Mutterlande gerissen wurde, eine Lüge, wenn Frankreich sein Eroberungsziel als «Desannexion» bezeichnet. Uebereinstimmend haben Deutschlands Staatsmaenner unter einmütigem Beifall der Volksvertreter den unabaenderlichen Standpunkt des Deutschen Reichs gegenüber Elsass-Lothringen erklaert:

Am 19. Juli 1917 sagte der damalige Reichskanzler: «Mit einem Gegner, der uns mit der Forderung entgegentritt, uns Reichsgebiet zu nehmen, koennen wir nicht verhandeln.» Am 9. Oktober 1917 erklaerte der Staatssekretaer von Kühlmann: «Auf die Frage: Kann Deutschland in Elsass-Lothringen Frankreich irgendwelche Zugestaendnisse machen? haben wir nur eine Antwort: nein! niemals! Solange eine deutsche Faust eine Flinte halten kann, kann die Unversehrtheit des Reichsgebiets, wie wir sie als glorreiches Erbe unserer Vaeter übernommen haben, nicht Gegenstand irgendwelcher Verhandlungen oder Zugestaendnisse sein. Elsass-Lothringen ist Deutschlands Schild und das Symbol der deutschen Einheit. Dafür, meine Herren — bin ich sicher — treten Sie alle ein von links nach rechts. Wofür wir fechten und fechten werden bis zum letzten Blutstropfen, sind nicht phantastische Eroberungen, es ist die Unversehrtheit unseres Deutschen Reiches.» Am 24. Januar 1918 sagte der Reichskanzler Graf von Hertling: «Ich kann nur nochmals ausdrücklich betonen, dass von einer Abtretung von Reichsgebieten nie und nimmer die Rede sein kann. Das Reichsland, das sich immermehr dem Deutschtum innerlich angegliedert hat, das sich in hocherfreulicher Weise wirtschaftlich immer mehr fortentwickelt, von dem mehr als 87 Prozent die deutsche Muttersprache sprechen, werden wir uns von den Feinden unter irgend welchen schoenen Redensarten nicht wieder abnehmen lassen.» Am 25. Februar 1918 erklaerte derselbe: «Im Gegensatz zu den Mittelmaechten hat die Entente von Anfang an Eroberungsziele verfolgt. Sie kaempft für die Herausgabe von Elsass-Lothringen an Frankreich. Ich habe dem früher Gesagten hierüber nichts beizufügen.»

Das deutsche Schwert und deutsche Friedensliebe haben im Osten den Frieden gebracht. Auch im Westen wird der Feind bezwungen werden; siegreich stehen unsere herrlichen Heere in Feindesland. Unser Land ist in guter Hut. Nie und nimmer wird es dem Feinde gelingen, es vom Deutschen Reich zu trennen.

Der Kaiserliche Statthalter
in Elsass-Lothringen.

Zur Transportmittelfrage.

Von Gefr. R o b e r t S t r o b e l , im Felde.

** Mit der Behauptung, der U-Bootkrieg bezwecke die Aushungerung Englands, ist im deutschen Volke allerlei Verwirrung angerichtet worden. Wir wissen ja aus Erfahrung, dass alle Berechnungen englischerseits, bis zu welchem Termin Deutschland ausgehungert sein sollte, sich als unzuverlaessig erwiesen haben. Wir wissen, dass wir nach englischer Berechnung schon laengst verhungert sein müssten und wissen auch, dass bei uns noch niemand verhungert ist und in absehbarer Zeit verhungern wird. Dabei verkennen wir durchaus nicht die überaus schwierige Lage unserer gesamten Ernaehrungswirtschaft. Jedoch ist der Termin der Aushungerung eines grossen Laenderkomplexes wie Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei nicht zahlenmaessig vorauszusagen, wie vielleicht die Kapitulation einer belagerten Festung. Die Einfuhrmoeglichkeit aus neutralen Staaten und der Warenaustausch der abgeschnittenen Laender unter sich machen die Aushungerung ungemein schwieriger als bei einer von der Aussenwelt abgeschlossenen Festung. Aus denselben Gründen heraus ist auch eine Aushungerung Englands so gut wie ausgeschlossen. Und es war recht leichtfertig gehandelt, eine solche Moeglichkeit zur Eroerterung in die breiten Massen zu werfen, noch dazu von Leuten, denen man ein gewisses fachmaennisches Urteil nicht ganz absprechen kann. Der Zweck des U-Botkrieges kann nicht die Aushungerung Englands sein, sondern die Heraufbeschwoerung der Transportmittelkrise bei unseren Gegnern.

Die Transportmittel spielen nicht nur im Kriege eine grosse Rolle, sondern schon im Frieden hatten die Transportmittel eine immense Bedeutung. Auf den in der Transportmittelfrage gefundenen Loesungen beruht schliesslich unser ganzes heutiges wirtschaftliches und soziales Leben. Ohne diese Loesungen waeren wir nicht imstande, die gesamte Bevoelkerung zu ernaehren, da wir sonst kein Getreide, Fleisch und keine sonstigen Lebensmittel über See einführen koennten. Ebenso unmoeglich waere die Zusammensiedlung in Millionenstaedten und die Schaffung der auf tropischen Stoffen beruhenden Industrien. Im Kriege macht sich natürlich die Bedeutung der Transportmittel in verstaerktem Masse geltend. Zunaechst bei uns in Deutschland beim Aufmarsch des Heeres, der ja bekanntlich Dank unserer straffen Organisation vorzüglich geklappt hat. Ferner stellten zu Anfang des Krieges die Seemacht Englands und Russlands die Verkehrverhaeltnisse in der Ostsee und Nordsee in Frage, so dass ein grosser Teil der zu Wasser im Binnenverkehr abgewickelten Transporte auf die Eisenbahn überging. Der Ausfall des überseeischen Nachschubs zwingt zu scharfer Einteilung der heimischen Erzeugung und erhoehter Belastung der Verkehrsmittel, denn die Lebensmittel gelangen nicht mehr durch den Handel gesammelt an die Hauptverkehrspunkte der am dichtesten bevoelkerten Teile des deutschen Reichs; sondern müssen beim Erzeuger in Ostdeutschland erfasst und von da an die Hauptwohnzentren mit der Bahn transportiert werden. Bei der Kriegsindustrie kommen erhoehte Transporterforder-

nisse nicht nur durch Mehrerzeugung in Frage, sondern auch durch Erzeugung an Orten, die vor dem Kriege keine Industrie gesehen haben. Wir erinnern hier nur an die Stickstofffabriken, die im Osten gegründet wurden. Hinzu treten die eigentlichen Kriegstransporte, wie Nachschub an Mannschaftsersatz, Munition und Verpflegung. Ferner Lazarett- und Urlauberzüge und zum Teil recht umfangreiche Truppenverschiebungen. Wie schon erwaehnt, haben wir alle diese Aufgaben mit Hilfe der mustergiltigen Organisation unserer Staatsbahnen loesen koennen, trotzdem die Verkehrsstrecken, die im Frieden mit den Grenzen Deutschlands endeten, sich nach allen Himmelsrichtungen hin erheblich verlaengert haben. Vom finnischen Meerbusen im Osten bis in die Gegend von Reims, Lille, Ostende und Antwerpen im Westen. Die enorme Verlaengerung unseres Schienennetzes und die gesteigerten Transporte haben naturgemaess dazu gefuehrt, dass für den Einzelnen das Reisen gerade nicht angenehm genannt werden kann. Die Fahrpreise, speziell für Schnellzüge, sind betraechtlich erhoeht. Uns als Soldaten treffen am meisten die Urlaubssperren, die wir wie so manches noch unangenehmere in Schoenheit ertragen. Die zeitweilige starke Verknappung der Lebensmittel, vor allen Dingen in den grossen Staedten, ist zwar wesentlich durch Lebensmittelknappheit begründet; aber zum grossen Teil ist auch hieran die Transportmittelfrage stark beteiligt. Auch im Felde macht sich neben den Sperren die Transportmittelfrage auf unsern Lebensunterhalt geltend insofern, als der Nachschub nicht ausschliesslich danach zusammengesetzt wird, was verfügbar ist, sondern auch unter Berücksichtigung der zur Verfügung stehenden Transportmittel. Es ist also sehr wohl denkbar, dass bei hoher Beanspruchung des Wagen-Umlaufes nach einem bestimmten Kriegsschauplatz der Nachschub für ruhige Kriegsschauplaetze so zusammengesetzt wird, dass moeglichst wenig Waggons beansprucht werden. Das wird sich unter Umstaenden auch z. B. in der Verpflegung, Nachschub von Kohle und Futtermitteln geltend machen, da die betreffenden Heeresteile dann darauf angewiesen sind, in erheblich hoeherem Masse wie gewoehnlich aus eisernen Bestaenden bezw. aus dem Lande zu leben. Ein richtiges Bild von der Bedeutung unserer Leistungen bekommen wir aber erst durch die Betrachtung der Transportmittelfrage bei unseren Gegnern. Infolge der weniger einheitlichen Organisation der Eisenbahnen entstehen bei unseren Gegnern viel früher Transportschwierigkeiten als bei uns. Schon im Laufe des Jahres 1916 wurde von grossen Güteranstauungen in Le Havre, Bordeaux, New York, Liverpool, Manchester, Southhampton und den Haefen der englischen Südküste gesprochen. Auch die erheblich laengeren Transportwege erschwerten den Warenverkehr unserer Gegner ungemein. Ein grosser Teil des Kriegsbedarfs musste aus Nordamerika, Lebensmittel aus Südamerika, Indien und Australien herangeschafft werden. Nun stand allerdings der Entente bei Kriegsausbruch fast die gesamte Welttonnage zur Verfügung; aber die langen Transportwege bieten unsern U-Booten und immer wieder auftretenden Kaperkreuzern eine überaus günstige Angriffsmoeglichkeit. Berücksichtigen müssen wir auch, dass bei der Versenkung eines Schiffes bedeutend groessere Werte vernichtet werden, wie bei einer Beschiessung von Munitionslagern oder Proviantdepots durch feindliche Artillerie. So hat z. B. der vor kurzem zurückgekehrte Hilfskreuzer «Wolf» 210 000 Br.-Reg.-T. = 175 Züge zu je 50 Waggons mit je 15 T. Ladefaehigkeit vernichtet. Bis zur Erklaerung des verschaerften U-Bootkrieges waren 4 366 000 Br.-Reg.-T. vernichtet, waehrend das erste Jahr verschaerften U-Bootkrieges eine Beute von 9 590 000 Br.-Reg.-T. = 12 786 Züge zu je 50 Waggons mit je 15 T. Ladefaehigkeit brachte. Fast ein Viertel des gesamten Weltschiffsraumes oder der Anzahl der Waggons nach, mehr als das gesamte rollende Gütermaterial des deutschen Reiches im Jahre 1912 fand vom 1. Februar 1917 bis 31. Januar 1918 den Weg zum Meeresgrund. Ist also die Wirkung des U-Bootkrieges absolut schon sehr gross, so koennen wir uns doch erst einen richtigen Begriff von der Wirksamkeit des U-Bootkrieges machen, wenn wir die Gesichtspunkte betrachten, unter denen er gefuehrt wird und seine Folgeerscheinungen ins Auge fassen. Wie schon eingangs erwaehnt, ist nicht die Aushungerung Englands, sondern die Heraufbeschwoerung der Transportmittelkrise bei unsern Gegnern Zweck des U-Bootkrieges. Alle anderen Erscheinungen sind Folgeerscheinungen. Dahin gehoeren: die Verringerung des Lebensmittelvorrats. Verringerung der Moeglichkeit der Materialbeschaffung für die Industrie und die Abschreckung der Neutralen von der Fahrt nach England. Bis zu welchem Grade diese Folgeerscheinungen sich heute schon geltend machen, laesst sich nur aus indirekten Nachrichten erschliessen. Tatsache ist jedenfalls, dass in den grossen Staedten Englands sich die Lebensmittelkrise in immer verschaerfterem Masse geltend macht, dass alle Verbündeten mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu der erst so viel verspotteten Lebensmittelrationierung geschritten sind. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika erwaegen aber auch schon die Rationierungs-Massnahme, um ihre Bundesgenossen, bei denen sich die Schwierigkeiten bestaendig erhoehen, unterstützen zu koennen. Tatsache ist ferner, dass ein gutes Drittel des gesamten Weltschiffsraumes des Jahres 1913 bereits versenkt ist, dass Schiffsraum für viele Fahrten überhaupt nicht mehr zu haben ist und dass der Wert des Frachtraums, soweit er im freien Verkehr erhaeltlich ist, um das 25 bis 50 fache im Wert gestiegen ist.

Tatsache ist schliesslich, dass die Entente eine Mindestmenge an Frachtraum zur siegreichen Beendigung des Krieges und zur Versorgung des Landes mit Lebensmitteln noetig hat. England produziert nur für etwa ein Drittel des Jahres die Lebensmittel, die es zum Unterhalt seiner Bevoelkerung unbedingt braucht. Aehnlich geht es Italien. Frankreich brauchte im Frieden Getreide nicht einführen, jedoch ist nach Angabe des franzoesischen Ernaehrungsministers die Produktion an Brotgetreide so zurückgegangen, dass es einen wesentlichen Teil einführen muss. Hinzu kommen die Waren, die ganz oder zum groessten Teil im Auslande hervorgebracht werden. In diesen Waren hat mit dem Einsetzen des U-Bootkrieges eine Preissteigerung eingesetzt, die die Preissteigerung bei uns zum Teil schon weit übertrifft und noch nicht zum Abschluss gekommen ist.

Weiter braucht England eine Mindestmenge Schiffsraum, um seine Kriegsindustrie auf der Hoehe zu halten. Nicht nur wegen Einfuhr der unmittelbar für die Industrie notwendigen Rohmaterialien und Halbfabrikate, sondern auch vor allen Dingen, um die dauernd notwendig werdenden Erweiterungen und Neuaufschliessungen aufnehmen zu koennen, auch wenn wir annehmen, dass sich die englische Industrie von der Einfuhr von Halbfabrikaten wesentlich unabhaengiger gemacht hat als vor dem Kriege, um Italien, Frankreich und England mit allem Noetigen zu versehen. Um die hierzu noetigen Industrie-Erweiterungen vorzunehmen, dazu braucht England die Hilfe der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wie das ja auch die Milliardenbestellungen Englands an die Vereinigten Staaten von Nordamerika bewiesen haben. Nichts illustriert jedenfalls die englische Schiffsraumnot so krass, als die neueste Vergewaltigung Hollands. Ein untrüglicher Beweis dafür, wie ernst es England mit seinem «Schutz» der kleinen Nationen nimmt.

Hindenburg an den Reichstag.

WTB. Berlin. Generalfeldmarschall v. Hindenburg hat auf ein Telegramm des ersten Vizepraesidenten des Reichstages Dr. Paasche folgendes geantwortet:

Für die Worte der Anerkennung und des Dankes, die Euer Hochwohlgeboren im Namen des Reichstages an mich zu richten die Güte hatten, spreche ich meinen herzlichen Dank aus. Die Liebe zu Kaiser und Reich und das Bewusstsein, für eine gerechte Sache zu kaempfen und die Unversoehnlichkeit unserer Gegner verleihen unseren Heldensoehnen unwiderstehliche Kraft. Der Brite und der Franzose dürfen nicht glauben, dass die neuen Blutopfer, die sie uns aufgezwungen haben, umsonst gebracht sein sollen. Mit der Armee weiss ich, dass der Reichstag diesen Wunsch der Tapferen hier vorn, der besten Soehne des Volkes, versteht und auch seinerseits für einen kraftvollen deutschen Frieden eintreten wird, der allein uns fortan vor dem Krieg bewahren kann. — Ihrem hochverehrten Praesidenten Exz. Dr. Kaempf bitte ich meine besten Wünsche für seine baldige Genesung zu übermitteln. Generalfeldmarschall v. Hindenburg.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Foch Oberbefehlshaber der Alliierten.

TU Amsterdam, 1. April 1918. Reuter meldet aus London amtlich: Ministerpraesident Lloyd George hat mitgeteilt, dass General Foch zum Oberbefehlshaber der alliierten Armeen ernannt worden ist, damit die notwendige Einheitlichkeit in den Operationen der Alliierten an der Westfront herbeigeführt wird.

(Wenn es noch einer Bestaetigung dessen bedürfte, wie grimmig schlecht es den Englaendern jetzt geht, so ist es die Ernennung eines franzoesischen Generals zum Oberbefehlshaber. Nur die aeusserste Not hat die eingebildeten Briten sicher gezwungen, diese für ihr Selbstbewusstsein so bittere Pille zu

Der neu ernannte Entente-Oberbefehlshaber Marschall Foch ist ein im Kriegswesen ergrauter Offizier, der jetzt im 63. Lebensjahre steht. Er hat bereits den deutsch-franzoesischen Feldzug als Freiwilliger beim 4. Infanterieregiment mitgemacht, ging aber spaeter zur Artillerie über und wurde im Jahre 1878 zum Generalstab kommandiert. Im Jahre 1903 wurde er Chef des Generalstabes des 5. Armeekorps, vier Jahre spaeter wurde ihm die Führung der Artillerie dieses Korps übertragen. Er gilt als ein tüchtiger Theoretiker, und seine ausgezeichneten wissenschaftlichen Kenntnisse liessen ihn bereits 1908 in die Stellung des Leiters der Kriegsschule aufrücken, wo er sich selbst als Lehrer der Strategie und Taktik betaetigte. Vor Ausbruch des Krieges war er Kommandeur des 5. Korps, welchen Posten er aber schon kurze Zeit darauf mit der Stellung des Führers des 20. Korps in Nancy vertauschte. Bei Kriegsausbruch wurde er zum kommandierenden General ernannt, indem ihm die Führung einer Armee in Flandern anvertraut wurde. Bei den Öffensiven in den Jahren 1915 und 1916 an der Somme war er Oberbefehlshaber der franzoesischen Truppen, vermochte aber hier nicht den geringsten Erfolg zu erzielen, woran er allerdings seinerseits seinem englischen Kollegen Haig die Schuld zuschob. Bei der grossen Veraenderung in Frankreichs hoeheren Führerstellen im Sommer 1916, bei der Pétain das Kommando über die Armeegruppe der Mitte erhielt, wurde Foch mit der Führung der noerdlichsten Armeegruppe betraut, um dann allerdings sehr bald zur Reserve versetzt und zu auswaertigen Missionen verwendet zu werden. Als dann Pétain, der schon einmal die Nachfolge Joffres abgelehnt hatte, am 15. Mai 1917 anstelle von Nivelle Generalissimus mit geisteigerten Befugnissen wurde, wurde ihm gleichzeitig Foch als Generalstabschef beigegeben. Seit November ist Foch Frankreichs Vertreter auf dem Kriegsrat, von dem er unlaengst zum Führer der berühmten Manoevrierarmee ernannt wurde, die jedoch bis jetzt noch keine bemerkenswerten Anzeichen ihres Daseins gegeben hat.



Das gaenzlich zerschossene Nauroy (noerdl. v. St. Quentin). F. d. A. Z. gez. v. Gren. Kretschmann.

Die Angelsachsen in Noeten. Durch Aenderung des Wehrpflichtgesetzes will man in den Vereinigten Staaten 700 000 neue Dienstpflichtige gewinnen. In England soll die Grenze des Dienstalters von 43 auf 50 erhoeht werden. Lloyd George richtete an die Erstminister Kanadas, Australiens, Südafrikas, von Neuseeland und Neufundland ein Telegramm, worin er die Regierungen der Dominions auffordert, ihre Kontingente so rasch als moeglich zu verstaerken, da alles bis auf den letzten Mann in diesen Kampf geworfen werden müsse. — Der zuversichtliche Ton den die englische Presse bisher der grossen deutschen Angriffsschlacht gegenüber anschlug, hat sich wesentlich herabgestimmt. Recht bekniffen [illegible] die Times: «Die Tatsache laesst sich nicht verbergen, dass die Deutschen die Verteidigungslinie glatt durchbrochen haben. Das Ziel dieses rapiden und starken Vorgehens ist offenbar der grosse strategische Punkt Amiens, und obwohl dieser noch fern liegt, ist die Lage hinreichend ernst, um dieser Katastrophe entgegenzusehen. Der Fall von Amiens koennte dreifache Folgen haben: Er würde den Feind in die Lage versetzen, unsere noerdliche Linie zu bedrohen, er würde ihm helfen, auf die Kanalhaefen vorzugehen, und er würde die Sicherheit von Paris ernstlich gefaehrden.»

Die deutschen Panzersturmwagen. Kriegsberichterstatter Dr. Wegener schreibt über die deutschen Panzersturmwagen in der Koeln. Ztg.: « . . . Unterwegs begegneten wir einem Geschwader der vielberedeten Panzersturmwagen. Zum ersten Male hatten sie mitgewirkt und sich vortrefflich bewaehrt. Sie erschienen gewaltiger als die englischen Tanks, groesser, von ganz anderem Umriss, riesigen, eckigen Schildkroeten aehnlich, mit starken Geschützen bewaffnet. Sie waren alle wohlbehalten aus dem Durchbruchskampf zurückgekehrt.»

Ueber die deutschen Kampfwagen, die in der grossen Schlacht mitwirkten, berichtet Reuters Sonderberichterstatter: Die Deutschen haben drei Arten von Tanks: Zu der ersten gehoeren diejenigen, die die Deutschen den Englaendern abgenommen haben, die zweite Art ist kleineren Kalibers, von wesentlich geraeuschloserem Gang, stark bewaffnet und stark gepanzert. Die dritte Gattung sind die sog. Landkreuzer, eine besonders grosse Art von Tanks. Die kleinen schnellen Tanks sind 26 Fuss lang, 10 Fuss breit u. 11 Fuss hoch. Die Landkreuzer sind etwa 45½ Fuss lang, 13 Fuss breit und fast ebenso hoch. Die Bewaffnung besteht aus Kanonen, Maschinengewehren und Flammenwerfern. Besonders die Flammenwerfer erhoehen die Zerstoerungskraft der Tanks. Wie es heisst, soll die Mannschaft der Tanks diese auch hermetisch verschliessen koennen, wenn sie durch Gaswolken fahren. Zum Schluss heisst es dann, die Tanks seien in Geschwader geteilt und unterstaenden dem Befehl eines Majors.

Die Beschiessung von Paris ist auch am 2. und 3. April fortgesetzt worden. In Paris herrscht infolge der fortgesetzten Beschiessung durch die weittragenden Geschütze heillose Verwirrung, die einer Panik gleichkommt. Die Bahnhoefe und Transportanstalten werden von den Leuten bestürmt, die die Stadt verlassen wollen. Die Regierung will und kann jedoch den Wünschen des Publikums nicht entsprechen, da es an den noetigen Transportmitteln fehlt.

Ein franzoesischer Sergeant, der waehrend seines Urlaubes in Paris die ersten Tage der Beschiessung mitgemacht hatte und bald nach seiner Rückkehr an die Front von einem deutschen Stosstrupp gefangen genommen worden war, aeusserte sich bei seiner Vernehmung, dass die Beschiessung von Paris auf die Bevoelkerung einen groesseren Eindruck gemacht haette als die stetig vorschreitende deutsche Offensive. Genaueres über die Beschiessung und Zerstoerung konnte er nicht erfahren, da die Zensur alle Nachrichten unterdrückte, und die am meisten betroffenen Teile der Stadt abgesperrt wurden. Die Stimmung im Mittelstand und in der Arbeiterschaft sei sehr erregt, weil diese durch Beruf und Arbeit gezwungen seien, in Paris zu bleiben, waehrend die Reichen und Begüterten die Hauptstadt fluchtartig verlassen. Er glaube nicht, dass dieser Zustand lange andauern koenne, ohne dass es zu ernsten Ausbrüchen der aufgeregten Stimmung kaeme. Nach einer Havasmeldung ist der Schweizer Legationsrat Strehlin und seine Gattin bei der Beschiessung von Paris ums Leben gekommen. Der deutsche Gesandte in Bern hat dem Bundesrat die waermste Anteilnahme der Kaiserlichen Regierung zu diesem schweren Unglücksfall ausgesprochen.

Osten.

Deutsche Truppen in Finnland. Amtlich wird aus Berlin vom 3. April gemeldet: Teile unserer Seestreitkraefte haben heute Morgen nach beschwerlichem Marsche durch Eis und Minenfelder die für die Hilfeleistung in Finnland bestimmten Truppen in Hangoe (Südfinnland) gelandet.

Russland. Die russische Ostseeflotte weigert sich nach wie vor, den Abrüstungsbefehlen der Regierung nachzukommen. — Nach Zeitungsmeldung soll der frühere deutsche Gesandte in Athen, Graf Mirbach, deutscher Botschafter in Russland werden.

Die grüne Mali.

Von Wilhelm Scharrelmann.

Die grüne Mali! Die schoensten Tage meiner Kindheit steigen wieder vor mir auf, wenn ich an sie denke, die Tage der ersten Frühe, wo die Dinge dieser Welt noch von einem unnennbaren Schimmer umflossen vor unseren Augen liegen, und Maerchen und Geschichten aus allen Winkeln steigen.

Eines Sonntags morgens war sie in einem nagelneuen grünen Kleide zum erstenmal zum Spiel auf die Strasse gekommen, und hatte von dem Tage an den Namen weg, den sie ein Lebenlang behalten hat — die grüne Mali.

Sie haette auch die wilde Mali heissen koennen, denn wild war sie wie ein Strassenkreisel, der eben einen Schlag mit der Peitsche bekommen hat und nun surrend über das Pflaster hopst — die Haarzoepfe wie ein paar gedrehte Stricke im Nacken, die Roecke fliegend wie Waesche im Wind. Und eine jauchzende, helle Stimme hatte sie, und ein Paar Augen, die vor Lebensfreude und Jugendlust nur so blitzten, und denen man ansah, dass sie nicht eine Sekunde lang im Kopfe würden stillstehen koennen und gewiss selbst im Schlafe nicht ganz zur Ruhe kommen konnten.

Dabei war sie handfest und mutig wie ein Junge, ging, einmal losgelassen, über Holder und Felder, kletterte über Planken und Gitter wie eine Katze, und bald war es für uns kein rechtes Spiel, wenn die grüne Mali nicht mittat.

Die Nachbarn schalten und schlugen die Haende über dem Kopf zusammen, wenn die Rede auf sie kam, und es gab keinen, der nicht ratlos gewesen waere, was aus so einem Maedel werden sollte.



Motiv aus Harly (bei St. Quentin). F. J. A. Z. gez. v. Leutnant Droysen.

Das dauerte, bis sie aus der Schule kam, und man sich entschloss, sie zu Verwandten nach Remscheid zu geben, und eines Tages war sie verschwunden, wie die Schwalbe im Herbst.

Als sie nach zwei Jahren zurückkam, blieb uns der Gruss im Halse stecken — so schoen war sie geworden. Es war überhaupt, als wenn es garnicht die grüne Mali sei, die da zurückgekommen war, so still und freundlich war sie geworden, ein wenig stolz und herablassend wohl, wie es uns schien, aber unverkennbar würdig und ernst, und wir empfanden ploetzlich einen Mordsrespekt vor ihr, schüttelten die Koepfe und hielten uns zurück. Ausgesprochen hat es keiner von uns, aber ich glaube, wir hatten alle ein wenig den Eindruck, dass wir mit einem Male die Rollen vertauscht hatten: Nun waren wir ploetzlich die Grünen.

Das ging so eine Weile, bis der naechste Frühling kam und — Zeitlers Fritz sich regelrecht in die grüne Mali verliebte. Er seufzte, schrieb Verse, war melancholisch oder krampfhaft lustig, wie's gerade kam, schrieb den Namen seiner Angebeteten in den schoensten Zügen auf Loeschpapier, Heftumschlaege und Tintenklappen, las das «Buch der Lieder» und fand tausend Stellen darin, die auf ein Haar auf ihn und die Mali passten, kurz, er war in dem Stadium, in dem die Kinderzeit zu Ende geht und ein noch unverstandenes Neues in uns seine Herrschaft antritt.

An seinem siebzehnten Geburtstage, den wir bei einer heimlichen Zigarre auf seiner Stube feierten, machte mich Fritz zu seinem Vertrauten, nahm mir einen heiligen Eid ab, dass ich schweigen werde wie das Grab, und beichtete mir unter Seufzen, Hoffnungen und trüben Ahnungen, was ich laengst gewusst hatte, aber aus Teilnahme, und weil es stoerend gewesen waere, mir nicht merken liess.

Und sie weiss, dass Du sie liebst? fragte ich. «Nein, nicht, — das heisst — vielleicht? — Wer weiss?» Nun, sagte ich, dann musst Du Dich ihr erklaeren.

Ich sah, dass er Herzklopfen bekam. «Natürlich», sagte er, und versank in ein dumpfes Grübeln. «Was meinst Du, schlug er mir ploetzlich vor, wenn Du ihr meine Verse überreichtest?»

Ich war ein wenig überrascht. Ja, ich meine, da waerst Du selbst der Naechste? «Für mich ist es nicht ganz leicht, sagte er. Aber Du bist ihr Nachbar, und es wird für Dich keine Schwierigkeit sein, eine Gelegenheit abzupassen. Wenn Du bereit waerest —?» Ich machte Einwendungen, liess mich aber zuletzt überzeugen.

So setzte er sich also hin und schrieb seine Verse auf rosa Papier, das wir gemeinsam einkaufen gingen. Nach acht Tagen war er fertig und überreichte mir das Manuskript, das er mit einem grünen seidenen Baendchen sauber geheftet hatte. Wir verabredeten, dass ich ihr die Gedichte am naechsten Sonntag, wenn sie aus der Kirche kam, überreichen solle.

Es war ein Sonntagmorgen aus Sonnenglanz und Feiertagsfreude. Als sie auf mich zuschritt, und ich mir Mühe gab, den Unbefangenen zu spielen, merkte ich, dass die Sache leichter gesagt als getan waere.

Ahnungslos schritt sie neben mir die Strasse hinab und plauderte so unbefangen wie immer. Kaum zwei Minuten spaeter standen wir vor ihrem Hause.

Jetzt musste gesprochen sein. Ich nahm einen Anlauf und war eben daran und hatte die Haende schon in der Tasche, als ihre Mutter aus dem offenen Fenster herausrief: Aber Mali! so tummle Dich, Du weisst doch, dass wir Besuch bekommen . . .

Bleich, aber gefasst kam Fritz Zeitler die Strasse herauf und ich ging ihm entgegen wie ein armer Sünder seinem Richter. «Sie hat sie?» fragte er. Nein, noch nicht, sagte ich und erzaehlte, wie es gegangen war.

«Aber, sagte Fritz, dass Du nicht mehr Kurage hast! So lange zu zoegern! Du bist mir der Rechte.» Nun, es wird am besten sein, Du besorgst die Sache selbst. Am Ende bist Du doch naeher daran als ich, entgegnete ich ein wenig aergerlich und reichte ihm die Verse zurück.

Nun wollte er mich begütigen, und liess alle Ueberredungskünste spielen. Aber ich wollte nicht. Unserer Freundschaft drohte ein ernstlicher Riss. Verschnupft ging jeder auf seinem Wege heim.

Vier Wochen spaeter kam er ploetzlich auf meine Stube, trüb und bleich wie nach einer schweren Zigarre. Nun? fragte ich, hast Du eine Antwort? Er presste meinen Arm, und flüsterte: «Nein, noch nicht.» «Aber die Verse hat sie?» «Gestern», sagte er tonlos. «Ich habe sie ihr durch die Post zugeschickt.»

Nun, dann — dann weiss sie ja wenigstens, wie sie mit Dir daran ist. «Freilich, nickte er, und ein schmerzliches Laecheln ging über sein Gesicht; aber das ist ja gerade das Schlimme.»

Verstaendnislos sah ich ihn an. «Denke Dir, sagte er, vor einer Stunde erfahre ich, dass — dass sie — verlobt ist!» «Verlobt?» «Tatsache. Morgen wird die Anzeige herumgehen.»

Und wer ist der Glückliche? «Doktor Wendlob», sagte er und eine Falte grub sich in seine Stirn. «Was? Unser Geographiepauker?»

Er nickte nur und stoehnte leise. Du weisst es gewiss? «Totsicher.»

Ja, zum Teufel, sagte ich, das — das ist wirklich fatal! Denn nun wird er Deine Verse lesen, wie ich annehme. «Nicht wahr? Ein Glück, dass ich ihr die Verse anonym geschickt habe.» Was? — Na, hoer' mal! «In diesem Falle das einzige Glück bei der Geschichte.» Und wenn er Dich fragt? Er zuckte die Achseln. —

Am folgenden Tage wusste die ganze Stadt davon. Von der Verlobung, meine ich. Doktor Wendlob strahlte, als er in die Klasse trat, und verschob ein angekündigtes Extemporale. Fritz Zeitler aber war krank.

Bleich wie ein Bettlaken lag er in seiner Stube, las Lenau und aeusserte, dass sein Leben verpfuscht sei. Sei kein Feigling, sagte ich. «Aber erlaube mal, fuhr er auf, versetze Dich bitte mal in meine Situation!»

Wenn Deine Liebe wirklich so gross ist, entgegnete ich. — «Na, ich moechte Dich mal sehen», sagte er. Gekraenkt ging ich heim.

Zu Hause lag ein Brief. Merkwürdig umfangreich und schwer. Als ich ihn oeffnete, fiel mir ein Bündel rosaroten Papieres entgegen. An Mali stand darauf.

Ein Kaertchen lag dabei. Die Verse seien ja ganz hübsch, wenn auch reichlich überschwaenglich. Vielleicht habe ich Talent. Nur an sie moechte ich keine Verse wieder richten. Die Zeit der Jugendtorheiten müsse nun vorbei sein, schrieb sie mit einer laechelnden, freundlichen Ueberlegenheit.

Mich packte die Wut. Das hatte gerade noch gefehlt. Augenblicklich ging ich zu Fritz und schleuderte ihm sein Manuskript auf den Tisch. So. Da waeren Deine Verse wieder. Und nun versetze Dich bitte mal in m e i n e Situation.

«Was? sagte er und überflog Malis Zeilen. Nun habe i c h die Verse geschrieben — und D u — hast den Ruhm davon . . .?»

Die ersten Stoerche.

Aus dem E l s a s s wird uns geschrieben: Der Frühling kommt! Der Strassburger weiss es genau. Ueber die Altstadt mit den spitzen Giebeln und verrunzelten Haeusern ist der erste Storch geflogen. Die Kinder haben ihn gesehen und ihm laut zugejubelt, als sie in der kühlen Maerzsonne im engen Hof Soldaten spielten, und die Erwachsenen haben ploetzlich in allen Gaerten gelbe Krokusse und hellklingende Schneegloeckchen entdeckt. Der Storch gehoert zum Elsass, wie die weissen Holzschuhe zum Gaenseliesel und die schwarze flatternde Haube zur Elsaesserin. Lieder und Sagen knüpfen sich an sein Kommen und Gehen, und überall in Bilderbüchern, Postkarten, einheimischen Bildern und Schnitzereien begegnet man dem langbeinigen schwarz-weiss-roten Gesellen. In all den alten lieben Vogesennestern, auf den malerischen Stadttoren und Türmen in Schlettstadt, Rappoltsweiler hat man die grossen Raeder angebracht, in denen er sich zum Sommer einnisten kann. Im Herbst verlaesst er die heimischen Staetten; Eis und Schnee gefallen ihm nicht; aber mit dem Frühling kehrt er wieder und laesst sich von der ersten warmen Sonne die purpurroten Schühchen bestrahlen.

Der Storch gilt heute noch als Wahrzeichen des alten Strassburg, obwohl es ihm in der wunderschoenen Stadt garnicht mehr so recht gefaellt. Die Hochspannung der elektrischen Draehte stoert ihn im Bau seines luftigen Landhauses. Durch die Regulierung der Kanaele sind um Strassburg viele Sümpfe verschwunden, die geradezu ein Storchenparadies gebildet hatten. So ist Meister Langbein mit Strassburgs Himmel und Erde nicht mehr ganz einverstanden, und viele Nester sind über den steil in die Luft kletternden Kaminen der Altstadt verlassen worden. Nur auf einzelnen wohlbekannten Haeuserfirsten waren noch bewohnte Nester bis vor dem Kriege zu sehen. Am Broglieplatz über dem Haus, wo Roger de Lisle die Marseillaise dichtete, an den malerischen Gewerbslauben und am alten Fischmarkt, wo der junge Goethe als Student gewohnt hat. Dort sah man sie auf einem Bein stehen, den Kopf mit dem blutroten Schnabel vorgestreckt, über den Rand des Nestes hinauslugen und das Getriebe der Menschen beobachtete. In den verflossenen Kriegsjahren haben manche von ihnen an das bittere Ringen zwischen den Menschen glauben müssen. Mehr als einmal, wenn sie ahnungslos in das Kampfgebiet gerieten, hat man sie in der blauen Luft für feindliche Flieger gehalten und nach ihnen geschossen. Aber das hat sie nicht abgeschreckt. Die ersten Stoerche sind als Frühlingsherolde über Strassburg geflogen, und ohne Misstrauen wird ihnen die grosse Familie folgen und den Sommer über im Elsass bleiben.

H. Sch.

Allerlei kleine Missverstaendnisse von kleinen Leuten.

1.

** Annemarie kaut am Federhalter. Das Aufsatzthema ist aber ach gar zu schwierig. Zwei Stunden druckst sie schon und noch nicht einmal der erste Satz steht auf dem Papier. Schliesslich faengt sie an zu heulen. Muttchen erbarmt sich der Schwergeplagten. Zeig mal her . . . ist das Thema denn gar so schwer? Mit sprachlosem Erstaunen liest die Mutter im Heft die unzeitgemaessen selbst für Friedenszeiten aber schwer verstaendlichen Worte:

Frisst er auch nicht zu jeder Zeit
So frisst er doch nach Moeglichkeit.

Ratlos starrt die Mutter auf die Raetselworte: «Ja, wer denn überhaupt? Wer ist denn gemeint?» «Ja, das weiss ich ja eben nicht», schluchzt Annemarie. Die Mutter schüttelt den Kopf. Schliesslich reift der Entschluss: Der Lehrerin den Standpunkt klar zu machen. So Unmoegliches von den armen Kindern zu verlangen! Gesagt, getan. Auf dem Wege sammelt sich immer mehr Zorn und Aerger im Herzen der Mutter an und bei der Lehrerin angelangt, überstürzt sie dieselbe mit einem Kreuzfeuer, einem wahren Trommelfeuer von Anklagen: Sinnloses Zeug . . . . Schleichhandel . . . . . Hamsterei . . . . Papierverschwendung . . . . Ueberbürdung unterernaehrter Kinder . . . . überhaupt Bloedsinn . . . . Anzeige beim Direktor . . . . . Die Lehrerin laesst alles über sich ergehen, ohne ein Wort von all diesen wilden Zornesausbrüchen der Erregten zu verstehen. Endlich in einer Gefechtspause kommt sie zu Worte: Aber gnaedige Frau, ich begreife nicht, ein ganz einfaches Thema, durch Beispiele zu erlaeutern, religioes-ernst, für die Jetztzeit passend. Na ich danke schoen! Der Sturm bricht von neuem los. Ja, da muss ein Missverstaendnis vorliegen. Bitte, wie lautet nach Ihrer Meinung das Thema? Jedes Wort betonend und durch bezeichnende Bewegungen nach der Stirn erlaeuternd, wiederholt die Mutter:

Frisst er auch nicht zu jeder Zeit
So frisst er doch nach Moeglichkeit!

Die Lehrerin lacht hell auf: Das ist ja purer Bloedsinn. Ich habe den Kindern laut und deutlich das Thema genannt:

Hilft er auch nicht zu jeder Frist,
So hilft er doch wenn's noetig ist! —

2.

Hans-Joachim kommt in der Weihnachtszeit sehr nachdenklich aus der Schule. Gibt zerstreute Antworten und grübelt anscheinend über einem schweren Problem. Beim Mittagessen kommt er endlich mit der Frage heraus: Vater, warum hat das Christkind dem Koenig David seinen Reisbrei aufgegessen? Allgemeines Erstaunen und Haenderingen ob solcher Frage. Das Erstaunlichste bleibt, dass Hans-Joachim überhaupt noch von solch sagenhaften Gerichten wie Reisbrei Kunde hat. Aber Junge, um alles in der Welt, wie kommst du bloss auf solch ausgefallene Idee! . . . das Christkind . . . dem Koenig David . . . seinen Reisbrei. . . . ? Du bist wohl nicht ganz bei Troste. Ja, das haben wir aber heute durchgenommen! Wie denn, was denn ???? Ja, in dem Lied von dem Christkinde, da kommt doch die Stelle vor:

Daran die Engel sehn ihr Freud
Denn er ist David's Reis . . . . .

In diesen Zeiten der Ernaehrungsschwierigkeiten hatte Hans-Joachim zunaechst an das isst mit ss gedacht und so war es bei ihm zu einer heillosen Verwirrung gekommen.



Motiv aus St. Quentin. F. d. A. Z. gez. v. Leutnant Droysen.

3.

Klein-Evchen ist in ein Reserve-Lazarett mitgenommen worden. Die Verwundeten haben sich mit der Kleinen abgegeben und ihr allerlei erzaehlt von den eigenen Kindern daheim und dergleichen. Evchen kommt glückstrahlend und voll von dem Erlebten nach Hause. Eifrig kramt sie beim Abendessen aus, was sie erlebt und gehoert. Ja, und ein Soldat war da, erzaehlt sie voll Wichtigkeit, der hat jetzt, waehrend er im Kriege war, auch ein kleines Maedchen bekommen, aber glücklicherweise ist das Kind bei der Mutter abgegeben worden . . . . . .

Die Wohnungskarte.

Uns wird geschrieben: Wir sind, wie ein Pariser Zeitungsmann unlaengst wehmütig feststellte, allesamt im Kriege «Kartenspieler» geworden. Das ist nicht symbolisch gemeint, nicht im Sinne von Leuten, die «ihr Glück auf eine Karte gesetzt» haben; es handelt sich vielmehr um wirkliche Karten, deren Mann und Frau, Erwachsener und Kind heute laengst nicht mehr entraten koennen. Ja, wir sind wahrhaftig Kartenspieler, und das Spiel wird ununterbrochen gespielt, vom frühen Morgen bis zum Abend. Es ist eine hoechst unfreiwillige Spielwut, die ansteckend gewirkt hat, heute bereits in allen kriegführenden Laendern mehr oder weniger bedeutsam herrscht und zum Teile, vorlaeufig noch in bescheidenerer Form, auch in neutrale Staaten übergegriffen hat.

Die Dinge des taeglichen Bedarfs werden nur noch gegen Karten abgegeben (wenigstens die meisten und wichtigsten). Wer sein Kartenspiel verliert oder vergisst, wird durch die Wirklichkeit daran erinnert, dass man ohne Karten ein ohnmaechtiger Bürger geworden ist.

Immerhin gibt es noch eine ganze Anzahl Erscheinungen und Dinge des praktischen Lebens sowohl wie des Vergnügens, die kartenlos beschafft, kartenlos genossen oder ausgenützt werden koennen. Immerhin noch . . . . .

Aber heute befindet sich alles — mehr als je — in der Entwickelung. Alles ist sozusagen im Fluss, und man weiss heute nie, ob nicht schon der morgige Tag neue Bestimmungen, neue Einschraenkungen bringen wird. Der Spielteufel, um den es sich hier handelt, ist unersaettlicher, als sein nur dem Poker und aehnlichen Zerstreuungen verschriebener Friedenskollege.

Die bedeutsame Erweiterung des Kartenspiels, von der diesmal die Rede sein soll, ist noch nicht Tatsache geworden, ist nur Gerücht, Vermutung, Moeglichkeit. Aber diese Moeglichkeit liegt in der Luft, und niemand kann heute sagen, ob und wie bald sie zur Notwendigkeit wird. Feststehende Tatsache ist jedenfalls, dass in den Grossstaedten eine Wohnungsnot entstanden ist, die seit Monaten nicht mehr abnimmt, sondern staendig waechst, sodass nachgerade die Einführung eines radikalen Hilfsmittels erwogen werden muss.

Der Wohnungswechsel gehoert zu den Kriegserscheinungen, die im ersten Augenblick überraschen müssen. Nach primitiver Logik müsste eher ein Wohnungsüberschuss bemerkbar sein, da ja so viele Leute durch ihre Kriegstaetigkeit der Heimat entzogen sind. Dennoch herrscht der Mangel, allerdings in ganz bestimmten Grenzen. Erstens betrifft er nur die Grossstaedte, in den meisten Laendern nur die Hauptstadt des Reiches, und zweitens handelt es sich ausschliesslich um Kleinwohnungen.

Viele Leute waren durch den Krieg genoetigt, sich finanziell einzuschraenken, ihre grosse Wohnung aufzugeben und sich mit einer kleinen zu begnügen. So hat das Bedürfnis nach Kleinwohnungen sich schnell verdoppelt. In Berlin aber faellt noch ins Gewicht, dass die heimatliche Kriegsarbeit eine grosse Zahl Nichtberliner zur Uebersiedelung in die Reichshauptstadt veranlasste. In den vielen Kriegsaemtern sind eine Unmenge Leute taetig, die früher nicht in Berlin lebten, jetzt aber für Kriegsdauer dortige Kleinwohnungen in Beschlag genommen haben. Dazu kommen die zahlreichen nach Berlin kommandierten, den verschiedensten amtlichen Stellen zugeteilten Offiziere.

Diese drei Gründe genügen, um den Mangel an kleinen Wohnungen zu rechtfertigen. Er besteht denn auch bereits in so scharfen Formen, dass man ihn nicht mehr ableugnen, nicht über ihn hinwegsehen kann. Es ist bezeichnend und beklagenswert genug, dass für die blosse Mitteilung der Adresse einer leeren 1-, 2-, oder 3-Zimmerwohnung Vermittlergelder verlangt und bezahlt werden. Für die Adresse einer Stube mit Küche waren bereits 100 Mark geboten, also weit mehr als wahrscheinlich die Miete für einen Monat betraegt.

Die staedtischen Behoerden haben die Loesung des Problemes immer wieder hinausgeschoben. Demnaechst werden sie sich

F d. A. Z. gez. v. Utffz. Hagenkoetter.



aber ernsthaft damit befassen müssen. In welcher Richtung die Loesung zu suchen ist, besagt die folgende kurze, aber inhaltreiche Mitteilung: «Infolge der Wohnungsnot in Budapest beschaeftigt man sich an zustaendiger Stelle mit der Idee, einen grossen Teil der Luxuswohnungen zu beschlagnahmen und die Mieter zu verpflichten, eine gewisse Anzahl von Zimmern dem Wohnungsamt zur Verfügung zu stellen.»

Mit dieser Idee wird man sich auch bei uns über kurz oder lang beschaeftigen. Es handelt sich also um nicht mehr und nicht weniger als einen Vermietungszwang. Wer keine Wohnung hat, geht zum Wohnungsamt. Nach Prüfung seiner berechtigten Bedürfnisse stellt man ihm eine Karte auf 1, 2 oder 3 Zimmer einer «Luxuswohnung» aus. Luxus ist in diesem Falle jede Wohnung, deren Zimmerzahl über das Mass des Notwendigen hinausgeht.

Im Zeichen der Wohnungskarte eroeffnen sich ungeahnte Perspektiven. Nicht immer leicht, aber hoechst wichtig wird es für alle Beteiligten sein, den «Wohnungsfrieden» aufrecht zu erhalten. Hoffentlich haben wir damit, wenn es einmal so weit ist, bessere Erfolge als mit dem . . «Burgfrieden».

Warnung!

Kameraden! **Tragt keine Briefe bei Euch,** aus denen der Feind bei Eurer Gefangennahme Nachrichten über Vorgänge an der Front oder in der Heimat erfährt.

Jede Mitteilung von einer Truppenverschiebung nützt dem Feind, schaedigt uns.

Jede Klage, die in den Briefen steht, staerkt des Feindes Widerstandskraft, verlaengert den Krieg.

Briefkasten

Gendera. Die 114 Mark monatlich werden schon richtig sein. Naehere Auskunft koennen wir Ihnen auch nicht geben.

Feldwebel M. K. Gewiss koennen Sie kapitulieren, auch wenn Sie verheiratet sind. Anspruch auf den sog. Lochnungszuschuss haben Sie waehrend der Vorbehaltszeit auch.

Pionier J. Sch. Sie haben keinen Anspruch auf Zurückziehung aus der Feuerlinie und koennen deshalb nichts gegen die Nichtberücksichtigung Ihres Gesuchs machen.

Schutzmann. Da noch garnicht feststeht, in wieweit ein Anschluss der betr. Laender an Deutschland stattfinden wird, kann Ihre Frage z. Zt. nicht beantwortet werden.

Die letzten Heeresberichte.

4. April. Westlicher Kriegsschauplatz: An der Schlachtfront lebte die Gefechtstaetigkeit südlich von der Somme auf. Ueberraschend und nach starker Artillerievorbereitung versuchte der Feind am frühen Morgen und am Nachmittage viermal vergeblich, die ihm entrissene Hoehe südwestlich von Moreuil wiederzugewinnen. Unter schweren Verlusten brachen seine Angriffe zusammen.

Vor Verdun und am Parroy-Walde vielfach lebhafter Feuerkampf.

Osten: Im Einvernehmen mit der finnischen Regierung haben deutsche Truppen auf dem finnischen Festlande Fuss gefasst.

Von den anderen Kriegsschauplaetzen nichts Neues.

5. April. Westlicher Kriegsschauplatz: Wir griffen gestern südlich von der Somme und zu beiden Seiten von Moreuil an und warfen den Feind aus seinen starken Stellungen. Englische und franzoesische Reserven stiessen unseren Truppen entgegen; ihr Ansturm zerschellte in unserem Feuer. Nach hartem Ringen haben wir zwischen Somme und Luce auch Hamel sowie die Waldstücke nordoerstlich und südoestlich von Villers-Bretonneux, auf dem Westufer der Avre Castel und Mailly genommen. Der Feind leistete auf der ganzen Front verzweifelten Widerstand. Seine blutigen Verluste sind daher ungewoehnlich schwer. Wir brachten einige tausend Gefangene ein. — Nach beendigter Feststellung betraegt die Zahl der von der Armee des Generals von Hutier in der Zeit vom 21. bis 28. Maerz eingebrachten Gefangenen 51 218, der eroberten Geschütze 729. Damit ist die bisherige Gesamtbeute auf mehr als 90000 Gefangene und über 1300 Geschütze gestiegen.

Zur Vergeltung für die seit einigen Tagen anhaltende Beschiessung unserer Unterkünfte in Laon durch die Franzosen haben wir Reims unter Feuer genommen. — In der Champagne und auf dem Ostufer der Maas brachten erfolgreiche Vorstoesse Gefangene ein. Vor Verdun blieb der tagsüber gesteigerte Feuerkampf auch waehrend der Nacht lebhaft.

Osten: In der Ukraine nahmen wir feindlichen Banden an der Bahnlinie Poltawa—Konstantinograd 28 mit franzoesischen Gewehren und Munition beladene Eisenbahnwagen und mehr als 1 Million Artilleriegeschosse ab. Im Dnjepr-Tal vordringende Truppen haben nach Kampf Jekaterinoslaw genommen.

Asiatischer Kriegsschauplatz: Deutsche Truppen haben im Verein mit osmanischen Kraeften englische, nach Ueberschreiten des Jordan über Essalt und auf Arman vorgedrungene Infanterie- und Kavalleriebrigaden in mehrtaegigem Kampfe gegen den Jordan zurückgeworfen.

Achte Kriegsanleihe!

Sei auch dein Scherflein noch so klein:
Nur steter Tropfen hoehlt den Stein.

Lustige Ecke.

Kriegszigarren. «Wenn der Lloyd George die Zigarre zu schmecken bekaeme, da haetten wir sofort Frieden. Da würde er sehen, dass nichts uns zwingen kann, uns zu ergeben.» «Meggendorfer.»

Kirchhoff, der Begründer der Spektralanalyse, hielt bei Hofe einen Vortrag über optische Probleme. Eine Prinzessin meldete sich nachher zur Fragestellung: «Ach, Herr Professor, was ist eigentlich der Unterschied zwischen konvex und konkret?»

—« Koenigliche Hoheit, das ist schwer zu sagen. Konvex unterscheidet sich von konkret ungefaehr so wie Gustav von Gasthof, oder wie Braustübel von Brustübel, oder etwa wie Pettenkofer von Patentkoffer».

***

Frühlingsgefühle.

Ludwig Uhlands Gedichte fangen mit den Worten an: «Lieder sind wir». Als sie vor rund hundert Jahren zuerst erschienen, trieb ein welthistorischer Druckfehler seinen Unfug, und bis auf den heutigen Tag liest man in dieser berühmten Ausgabe: «Leder sind wir».

Aber was gaebe heute mancher Dichter darum, wenn er seine Lieder in Leder verwandeln koennte!

Raetsel-Ecke.

Pflasterstein-Raetsel.

m		i		u	
	e		r		g
i		r		n	
	e		e		t

Die 12 Buchstaben: d, e, e, e, e, g, i, l, n, n, n, w, pflastere man in die vorstehende Figur ein. Ist die richtig vorgenommen worden, ergibt das fertige Pflaster ein Sprichtwort.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Schach-Aufgabe.



Weiss führt in dieser Stellung in 4 Zügen Remis herbei.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung des Eiszapfen-Raetsels aus voriger Nummer.



Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 493. (4. Kriegsjahr) 9 April 1918.

Lerne dich dankbar freuen, auch über die Freude, die du gehabt hast, und schreie nicht wie kleine Kinder «mehr», wenn sie gerade aufhoert. Bismarck.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

9. April 1917: Beginn der Frühjahrsschlacht bei Arras; Durchstoss vereitelt.

21. Maerz 1918!

Bei Cambrai.

Einundzwanzigster Maerz! Ein klarer Sonnentag!
Als unser Sturm wie ein schweres Wetter losbrach!
Unserer Abschüsse flammender Feuerschein
Taucht graue Helme in blitzende Gluten ein!
Grimmig-droehnende Grüsse aus eisernem Schlund
Reissen die schweigenden Haine des Feindes wund!
Rasch die Granate ins vorschnellende Rohr!
Gellt uns der kurze Knall im verstopften Ohr!
Schuss auf Schuss — ein hundertfacher dumpfer Schall!
Nebelig brodelt der Pulverdampf vor uns im Tal!
Wir schiessen mit Gas! Die englische Artillerie
Vermag kaum zu antworten! Wir decken sie! —
Wahnsinniges Schnellfeuer! Die Rohre glühn!
Ungünstiger Wind! Gaswolken sehen wir ziehn!
Die Masken auf! So schadet der giftige Nebel nicht.
Nur mühsam dringt durch den Schleier das Sonnenlicht.
Unsere Infanterie kauert zum Sturme bereit
Schon vor der englischen Stellung. Ists bald so weit?
Reserven gehn vorwaerts. Bespannte Artillerie
Wartet im Hohlweg. Hurrah! Wir zwingen sie!
Die Moerser weit hinter uns! Wo kamen sie her?
Wir hoeren die Kolosse gurgeln und fragen nicht mehr!
Da! 8.40! Das rasende Feuer verdoppelt sich!
Jetzt greifen sie an! Ob laengst der Feind schon wich?
Wir sehen die Unseren stürmen. Die Hoehe hinan!
Die wartende Artillerie schliesst den Reserven sich an!
Hoechste Entfernung! Mit achter Ladung! Wir schaffens noch!
Die englische Artillerie schweigt! Wo bleibt sie doch?
Wir wusstens erst spaeter! Die Mannschaften lagen vergast
Bei den Geschützen! Jetzt haben wir Rast!
Feuer einstellen! Hurrah Michel! Wir wissen Bescheid:
Die Front ist durchbrochen, der Tommie zu weit!
Wir koennen ihn nicht mehr erreichen! Da! — Still!
Ein Flugzeuggeschwader! Die feindliche Abwehr bleibt still!
Wir schwenken die Mützen: Werft Bomben und Brand
Da hinten ins wimmelnde, brodelnde Feindesland! — —
Der Donner wird ferner. Wir stehen mit glaenzendem Blick.
Da kommen in langen Reihen die ersten Gefangnen zurück!
Auf ihren Gesichtern der furchtbarste, schwerste Schreck,
Wandeln sie schweigend, stieren vor sich in den Dreck.
Die ersten Verwundeten wanken grüssend an uns vorbei.
«Hast keine Zigarette?» Wir geben statt eine zwei.
Wir brauchen nicht fragen. Wir sehens am leuchtenden Blick:
Schon jetzt ist besiegelt des Feindes Geschick!
Sieg! Heimat! Sieg! Wir jubelns dir in die klare Luft!
Und falten die Haende still an der Toten Gruft!

Im Felde, am 27. Maerz 1918.

Kanonier Otto Ackermann.

Eine Rede Czernins und ihre Wirkung.

Der oesterreichisch-ungarische Aussenminister Czernin hat beim Empfang einer Abordnung des Wiener Gemeinderates kürzlich eine Rede gehalten, in der er u. a. auch folgendes ausführte: «Gott ist mein Zeuge, dass wir alles versucht haben, was moeglich war, um die neue Offensive zu vermeiden. Die Entente hat es nicht gewollt. Herr Clémenceau hat einige Zeit vor Beginn der Westoffensive bei mir angefragt, ob ich zu Verhandlungen bereit sei und auf welcher Basis. Ich habe sofort im Einvernehmen mit Berlin geantwortet, dass ich hierzu bereit sei und gegenüber Frankreich kein Friedenshindernis erblicken koenne als den Wunsch Frankreichs nach Elsass-Lothringen. Es wurde aus Paris erwidert, auf dieser Basis sei nicht zu verhandeln. Daraufhin gab es keine Wahl mehr. Das gewaltige Ringen im Westen ist bereits entbrannt.»

Der Krieg muss also um Frankreichs Revancheidee willen fortgeführt werden. Mit der Blutschuld für die ungeheuren Opfer der neuen Kaempfe belastet stehen Clémenceau und hinter ihm Lloyd George und Wilson da. Der Eindruck dieser Tatsache ist in der ganzen neutralen Welt ungeheuer gross. Auch die deutsche Presse beschaeftigt sich eingehend mit den überraschenden Feststellungen Czernins. Die Nordd. allgem. Ztg. schreibt u. a.: «Aus dem Munde Czernins wissen wir jetzt, wer die Moeglichkeit vereitelt hat, wer mit seinem Verlangen nach deutschem Boden die Mittelmaechte unter das kaudinische Joch zwingen wollte. In ihrer Verblendung, dass sie ihr Ziel, die Gewinnung Elsass-Lothringens noch erreichen koennte, hat die französische Regierung die Fortsetzung des Kampfes proklamiert.» — «Der Brite, der Franzose dürfen nicht glauben, dass die neuen Blutopfer, die sie uns aufgezwungen, umsonst gebracht werden sollen», so hat Hindenburg kürzlich gesprochen, so spricht mit ihm das ganze deutsche Volk, spricht vor allem das Heer, das diese Blutopfer bringt. Wenn die Entente um der Revanchegedanken Frankreichs willen — alle anderen Fragen treten, wie sich aus Czernins Worten klipp und klar ergibt, hiergegen zurück, um Deutschland Elsass-Lothringen zu rauben, den Wahnsinn des Krieges zu weiteren Monaten oder gar Jahren kommen lassen will, dann soll sie wissen, dass sie uns dafür dereinst Busse schuldig geworden ist. Nein, ein solcher Kampf, wie ihn die Entente jetzt freventlich fortsetzt, wird nicht, wie das sozialdemokratische Hamburger Echo mit Recht betonte, durch einen Kongress beendet, auf dem man in Kaffeekraenzchenmanier und mit gegenseitiger Zuneigung in Worten und Vertragsklauseln alles schlichtet, wo keiner dem anderen wehe tut und wo sich alles darüber wundert, dass man sich vorher gebalgt .... Von einem solchen Ende des Zwistes moegen Ideologen traeumen. So wenig solche Gegner, wie die Entente und die Mittelmaechte, jemals wieder nach den furchtbaren ausgeteilten Schlaegen ohne irdischen Groll nebeneinander leben werden, so sicher ist, dass der Obsiegende vom anderen wirkliche, nicht

papierene Garantien in die Faust bekommen und festhalten muss, um einen neuen Weltkrieg nach Moeglichkeit zu verhindern. Wer zweifelt daran, dass die Entente solche Garantien von uns genommen haette? Im Falle, dass sich Mitteleuropa staerker erweist, muss es also den gleichen Weg beschreiten, den Englaender, Russen und Franzosen gar zu gerne gegangen waeren, wenn unser Schwert sie nicht vor dem Ziele zur Strecke gebracht haette.

In Paris soll nach Meldungen, die über die Schweiz kommen, der Eindruck, der auf Clémenceau bezüglichen Stellen in der Rede Czernins wahrhaft bestürzend gewirkt haben. Die Rede Czernins habe in parlamentarischen Kreisen wie eine Bombe gewirkt und eine Art politischer Panik erzeugt. Diese habe aber noch eine Verstaerkung erfahren, als aus der Umgebung Clémenceaus verlautete, dieser bestreite rundweg„ eine solche Frage an Czernin gerichtet zu haben. Man haelt den Grafen Czernin für einen zu ernsten Staatsmann, als dass er in einer so überaus ernsten Sache sich einer Unwahrheit bedient haette und für einen zu gewiegten Diplomaten, als dass er hier das Opfer einer Mystifikation haette werden koennen. Man war darauf gefasst, dass Clémenceau sagen würde, seine Anfrage habe lediglich einen Sonderfrieden mit Oesterreich im Auge gehabt, aber dass er diese ableugnet, verschlimmert die Lage für ihn. Man macht sich auf überaus stürmische Debatten beim Wiederzusammentritt des Parlaments nach den Osterferien gefasst und haelt den Sturz Clémenceaus für überaus wahrscheinlich.

Die letzten Nachrichten aus Paris besagen, dass dort die Aufregung noch staendig waechst und dass sich die Anhaenger Caillaux' sehr bemerkbar zu machen beginnen. Es fehlte nicht an Stimmen, die sagen, dass die Rede Czernins in Paris eine politische Katastrophe herbeiführen werde.

WTB. Wien, 5. April. Amtlich wird verlautbart: Der k. u. k. Minister des Aeussern, Graf Czernin, hat in seiner am 2. April des laufenden Jahres vor der Deputation des Wiener Gemeinderates gehaltenen Rede folgendes erklaert: Herr Clemenceau hat einige Zeit vor Beginn der Westoffensive bei mir angefragt, ob ich zu Verhandlungen bereit sei und auf welcher Basis. Ich habe sofort im Einvernehmen mit Berlin geantwortet, dass ich hierzu bereit sei und gegenüber Frankreich kein Friedenshindernis erblicken koenne, als den Wunsch Frankreichs nach Elsass-Lothringen. Es wurde aus Paris erwidert, auf dieser Basis sei nicht zu verhandeln. Wie die Agentur Havas am 3. ds. Mts. meldet, hat der Herr franzoesische Ministerpraesident nach Kenntnisnahme dieser Aeusserung des Grafen Czernin erklaert: Graf Czernin hat hierin gelogen. Dieser Aeusserung des Herrn Clemenceau gegenüber wird folgendes festgestellt: Im Auftrage des k. u. k. Ministers des Aeussern hatte der Legationsrat I.R. Graf Nikolaus Revertera mit dem zu einer Unterredung mit letzterem nach der Schweiz entsandten Vertrauensmann Herrn Clemenceaus, dem dem franzoesischen Kriegsministerium zugeteilten Grafen Armand, dortselbst wiederholte Besprechungen. Anlæsslich einer am 2. Februar ds Js. in Freiburg in der Schweiz stattgehabten Unterredung der beiden Herren wurde die Frage eroertert, ob und auf welcher Grundlage zwischen den Ministern des Aeussern Oesterreich-Ungarns und Frankreichs oder zwischen offiziellen Vertretern dieser Minister eine Aussprache über die Herbeiführung eines allgemeinen Friedens moeglich waere. Hierauf hat Graf Revertera nach Einholung der Weisungen des k. u. k. Ministers des Aeussern in dessen Auftrage dem Grafen Armand zwecks Mitteilung an Herrn Clemenceau in den letzten Februartagen erklaert, Graf Czernin sei zu einer Aussprache mit einem Vertreter Frankreichs bereit und halte ein Gespraech mit Aussicht auf Erfolg für moeglich, sobald Frankreich nur auf seine Eroberungsabsicht betreffend Elsass-Lothringen verzichte. Dem Grafen Revertera wurde hierauf im Namen Herrn Clemenceaus erwidert, dieser sei nicht in der Lage, die vorgeschlagene Verzichtleistung Frankreichs auf diese Annexion anzunehmen, sodass eine Zusammenkunft von Vertretern nach beiderseitiger Ansicht zur Zeit zwecklos waere.

Berlin, 5. April. Ueber die in der Presse aufgetauchte Vermutung, dass der Reichskanzler Graf Hertling gleich nach dem Wiederzusammentritt des Reichstags, also nach dem 16. April eine neue Rede halten werde, um auf die Erklaerung des Grafen Czernin über das Friedensangebot Frankreichs an Oesterreich-Ungarn naeher einzugehen, erfahren wir von parlamentarischer Seite, dass irgendwelche Dispositionen noch nicht getroffen sind.

Lyoner Briefkasten.

Allabendlich 7 Uhr fingert zu Lyon ein hierfür Besoldeter am Taster der Funkstation. Er ist verpflichtet, in die vier Winde der Welt Silben, Saetze und Worte zu funken, die Pariser Stilkünstler eigens hierfür zusammenstellen. Zweck der Einrichtung; Bildung und Besserung der neutralen Welt durch Uebermittelung von Betrachtungen, welche dartun, wie wir deutsche Soldaten besiegt wurden, besiegt sind, besiegt sein werden und besiegt werden würden; wie wir Menschenfleisch ungesotten verpeisen; wie wir — seit 1914 — «zusammenbrechen», kurz: dass mit uns nicht viel los ist, war und sein wird. Das ganze heisst Lyoner Funkspruch. Von den meisten Witzblaettern Europas ist er wegen seines taeglichen Erscheinens als Konkurrent gefürchtet.

Die grosse Schlacht in Frankreich hat seine alte Feindschaft zum gesunden Menschenverstand machtvoll angefacht. Sonnen wir uns ein wenig im Lichte seiner Kritik und seines Aergers. Hier ein paar Proben:

«Es muss bemerkt werden, dass die Schlacht keinerlei neue Methoden gebracht hat, obgleich die Deutschen vorher ein so gewaltiges Gerede davon gemacht haben.»

In der Tat begnügt sich Hindenburg mit seiner alten Methode; er schlaegt den Feind!

«Kein deutscher Tank ist bisher gemeldet worden.»

Vielleicht fehlt's da am Meldewesen; jedoch auch dort wo wir ohne Tanks den Gegner warfen, geschah dies ohne beleidigende Absicht.

«Nach vorgefundenen Karten haben die Deutschen kaum in vier Tagen diejenigen Punkte erreicht, die sie sich für den ersten Tag zum Ziel gesetzt hatten.»

Es handelt sich dabei offenbar um eine Karte Westeuropas 1×5,000,000. Wir wollen Lyon verraten, dass unser eigentlicher Plan war: 9,40 Vm. Vorbrechen bei St. Quentin, 10,15 Vm. Durchstossen von Paris, 11,30 Vm. Sturm auf Bordeaux, 12,0 mittags Sammeln an den Pyrenaeen, Sicherungen gegen die spanische Grenze, Uo.-Posten nach Marseille.

«Wir hatten immer aehnliche Erfolge.»

Sie wurden bis zum heutigen Tage so musterhaft geheim gehalten, dass keiner sie kennt.

«Um zu verstehen, was den verbündeten anglo-franzoesischen Heeren gegenwaertig zur Seite steht, denke man nur an die einfachen Worte: «westliche Zivilisation!»

Wir bleiben gespannt, wo Haig oder Foch die «einfachen Worte westliche Zivilisation» einsetzten und wie unsere Divisionen sich mit diesem neuartigen Gegner, abfinden werden.

«Nichts kann das Vertrauen unserer Tapferen erschüttern, weil sie wissen, dass sie dem Ansturm der feindlichen Scharen begegnen, die nur von dem Wunsch beseelt scheinen, durch diese Unternehmung dem Krieg ein Ende zu machen.»

In der Tat ist dies unser Wunsch. Und vermutlich weil uns die «einfachen Worte westliche Zivilisation» nicht zur Seite stehen, schaemen wir uns dieses Wunsches nicht einmal.

Genug; die Proben zeigen die Verfassung franzoesischen Geistes. Doch Grossmut ziemt dem Sieger. Decken wir diese Bloessen mit dem Mantel des Schweigens... W.

Die Kosten des Weltkrieges

sind von den verschiedenen Stellen mit sehr stark schwankenden Ziffern eingeschaetzt worden. Es liegt dies teils an Unklarheit über gewisse Grenzgebiete, z. B. Kosten für Erbauung von neuen Fabriken, Verkehrswagen, Tonnageersatz, Ausgaben für Kriegszulagen der Zivilbevoelkerung, Erwerbslosen-Unterstützung usw., Vorschüsse an Verbündete werden verschieden zugerechnet. Dazu kommt, dass Staaten mit ungünstigen Finanzverhaeltnissen ihre Angaben moeglichst undurchsichtig zu halten suchen. Die bis Herbst 1917 gehenden Angaben für die einzelnen Staaten lauten in Milliarden Mark:

Deutschland	91	118
Oesterreich	52	
Türkei	4	79
Bulgarien	3	
	150	197
England	136	123
Frankreich	95	86
*Russland	82	106
Vereinigte Staat.	52	3
Italien	30	28
Kleinere Staat.	26	?
	421	396

*) nach anderer Schaetzung sogar 134—140.

Die Kriegskosten wuchsen bei allen Laendern sehr rasch an. Sie betrugen (in runden Ziffern) auf den Kopf der Bevoelkerung gerechnet:

	1914/15	
England	Mk. 300.—	Mk. 2000.—
Deutschland	Mk. 310.—	Mk. 1420.—
Frankreich	Mk. 642.—	Mk. 2120.—

Ganz auffallend sind die Kosten der Vereinigten Staaten, trotzdem diese eigentlich noch nicht mit in den Krieg eingetreten sind. Es liegt dies zum Teil daran, dass der Kaufwert des Geldes in Amerika schon im Frieden niedriger war wie bei uns, dass der Arbeitermangel durch Ausfall der Einwanderung sehr fühlbar wurde und damit die Loehne stark gestiegen sind und dass Heer und Flotte erstens geschaffen werden mussten mit samt der Beschaffung von Kasernen, Bewaffnung, Geraeten aller Art, Schiffbau, Werften, Armierung usw. Da diese Neuschoepfung in Wirklichkeit sich weniger gegen uns als gegen das z. Z. noch verbündete Japan richtet, ist es schwer, auch nur ungefaehr die wirklichen Kriegsausgaben zu schaetzen. — England hat die Milliarden-Verluste durch Versenkung von reichlich einem Viertel bis Drittel seiner Handelsflotte nicht mit eingerechnet. Also auch hier sind die bekanntgegebenen Ziffern wenig verlaesslich. Die Verluste und Kostenziffern Russlands endlich sind durch die kopflose zersetzende Wirtschaft der Bolschewiki derartig hohe, dass eine Einschaetzung voellig unmoeglich geworden ist. — Stark und gesund erscheint demgegenüber Deutschlands Finanzkraft, die es ermoeglichte, 3/4 der gewaltigen Ausgaben durch langfristige Anleihen zu decken. Einem Irrtum aber begegnen wir bei der Aufklaerungsarbeit immer wieder: «Es sei nicht noetig, Kriegsentschaedigung in irgend welcher Form zu suchen, weil das Nationalvermoegen waehrend des Krieges so gewachsen sei.» Als Beweis hierfür wird auf die Hilfe der Sparkasseneinlagen hingewiesen. Sie betrugen 1914 über 20 und jetzt über 30 Milliarden Mark. Das Wachsen der Spareinlagen bedeutet nicht ohne weiteres ein Wachsen der Volkswohlfahrt. Grosse Lagerbestaende von Fertigwaren und Rohmaterialien wurden verarbeitet und verkauft, ohne die Lager wiederum mit Rohstoffen füllen zu koennen. Deshalb muss der Erloes einstweilen in Banken und Sparkassen niedergelegt werden. Es hat sich also nur die Form der Werte gewandelt, und diese Summen werden nach Friedensschluss wieder zum groessten Teil umgetauscht werden müssen gegen Lagervorraete zum Weiterbetrieb der Geschaefte und Fabriken. Dazu kommt, dass die Loehne in der Industrie, aber auch die Preise der Lebensmittel gewaltig gestiegen sind, und durch die Riesengeschaefte der Kriegslieferanten neue grosse Vermoegen entstanden, waehrend unendliche Mengen anderes Vermoegen sich verminderte. Dies bedeutet also keinen Wachstum, sondern nur eine Verschiebung der einzelnen Teile des Nationalvermoegens.

Die hohen Kriegslasten werden trotz der augenblicklichen glaenzenden Finanzlage sogar vielfach einen Rückschlag bringen, den besonders die Industriearbeiterschaft wird tragen müssen, wenn es nicht gelingt, dieser Gefahr durch einen gesunden Frieden zu begegnen.

Der Brotfriede mit der Ukraine.

In seiner schon an anderer Stelle erwaehnten Rede führte des oesterreichisch-ungarische Aussenminister, Graf Czernin, u. a. auch folgendes aus:

«Sowohl bei dem Friedensschluss mit der Ukraine als auch bei jenem mit Rumaenien ist mir in erster Linie der Gedanke vorgeschwebt, die Versorgung der Monarchie mit den notwendigsten Lebensmitteln und sonstigen Rohstoffen sicherzustellen. Russland kam hierfür nicht in Betracht, da es infolge seiner weitgehenden Desorganisation gar nicht in der Lage ist, für sich selbst die notwendigen Rohstoffe aufzubringen und bei sich zu verteilen. Sie wissen, dass die Ukraine uns die Lieferung ihrer gesamten Ueberschüsse an landwirtschaftlichen Produkten zugesagt hat. Die Kommission, die berufen ist, mit der Ukraine den Warenaustausch zu organisieren, ist in Kiew bereits zusammengetreten und in voller Arbeit. Sobald die Verhandlungen mit der ukrainischen Regierung über diesen Punkt abgeschlossen sind — und ich hoffe, es wird dies bald der Fall sein — werden die Zuschübe aus der Ukraine in groesserem Umfange einsetzen koennen. Wir haben mit der ukrainischen Regierung vereinbart, dass die den Vierbundmaechten vertragsmaessig zu liefernden Getreidequantitaeten mindestens eine Million Tonnen betragen werden, und wir hoffen, dass die einzurichtende Organisation der Aufbringung und des Abschubes es gestatten wird, diese Menge innerhalb einer angemessenen Frist abzutransportieren. Im Augenblicke sind die Zuschübe aus der Ukraine naturgemaess nur gering, wie sie die bis jetzt moeglichen Improvisationen eben gestatten. Bis zur Stunde sind allerdings erst 30 Waggons Getreide und Hülsenfrüchte aus der Ukraine nach Oesterreich-Ungarn gelangt. Weitere Transporte sind im Anrollen. 600 Waggons diverser Lebensmittel stehen in der Ukraine zum Abtransport in unser Hinterland bereit, und diese Transporte werden fortgesetzt werden, bis die Zuschübe organisiert sind und regelmaessig in groesserem Umfange beginnen koennen. Die Moeglichkeit zu diesen groesseren Transporten ist durch den Abschluss des Friedens mit Rumænien gegeben, der uns den Donauweg eroeffnet und der die Seetransporte von Odessa aus nach den Donauhaefen ermoeglichen soll. Wir hoffen so im Laufe der Zeit groessere und regelmaessig weiter laufende Transporte aus der Ukraine, zum überwiegenden Teile auf diesem Wege, zum kleineren Teile auf den Eisenbahnen, durchführen zu koennen. Dabei darf aber nicht vergessen werden, dass unsere in der Ukraine stehenden, jetzt zahlreichen Truppen von dem Lande selbst leben, ein Umstand, der natürlich unserem Hinterlande indirekt sehr zugute kommt. Und wenn ich zugebe, dass die heutigen Zuschübe aus der Ukraine noch gering sind und gesteigert werden müssen, so bleibt doch der logische Schluss, dass unsere Verpflegungslage ohne diese Zuschübe bedeutend schlechter waere. Dies beweist doppelt die Notwendigkeit des Friedenschlusses mit der Ukraine.

Aus Rumaenien selbst erhalten wir aus der vorjaehrigen Ernte noch über 70.000 Tonnen Mais. Die kommende Ernte Rumaeniens, deren Ueberschüsse zwischen uns und Deutschland zu gleichen Teilen aufgeteilt werden, dürfte der Monarchie Zuschübe von rund 400 000 To. Getreide, Hülsenfrüchte und Futtermittel bringen. Ueberdies gibt uns Rumaenien ein schon jetzt aufzubringendes Kontingent von 300 000 Schafen und 100 000 Schweinen.

Die «Freiheit der Meere».

Die folgende Meldung aus Holland kennzeichnet die Vergewaltigung der Seefahrt der Neutralen auf das beste:

Das niederlaendische Panzerschiff «Hertog Hendrik», das infolge Sturmwetters Havarie erlitten hatte, musste nach Hause zurückkehren. Wie aus einer Zuschrift des «Nieuwe Rotterdamschen Courant» hervorgeht, soll das Schiff bei ferneren Reisen nicht mehr den gewohnten Weg über Japan, San Franzisco, den Panama-Kanal und New York nehmen, da man nach dem brutalen Auftreten der Vereinigten Staaten und Englands diesen Laendern nicht mehr traut und die niederlaendischen Kriegschiffe, die nach Niederlaendisch-Indien fahren, nicht der Gefahr aussetzen will, das ihnen die Entente die Kohlen verweigert oder andere Schwierigkeiten bereitet. Die naechste Reise des «Hertog Hendrik», die wahrscheinlich gemeinschaftlich mit der Ausreise des Panzerkreuzers «Zeeland» geschieht, wird deshalb um das Kap der guten Hoffnung gehen. Auch sollen die beiden Kriegsschiffe von zwei Kohlenschiffen begleitet werden, damit sie unabhaengig bunkern koennen. Im «Courant» wird nun die Anregung gegeben, die Fahrten dieser Kriegsschiffe zu benutzen, um mit ihnen eine Anzahl Kauffahrteischiffe gehen zu lassen, die die Verbindung zwischen Niederlaendisch-Indien und dem Mutterlande herstellen und auf diese Weise die in beiden Laendern entstandene Not ausgleichen sollen.

Die Menge bringt's.

Ein Bild aus der Natur. Alljaehrlich hoeren und lesen wir von Ueberschwemmungen und Wasserschaeden und machen uns wohl nie klar,dass die gewaltige Naturkraft im Tropfen verborgen gewesen ist. Aus dem grauen Gewoelk faellt Tropfen auf Tropfen auf die Erde, vereinigen sich zu Pfützen und Rinnsalen. Diese wieder zu Baechen, die reissend von den Bergen stürzen und dem Strom die gewaltigen Wassermengen zuführen, die ihn anschwellen und über die Ufer treten lassen. Die ursprüngliche Kraft liegt im Tropfen, der einzeln ohne weiteres verdunsten würde, in der Vereinigung mit andern aber zum Riesen anwaechst. Wie das moeglich ist, wird eine einfache Ueberlegung zeigen, da wir in der Lage sind, die Regenmengen, die aus den Wolken quellen, zu messen. Angenommen der Regenmesser zeigt einen Regenfall von 20 mm an, so heisst das, auf ein Stückchen Erde von einem Quadratmeter Groesse sind 20 Liter Wasser gefallen. Das macht dann auf 1 Quadratkilometer 20 Millionen Liter und auf ein Land wie z. B. das Koenigreich Sachsen 280 Millionen Kubikmeter. Nun wird Dir schon klar, warum nach einem starken Regenfall die Baeche und selbst die Stroeme anschwellen müssen. Mit der Masse aber waechst die Kraft. Und doch waren es nur die Regentropfen, die kleinen, winzigen Tropfen, die sich zu Grossem auswuchsen.

Nun setzt einmal statt des Wortes Tropfen das Wort «Mark». Auch sie ist an sich nur ein verschwindend kleines Etwas, gering und machtlos. Und doch hat sie eine ungeheure Kraft in sich; auch sie kann in der Vereinigung zu einem gewaltigen Goldstrome anschwellen, Mark zu Mark gelegt, zuerst ein Rinnsal, dann ein Bach, schliesslich ein Strom und zuletzt das Meer. Tropfenweise und einzeln koennen die Markstücke in die Reichskasse fallen, es waechst dort zu der Macht, die das Vaterland in diesen Kriegszeiten braucht. Und Ihr alle koennt helfen, Ihr alle koennt einen Tropfen beitragen zu Staerkung des Goldstromes, wenn Ihr Sparmarken klebt.

Gefr. Lemme.



F. d. A. Z. gez. v. Utfz. Schmidt.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Aufgeriebene englische Divisionen. Wolff meldet vom 3. April, dass in dem Sammellager der südlichen deutschen Angriffsarmee von nachstehenden englischen Divisionen an Gefangenen eingebracht sind:

Von der	14.	Infanterie-Division	100	Offiziere	4079	Mann
»	» 18.	»	» 78	»	4090	»
»	» 30.	»	» 83	»	2348	»
»	» 36.	»	» 143	»	3215	»
»	» 61.	»	» 56	»	2298	»

Zaehlt man zu dieser hohen Einbusse an Gefangenen die sehr schweren blutigen Verluste hinzu, so bleibt auch von diesen fünf englischen Divisionen nicht viel übrig. Aehnlich werden die Verluste bei vielen anderen Divisionen des Feindes sein, der bis jetzt im ganzen über 90 000 Mann an Gefangenen eingebüsst hat.

Die Wirkung der Beschiessung von Paris. Laut Lyoner Zeitungen vom 1. April, sehen mehrere Pariser Theater, darunter Vaudeville, Gymnase und Palais Royal, die vorlaeufige Schliessung vor. Die Pariser Kirchen wurden an den Ostertagen vorsichtshalber geraeumt. Die Pariser Polizeipraefektur fordert die Bevoelkerung auf, die Granatsplitter abzuliefern, um die Wiederzusammensetzung einer Granate zu ermoeglichen.

Neue Erfolge.

Berlin, 5. April. Am 4. April 3 Uhr vormittags hat die deutsche Führung auf dem Südteil des Hauptkampffeldes zu dem neuen Schlage ausgeholt. Tagelanges Regenwetter hat die Boden- und Wegeverhaeltnisse denkbar ungünstig gestaltet. Trotz der grossen hierdurch entstandenen Gelaendeschwierigkeiten hatte der Angriff vollen Erfolg. Die zwischen Somme und Grivesnes dicht massierten feindlichen Divisionen sind durchbrochen. Ein mehrere Kilometer tiefer Raumgewinn ist erzielt worden. Bei Abwehr und Gegenstoss erlitt der Feind infolge des rücksichtslosen Menscheneinsatzes allerschwerste Verluste. Von allen Seiten laufen bestaetigende Meldungen über die neuen unerhoerten englisch-franzoesischen Blutopfer ein.

Osten.

Russland. Die «Morning Post» veroeffentlicht Einzelheiten über das Rote Heer. Der Umfang dieses Heeres sei noch nicht gross, aber es bestehe aus Soldaten, die unter dem Befehl von Offizieren stehen, deren Hauptziel es sei, keine Politik zu treiben. Auch die Todesstrafe sei in diesem Heer wieder eingeführt. — Trotzki und Lenin haben sich nach Zeitungsmeldungen wieder ausgesoehnt. — Die Bolschewiki-Regierung hat mit England und Frankreich ein Abkommen zum Schutze der Murmanbahn geschlossen. Man glaubt die Bahn durch die finnische weisse Garde und durch die in Finnland gelandeten Deutschen bedroht.

Ukraine. Die deutschen Truppen rücken auf Charkow und Jekaterinoslaw vor. Die Station Glutali, 70 Werst von Charkow entfernt, wurde von den Deutschen und Ukrainern besetzt. Nach der letzten Erklaerung der ukrainischen Zentralrada werden folgende Gouvernements zur Ukraine gerechnet: Cholm (südlicher Teil), Wolhynien, Podolien, Cherson, Tauris (ausser der Krim), Kiew, Tschirnigow, Poltawa, Jekaterinoslaw und Charkow.

Sibirien. Das Hin und Her, ob Japan in Sibirien eingreifen wird oder nicht, dauert fort. «Times» berichtet aus Tokio vom 30. Maerz. Die Ausschreitungen der Bolschewiki in Wladiwostok werden offenbar die Alliierten zu einer gemeinschaftlichen Intervention in Sibirien zwingen. «Jiji Shimbo» vom 29. Maerz meldet an auffallender Stelle, im Mai werde eine ausserordentliche Sitzung des japanischen Reichstags abgehalten werden und alsdann werde Japan mobil machen. Marquis Kato aeusserte sich dahin, die Regierung wünsche die ausserordentliche Sitzung des Parlaments nur deshalb, weil damit die Mobilmachung beschlossen sei.

Balkan.

Amerikanische Kriegserklaerung an Bulgarien? Die «Morning Post» behauptet in einem Telegramm aus Washington, Praesident Wilson werde demnaechst vorschlagen, Bulgarien den Krieg zu erklaeren. (Bisher hat die Union an Bulgarien und die Türkei den Krieg noch nicht erklaert.) Nach einer Havas-Meldung aus Washington richtete der amerikanische Konsul in Sofia an das Staatsdepartement einen Bericht vom 21. Maerz, in dem es heisst, dass keinerlei bulgarische Truppen zur Teilnahme an der deutschen Offensive an der Westfront entsandt wurden.

Die Pferde der Ukraine.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Ukraine ist hinsichtlich des Getreidereichtums des Landes bereits eingehend gewürdigt worden, aber auch in anderer Beziehung bietet die Ukraine grosse Zukunftsmoeglichkeiten, so ist z. B. von einer Foerderung der ukrainischen Pferdezucht auch für uns viel Erspriessliches

zu erwarten. Es handelt sich hierbei um eine sehr wichtige Frage, da unsere Pferde einerseits ihre Unersetzlichkeit an der Front und in der Heimat in hoechstem Grade bewiesen haben, andererseits aber die Einbusse ausserordentlich gross ist. Auch der ukrainische Pferdebestand hat, wie Freiherr Hans von Barnekow in der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse ausführt, sicherlich unter dem Kriege und unter der Herrschaft der Bolschewiki empfindlich gelitten, aber die vorhandenen Reste dürften genügen, um auf ihnen erfolgversprechend aufbauen zu koennen. Klima und Boden der Ukraine sind jedenfalls für ein derartiges Unternehmen glaenzend geeignet. Das ganze in Frage kommende Gebiet besteht zum groessten Teil aus fruchtbarem Boden, der sog. schwarzen Erde (Tscherno Sem), bloss der südliche Teil ist Steppenland. Nur die typische frühere Misswirtschaft in Russland kann es erklaerlich machen, dass diese hervorragenden Voraussetzungen für die Pferdezucht nicht in entsprechender Weise ausgenutzt wurden. Die heutige ukrainische Rasse wird in ihrem Ursprung auf die sog. unteren Kosaken zurückgeführt, die «Saporoger», die im Süden am unteren Laufe des Dnjepr lebten. Die ersten Pferde waren polnischer Abstammung und sollen mit den ersten Stiftern des Saporogertums in das Land gekommen sein, spaeter kamen durch Erweiterung der Mitglieder der Brüderschaft aus anderen Gegenden moldauische, walachische und siebenbürgische, auch ungarische Pferde nach dem Dnjepr, schliesslich auch türkische u. tatarische. Aus all diesen Gattungen ist eine eigene Rasse entstanden, die man die ukrainische nennt. Das heutige ukrainische Pferd ist Anstrengungen u. Entbehrungen gegenüber sehr widerstandsfaehig, sein Wuchs ist eher klein als gross. Diese Tiere eignen sich vor allem als Reitpferde u. wurden daher zum grossen Teil von der russischen Kavallerie in Anspruch genommen. Dass sie weniger als Ackergespann benutzt wurden, erklaert sich aus dem reichen ukrainischen Besitz an Rinderrassen, die für die Feldarbeit besonders tauglich sind. Da Klima und Bodenverhaeltnisse bekanntlich ausschlaggebend sind für eine erfolgreiche Pferdezucht, aus welchem Grunde z. B. unser koenigliches Hauptgestüt Grabitz die Staette seiner Taetigkeit wechseln muss, ist diesen Verhaeltnissen besondere Beachtung zu schenken. Der Winter in der Ukraine ist streng, manchmal mit ziemlich hohen Kaeltegraden, der Frühling mild, der Sommer ist heiss und trocken, der Herbst stellt sich ziemlich spaet ein und ist kurz. Aus diesen und anderen Gründen sowie wegen der günstigen Niederschlagsverhaeltnisse sind die ukrainischen Weiden berühmt, sodass nichts naeher liegt, als zum Nutzen der Ukraine und zu unserem eigenen eine grosszügige Aufzucht der Pferde in diesen Gebieten in die Wege zu leiten.



Die Kirche von Cauwe (Flandern). F. d. A. Z. gez. v. Musketier Stuhrberg

Erkenntnis oder Offenbarung.

Diese Frage ist keine solche, die bloss ein wissenschaftliches oder theoretisches Interesse hat. Jeder, der nach Bildung strebt, kommt früher oder spaeter an einen Punkt, an dem er ohne deutliche Beantwortung dieser Frage in Unklarheit stecken bleibt, zum Beispiel in allen Fragen der Kunst und der Religion.

In der Galerie betrachtet jemand «Das Schweigen im Walde» von Boecklin. Die Leinewand zaubert ihm den wirklichen Wald vor die Seele. Die Maerchenfrau und das Einhorn aber kommen auf ihn zu wie der Geist dieses Waldes selbst. Die Staemme, das Moos und die Eidechse erscheinen ihm nicht als gewoehnliche Pflanzen und Tiere wie auf den Wandtafeln der Schule, sondern nur als sichtbare Hüllen oder Zeichen, durch die das Wesen hinter den Erscheinungen ihn seltsam ergreifend anschaut.

Sein Nachbar aber aeussert trocken: «So'n gehoerntes Kalb gibts ja garnicht.» Kalb? — Mein Gott, siehst du denn nichts von dem eigentlichen, dem wirklichen Bilde? — Es draengt den ersten, seinem Nachbar mitzuteilen, was das Bild bedeutet und sagen will... da wird ihm ploetzlich klar: Es ist ja garnicht mitteilbar in der Sprache des taeglichen Lebens, dieses Wirkliche, Innerliche, das du so stark fühlst... so wenig, wie du einem blind Geborenen eine Farbe, einem Geruchlosen den Rosenduft mitteilen kannst. Denn weder die Farbe und der Duft noch das Wesen eines Kunstwerks koennen mit dem Verstande erkannt werden. Es sind gar keine Erkenntnisse, sondern Offenbarungen eines aeusseren oder inneren Sinnes.

Grün, das muss man gesehen haben, Trauer, Liebe, Neid muss man gefühlt haben, sonst kann man auf keine Weise einen Begriff davon erhalten. Diese Begriffe also sind nicht selbst Erkenntnisse, sondern sie geben nur den Dingen, die sich uns — ohne Mitwirkung der Vernunft — durch die aeusseren Sinne oder durch den inneren Sinn offenbart haben, einen Namen.

Dagegen der Begriff «Ursache». Wie sind wir darauf gekommen? Koennen wir es sehen, hoeren, riechen was Ursache ist? Offenbart sie sich unserm Gefühl, unserm inneren Sinn? Nichts davon! Der Begriff «Ursache» ist eine reine Konstruktion unseres Erkenntnisvermoegens. Oder der Begriff der Zahl — gibt es so etwas in Wirklichkeit? Wir sehen einen Baum, noch einen Baum, einen ganzen Wald voll. Aber dass auf dieser Flaeche hundert oder tausend Baeume stehen, d. h. der Begriff hundert oder tausend kommt nirgend in der Welt vor ausser in unserm Erkenntnisvermoegen. Er ist selbst Erkenntnis oder, wie der Philosoph sagt, spezifische Erkenntnis.

Welchem der beiden Erkenntnisgebiete entstammt nun die Religion? Gehoert der Gott, der im Geist und in der Wahrheit angebetet wird, der durch Jesus zum ersten Mal in die Welt getreten ist, zu den eingeborenen Begriffen unserer Vernunft wie die Zeit, die Zahl, die Ursache, «so beherrscht die Vernunft als solche ihren Gegenstand» und die Mission des Jesus war entbehrlich.

Gibt sich uns aber der Inhalt seiner Gottesvorstellung nur durch innere Offenbarung zu erkennen, wie etwa der von Beethovens Neunter Sinfonie, so war der Verstand unfaehig, diese Gottesvorstellung zu erzeugen, wie er unfaehig ist, ein Kunstwerk hervorzubringen.

Es ist kein Zweifel moeglich, dass nur das letzte in Frage kommt. Ebenso wie die Kunst kann die Religion vom Verstande nur erkannt werden, wenn ihr Wesen sich vorher dem Bewusstsein offenbarte.

Wie nun Tausende Teil haben an der Offenbarung der Neunten Sinfonie oder der Sixtinischen Madonna, aber nur



Im Unterstand. F. d. A. Z. gez. v. Leutnant Bruen.

Einer diese Offenbarungen aus Gottes Hand empfing, so haben Millionen Teil an der christlichen Religion; aber offenbart hat sie sich einzig in Jesus. Wenn er gesagt hat: «Niemand kommt zum Vater, denn durch mich», so hat er die einfache Tatsache ausgesprochen.

Denn es ist einmal so und nicht anders, dass das christliche Gottesbewusstsein «der Menschheit zum ersten Mal in Jesus aufgegangen» ist.

Rudolf von Koschützki.

Ein Vierteljahrhundert mittel-europaeische Zeit.

(1. April 1918.)

Unter dem 12. Maerz 1893 machte die deutsche Reichsregierung bekannt, dass mit dem 1. April 1893 die gesetzliche Zeit in Deutschland die mittlere Sonnenzeit des 15. Laengengrades oestlich von Greenwich sei. Damit hatte sich auch Deutschland für die Annahme der sog. mittel-europaeischen Zeit als gesetzliche Einheitszeit entschieden, die ausser ihm gegenwaertig noch Luxemburg, Oesterreich-Ungarn, die drei skandinavischen Koenigreiche, die Schweiz, Serbien, die westliche Türkei, (das sog. Saloniker Netz) und Italien besitzen, und die der Greenwicher Zeit um genau eine Stunde voraus ist. Schon lange vor dem 1. April 1893 war eine starke Bewegung durch die Menschheit gegangen, mit dem ausgesprochenen Ziele, unter anderem auch auf dem wichtigen Gebiete der Zeitrechnung, Zeitmessung und oeffentlichen Zeitangabe die Einheitlichkeit und Einfachheit nach Kraeften zu foerdern. Letzten Endes sind für die Einführung der gesetzlichen Einheitszeit, mit anderen Worten ausgedrückt: einer für grosse Laenderstrecken gemeinschaftlichen Zeitrechnung die grossen Schwierigkeiten entscheidend gewesen, die die Verschiedenheit der jeweiligen Ortszeiten für die durch das sich immer mehr ausdehnende internationale Eisenbahnnetz erzeugten Verkehrsverhaeltnisse zur Folge hatte und haben musste. Die Eisenbahnen brachten, je mehr sie sich in Bezug auf ihre Schnelligkeit entwickelten, eine so rasche Ortsveraenderung mit sich, dass letztere selbst im Vergleich mit den Wirkungen der Drehungsgeschwindigkeit der Erde, anders ausgedrückt: der Geschwindigkeit der Zeitaenderung, in Frage kommt, dies umsomehr, je weiter vom Aequator entfernt und je naeher den Polen wir die Eisenbahnen benutzen. Ein Eisenbahnzug z. B., der, in ostwestlicher Richtung, mit einer 60 km-Geschwindigkeit in der Stunde faehrt, würde in den aequatorialen Gegenden der Erde in 28, in der Breite von Berlin in 17, im mittleren Schweden und im noerdlichen Russland bereits in 13 Minuten eine Strecke zurückgelegt haben, an deren Endpunkt die Ortszeit schon um eine volle Minute von jener Ortszeit verschieden ist, die in demselben absoluten Zeitpunkt an ihrer Anfangsstation besteht. Hieraus folgt, dass der Eisenbahnfahrdienst der groessten Verwirrung ausgesetzt waere, wenn man die Abfahrts- und Ankunftszeiten eines solchen Zuges lediglich nach den von Ort zu Ort voneinander abweichenden Ortszeiten bemessen wollte. Nur auf den nordsüdlich gerichteten Eisenbahnlinien würde die nach den Ortszeiten bemessene Fahrtzeit zwischen zwei Stationen von der Richtung der Fahrt — hin und her! — unabhaengig sein. Erwaegt man ferner, dass diese Unterschiede ausser mit der geographischen Lage auch mit dem Winkel, den die jeweilig befahrene Strecke in der Richtung Ost-West macht, sowie mit den tatsaechlichen Geschwindigkeiten selber sich wesentlich veraendern, so ergibt sich daraus, dass mit den Ortszeiten allein für die Regelung des inneren Fahrdienstes der Eisenbahnen schlechterdings nichts anzufangen war, sondern dass dieser Dienst unbedingt einer einheitlichen, von der Ortsveraenderung unabhaengigen Zeitangabe, jedenfalls im Raume eines einheitlichen Verkehrsgebietes, bedürfte. Noch schaerfer faellt die Untauglichkeit der Ortszeiten für Zeit- und Massbestimmungen im inneren Dienste der Telegraphie in die Augen. Alles das hatte schon vor laengerer Zeit eine Reihe von Laendern zur Einführung einer Landes- oder Eisenbahnzeit bewogen, die sich in der Regel nach der Hauptstadt des betreffenden Landes richtet. Diese Einrichtung genügte aber nicht. Daher haben, nachdem 1889 in Washington die Einführung der Greenwicher Zeit als Weltzeit vor allem an dem Widerspruch Frankreichs gescheitert war, die meisten Laender die Zonenzeit eingeführt, so, wie schon Eingangs bemerkt, Deutschland und mehrere andere europaeische Laender am 1. April 1893 die sog. Mittel-Europaeische Zeit. Andere Laender in Europa haben sich auf die West-Europaeische, noch andere auf die Ost-Europaeische Zeit geeinigt; nur Frankreich, Russland, Griechenland und Portugal weisen einheitliche Landeszeiten auf, die nach den jeweiligen Landeshauptstaedten gelten.

Von den Deutschen in Boehmen.

** Wie wenig wissen wir hier draussen und auch drinnen im Reich von den harten Kaempfen, die die Deutschen in Boehmen um ihre voelkische Eigenart zu bestehen haben, und welche grosse Kulturwerte dabei auch für uns auf dem Spiele stehen.

Ein packendes Bild von der Seele des Deutschen in Boehmen entwirft uns Hans Watzlik in seinem jüngst erschienenen Roman: «O Boehmen», der im Verlage von L. Staackmann in Leipzig vor kurzem herausgekommen ist!

Die Hauptstadt des Boehmerlandes, in deren Schoss der unselige Kampf zwischen Tschechen und Deutschen nun schon so lange tobt, steigt vor unseren Augen auf mit ihren Denkmaelern deutscher Baukunst.

Der Dichter führt uns in die Waelder Deutsch-Boehmens und ins Egerland und zeigt uns die kraeftigen Menschen, die dieses



Schweres M. G. Scheerenschnitt v. Vizefeldw. Roose.

Land bewohnen! Für uns ist es von grosser Wichtigkeit zu wissen, wie jene Menschen leben, die wohl nicht zu unserem Reiche gehoeren, doch die deutsche Sprache sprechen und ihr Deutschtum lebhaft fühlen.

Watzlik hat das Buch von den Deutschen Boehmens mit seinem Herzblut geschrieben, das fühlt man aus jeder Seite heraus. Mag uns manches vielleicht etwas absonderlich vorkommen, so wollen wir darüber mit ihm nicht rechten! Geht es ihm ja um sein Heimatland.

Und es ist schoen dieses Land, und er schildert mit Begeisterung seine Berge und Waelder, noch viel zu wenig gekannt von naturfrohen Wanderern. Und er wird beim Brennen des naechtlichen Feuers im Walde zum Seher!

«O Boehmen! In deinen Waeldern ward ich geboren, deine weisen Baeume, deine klugen Quellen liesst du mir zu Gespielen, deine Wolken trugen meine Traeume. Aus deiner Scholle stieg die Kraft und naehrte mich. Du fülltest meine Adern mit deutschem Blut, du gabst mir eine deutsche Seele. O Heimat drunten, Stein, Wald, Moor, Heide, Acker, See, Bach! Sei mir gegrüsst. Wie bist du reich vor allen Laendern!

Sei mir gegrüsst mit dem Schrei meines Leides, o Boehmen, du bittere Schmerzenserde!

O meine Brüder im Reich! Der Deutsche in Boehmen kann nicht wahrhaft froehlich sein, immer muss er bangen um den Besitz der ererbten, errungenen Heimat! Ein fremdes Volk, begabt mit beispiellosem Opfersinn, mit flackerndem Ehrgeiz, voll Stammesstolz, überreich an Kniff und Finte, furchtbaren Zielen zugewandt, das Volk der Tschechen sucht mit verbissenem Eifer uns Deutsche aus dem Lande zu treiben oder zu knechten. — . . . O Freunde, die ihr im Reich geborgen vor andraengendem Fremdvolk ein friedlich Leben führet, verschliesst euer Herz nicht unserer Not. Denkt, dass euer Blut in Millionen Menschen dieses Landes schlaegt! Denkt, dass von Boehmen das Schriftdeutsch ausgegangen, das euch zu einem einigenden Bande wurde!»

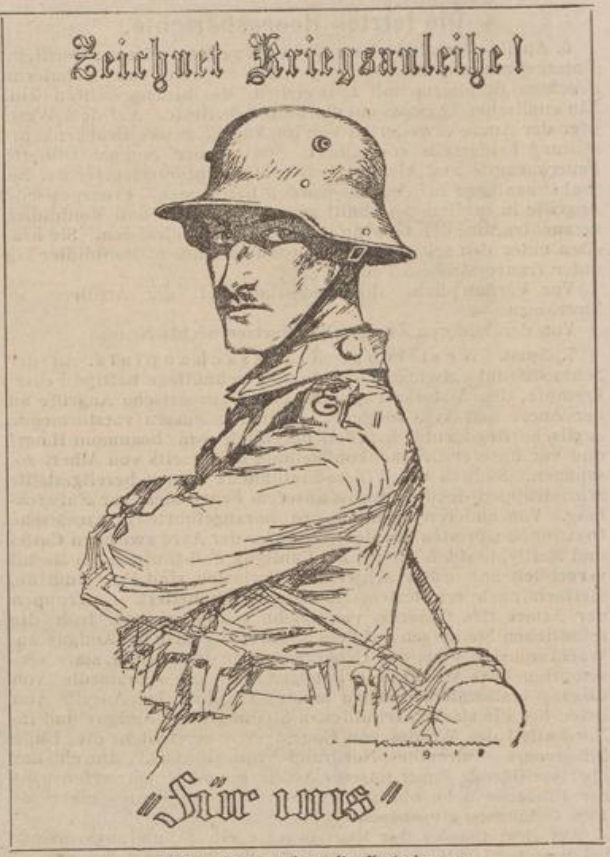
In das Flammen des Weltkrieges klingt das Buch aus!

Auch Boehmens Schicksal ist darin aufs staerkste verwoben. Tschechischer Verrat stand deutsch-boehmischer Kampfestreue gegenüber. Und die Maenner des deutschen Boehmerwaldes haben nicht weniger geblutet, als die des Egerlandes. Zuende ist es mit den panslawistischen Traeumereien, aber die Frage an die Zukunft bleibt, was wird aus dir innerlich zerrissenem Lande: «O Boehmen!»

Utffz. Dr. W. C.

Lazarettbilder aus dem heissen Orient.

Das deutsche Rote Kreuz ist im Verlaufe des Krieges nicht nur einer ungeheuren Arbeitsmenge, sondern auch den verschiedensten Schwierigkeiten gegenübergestellt worden, die sich aus der Taetigkeit in fernen Gegenden und ungewohnten Klimaten ergeben. Besonders schwer war darum die Arbeit, die den Aerzten und dem Hilfspersonal der deutschen Sanitaetsabordnung im Irak überwiesen war und von der der Leiter des früheren deutschen Lazaretts in Bagdad, J. J. Stutzin, in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift berichtet. Der Expedition waren drei einstoeckige Privathaeuser auf dem Ufer des Tigris zugewiesen, zu denen ein Palmengarten gehoerte. Nebst zahlreichen anderen Schwierigkeiten bildete aber für die Deutschen das Klima das groesste Hindernis. «Die Lufttemperatur erreichte oft im Schatten 50 Grad. Die naechtliche Abkühlung war gering. Stoerungen allgemeiner Art, Kopfschmerzen, Schwindelgefühle und dergleichen sowie Verdauungsstoerungen stellten sich bald ein. Beim Arbeiten in der Sonne kam es schon nach kurzer Zeit zur Ausbildung von Brandschaedigungen . . . Diese klimatischen Schwierigkeiten bedingten zahlreiche Schutzmassnahmen. Waehrend der Tageszeit wurde der Aufenthalt moeglichst in einen kellerartigen Raum verlegt, der aber giftige Insekten sowie vereinzelte Skorpione barg, mitunter hatte man auch in den Haeusern den Besuch von Schlangen zu gewaertigen. Zum Schutz gegen die durch die Fensterscheiben eindringende Strahlung und Hitzwellen wurden Schraeglaeden aus Wüstendorn angebracht, die staendig berieselt werden mussten . . . In den Zimmern selbst, an der Decke, wurden sog. «Punkas» angebracht, lange Holzleisten, an denen grosse Stücke schweren Leinenzeuges herabhaengen. Das ganze wurde mittels dicker Schnur durch Handbetrieb hin und her bewegt. Die so sich bildende Luftstroemung wirkte verdunstend — und damit kaeltebildend — auf die schweissbedeckte Haut.» Besondere Mühe machte es, die durch den ausserordentlich hellen Sternenhimmel und die Hitze verursachte Schlaflosigkeit zu bekaempfen. Die Taetigkeit war umso anstrengender, als es ununterbrochen zu tun gab, sodass die Stationsschwestern selbst waehrend der überheissen Mittagsstunde ihren dienstlichen Pflichten nachkommen mussten. «Die klimatischen Faktoren beherrschten die ganze Idee der Einrichtung. Die Thermometer konnten beispielsweise nicht offen oder überhaupt trocken liegen gelassen werden, da die Quecksilbersaeule sonst das Glas sprengte. Die Gummisachen mussten sorgfaeltig verwahrt werden, in abgedichteten Holzkisten über Petroleumdaempfen, um nicht brüchig zu werden.» Diese kurzen Einzelheiten vermitteln nur einen kleinen, aber bezeichnenden Einblick in die Schwierigkeiten des aerztlichen Dienstes im heissen Orient.



F. d. A. Z. gez. v. Grenadier Kretschmann.

Mutters Hemd mit Salz. Eine niedliche Geschichte, so schreibt der Coelledaer Anzeiger, laeuft hier im Staedtchen um; ob sie sich ganz so zugetragen hat, dafür moechten wir uns nicht verbürgen. Erzaehlt wird sie folgendermassen: Der Mann — sagen wir, er heisst Meier — ist auf Urlaub daheim und ein wenig über Land gegangen. Am Nachmittag kommt er heim, von den hungrigen Kindern mit Freuden begrüsst. Mutter sei auf Arbeit gegangen, das Essen habe sie warm gestellt. Vater sieht nach: da steht auf der Grude eine wohldurchwaermte Schüssel mit einem grau und etwas fremdartig aussehenden Brei. «Nun», so denkt der Mann, «was mag Mutter da für ein Kriegsgericht gekocht haben!» Unverwoehnt, wie sie jetzt alle sind, gehen sie hoffnungsvoll ans Werk. — Kopfschütteln. — «Das schmeckt aber mal nach jarnischt» sagt Vater. «Kinder, holt mal's Salz! Na, nun geht es so einigermassen!» Die Hungrigen essen die Schüssel leer und stellen sie, zwar ein bisschen unbefriedigt, aber doch gesaettigt, beiseite. Bald kommt auch die Mutter heim. «Na, hat's geschmeckt?» ist die erste Frage. «Hm!» ist die einzige Antwort. Da schreit auch schon die Frau: «Aber da steht ja noch das ganze Essen im Ofen — und wo — wo ist denn das eingeweichte Hemd, das ich waschen wollte? Mann, 18 Mark hat's gekostet — das waerd doch kee Papierhemde gewesen sein — und ihr habt's uffgegessen.»

Die letzten Heeresberichte.

6. April. Westlicher Kriegsschauplatz: Oertliche Unternehmungen bei Bucquoy und südlich von Hébuterne brachten Gefangene mit zahlreichen Maschinengewehren ein. Ein englischer Vorstoss auf Puisieux scheiterte. Auf dem Westufer der Ancre erweiterten wir im Angriff unsere Brückenkopfstellung beiderseits von Albert. Südlich der Somme lebhafte Feuerkaempfe und kleinere erfolgreiche Infanteriegefechte. Eisenbahnanlagen bei Amiens wurden beschossen. Franzoesische Angriffe in breitem Abschnitt zwischen Moreuil und Montdidier versuchten, uns den Gewinn des 4. April zu entreissen. Sie brachen unter den schwersten Verlusten zusammen. Montdidier lag unter franzoesischem Feuer.

Vor Verdun nahm die Kampftaetigkeit der Artillerie an Staerke zu.

Von den anderen Kriegsschauplaetzen nichts Neues.

7. April. Westlicher Kriegsschauplatz: An der Schlachtfront entwickelten sich am Nachmittage heftige Feuerkaempfe, denen starke englische und franzoesische Angriffe an der Ancre und Avre folgten. In dichten Massen vorstürmende englische Regimenter brachen noerdlich von Beaumont-Hamel und vor unserer Brückenkopfstellung beiderseits von Albert zusammen. Südlich von Villers-Bretonneux kamen bereitgestellte Sturmtruppen des Feindes in unserem Feuer nicht zur Entwicklung. Von anderen Fronten neu herangeführte franzoesische Divisionen stürmten auf dem Westufer der Avre zwischen Castel und Mailly, oestlich Thory, bei Cantigny und fünfmal bei Mesnil vergeblich an. Unter schwersten Verlusten sind ihre Angriffe, vielfach nach erbittertem Nahkampf, gescheitert. — Truppen der Armee des Generals von Boehn griffen gestern früh die feindlichen Stellungen auf dem Südufer der Oise bei Amigny an. Waehrend sich Teile den Uebergang über den breiten, stark versumpften Oise-Abschnitt erzwangen und die Vorstaedte von Chauny erstürmten, nahmen andere Truppen im Angriff von Osten her die starken feindlichen Stellungen bei Amigny und im Nordostteil des Waldes von Coucy. Wir erreichten die Linie Bihaucourt—Autreville—Nordrand von Barisis. Durch das überwaeltigende Feuer unserer Artillerie und Minenwerfer erlitt der Franzose hohe blutige Verluste. Bisher wurden mehr als 1300 Gefangene eingebracht.

Auf dem Ostufer der Maas brachte ein Erkundungsvorstoss bei Beaumont 70 Gefangene und 10 Maschinengewehre ein. — Zur Vergeltung für die anhaltende Beschiessung unserer Unterkünfte in Laon wurde die Beschiessung von Reims fortgesetzt.

Im Luftkampf wurden gestern 18 feindliche Flugzeuge abgeschossen. Rittmeister Freiherr von Richthofen errang seinen 76., Leutnant Udet seinen 24. Luftsieg.

Mazedonissche Front: In Vorfeldkaempfen am Wardar und Dojran-See wurden einige Griechen, Franzosen und Englaender gefangen.

Von den anderen Kriegsschauplaetzen nichts Neues.

8. April. Westlicher Kriegsschauplatz: An der Schlachtfront zu beiden Seiten der Somme blieb die Gefechtstaetigkeit auf Artilleriekaempfe beschraenkt. Teilangriffe der Englaender im Walde von Hangard, der Franzosen bei Grivesnes scheiterten unter schweren Verlusten. Auf dem Südufer der Oise zwangen unsere Erfolge vom 6. April den Feind, noch in der Nacht vom 6. zum 7. Teile seiner Stellungen zwischen Bichaucourt und Barisis zu raeumen. Gestern führten wir unsere Angriffe fort und warfen den Feind nach Einnahme von Pierremande und Folembray auf das westliche Ufer der Ailette zurück. Von Bihaucourt an der Oise entlang zurückgehende feindliche Kolonnen wurden vom Nordufer des Flusses von unserem Maschinengewehrfeuer flankierend gefasst und unter den schwersten Verlusten zusammengeschossen. Die am Ostrand des Waldes von Coucy und über Barisis vorstossenden Truppen erstürmten den Bergklotz nordoestlich von Folembray und drangen bis Verneuil vor. Die Zahl der eingebrachten Gefangenen hat sich auf mehr als 2000 erhoeht. —

Vor Verdun am Abend auflebender Feuerkampf.

Rittmeister Freiherr von Richthofen errang seinen 77. und 78., Leutnant Wenkhoff seinen 23. Luftsieg.

Von den anderen Kriegsschauplaetzen nichts Neues.

Lustige Ecke.

Liebe Armeezeitung!

* Jüngst bekam ich einen neuen Kameraden. Der hatte die Angewohnheit, nach dem Mittagessen das Kochgeschirr nicht zu saeubern. Am naechsten Tage vor dem Essenholen stand er regelmaessig an der Pumpe und quaelte sich damit ab, die angetrockneten Speisereste abzuscheuern. Ich fragte ihn, warum er denn nicht sogleich nach dem Essen das Geschirr saeubere, da ginge die Arbeit doch spielend leicht. Er erwiderte: «Det soll ja allens woll sind. Aba da ha'm se, wie'ck vor'jen Monat in Jra'm lag, mein' Nachbarn ins frish jewasch'ne Kochgeschirr rinjedaemmat, dass 't jleich in tausend Jranatschticke wa. Siehste, det hat er nu for seine Reinlichkeit jehabt!»

** Gefr. Willy Erthal.

Ort: Bahnhof einer kleinen Garnison. Zeit: Krieg. Sommer 1917. Der jüngste Jahrgang der Pioniere hat viel Heimweh und wenig Urlaub. Man faehrt daher meist «schwarz» und einfach in Zivil. Der Platzkommandant bekommt Wind und stellt ausser der üblichen Bahnhofswache noch verstaerkte Kontrollposten auf dem Bahnsteig auf.

An einem schoenen Sonntagnachmittag wendet sich vor Abfahrt des heimatlichen Zuges ein ganz junger Pionier, keck in Uniform, vertraulich an einen aelteren neben ihm stehenden, genau so harmlos wie er selbst aussehenden Landsturmmann mit der spitzen Frage: «Du, fahrscht du aach schwarz?», worauf der alte Krieger barsch und gepresst entgegnet: «Halt doch dei Maul, ich bin jo die Kontroll!»

Simplic.

Raetsel-Ecke.

Diamant-Raetsel.



Die Buchstaben in obiger Figur ordne man so, dass die wagerechten Reihen nennen: 1) Vokal, 2) Teil eines Schauspiels, 3) maennl. Vorname, 4) Monat. 5) Opernkomponisten, 6) Maerchengestalt, 7) Konsonanten. Die mittelste senkrechte lautet wie die mittelste wagerechte Reihe. P. u. P.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

**
*

Silben-Raetsel.

a, a, au, bend, borg, cron, e, en, gust, ho, i, ka, le, li, li, na, ri, se, se, ser, sonn, trel.

Aus obigen Silben bilde man acht Woerter, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Nahkampfmittel ergeben. Die Woerter nennen: 1) Wochentag, 2) Ort in Schweden, 3) Nebenfluss der Elbe, 4) Blume, 5) deutschen Dichter, 6) Propheten, 7) maennlichen Vornamen, 8) Teil des Kopfes. P. u. P.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

**
*

Aufloesung des Pflasterstein-Raetsels aus voriger Nummer.

m e i n u n
g e n r e g
i e r e n d
i e w e l t

**
*

Aufloesung der Schach-Aufgabe aus voriger Nummer.

Weiss führte das Remis auf folgende hübsche Weise herbei:

25. T f 7 × g +	T h 7 × g 7
26. T e 7 × g +	K g 8—h 8
27. T g 7—f +	K h 8—g 8
28. T f 7—g +	K g 8 × h 8

Durch fortgesetzte Wiederholung dieser Züge remis.

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 494. (4. Kriegsjahr) 11. April 1918.

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht.
Wer sich nicht selbst befiehlt,
bleibt immer Knecht.

Goethe.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

12.—15. April 1915: Erfolglose franzoesische Angriffe bei Maizery und Marcheville. Nahkaempfe im Priesterwalde.

11.—24. April 1916: Russische Angriffe bei Garbunowka abgewiesen.

11. April 1917: Englische Niederlage bei Bullecourt.

Frühling in Bourlon.

Von Vzfw. Carl Krah.

Friedhofsstille über Dorf und Wald,
In den Zweigen kaum ein leises Schauern,
Nebelgrau die Welt und stumm und kalt,
Rings Gewirr verkohlter Ziegelmauern.

Haeuserreste, Fetzen, Tand und Flitter,
Muttergottesbilder in den Kot getreten,
Scherben, Balken, Trümmer, Splitter,
Und darin auf wüsten Gartenbeeten,

Heimlich — eine halbverklung'ne Sage, —
Stille Gloeckchen, weiss und goldumsaeumt,
Deren zaubersüsse, sel'ge Sprache
Leis von Leben, Lenz und Liebe traeumt.

Der Jahrestag der amerikanischen Kriegserklaerung.

Dass der vor einem Jahr (am 6. April 1917) erfolgte Eintritt Amerikas in den Krieg keinen Umschwung zu Gunsten unserer Feinde bewirken würde, davon war man in allen urteilsfaehigen Kreisen Deutschlands und besonders in der breiten Masse unseres tapferen und geduldigen Volkes von Anfang an überzeugt. Dass aber die Wirkung so gering sein würde, wie sie sich jetzt am Ende des ersten Jahres herausstellt, bedeutet auch für die groessten Optimisten eine Ueberraschung. Denn die eines Barnum und Bailey würdige Reklame, mit der Amerika in den Krieg eintrat, hatte immerhin unsere Erwartungen etwas hoeher gestimmt. Nicht weniger als 6½ Milliarden Dollar oder annaehernd 38 Milliarden Francs genehmigte das amerikanische Repraesentantenhaus am 17. 4. 1917 für Kriegsaufwendungen, von denen sofort als erste Summe 17½ Milliarden Francs den Verbandsmaechten zur Verfügung gestellt wurden, waehrend der Rest für die nationale Verteidigung der Vereinigten Staaten verwandt werden sollte.

Ferner sollte sofort eine Flotte von 1000 Holzschiffen zu je 3000 Tonnen gebaut werden, um die Verluste an Schiffsraum durch den Ubootkrieg zu decken, ganz abgesehen von den eisernen Schiffen, die man wie Sardinenbüchsen in grossen Massen auf den amerikanischen Werften herstellen wollte. «Unsere Schiffswerften müssen Schiffe zu Hunderten herstellen, die trotz der Uboote den taeglichen Bedarf nach der anderen Küste des Ozeans bringen. Wir müssen die Armeen in Europa, denen wir zur Seite stehen, kleiden und ausrüsten helfen und die Fabriken in Europa mit Rohmaterial versorgen. Wir müssen Kohlen für die Schiffe auf der See und für Hunderte von Fabriken jenseits des Meeres beschaffen, für Stahl sorgen, aus dem drüben Waffen und Munition hergestellt werden und für Eisenbahnschienen für die ausgefahrenen Eisenbahnen hinter der Front, für Lokomotiven und Eisenbahnwagen zum Ersatz des Materials, das taeglich, zerstoert wird... alles, womit die Voelker Frankreichs, Italiens und Russlands sich sonst selbst versorgt haben, zu dessen Erzeugung sie aber nicht genug Menschenmaterial und Maschinen verfügbar haben», so heisst es in dem Kriegsaufruf Wilsons vom 15. April.

Und welches Ergebnis steht diesen toenenden Phrasen gegenüber? Russland hat durch die Gewalt deutscher Waffen einen Zusammenbruch erlebt, wie ihn unsere kühnsten Traeume nicht erwartet haben und ebenso wie Rumaenien einen Frieden mit uns schliessen müssen, der unseren und unserer Bundesgenossen berechtigten Wünschen und Kriegszielen entspricht. Die Herbstoffensive in Italien hat als ein Vorgeschmack dessen, was die grosse Westoffensive im Frühjahr bringen würde, Italien die ungeschwaechte Kraft deutscher Waffen fühlen lassen und die dortige ungünstige Front der Mittelmaechte auf ein Drittel verringert. Der Kriegssorge im Osten los und ledig hat Deutschland sich im Bunde mit seinen treuen Bundesgenossen mit ganzer Kraft der Westfront zuwenden koennen und steht jetzt im Begriffe durch eine voellige Vernichtung der Widerstandskraft unserer Feinde im Westen die Brücke für einen Frieden auf allen Fronten zu schlagen. Das Wenige, was an amerikanischen Truppen unserer Westfront gegenüberstand, ist in die allgemeine Niederlage mit hineingezogen worden, ohne dass es Gelegenheit gehabt und Neigung bekundet haette, besonderen Heldenmut zu betaetigen und zwar vom amerikanischen Standpunkt aus mit Recht. Denn was gingen den amerikanischen Bürger die Kriegsziele Englands und Frankreichs in Europa an? Wussten doch nicht einmal kanadische Offiziere, ob Elsass-Lothringen, für das sie kaempften, ein Berg oder ein See war. Als einfaches Schlachtvieh hatte sie eine gewissenlose Regierung für fremde Kriegsziele auf Grund eines vorher abgekarteten Spieles in einen Kampf geschickt, in dem für sie weder Ruhm nach Ehre zu erringen war.

Und nicht minder gross ist der amerikanische Misserfolg auf anderen Gebieten. Die toenenden Worte Wilsons sind Worte geblieben und haben sich nicht zu Taten verdichtet. Das amerikanische Schiffsbauprogramm steht zu 3/4 auf dem Papier und wenn ein Schiff fertig geworden ist, so ist es derart, dass es den Seemann, der sich ihm anvertrauen soll, mehr schreckt als der Ubootkrieg. Den wunderbaren Gedanken einer Handelsflotte aus Holzschiffen hat man laengst begraben. Alles in allem bedeutet das Versagen Amerikas eine Niederlage gerade auf dem Gebiete, auf dem man hohe Erwartungen an Amerika zu stellen berechtigt war, naemlich auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Organisation. Waehrend der amerikanische Schiffsbau et-

wa 1/3 dessen geleistet hat, was er leisten sollte, hat der deutsche Ubootkrieg von Anfang an die auf ihn gestellten Erwartungen fast um das Doppelte übertroffen und das Sechsfache und mehr von dem vernichtet, was auf amerikanischen und englischen Werften in der gleichen Zeit gebaut worden ist.

Und wie steht es mit der Versorgung der Entente mit Nahrungsmitteln, Kriegsmaterial, Eisenbahnschienen, Kohlen und dergleichen? Der beste Beweis dafür, wie verzweifelt die Lage unserer Feinde gegenüber der Schiffsraumnot ist, ist die letzte Vergewaltigung der Neutralen, zu der man nicht gegriffen haette, wenn sie sich haette vermeiden lassen.

Als Amerika in den Krieg eintrat, war von wirklicher Not weder in England noch in den anderen Laendern der Entente zu reden. Heute dagegen erhebt überall das Hungergespenst drohend sein Haupt. So schreibt der Londoner Universitaetsprofessor Hearnshaw im «Daily Telegraph» bereits am 8. 1.: «Wir stehen zu Haus vor einer Hungersnot, wie sie selbst im Mittelalter nicht bekannt war.» Und neben der Hungersnot droht «Bolschewismus im eigenen Lande». Das bestaetigt Horatio Bottomley, der Herausgeber des «John Bull». Er sieht «den alten Demos neue Glieder rekken» und moechte diesen im Zaume halten, «aber er will seine Frauen und Kinder nicht hungrig sehen». «Das Grollen der Revolution liegt in der Luft.» «Truth» vom 2. 1. klagt: «Die maechtige Waffe der Seeblockade hat sich gegen uns gewandt.» «Die Speisekammern der Verbandsgenossen sind verzweifelt leer», klagt der englische Lebensmittelminister Lord Rhondda in seinem Weihnachtstelegramm an den amerikanischen Lebensmittelkontrolleur Hoover und Lloyd George erklaert in seiner Rede vom 14. 12. in Gray's Jnn: «Wir müssen im naechsten Jahre weitere 3 Millionen Tonnen an unserer Lebensmitteleinfuhr sparen», ohne anzugeben, wie das moeglich ist. An Lebensmitteln in der Welt, die unseren Feinden zur Verfügung stünden, fehlt es nicht, wohl aber an Schiffen, sie hereinzubringen. So hat Australien nach einem Berichte in Lloyds List am 2. 1. fünf bis sechs Millionen Tonnen verfügbares Getreide, aber keinen Schiffsraum.

Waren bisher unsere Feinde uns an Munition entschieden überlegen so hat sich das Blatt infolge des deutschen Hindenburgsprogramms, das nicht auf dem Papiere stehen geblieben, sondern Tat geworden ist, und durch die Riesenbeute in Russland zu unseren Gunsten gewendet. Die Arbeitskraefte, die Amerika bisher für die Munitionserzeugung in den Dienst unserer Feinde stellte, sind aus der amerikanischen Rüstungsindustrie heraus in das in Bildung begriffene amerikanische Heer hineingezogen worden und was in Amerika an Munition erzeugt wird, braucht Amerika für sich. «Um hunderttausende von Tonnen habe ich den Granatstahl vermindern müssen, für den die Fabrikanlagen bereit stehen, für den die Zünder bereit liegen, auf den die Geschütze und das Geschützpersonal warten — alles aus Mangel an Schiffen» klagt Churchill am 11. 1. Und dieser Zustand stammt nicht erst von gestern. Bereits am 24. 10. 1917 berichtet Public Ledger in Philadelphia, dass in amerikanischen Haefen 1,2 bis 1,5 Millionen Tonnen franzoesischer Munition vergeblich auf Abtransport warten.

Also Misserfolg über Misserfolg auf allen Gebieten. Wohl aber hat sich das in jeder Hinsicht erfüllt, was deutscherseits kühle Beurteiler Amerikas vor Jahresfrist über den Kriegseintritt Amerikas vorausgesagt haben, dass ein im Kriegszustand mit Deutschland befindliches Amerika uns weit weniger gefaehrlich sein würde, als das angeblich neutrale Amerika uns bisher gewesen ist. Haetten uns grosse Worte vernichten koennen — wo waere dann Deutschland? Den Vorzug der toenenden Rede wollen wir unseren Feinden auch weiterhin nicht streitig machen. Ihnen gehoere das grosse Wort, uns die grosse Tat, denn diese bleibt bestehen.

F. d. A. Z. gez. v. Gefr. Ege.



Nur ein grosser Erfolg der Kriegsanleihe kann die Grundlage zu einem Frieden werden, darum zeichne ein Jeder und helfe.

Englische Schliche.

Mit wachsendem Missbehagen sieht das Angelsachsentum auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans, wie trefflich der Weltkrieg dem japanischen Bundesgenossen bekommt. Besonders lebhaft sind die Besorgnisse über das Erstarken der jüngsten Grossmacht begreiflicherweise bei den Briten in Ostasien und im Stillen Ozean. In solcher Beklemmung schrieb vor laengerer Zeit schon der «Japan Chronicle»: «Keine europaeische Macht dürfte etwas dagegen haben, wenn Deutschland als Vorkaempfer der bedrohten weissen Rasse auftreten wollte», d. h. sich an die Spitze des empfohlenen Zweckverbandes gegen Japan stellen würde. In aehnlichen Gedankengaengen bewegt sich eine in Zürich erscheinende Schrift «Der schlaue Japaner und die Schlange Europas«. Das englisch-japanische Bündnis, wird da ausgeführt, sei ein Kardinalfehler gewesen. Der Gedanke ist nicht gerade neu; schon vor dem Weltkrieg mussten sich die Englaender diese bittere Wahrheit von Homer Lea sagen lassen. Weiter wird dann eroertert, ein deutsch-englisches Bündnis waere die Rettung der Welt gewesen. Der Zweck dieser rückschauenden Betrachtung ist natürlich, für ein solches Zusammengehen in der Zukunft Stimmung zu machen. Es ist wirklich gnaedig von den Briten, dass Deutschland, gegen das man seit Jahr und Tag die ganze Welt aufgehetzt, zu dessen Vernichtung man seit dreieinhalb Jahren mit allen Mitteln gekaempft hat, nun ploetzlich der Ehre eines Bündnisses gewürdigt werden soll. Sie werden es uns nicht verübeln, wenn wir in der harten Schule des Krieges von den Meistern des gesunden Egoismus etwas gelernt haben und uns ablehnend verhalten. Wenn den Angelsachsen die Augen darüber aufgehen, welche Rute sie sich selbst im fernen Osten gebunden haben, dann müssen sie schon, um das angelsaechsische Ziel der Baendigung der unangenehm wachsenden Verbündeten zu erreichen, ihre eigene angelsaechsische Haut zu Markte tragen. Wir Deutschen werden uns nicht irre machen lassen in der Erkenntnis, dass England unser Hauptfeind ist. Der neueste englische Schlich zur Verwirrung der Meinung in Deutschland ist uns ein erfreuliches Zeichen dafür, dass man jenseits des Kanals schon vor den Schlaegen der Frühjahrsschlacht an der Erreichung des Kriegsziels verzweifelte. Bezeichnend ist dabei die Stelle, die versuchte, die Aufmerksamkeit des braven Deutschen von seinem eigenen Nutzen abzulenken. Der Verfasser der Schrift ist naemlich Mitarbeiter der «Great Anti-Northcliffe Mail», verlegt ist sie bei «The Great Anti-Northcliffe-Publishing Co.» Man weiss, das Lord Northcliffe zum Leiter der englischen Propaganda im feindlichen Ausland bestellt wurde. Nicht übel vermutet daher die Deutsche Tageszeitung, dass wir in dem «Schlauen Japaner» die erste Frucht dieser Taetigkeit aufgetischt bekommen. An weiteren Versuchen, die oeffentliche Meinung bei uns irrezuführen, wird es nicht fehlen. Es gilt die Augen offen zu halten und sie abzuwehren. Im offenen Kampf vermag uns der Brite nicht zu überwinden, er soll uns auch nicht aus dem Hinterhalt mit vergifteten Pfeilen verwunden koennen.

Wilson hat wieder mal eine Rede gehalten, in der er Deutschland unterstellt, dass es die Absicht habe, «ein Weltreich der Gewalt, der Gewinnsucht und der kommerziellen Oberherrschaft aufzubauen.» Das stellt, wie kaum noetig ist, zu bemerken, die Tatsachen auf den Kopf, es sind die angelsaechsischen Ziele, die Wilson hier als die deutschen hinstellt. Seine Rede schloss er mit den Worten: «Wir koennen deshalb nur eine Antwort geben, und die ist: «Gewalt, Gewalt bis zum aeussersten, Gewalt ohne Mass und Grenzen, die rechte triumphierende Gewalt, die die Gesetze der Welt wieder in ihre Rechte einsetzt, und jede selbstische Oberherrschaft in den Staub schleudern wird.» — Damit spricht Wilson endlich klar aus, was die amerikanische Politik und die seiner Bundesgenossen bedeutet: Gewalt gegen alles, was sich ihnen in der Welt in den Weg stellt. Deutschland wird sich das Joch der Gewalt nicht auflegen lassen.

Generaloberst von Linsingen. Der Kaiser hat General von Linsingen aus Anlass seines 50jaehrigen Militaerdienstjubilaeums zum Generaloberst befoerdert.

Entlassung des 69-Landsturms. Das Armee-Verordnungsblatt veroeffentlicht einen kriegsministeriellen Erlass, wonach bis zum 30. April spaetestens die 1869 geborenen auf grund der Landsturm-Aufrufe zu den Fahnen einberufenen Landsturmleute zu entlassen sind, sofern sie nicht freiwillig im Dienste bleiben wollen. Dementsprechend ist von der Einberufung solcher Leute in Zukunft abzusehen.

Abzeichen für Verwundete. Das Armee-Verordnungsblatt veroeffentlicht Ausführungsbestimmungen zu der Allerhoechsten Kabinettsordre vom 3. Maerz 1918, betreffend Abzeichen für Verwundete. Das Abzeichen ist aus Eisen und zeigt auf seinem von einem Lorbeerkranz eingefassten Schild einen Stahlhelm auf zwei gekreuzten Schwertern. Es ist schwarz bei ein- und zweimaliger, mattweiss bei drei- und viermaliger, und mattgelb bei fünf- oder mehrmaliger Verwundung. Es wird auf der linken unteren Brustseite getragen.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Ueber eine halbe Million britische Verluste. Die ersten Berichte über die ungeheuren englischen Verluste auf dem Wege über Hull sind in Holland eingetroffen. Die Hoehe der waehrend der deutschen Offensive vom 21. bis 29. Maerz erlittenen Einbusse an erstklassigem Menschenmaterial soll den britischen Verlusten in der Sommeschlacht 1916 gleichkommen, die nach den englischen Angaben 412 000 Mann betragen. Zaehlt man die in der anschliessenden Spanne Zeit vom 29. Maerz bis 5. April gefallenen, vermissten und gefangenen englischen Soldaten hinzu, so kann man mit über einer halben Million rechnen, um die das britische Herr geschwaecht ist.

Die grosse Beute. Erst jetzt laufen bei den einzelnen Intendanturen langsam die Meldungen über die Beute ein. Die Englaender haben die reichen Bestaende weder fortschaffen noch vernichten koennen. Es wurden erbeutet: In Noyon: 200 000 Liter Wein, 4000 Woilachs, 100 Kraftwagen mit reichem Zubehoer und Ersatzteilen, 200 Feldküchen, 220 Fahrzeuge, Tragsessel im Werte von 10 000 M., sowie viel Geschirr, 360 Zentner Weizen, 300 Zentner Hafer, 100 Spitzzelte, eine grosses Lager mit Sanitaetsmaterial, ferner die Verpflegung für eine Division für mehrere Tage. Desgleichen wurden aus erbeuteten Bestaenden in Montdidier 2 Divisionen, in Ham eine Division verpflegt. In Roye fiel ein Haeutelager mit ungezaehlten Rinder- und Schaffellen und tausenden von Kaninchenfellen in deutsche Hand, in Montdidier ein bedeutendes Leder-, Leinen- und Hanflager und riesige Weinvorraete. Englische Bestaende in Ham lieferten die Verpflegung an Wein, Reis, Waffeln und 50 Kilo Kartoffeln für die deutschen Lazarette. In Nesle erbeuteten die Deutschen ein umfangreiches Lager an Unterkunfts- und Baracken-Material, Zimmer- und Ausstattungsgegenstaenden. Endlos ist die Menge an Maenteln, Betten, Gummimaenteln und Zelten. Die Beute-Zaehlung nimmt viel Zeit in Anspruch und wird fortgesetzt.



Studie. F. d. A. Z. gez. v. Leutnant Brün.

Osten.

Finnland. Aus Petersburg wird vom 8. April gemeldet: Bis heute früh landeten die Deutschen 12000 Mann, welche die Offensive in Richtung von Helsingfors ergriffen. Die finnische Rote Garde suchte Widerstand zu leisten, musste aber vor der erdrückenden zahlenmaessigen Ueberlegenheit der Deutschen sich zurückziehen. Man glaubt, dass die Landung der Deutschen ein Ergebnis des Abkommens der alten finnischen und deutschen Regierung ist, um dem Bürgerkrieg in Finnland ein Ende zu machen.

Ukraine. Es sollen Verhandlungen zwischen Russland und der Ukraine zur Herbeiführung eines Friedens eingeleitet werden.

Sibirien. Im Wladiwostok sind jetzt japanische Truppen gelandet. In einem Aufruf an die Bevoelkerung gaben die Japaner bekannt, dass sie gekommen seien, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Infolge der Ereignisse im fernen Osten hat die Moskauer Regierung die Ueberführung der Kaiserlichen Familie von Tobolsk nach einer Stadt im Ural beschlossen. Halbamtlich wird gemeldet, dass nach den japanischen auch englische Truppen in Wladiwostok landeten.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

In der italienischen Presse haelt die Unruhe um die kommenden Ereignisse weiter an. So bereitet der Berichterstatter des Corriere della Sera im Kriegspressequartier die Leser seines Blattes darauf vor, dass das feindliche Heer an der italienischen Front nunmehr kampfbereit sei. Die vor drei Monaten begonnenen Operationen seien in den letzten Wochen beschleunigt worden und dauerten noch an, besonders in der Gebirgszone, wo grosse Truppenverschiedungen und Artilleriematerialtransporte festgestellt werden.

Die letzten Heeresberichte.

9. April. Westlicher Kriegsschauplatz: An der Schlachtfront entwickelten sich vielfach lebhafte Artilleriekaempfe. Auf dem Südufer der Oise griffen die Truppen der Generale Schüler und Wichura den Feind erneut an. Zwischen der Oise und Folembray stiessen sie über die Ailette bis zum Oise-Aisne-Kanal vor. In heftigen Kaempfen nahmen sie den zach verteidigten Wald oestlich von Guny. Sie erklommen im Angriff von Norden und Osten her die steilen Haenge der Hoehen oestlich von Coucy-le-Château und erstürmten stark ausgebaute Stellungen des Feindes. Quincy und Landricourt wurden genommen. Nach besonders erbittertem Kampf fiel heute früh auch das festungsartige Coucy-le-Château.

Im Maerz betrug der Verlust der feindlichen Luftstreitkraefte am westlichen Kriegsschauplatz 23 Fesselballone und 340 Flugzeuge, von denen 158 hinter unseren Linien, die übrigen jenseits der gegnerischen Stellungen erkennbar abgestürzt sind. Wir haben im Luftkampf 81 Flugzeuge und 11 Fesselballons verloren.

Von den anderen Kriegsschauplaetzen nichts Neues.

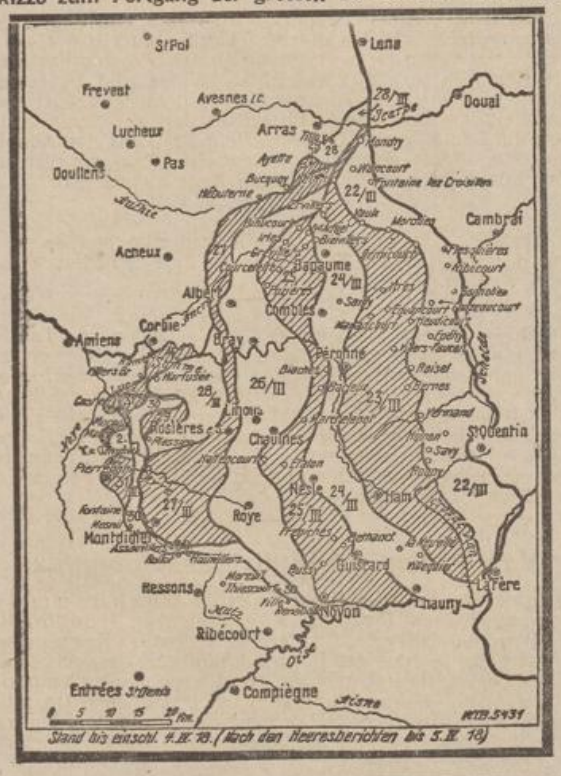
10. April. Westlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Armentières und dem La Bassée-Kanal griffen wir nach starker Feuervorbereitung durch Artillerie und Minenwerfer englische und portugisische Stellungen an und nahmen die ersten feindlichen Linien. Wir machten etwa 6000 Mann zu Gefangenen und erbeuteten etwa 100 Geschütze.

An der Schlachtfront entwickelten sich zu beiden Seiten der Somme heftige Artilleriekaempfe und erfolgreiche Infanteriegefechte. Auf dem Südufer der Oise warfen wir den Feind auch zwischen Folembray und Brancourt über den Oise-Aisne-Kanal zurück.

Osten: Finnland: Unsere in Hangoe gelandeten Truppen haben nach kurzem Kampf mit bewaffneten Banden den Bahnhof Karis besetzt.

Ukraine: Charkow wurde nach Kampf am 8. April genommen.

Skizze zum Fortgang der grossen Schlacht in Frankreich.



Lustige Ecke.

Die Rache des Hamsters. Im Kreis Teltow fasste ein Gendarm auf einem Bahnhof einen Missetaeter, der Butter und Eier «gehamstert» hatte. Der Karton mit Inhalt wurde beschlagnahmt. Bald darauf erscheint der «Hamster» zum zweiten Male mit einem Karton. «Schon wieder! Was haben Sie da?» «Kuhdreck!» «Kuhdreck? Zeigen Sie mal her!» Der Gendarm oeffnet, sieht eine Schicht Haecksel und fasst triumphierend hinein, um gleich darauf seine mit dickem Kuhdünger besudelten Haende wieder herauszuziehen.

***

Wahres Geschichtchen.

* Ein württembergischer und ein saechsischer Pionier treffen sich im Graben, um zur Schanzarbeit anzutreten. Es entspinnt sich ein Gespraech, in dessen Verlauf der Württemberger zum Sachsen spricht:

«Haschde scho kelade?»

Sachse: «Was meenste, ob ich Schogelade habe? Nee!»

Württemberger: «Ach, ob dus Gewehr scho gelade hascht?»

Soldat J. F.

***

Undank.

* In einem Unterstand unterhielt man sich über die vielen Nationen, welche gegen uns Krieg führen. Man kommt auch auf die Amerikaner zu sprechen; dass diese zuerst an unsere Feinde Munition geliefert haetten und nun auch noch Soldaten schickten, um gegen uns zu kaempfen. Da sagt Kamerad Karl: «Ja, ja Kinder; dass ist der Dank dafür, das wir sie entdeckt haben!»

Kraftradf. Gefr. Alb. Gatterfeld.

***

* Ein Kamerad kommt von einer schwierigen Patrouille zurück. Er wird von allen Brüdern aufs freundlichste begrüsst. Unser Spassmacher aber ruft ihm zu: «Nu Maensch, wie siehste nurr aus, gerade wie ae Baeckchen dreck'ge Waeschel»

Sergt. K. O.

Raetsel-Ecke.

Ketten-Raetsel.

Aus nachstehenden 15 einsilbigen Woertern ist die gleiche Anzahl zweisilbiger Woerter zu bilden, und diese sind alsdann derart zu einer Kette zu vereinigen, dass die Endsilbe des Verangehenden stets auch die Anfangssilbe des folgenden Wortes ist.

Bau, Brot, Ei, Feld, Haus, Korn, Land, Rat, Schluss, Tier, Vogt, Weiss, Wort, Zucht, Zug.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung des Diamant-Raetsels aus voriger Nummer:



***

Aufloesung des Silben-Raetsels aus voriger Nummer.

Sonnabend, Trelleborg, Iser, Erika, Lillencron, Hosea, August, Nase.

Stielhandgranate.

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 498. (4. Kriegsjahr) 20. April 1918.

So wahr erzürnte Wasser müssen schaeumen,
Muss ob der tiefsten Nacht Tag triumphieren,
Und sieh: schon bricht es rot aus Morgensaeumen!
Keller.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

21.—26. April 1916: Italienische Angriffe auf der Hochflaeche von Doberdo abgeschlagen.

Soviel Hiebe.

Es hat ein wilder Frühlingssturm
Den Westen jaeh erschreckt:
Der deutsche Michel ist erwacht
Und hat sich hochgereckt.
Gekommen ist der Tag!
Was unsre Kraft vermag,
Soviel Hiebe sollst du kriegen, Engelland!

Schwer legt die heisse Sonnenglut
Sich auf die müden Glieder;
Es rinnt wohl mancher Tropfen Schweiss
Auf welschen Staub hernieder.
Soviel Strahlen blitzen,
Soviel Poren schwitzen,
Soviel Hiebe sollst du kriegen, Engelland!

Der Himmel zeigt ein grau Gewand,
Es faellt ein wüster Regen;
Durchnaesst, den Buckel voller Dreck,
Zieh'n wir dem Feind entgegen.
Soviel nasse Tropfen
Auf die Wang' uns klopfen,
Soviel Hiebe sollst du kriegen, Engelland!

Willkommen ist nach hartem Tag
Ein fester Schlaf, ein tiefer;
Doch moechten wir zur Ruhe geh'n,
Plagt uns das Ungeziefer.
Soviel Laeuse krabbeln,
Soviel Floehe zappeln,
Soviel Hiebe sollst du kriegen, Engelland!

Wenn Hindernisse aller Art
Uns in den Weg oft treten,
Faengt jener gleich zu fluchen an,
Ein anderer zu beten.
Soviel Flüche schallen,
Soviel Seufzer wallen,
Soviel Hiebe sollst du kriegen, Engelland!

Und sei es auch viel Dunkles noch,
Was uns das Leben beut,
So wird uns eines freuen doch
In alle Ewigkeit:
Wenn wir daran denken,
Uns hinein versenken,
Wieviel Hiebe kriegte einstens Engelland!

Kan. Aug. Maltry, im Felde.

Aus Gespræchen mit englischen hœheren Offizieren.

Von militaerischer Seite wird uns geschrieben:

Bei den aktiven englischen hoeheren Offizieren hat man nicht den gleichen Eindruck von Kriegsmüdigkeit, wie bei der Mehrzahl der übrigen Gefangenen. Trotzdem erklaeren auch sie unumwunden, dass sie, auf die eine oder andere Weise, baldigst Frieden haben moechten. Denn offenbar ist ihnen, und zwar nicht erst seit der grossen deutschen Offensive und ihrer Gefangennahme, ein für die Entente günstiger Ausgang des Krieges zweifelhaft geworden. Sie sprechen nicht mehr von Sieg. Im Vordergrund ihres Denkens steht die Furcht, dass ihr Volk sich verblutet.

Sie sehen die Schwierigkeiten des Mannschaftsersatzes. Der Nachschub aus der Heimat reicht nicht mehr aus. Um die Bataillone auf Gefechtsstaerke zu halten und um die Frankreich gegenüber garantierte Anzahl von Divisionen nicht zu vermindern, hat man sich, wie sie zugeben, entschliessen müssen, die vierten Bataillone der Brigaden aufzuloesen. Wie die letzten ungeheuren Verluste an Offizieren, besonders auch an hoeheren Unterführern, (Brigade- und Bataillonskommandeuren), und an Mannschaften ausgeglichen werden koennen, wissen sie nicht. Hatte man doch ohnehin schon alles nur irgendwie Verfügbare und Verwendbare aus der Etappe herausgezogen und z. T. durch weiblichen Hilfsdienst ersetzt.

Diese besorgniserregenden Verhaeltnisse moegen dazu beitragen, dass hoehere Offiziere anfangen, über einen Frieden anders zu denken, als früher, und moegen mit ein Grund sein, dass sie in Bezug auf Deutschland tolerantere Anschauungen aeussern, als man im allgemeinen bei Englaendern voraussetzt und findet. Sie stehen zwar auf dem Standpunkt, dass Deutschland den Krieg gewollt und gesucht hat, aber sie sagen, dass nach ihrer Auffassung Deutschland dazu gezwungen gewesen sei durch seine schnelle und erstaunliche Entwicklung, die mit Recht grœssere Ausdehnungsmoeglichkeiten («a free outlet») verlangt habe. Sie ziehen daraus jedoch nicht die Folgerung, dass das notwendigerweise zum Konflikt mit England führen musste und dass «Furcht und Eifersucht» die Ursache der Feindschaft gegen Deutschland sei, wie am 3. August 14 ein Parlamentsmitglied Sir Edward Grey entgegenhielt. Sie behaupten vielmehr, dass das englische Volk durchaus entschlossen gewesen sei, neutral zu bleiben, dass auch der deutsche Durchmarsch durch Belgien nicht ein casus belli gewesen waere. Aber dass der damalige Reichskanzler den Vertrag mit Belgien offen und ungerügt einen «Fetzen Papier» nennen durfte, habe jeden Englaender empoert und dadurch sei der Kriegswille im englischen Volke gestaerkt, wenn nicht erst geschaffen worden.

Der englische Offizier, auch der hoehere, ist erstaunlich unwissend über die Vorgeschichte des Krieges. Er weiss nichts von den in Brüssel gefundenen Dokumenten, von einer convention anglo-belge hat er nichts gehoert, von einem englisch-franzoesischen Flottenabkommen hat er nur eine ganz vage Vorstellung. Er vertritt daher bis heute die echt englische Anschauung, dass England lediglich aus idealen Beweggründen sich Frankreich und Russland angeschlossen habe und für Belgien eingetreten sei und so gegen sein eigenes Interesse in den Krieg hineingezogen wurde. Egoistische Motive habe England nicht gehabt.

Das Gleiche gilt nach ihrer Auffassung von Amerika. Zwar raeumen sie ein, dass Amerika kein Recht habe, sich über die Verletzung der belgischen Neutralitaet zu entrüsten, da Amerika bei anderer Veranlassung, u. A. bei Befestigung des Panama-Kanals, sich auch lediglich von dem Gedanken der nationalen Selbsterhaltung bestimmen liess und sich um frühere Abmachungen nicht kümmerte. Man sehe, setzen sie hinzu, in der Politik bestaenden Vertraege nur solange zu recht, als beide Kontrahenten gewillt waeren, sie zu halten. — Auch gegenwaertig setze Amerika sich mit allen seinen bisherigen politischen Prinzipien in Widerspruch. Die aktive militaerische Beteiligung am europaeischen Kriege sei für die Monroe-Doktrin ein Faustschlag ins Gesicht und lasse sich nur damit erklaeren,dem Ideal der Demokratie, zum Siege zu verhelfen. — Dass Amerikas Verhalten in dem europaeischen Konflikt auch eine ganz andere Ursache haben koennte, etwa die auch den Franzosen bekannte, dass «der Schatten des amerikanischen Kapitals hinter Praesident Wilson stand, als er dem deutschen Botschafter die Paesse überreichen liess» (Le Journal, April 17) das wissen oder glauben sie nicht. — Im Uebrigen behaupten sie, dass die amerikanische Politik schon einige Jahre vor dem Krieg einen verhaengnisvollen Einfluss auf die englische ausgeübt habe. Besonders Edward Grey habe sich durch die selbstbewussten und anmassenden amerikanischen Diplomaten viel zu sehr imponieren lassen. Er haette dem amerikanischen Bluff gegenüber mehr Ruhe und Selbstvertrauen bewahren und einfach englische Politik treiben sollen. («call the bluff — stick to his game»). — Sie halten es für moeglich, dass Amerika im Grunde nicht beabsichtigt, das aufgestellte Heer in Europa zu verwenden oder wirklich betraechtliche Truppenmassen herüberzuschicken. Von dem Kampfwert des amerikanischen Heeres, wie überhaupt von dem amerikanischen Soldaten, haben sie keine hohe Meinung, sie wissen als aktive Offiziere zu gut, was dazu gehoert, aus einem Menschen einen «Soldaten» zu machen; trotzdem seizen sie — aus Not — für die Fortführung des Krieges ihre ganze Hoffnung auf Amerika.

Ein Grund, weswegen hoehere englische Offiziere nicht mehr so zuversichtlich wie früher vom Sieg sprechen und dem Friedensgedanken zugaenglich erscheinen, ist auch wohl darin zu finden, dass sie zu ihrem Heer und zu ihrer Regierung nicht mehr unbedingtes Vertrauen haben.

Haigs Worte in seinem Bericht über die Cambrai-Schlacht von den «ganz unzulaenglich ausgebildeten Truppen» (far from being fully trained) haben einen tiefen Eindruck gemacht. Sie haben oeffentlich bestaetigt, was viele vermuteten und fürchteten und was von wirklichen Militaers in England laengst aufs schaerfste kritisiert wurde. Zahlreiche gefangene Offiziere haben gesagt, dass der englische Soldat z. T. nur 14 Wochen, z. T. noch kürzere Zeit ausgebildet werde, und dass viele Angehoerige des englischen Offizierskorps ganz unfaehig seien, eine Truppe zu führen. Das habe sich jetzt in der Durchbruchsschlacht gezeigt. Sie haetten voellig versagt, weil sie kein selbststaendiges Handeln gewohnt sind, und weil ihnen die Disziplin fehlt.

Die Schuld treffe die hoeheren Stellen, die zu konservativ oder zu schwerfaellig oder zu eigensinnig seien, um sich von den Kriegserfahrungen des Frontoffiziers belehren zu lassen und mit einem alten unzulaenglichen System zu brechen. So vergeude man Zeit, Kraft und Menschen und versagte im entscheidenden Moment. Aeltere aktive Offiziere hatten z. B. oft darauf hingewiesen, dass die Truppen nicht für einen Bewegungskrieg vorbereitet seien, zu dem es, das war ihre feste Ueberzeugung, einmal kommen müsse, sei es, dass es den Alliierten oder dass es den Deutschen gelinge, die feindlichen Linien zu durchbrechen. Sie fanden bei ihren vorgesetzten Stellen kein Gehoer. — Eine englische Offensive war einstweilen wohl nicht geplant, und dass die englische Stellung durchbrochen werden koenne, hielt man für ganz ausgeschlossen. Darum traf man, obgleich man die deutschen Angriffsabsichten kannte und mit ihnen bestimmt für Mitte Maerz rechnete, keinerlei Vorkehrungen, um im Notfall die Depots usw. schnell raeumen zu koennen. So erklaert es sich, sagen die gefangenen Offiziere mit Bitterkeit, dass dies ungeheure Material in die deutschen Haende fallen konnte.

Ueber die Oberste Heeresleitung sprechen sich die Offiziere nicht aus, wohl aber darüber, dass ihr nicht freie Hand gelassen wird durch die verhaengnisvolle Vermischung von innerer Politik und rein militaerischen Angelegenheiten. Ihr fiel Kitchener zum Opfer, dem trotz seiner enormen Verdienste um England — sie nennen ihn ihren Hindenburg — durch eine verantwortungslose, aber maechtige Clique in England mehr und mehr die Moeglichkeit genommen wurde, seine grossen Plaene durchzuführen («he got his wings clipped»), und der gerade in der letzten Zeit vor seinem Tode bedeutend an Einfluss und Autoritaet verloren hatte. — Wie Kitchener ging es spaeter aus innerpolitischen Gründen Sir William Robertson. — Und wie im Grossen, so gehe es im Kleinen. Wegen innerer Politik würde z. B. eine eigene irische Division aufgestellt. Da die Iren nicht für zuverlaessig und im Gefecht für unbesonnen gehalten werden, war Kitchener dagegen, aber er musste sich fügen. Es wurde für politisch klug gehalten, ebenso wie eine wallisische, so auch eine irische Division zu bilden. Und nun müsse man, sagen die Offiziere, alle wichtigeren Stellen in ihr mit Englaendern oder mit englandfreundlichen Iren besetzen, was die anderen Iren verletze. Sie fühlen sich schlecht behandelt und zurückgesetzt, was natürlich den Kampfwert der sonst so tüchtigen irischen Soldaten vermindere.

Bedenklich erscheint einsichtigen Offizieren auch, dass dem englischen Soldaten Sinn und Zweck des Krieges unbekannt sei. 90% der Tommies betrachten den Krieg, in Lloyd George's oberflaechlichen Worten, als Sport und wissen nicht wofür sie kaempfen. Das gilt auch für den weitaus groessten Teil der Offiziere. Wenn das, wie man sagt, bei den Deutschen ganz anders sei, so fehle dem englischen Heer im Vergleich zum deutschen die beste Quelle der Kraft und der Ausdauer, besonders in der gegenwaertigen, so kritischen Zeit.

Offiziere fühlen, dass jetzt alles zur Entscheidung draengt (things have come to a crisis), und dass groesste Entschlossenheit und engster Zusammenschluss zwischen Heer und Heimat noetig sei. Sie sind daher sehr erbittert über die leichtfertigen Maenner in England, auf wichtigen Posten und im Parlament, die heute noch, waehrend das Heer im blutigen, schwersten Kampf steht, zu sagen wagen, «wir werden uns schon irgendwie durch «wurschteln» (we shall meddle through somehow).

Ueber die Presse zucken sie die Achseln und z. T. auch über Lloyd George. Er ist für sie nicht mehr der starke, unabhaengige, nur seinem Willen folgende Mann. Sie meinen, dass Lord Northcliffe hinter ihm steht als sein boeser Geist. Aber vielleicht werde er bald durch Asquith abgeloest, der durch Landsdowne einen Friedensfühler ausgestreckt zu haben scheine.

Der Friede auf Grund einer wirklichen Verstaendigung mit Deutschland liegt diesen hoeheren Offizieren, die z. T. in Politik wohlbewandert sind, durchaus im Bereich der Moeglichkeit, sobald die belgische Frage geloest sei. Bezeichnenderweise sind alle überzeugt, dass Deutschland die Absicht hat, Belgien zu annektieren. Die wiederholten oeffentlichen Erklaerungen deutscher massgebender Stellen, dass diese Absicht nicht bestehe, sind ihnen unbekannt. So geschickt hat die englische Presse die Worte des Reichskanzlers mit ihren eigenen Zusaetzen verdeckt und ihnen beim englischen Publikum jedes Gewicht und jede Bedeutung genommen.

Elsass-Lothringen ist auch für diese Offiziere ohne Interesse. Als Lloyd George davon sprach, habe er wohl die Absicht gehabt, die etwas locker werdenden Bande zwischen England und Frankreich wieder fester zu knüpfen, aber es sei ungeschickt, diese Frage zu einem Teil der englischen Politik zu machen.

Wenn Deutschland tatsaechlich Belgien nicht behalten wolle, würde England die deutschen Kolonien herausgeben, d. h. mit Ausnahme von Deutsch-Südwest. General Smuts habe erklaert, er habe es für Süd-Afrika erobert, und es müsse mit Süd-Afrika vereinigt bleiben. England müsse Smuts darin unterstützen, da es sonst zu einem gefaehrlichen Konflikt mit Süd-Afrika kommen würde. — Deutschland koenne für Südwest etwa in Belgisch-Kongo entschaedigt werden. Für Belgien bestehe in England keine Sympathie mehr. Im Gegenteil!

Ueber weltwirtschaftliche Fragen, über Handelsvertraege, Rohstoffbezug und dergl. sind die Offiziere nicht genügend unterrichtet, um über die gegenwaertige Stimmung Englands in dieser Beziehung ein wertvolles Urteil abgeben zu koennen.

Ein wichtiger und vielleicht der schwierigste (most thorny) Punkt der Friedensverhandlungen ist für sie Mesopotamien und die Bagdadbahn. Diese Gegend der Erde gehoere sowohl für England, als auch für Deutschland zu den Lebensnotwendigkeiten. Wie diese Frage zu loesen

sei, wissen sie nicht, Mesopotamien (sagt einer, ein Freund des bekannten Obersten Willcocks) sei das zukünftige Schlachtfeld der Voelker.

Schicksal geweihter Erde.

Es war im Mai des vergangenen Jahres. Unsere Bewegung in die Siegfriedstellung war zu Ende; zoegernd rückte der Gegner nach. In jenen Tagen trat ein Franzose von Rang und Name, der Dichter Henri Lavedan von der franzoesischen Akademie, mit einem schwungvollen Aufruf an sein Volk hervor. Was ihn dabei trieb, blieb deutschem Empfinden nicht nachfühlbar; wir verstehen derlei nicht. Mit rauschendem Worte rief der Dichter in seines Vaterlandes Namen zu absonderlicher Ehrentat auf. Er rief sein Volk auf, mit Pickel und Spaten, mit Pflug und Mauerbre- Spuren der letzten Ruhestaetten gefallener Deutscher von cher jedes deutsche Soldatengrab zu vernichten und alle Frankreichs Boden zu tilgen. «Nieder mit allem, was diese Friedhoefe schmückt!» rief der Pariser Poet. «Moegen Natur, Wetter, Zeit und Jahr dann aus diesem Nichts machen, was ihnen beliebt.»

Mit Verwunderung lasen wir das und mit einem inneren Widerwillen. Gar viele Wirrungen des franzoesischen Fühlens bleiben unserm Nachempfinden verschlossen. Wie oft auch Gerechtigkeitssinn uns treibt, Gedankenablauf und Seelenzustand der Gegner zu verstehen: wir kommen nicht mit. Aber wir wissen auch, dass die Kinder der romanischen Welt am boesen Worte gerne sich berauschen wie am süssen Weine, und dass der klarer Sehende dem Trunkenen vieles nachsehen soll.

Nun sind die alten Wahlstaetten an der Somme wiedererkaempft. Die deutschen Bataillone stehen auf geweihtem Boden, unter dem gefallene Kameraden, Freund und Feind, von Achtung vor ihrem Kriegerschicksal sorglich gebettet, ausruhten vom irdischen Streite.

Mit Trauer und Kopfschütteln müssen wir erkennen, dass Frankreich jenem Rufe seines Dichters wirklich gefolgt ist.

Es ist umsonst, dass das Gefühl sich straeubt, es wahrzuhaben. Blicke um dich: sieh sie dort liegen, Gottesaecker, wo Tote ruhten. Wirklichkeit ist es geworden. Eifernde Haende haben die Einfriedung der Totenheime zerrissen und zerstoert, zerschlagen und zerschmettert liegen die steinernen Kreuze, mit Meissel und Hammer sind alle Namen getilgt. Nicht vor der letzten Ruhestatt gefallener Kaempfer fand dieser Hass das Halt.

Wir stehen stumm und erschüttert. Wie konnte das sein, dass ein Volk, das der Menschheit einst so manchen edlen Gedanken schenkte, zu solchem Tun die Hand erhob, ohne dass etwas in ihrem Fühlen Halt gebot, und waere dies auch nur ein Stolz gewesen und das Bewusstsein ihrer Menschenwürde...

Stumm stehen wir, erschüttert, und das Weh laesst jedes Wort der Klage eitel scheinen.

Den Nachfahren hellenischer Streiter durfte die Inschrift es künden:

«Wanderer, meld' es daheim Lakedaemons Bürgern:
Erschlagen liegen wir hier, noch im Tode ihrem Gebote [getreu.»]

Glücklichere Lakedaemonier! Sie kaempften und starben vor Jahrtausenden auf Hellas Boden. Wir kreuzen das Schwert mit einem Frankreich des zwanzigsten Jahrhunderts.

W i n a n d.

Die preussische Wahlrechtsvorlage.

Der Wahlrechtsausschuss des preussischen Abgeordnetenhauses hat sich in der vorigen Woche auch in der zweiten Lesung der Verfassungsvorlage mit der Regierungsvorlage in grundsaetzlichen Widerspruch gesetzt. Waehrend die Regierung das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht vorschlaegt und keinen Zweifel darüber laesst, dass sie mit ihrer ganzen Autoritaet auf die Durchbringung dieses Prinzips hinwirken werde, hat die Mehrheit des Ausschusses auch bei der zweiten Lesung den Gegenvorschlag eines Pluralwahlrechts aufrecht erhalten, wonach zwar die Gleichheit insofern gewahrt blieb, als jeder Waehler eine Grundstimme hat, bei dem aber je nach Lebensalter, nach Kinderzahl, nach Vermoegen, nach Einkommen, nach selbstaendiger Erwerbstaetigkeit und Schulbildung Zusatzstimmen gegeben werden. Hier klafft zunaechst ein unüberbrückbarer Gegensatz, da die Regierung ein solches Mehrstimmensystem nicht zu den «Modifikationen» des Gleichheitsprinzips rechnet, die sie zur Not billigen würde. — Die weiteren Aenderungen der Regierungsvorlage, die im Ausschuss vorgenommen worden sind, treten an Wichtigkeit weit hinter diesem einen Kardinalpunkt der Verfassungsreform zurück. Es handelt sich noch um den Kommissionsvorschlag, staendige Waehlerlisten einzuführen, die Wahlpflicht festzusetzen, das Oberverwaltungsgericht mit der Entscheidung über die Wahlgültigkeit zu betrauen, und schliesslich noch um die in der Kommission zur Herrschaft gekommene Ansicht, die Abgrenzung der Wahlbezirke und die Verteilung der Abgeordneten auf sie so vorzunehmen, dass neben der Einwohnerzahl auch die Flaechenausdehnung, sowie die geschichtliche und wirtschaftliche Bedeutung der Wahlbezirke zum Ausdruck kommt. Gegen die Regierungsvorlage stimmten im Ausschuss die konservativen, freikonservativen und ein Teil der nationalliberalen Ausschussmitglieder. Wie die schliessliche Entscheidung in der Vollversammlung des Abgeordnetenhauses fallen wird, darüber laesst sich schwer etwas voraussagen. Es kommt darauf an, wie die Nationalliberalen sich verhalten werden. Tritt von der nationalliberalen Landtagsfraktion die grosse Mehrheit auf den Boden der Regierungsvorlage, dann ist deren Annahme im Abgeordnetenhause gesichert, da auch einige Freikonservative für sie stimmen werden. Im anderen Falle wird die Regierungsvorlage fallen. Was dann geschehen wird, darüber Eroerterungen anzustellen, ist nicht unsere Aufgabe.

Kaiser Karls Brief. Die Angelegenheit des in Frankreich gefaelschten Briefes des Kaisers Karl an den Prinzen Sixtus von Parma ist, wenn nicht alle Anzeichen trügen, endgültig erledigt und gehoert bereits der Vergangenheit an. Zwar wird wohl noch manches Wort in Zeitungen und Zeitschriften über sie geschrieben werden; aber die praktische Auswirkung der Sache hat sich bereits erschoepft. Ob es für Deutschland erwünscht oder minder erwünscht ist, dass Graf Czernin sein Amt aufgegeben hat, laesst sich heute wohl noch nicht mit Sicherheit sagen. Auch wird man erst abwarten müssen, wer sein Nachfolger sein wird und wie er sich im einzelnen stellen wird. Als eherner Bestand aus den offiziellen Besprechungen der letzten Tage zwischen Wien und Berlin bleiben zwei unumstoessliche, auch für uns Deutsche im hoechsten Masse erfreuliche Tatsachen. Das eine ist die unbedingte feste, warme, ja begeisterte Bündnistreue des Kaisers Karl ebenso wie des Kaisers Wilhelm in ihrem gegenseitigen Verhaeltnis. Das zweite ist die wahrhaft niederschmetternde Zurückweisung des Versuches, Oesterreich aus dem Block der Mittelmaechte abzusprengen und zu einem Sonderfrieden zu verleiten. Für Frankreich wird voraussichtlich diese Angelegenheit noch keineswegs erledigt sein. Sie wird, sobald sie in der Kammer zur amtlichen Behandlung kommt, sicher noch zu manchem scharfen Wort Veranlassung geben, vielleicht auch weittragende politische Wirkungen ausloesen. — P r i n z S i x t u s, der jetzt so oft genannt wird als der Empfaenger des bekannten Briefes des Kaisers Karl von Oesterreich, ist der Schwager des Kaisers Karl, ein Bruder seiner Frau, geb. Prinzessin Zita von Parma. Prinz Sixtus ist zurzeit noch nicht 32 Jahre alt. Einen festen Wohnsitz hatte er bisher nicht; doch hielt er sich vor Beginn des Weltkrieges meist in Paris auf. Bei Beginn des Weltkrieges ist er in die belgische Armee als Offizier des Roten Kreuzes eingetreten. Zu welcher Nationalitaet der Prinz gehoert, dürfte schwer zu sagen sein. Der Wohnsitz des herzoglichen Hauses von Parma ist seit dessen Vertreibung aus Parma infolge des Krieges von 1859 das Schloss Schwarzau am Steinfelde in Niederoesterreich. Ob aber inzwischen das herzogliche Haus die oesterreichische Staatsangehoerigkeit erworben hat, ist bisher nicht bekannt geworden. Der volle Titel des Prinzen heisst Prinz Sixtus von Parma von Bourbon. Zwei Brüder des Prinzen Sixtus dienen als Leutnants im oesterreichischen Heere.

Zum oesterreichisch-ungarischen Minister des Aeussern ist Frhr. v. B u r i a n ernannt worden. Der Vorgaenger des Grafen Czernin in der Leitung der auswaertigen Politik Oesterreich-Ungarns wird nunmehr auch wieder sein Nachfolger. Wie erinnerlich hatte Baron Burian den Posten des Ministers des Aeussern bis zur Ernennung des Grafen Czernin am 22. Dezember 1916 inne.

Der Reichstag hat am 16. April seine Arbeit wieder begonnen. Eingegangen sind die neuen Steuervorlagen. Am 16. April standen Anfragen auf der Tagesordnung. Hauptsaechlich drehte sich die Aussprache um die Ueberwachung der für den Heeresbedarf arbeitenden Betriebe, damit übermaessige Preissteigerungen vermieden werden. Am 17. April

wurde der Postetat besprochen. Die Portofreiheit für Feldpostsendungen soll nicht angetastet werden. Am 18. April wurde die Beratung des Postetats fortgesetzt, ausserdem standen die Etats der Reichsdruckerei und der Reichseisenbahnen auf der Tagesordnung.

Eine ungeheure Halbjahrsbeute.

WTB. Berlin, 15. April. Vom 15 Oktober 1917 bis 15. April 1918 haben die Mittelmaechte über 517000 Gefangene und 7246 Geschütze, gegen 20000 Maschinengewehre und mehr als 300 Tanks erbeutet. Ausserdem fielen über 100 Panzerkraftwagen, 630 Autos, 7000 Fahrzeuge und unabsehbares Eisenbahnmaterial in ihre Haende. Unter diesem befinden sich über 800 Lokomotiven und 8000 Waggons. Die Bestaende der Munitionsdepots sind noch nicht annaehernd festgestellt; allein an Artilleriemunition wurden bisher über 3 Millionen Schuss gezaehlt. In derselben Zeit wurden über 1100 Flugzeuge und mehr als 100 Fesselballone abgeschossen. Die Beute an sonstigem Kriegsmaterial und Pioniergeraet, Handfeuerwaffen, Gasmasken u. die Bestaende der Bekleidungs- und Verpflegungsdepots konnten zahlenmaessig bisher nicht annaehernd festgestellt werden.



Motiv aus Brügge. F. d. A. Z. gez. v. Leutnant Droysen.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Der Wert der Beute der Mittelmaechte an Kriegsmaterial und Vorraeten waehrend des letzten Halbjahres belaeuft sich auf viele Milliarden. Allein an Geschützen und Artilleriemunition wurde für weit über eine Milliarde Mark erbeutet. Auf gewonnene Maschinengewehre entfallen über 60, auf rollendes Eisenbahnmaterial rund 250, auf abgeschossene Flugzeuge und Ballone rund 60 Millionen Mark. Zu diesen 1½ Milliarden kommt ungezaehlte wertvolle Beute an Kriegsmaterial jeder Art, an Pioniergeraet, Handfeuerwaffen, Gasmasken. Die gewaltigen Vorraete der Bekleidungs- und Verpflegungsdepots in Russland, Italien und Nordfrankreich lassen sich überhaupt nicht abschaetzen. Ihr Wert betraegt ein Vielfaches jener 1½ Milliarden. Die Beute an Gummi und Kupfer allein in Nordfrankreich deckt den deutschen Heeresbedarf auf ein Jahr. Die Gesamtbeute hat, die materielle Kriegführung der Mittelmaechte ausserordentlich gestaerkt und die Heimat um den Betrag einer vollen Kriegsanleihe von der Beitragspflicht zu den Kriegskosten entlastet.

Zunehmende englische Erkenntnis. In den Leitartikeln der englischen Presse zur Offensive sind haeufig Stellen zu finden, welche die Besorgnis der englischen Bevoelkerung deutlich durchsickern lassen. So sagt Daily News in einem Leitartikel: «Nach den heutigen Stellungen beider Gegner ist kein Zweifel mehr darüber moeglich, dass die Deutschen die seit zwei Jahren mit allen Hilfsmitteln der Befestigungskunst angelegten Stellungen der englischen Armeen in der Hauptsache durchbrochen haben. Man hat dies im vergangenen Winter nicht für moeglich gehalten. Alle seit dem russischen Zusammenbruch mit fieberhafter Eile gebauten Befestigungen, wozu man die englischen Arbeitsbataillone und Pioniertruppen durch 25 000 chinesische Hilfsarbeiter verstaerkt hatte, haben den deutschen Durchbruch nicht verhindern koennen. Das Schlimmste ist, dass die Deutschen noch jeden Tag mit unverminderter Kraft gegen die Kraefte unserer Mauer anrennen, von der fast jeden Tag groessere Stücke in Trümmer fallen. Hierdurch ist die Stellung der britischen Armee in dem grossen Viereck Amiens-Abbeville-Calais-Armentières merklich gefaehrdeter geworden.» — Morningpost sagt, dass die Organisation des Widerstandes der französisch-britischen Heere mit jedem Tage besser werde, aber das Blatt laesst Zweifel durchblicken ob die Verbündeten bald in der Lage sein werden, die Initiative zu ergreifen; seit drei Wochen sei es allein der deutsche Generalstab, der befehle, wo in Frankreich Operationen groesseren Stils stattfaenden; dies bringe schwere Nachteile mit sich; so, wie die Lage heute sei, koennten die Deutschen an drei Stellen der Front die Offensive weiter ausdehnen. Ganz vorsichtig deutet das Blatt an, dass durch die jüngsten Schlaege an der Lys auch Dünkirchen und Calais weit mehr bedroht seien als bisher. — Der Times-Berichterstatter an der britischen Westfront drahtet: Die Ereignisse der letzten 24 Stunden rechtfertigen keineswegs die Auffassung, dass der deutsche Vormarsch endgültig zum Stehen gebracht worden sei. Der Feind scheint jedoch nicht mehr zu planen, an der Ancre bis zu den Steinkohlenbezirken von Béthune vorzudringen. Er hat seit dem 11. April neun Divisionen aus anderen Bezirken herausgeholt. Darunter befindet sich auch ein Alpenkorps.

Kleine Nachrichten. Das neue englische Dienstpflichtgesetz, das die Militaerdienstpflicht bis zum 50. Lebensjahr ausdehnt ist vom Unterhause endgültig mit 301 gegen 103 Stimmen angenommen. — Die Beschiessung von Paris dauert fort. Da jetzt auch das Zentrum der Stadt davon betroffen wird, wird das gesamte Verkehrsleben allmaehlich voellig gelaehmt. — Bolo Pascha ist in Vincennes erschossen worden. — Die Franzosen beschiessen Laon weiter. Die Zerstoerung der Stadt schreitet fort.

Von den asiatischen Kriegsschauplaetzen.

Die Festung Batum, der Mittelpunkt der transkaukasischen Petroleumgebiete ist am 13. April von türkischen Truppen besetzt worden.

Erinnerung an Bapaume.

Von Kurt Küchler.

Es war im August der Sommeschlacht 1916. Bapaume, das unsere ungestüm draengenden Truppen im ersten Schwung des neuen Vormarsches wieder zurückgenommen haben, war noch fest in unserer Hand. Ein paar Kilometer weiter südwestlich wühlte seit Wochen die Schlacht. Tag und Nacht fielen Granaten in die zerschossenen Strassen der Stadt. Damals erlebte ich in Bapaume eine Nacht, die unvergesslich in meiner Erinnerung steht; die wie ein Traum war und unwirkliches Geschehen.

Ich ritt um Mitternacht von einem Bahnhof aus über Strassen und Wege der pikardischen Ebene und suchte ein Dorf, in dem man mir Quartier angewiesen hatte. Es war eine blasserhellte, warme Nacht. Die Mondsichel hing weiss im fahlblauen Him-

mel, und die Sterne blitzten matt und ohne Kraft. Wie schwarze Mauern standen die Hecken an den schwach leuchtenden Sandwegen. In der Ferne, unterm Horizont, war ein schwaches, weisses Blitzen, das fahrig und geisterhaft, wie ein rasches Wetterleuchten, über den Himmel wischte. Aus diesem seltsamen Huschen des Lichtes kam zuweilen ein dunkles und dumpfes Poltern und Rollen . . . Leuchtraketen und Scheinwerfer der Front und das ferne Donnern der deutschen und der franzoesischen Kanonen.

Ich liess die Zügel haengen und das Pferd im Schritt gehen und verlor mich an die Stimmung dieser Sommernacht. Mit einem Male wurde ich gewahr, dass ich den Weg verloren hatte. Ich hielt mein Pferd an und spaehte und fühlte in die Schattenwelt hinein, die vor mir hingebreitet lag, aber ich fand mich nicht zurecht. Das verworrene Geraeusch der Front war staerker geworden, ich hoerte manchmal den reissenden Einschlag einzelner Granaten und das dumpfe Krachen schwerer Minen. Ich erkannte, dass ich auf einer Landstrasse war. Pappeln schnitten riesenhaft ins Dunkle, zerschossene Haeuser standen am Wege. Aus verwüsteten Gaerten, die blass im Mondlicht lagen, stroemte, vermischt mit Geruch von Schutt und Brand, ein schwüler Duft von Jasmin. Ich ritt weiter, die Haeuser mehrten sich, wurden zur Strasse, und mit einem Male war ich auf dem blass erhellten, totenstillen Markt einer kleinen Stadt. Jedoch die Haeuser, die den Markt umgaben, waren verwüstet; aus schwarzen Fensterhoehlen wehte es eiskalt her. Nur ein kleines Rathaus mit spitzem Turm und schoen geformter Arkadenhalle, alles undeutlich erkennbar im Dunkel der Nacht, und ein ragendes Standbild, das sich reglos aus der Oede des Marktes emporhob, schienen unversehrt. Da wusste ich, dass ich in Bapaume war. Ich schritt eine Strasse hinab, die wieder ins Freie zu führen schien. Die Strasse war trostlos zerschossen. Zerschlagene Daecher, zerrissene Waende, Dachsparren, die wie schwarze Gespensterarme frierend in die Luft ragten, zerbrochene Strassenlaternen, Schusstrichter im Strassenpflaster. Manchmal sah man ein Haus, das wie unter dem Faustschlag eines Riesen zusammengebrochen schien. Das auseinander gesprengte Dachwerk und die zerfetzten Fussboeden hingen 2 Stockwerk tief in das verwüstete und veroedete Innere . . .

Da sah ich hart am Ausgang der Strasse Lichtritzen in einem kleinen, noch unzerstoerten Hause. Das Licht kam aus einem sorgsam abgeblendeten Fenster im ersten Stockwerk, ganz dünn, ganz schwach. «Da ist ein Mensch wach», dachte ich, «ein deutscher Offizier, oder ein zurückgebliebener Einwohner vielleicht, der dir den rechten Weg zeigen kann.»

Ich stieg ab, band das Pferd an einen Laternenpfahl und ging in das Haus. Mit meiner Taschenlaterne leuchtete ich den schmalen Flur ab, dann erstieg ich eine steile, knarrende Treppe und kam zu einer Tür, unter der ein blasser Lichtschimmer war. Auf der Tür klebte eine Karte und darauf stand der Name: Jean-Baptiste Blérancourt.

Ich klopfte: Ein Stuhl wurde drinnen gerückt, Rascheln von Papier wurde hoerbar, Schritte schlürften über den Boden, die Tür wurde vorsichtig aufgemacht, und ich sah einen alten Mann, der eine brennende Kerze emporhob und mit ruhiger dunkeltoeniger Stimme fragte: «Wer ist da . . . was wünschen Sie?» Ich wollte antworten, da kam ein Windstrom aus der offenen Haustür und loeschte das Licht. Wir standen in der Finsternis.

«Warten Sie, ich will Licht machen», sagte der Alte und ging mit schleppenden Schritten ins Zimmer zurück. Ich folgte ihm in die Dunkelheit, hoerte, wie er zwischen raschelnden Papieren herumsuchte, bis er Streichhoelzer fand. Bald brannte die Kerze wieder und das gelbe Licht schwankte durchs Zimmer. Die Stube war dürftig ausgestattet. Ein Bett mit braunen Decken, ein Schrank ohne Tür, der mit Büchern vollgepfropft war, ein alter Sessel mit hoher, goldgerahmter Lehne und uralter, abgenutzter und zerrissener Brokatbekleidung, und ein breiter Tisch, auf dem beschriebenes Papier, leere Blaetter und Bücher im wüsten Durcheinander lagen, das war alles. Der einzige Schmuck des Zimmers war eine verstaubte Gipsbüste auf dem Schrank, die einen Kranz von verwelktem Lorbeer trug. Der Alte stand aufrecht neben dem Tisch und fragte ruhig, mit einer schoenen Stimme, die nichts Greisenhaftes an sich hatte, nach meinen Wünschen.



F. d. A. Z. gez. v. Grenadier Kretschmann.

Waehrend ich sprach und mich nach der Richtung meines Weges erkundigte, sah ich ihn mit Staunen an. Die Haltung des Mannes war edel und ganz auf Ruhe und Gelassenheit gestimmt. Er hatte ein bartloses, gut gezeichnetes Greisengesicht mit ausdrucksvollen Falten um den Mund und auf der Stirn. Nur die Augen, die unter buschigen, weissen Brauen lagen, waren matt und müde. Das silberweisse Haar, das im Geleuchte der Kerze wie Mondlicht schimmerte, hing ihm fast bis auf die Schultern. Er trug einen eigentümlichen, langen, schwarzen Mantel, eine Art Schlafrock, der etwas Talarartiges hatte, etwa den mittelalterlichen deutschen Gelehrtenmaenteln gleich. Aus den weiten Aermeln kamen schlanke, blasse Haende, von denen die eine zusammengeballt auf dem Tisch ruhte. «Das Dorf, das Sie suchen», entgegnete er auf meine Frage, «liegt an dieser Strasse. Sie brauchen nur geradeaus zu gehen, es ist das erste Dorf, das Sie erreichen.» Ich hoerte diese Antwort kaum, so sehr fesselte mich der Anblick des alten Mannes, der inmitten der Verwüstungen dieser Stadt lebte. Jeden Tag und jede Stunde konnte sein kleines Haus von den weittragenden Geschützen der Franzosen zermalmt werden. Eine innere Bewegung, die wie ein Zwang war, trieb mich, ihn auszufragen. Er sah mich gross an und es schien ein wenig Licht in seine alten Augen zu kommen. «Warum sollte ich dieses Haus verlassen, sagte er mit einem merkwürdigen Laecheln, das die Falten um seinen Mund glaettete. Dieses Haus wird nicht getroffen und stürzt nicht zusammen ohne den Willen Gottes!»

Ich wusste nicht recht, was ich entgegnen sollte. Gegen den frommen Glauben eines Kindes gibt es keinen Einwand. Schliesslich fragte ich: «Müssen Sie denn hierbleiben . . . . in der Gefahr?» Der Alte blickte mich forschend an, dann nickte er und sagte in aller Ruhe: «Ja . . . ich muss hierbleiben, weil ich nirgends anders arbeiten kann als in diesem Hause, in dem ich über 50 Jahre lang lebe.»

«Und was arbeiten Sie, wenn ich danach fragen darf?» Mit einem leuchtenden Laecheln wies er auf den Tisch: «Sehen Sie doch hin! Ich schreibe . . . schreibe . . .!»

Ich betrachtete die Blaetter, die auf dem Tische lagen. Sie waren alle bedeckt mit einer feinen, krausen Handschrift, lauter rhythmisch kurze Zeilen. «Verse?» fragte ich erstaunt. «Sie sind Dichter?» Da schien seine Figur ins Majestaetische zu wachsen, seine Lippen zuckten. Er hob mit einer unnachahmlichen Bewegung des Stolzes die Hand, und sagte jede Silbe betonend: «Ich bin Jean-Baptiste Blérancourt!»



Die Bouvet-ferme. F. d. A. Z. gez. v. Gren. Kretschmann.

Ich sah ihn betroffen an. Ein unbehagliches Gefühl überkam mich. Diese Augen waren die Augen eines Irren. Ich nahm ein Blatt vom Tisch und versuchte zu lesen. Was ich in der Hand hielt, war ein Stück eines langen Gedichtes in Alexandrinern, im klassischen Versmass der grossen Dichter franzoesischer Vergangenheit, eine schwülstige und unechte Andichtung der erhabenen Mutter Natur, der süssen Freuden des Frühlings und der glühenden Leidenschaften des Sommers und dazu melancholische Gedanken über die Vergaenglichkeit und wortreiche Phantasien und Phrasen über die Verklaerung im Ewigen . . . Worte und Klaenge, die weitab lagen von dem donnernden und schrecklichen Wüten der erbarmungslosen Zeit, die mich um Mitternacht in die Stube eines alten, zerstoerten Dichters geführt hatten.

Es war eine Weile still im Zimmer. Irgendwo zernagte eine tickende Uhr die Zeit zu Staub. Die Kerzenflamme knisterte leise am Docht. Von draussen kam dumpf und drohend das wühlende Geraeusch der Ferne, in der sich Menschen auf Leben und Tod bekaempfen. Mein Pferd scharrte mit seinen Hufen das Pflaster der Strasse. Ich wollte mich zum Gehen wenden, doch fast ohne dass ich es wollte, kam die Frage über meine Lippen: «Wie ist es nur moeglich, dass Sie solche Verse machen koennen, wo der Krieg Ihr Haus umbrandet, wo Ihr Volk in furchtbarsten Kaempfen steht?»

Der alte Poet laechelte verloren. Sein Blick war schon wieder ohne Glanz, und ging traeumend in den leeren Raum. «Was ist,» sagte er mit seiner dunklen, fast priesterlichen Stimme, «was ist nach zehntausend Jahren dieser Krieg? Was ist ewiger, die Kriege des Xerxes . . . oder die Werke Homers?» Und meine Gegenwart voellig vergessend, griff er nach einem Blatt und fing an, seine Verse zu lesen, ganz leise, ganz verloren im Rhythmus des alexandrinischen Versmasses skandierend. Seine alten Lippen regten sich kaum.

Da ging ich. Die Tür fiel ins Schloss, die Treppe knarrte, draussen stand mein Pferd am Laternenpfahl, ein Granattrichter lag im Strassenpflaster wie ein Mondkrater, aus zerschossenen Haeusern bebte der Atem des Grauens, durch die Lüfte zogen schwere Gerüche von Brand und Blumen, ich hoerte die harten Abschüsse der deutschen Kanonen und sah die farbigen Lichter der Front, die wie bleiche Geisterhaende über den fahlen Himmel griffen.

Ich ritt an hohen Pappeln vorbei, meinem Ziel entgegen. Die rechte Hand griff in den Zügel, in der Linken hielt ich noch immer das Blatt, auf dem der alte Poet, der weder Mitmensch war noch Franzose, der für die Zeit nach zehntausend Jahren lebte und dessen Seele die Gewitterschauer einer von schrecklichen Wehen heimgesuchten Erde nicht erschüttert hatten, seine Hymnen an den Frühling und an den Sommer niederschrieb. Da begriff ich, dass der Alte die zerschossene und gestorbene Stadt nicht verlassen konnte. Der Tote gehoerte in die tote, vom Leichengeruch verbrannter Haeuser und verwelkender Blumen durchwehte Stadt. —

Die Welle der Franzosen brauste über Bapaume. Nun sind die Unsern wieder über die arme Stadt hingebrandet. Wo blieb Jean-Baptiste Blérancourt?

In der Sommewildnis

Westlich von Manancourt liegen die letzten deutschen Stellungen aus der Somme-Schlacht. Dann faengt der Weg an schlecht zu werden. Granaten haben ihn aufgerissen. Kolonnen verstopfen ihn. Es ist eine qualvolle Autofahrt. Nach der Karte führt der Weg durch den St. Peter-Vaast-Wald. Richtig, die Stümpfe dort zu beiden Seiten, kaum mannshoch der Friedhof eines Waldes, und als Unterholz rankendes Stacheldrahtgewirr.

Somme-Wildnis. Im Winter 1916/17 war das Land, das nur ein vorsichtiger Blick aus den deckenden Graeben heraus übersehen konnte, ein einziges lehmgelbes Schlamm-Meer. Jetzt ist der Boden wieder erstarrt. Nur auf dem Grunde der groessten Trichter steht noch Wasser, als trübe schimmernder Tümpel. Auf dem aufgerissenen misshandelten Erdreich ist Gras gewachsen, Sumpfgras, mit scharfen harten Blaettern, und Ried, das in Büschen aus dem toten Erdreich spross! Steppe, mitten im Herzen Europas eine Wildnis, den Tundren Asiens gleich. Nein schlimmer noch, so sieht kein Land aus, auf dem Menschen wohnen, Tiere vegetieren. Urwildnis. So mag die Erde aussehen, wenn sie ihren Kreislauf vollendet, wenn eine Weltkatastrophe alles menschliche und tierische Leben auf der Erde vernichtet und nur die untersten Pflanzenarten noch eine Zeitlang ein kümmerliches Dasein fristen, ehe vollkommene Todesstarre die Erde umfaengt. Und die Erde war wüst und leer. Auf dem Somme-Schlachtfelde ist das Bibelwort wieder Wirklichkeit geworden.

Wo der Weg in die grosse Strasse von Péronne nach Bapaume mündet liegt Sailly-Saillisel. Aber keine Ruinen, keine Trümmer, nicht die geringsten Mauerreste deuten einen Ort an. Weiter auf der grossen Strasse. Wir müssen uns verfahren haben. Endlich kümmerliche Mauerreste. Aber auf einer Tafel steht: Le Transloy. Wir sind zu weit gefahren. Sailly-Saillisel muss doch an der Wegmündung liegen. Wir kehren um. Sailly-Saillisel ist nicht zu finden. Das Dorf ist verschwunden, restlos, bis auf die geringste Spur von Mauerwerk. Das Schicksal so manchen Dorfes an der Somme! Gleich Daemmen führen die grossen Strassen durch das Somme-Schlachtfeld. Nur sie hat der Englaender wiederhergestellt. Die übrigen Wege sind schauerlich, fast unfahrbar. Trichterwildnis, soweit das Auge reicht, nicht Baum, nicht Haus, nicht Strauch. Als Oase in der Wüste hier und dort ein Barackenlager, englische Depots mit ihren Wellblechschuppen, ihren Pumpenwerken und Munitionsstapeln.

Der zerschossene Hügel der Butte de Warlencourt sieht weit über das Land. Von hier sah man bis in das Herz der englischen Linien. Sie setzten ihr bestes Blut daran, ihn zu nehmen, und haben ihn nicht bekommen. Der Hügel ist ein Haufen zerrissenes Erdreich, die Stollen, die in sein Inneres führten, sind verschüttet. Massenhaft liegen Blindgaenger der schwersten Kaliber herum. Ein Zaun führt rings um den Hügel, und Tafeln besagen in englischer und franzoesischer Sprache, dass auf Befehl der franzoesischen Regierung der Platz unveraendert gelassen werden soll. Es mag die gleiche Aufschrift in deutscher Sprache noch dazu kommen, denn die Butte ist ein gemeinsames Kriegsdenkmal Englands, Frankreichs und Deutschlands. Ein Monument des Krieges, wie es die Hand des begabtesten Künstlers nicht eindrucksvoller schaffen koennte. Ein schauerliches Monument, das sich der Krieg selbst gesetzt hat. Drei Kreuze kroenen den Hügel zu Ehren der Gefallenen der Durham Light Infantry und der ersten und zweiten südafrikanischen Infanterie, die im Kampf um den Hügel für England starb. Es sind noch Plaetze für zwei Kreuze auf der Butte, eines für jene Deutschen, die lieber hier starben, als wichen, und eines für jene, die sie wiedernahmen mit stürmender Hand.

Weit sieht man von der Butte de Warlencourt ins Land, meilenweit. Aber über die Trichterwildnis sieht man nicht hinaus. Sie reicht bis an den Horizont. Tankleichen liegen zwischen den Trichtern. Sie passen in dies Gelaende. Gleich toten Sauriern sind ihre ungetümen Leiber ins Riedgras gestreckt. Deutsche Kolonnen ziehen die Strassen entlang, mühen mit aeusserster Anstrengung von Mann und Pferd auf zerschossenen Wegen sich vorwaerts. Der toedliche Ernst der Landschaft lastet auf einem jeden. Wie mancher ist darunter, der schaudernd der Hoelle von 1916 gedenkt! Miraumont, Pozières, Thiepval! Tausende von Erinnerungen stürmen auf uns ein.

Der Tag verglüht. Hinter dem grotesken Turmwunder von Albert, dessen die Spitze kroenendes Marienstandbild, von einer Granate getroffen, noch immer im rechten Winkel zum Turm frei in der Luft ragt, geht in tausend Farben die Sonne unter. Noch immer stehen wartend die Kolonnen auf den Strassen. Ein kalter Wind weht schneidend über die offene Hochflaeche; kein Wald, kein Dorf bricht seine Kraft. In den Trichtern am Wege haben die Begleitmannschaften sich spaerliche Feuer entzündet. Um den aufsteigenden dünnen Rauch sieht man nur die Koepfe der um die Feuer kauernden Leute über den Erdboden lugen.

Wer hier wieder aufbauen will, steht vor schwerer hoffnungsloser Arbeit. Generationen werden ihre beste Kraft daransetzen müssen, den Boden wieder zum Tragen zu bringen, hier Lebensmoeglichkeiten für Mensch und Tier zu schaffen. Enger kauern die Leute ums Feuer. Der schneidende Wind geht bis aufs Mark. Die Pferde halten die Koepfe tief gesenkt. Wie ein ungeheurer schwarzer Mantel senkt sich die Nacht herab und hüllt uns ein. Jeder Schritt hier ist getraenkt mit Blut. Die Gedanken verwirren sich in schauerliche Bilder: und Flandern und Arras, die Aisne, Champagne, Verdun — überall Todeszonen wie hier. Meilenlang, meilentief. Die ganze Westfront eine Zone toedlichen Grauens. Und jetzt setzt sie sich in Marsch, waelzt sich fort in blühendes, fruchtbares, vom Kriege noch unberührtes Land. Der Krieg geht weiter. — Muss er? Armes Frankreich, armes Land, das irrsinnige Verbrecher eines unerreichbaren Phantoms wegen in den Abgrund stürzten. W.

Der erste Ozeandampfer.

Wenn der Krieg beendet ist und die seit so langem eingestellten Ozeanlinien wieder ihre regelmaessigen Fahrten aufnehmen, wird dies mit Recht als ein gewaltiges Ereignis gefeiert werden, trotzdem wird man das Inseestechen der vielen grossen Dampfer nicht mit derselben Spannung betrachten, wie die erste Durchquerung des Atlantischen Ozeans mittels Dampfes, deren Geschichte Karl Radunz im Prometheus wiedergibt. Vor 100 Jahren, naemlich am 22. April 1818 ging in New York der erste Ozeandampfer, «Savannah» genannt, vom Stapel. Nach den erfolgreichen Versuchen Fultons war die Dampfschiffahrt auf Flüssen und Landseen, allmaehlich auch an den Küsten eingeführt worden, und nun wollte man zum ersten Male das neue Verkehrsmittel auf dem offenen Meere erproben. Laengere Zeit hindurch zweifelte man daran, dass Schiffe gebaut werden koennten, die imstande waeren, einen für die Reise über den Ozean genügenden Kohlenvorrat mitzunehmen. Namhafte Wissenschaftler stellten sogar durch Berechnungen fest, dass dies eine Unmoeglichkeit sei. Dieses Misstrauen ging soweit, dass man selbst nach der ersten Ueberfahrt der «Savannah», die mit Dampf und Segel fuhr, erklaerte, die Reise waere unter Dampf allein undurchführbar gewesen. Die «Savannah» war ursprünglich ein einfaches Segelschiff und wurde erst durch ihren Kapitaen Moses Roger mit einer Dampfmaschine und zwei Schaufelraedern ausgerüstet, deren vorlaeufiger Zweck es lediglich war, die als Hauptsache geltende Windeskraft zu unterstützen. Das Schiff war eine dreimastige Fregatte von 30,48 m Laenge, 7,92 m Breite und einem Tiefgang von 4,27 m bei einer Belastung von 300 Tonnen. Die Schaufelraeder, deren jedes einen Durchmesser von 4,9 m hatte, waren ungefaehr in der Mitte der Laengswaende angebracht. Die Maschine war die erste direkt wirkende Dampfmaschine mit schraeg liegendem Zylinder. Bei dieser zum ersten Mal ausprobierten Konstruktion übertrug der Kolben die Dampfkraft durch die Kolbenstange auf ein langes «Querhaupt», das zwischen Gleitschienen geführt wurde. Ende Mai 1819 fuhr die Savannah ab, wo sie nach Besichtigung durch den Praesidenten Monroe ihre Reise nach Liverpool fortsetzte. Die Ueberfahrt dauerte 26 Tage. 18 Tage lang wurde unter Dampf gefahren, waehrend der restlichen 8 Tage benutzte man die Segel. Die Ankunft des ersten Ozeandampfers in Europa wurde stürmisch gefeiert. Unter den damaligen Berichten mutet am seltsamsten die Geschichte von einem Zollkreuzer an, der an der Irischen Küste die «Savannah» einen ganzen Tag lang einzuholen versuchte, weil er den Dampfer für ein brennendes Schiff hielt. Die Geschichte des mutigen Unternehmers Roger war übrigens für die amerikanische Regierung nicht gerade rühmlich. Roger hatte natürlich gehofft, dass die Regierung die «Savannah» nach der erfolgreichen Fahrt kaufen würde, da dies aber nicht geschah, verarmte er. Hierauf wurde das Schiff oeffentlich versteigert und von seinem neuen Besitzer wieder in einen für den Güterverkehr bestimmten gewoehnlichen Segler umgewandelt. Das Ende des ersten Ozeandampfers war also, trotzdem er die Probe in einer für die damaligen Verhaeltnisse glaenzenden Weise bestanden hatte, nichts weniger als grossartig. Der Versuch wurde erst nach zehn Jahren wiederholt, und zwar von Europa aus. Auch dieses Unternehmen, das hollaendischen Kaufleuten zu danken war, ging aber bald wieder ein. 1833 endlich vermochte der in Kanada erbaute Dampfer «Royal William» die Reise von Pioten in Neu-Schottland nach London nur unter Dampf zurückzulegen. Nach seiner ersten Ozeanreise wurde der «Royal William» von Spanien gekauft, er wurde als Kriegsschiff ausgerüstet und unter dem Namen «Isabella Secunda» gegen die Karlisten benutzt, er war also das erste europaeische Kriegsdampfschiff!

Das Wild auf dem Schlachtfelde.

Auch das Wild hat genügend Gelegenheit gehabt, im Kriege praktische Erfahrungen zu sammeln, und so kommt es, dass, wie der St. Hubertus bemerkt, die Rehe, Hasen, Rebhühner, Fasanen und Füchse sich nicht mehr wesentlich durch den Laerm des Kampfes beeinflussen lassen. Im Felde hat man dies haeufig genug beobachten koennen, da es vielfach Gelegenheit gab, zwischen den eigenen und den feindlichen Linien Exemplare der genannten Wildarten zur Strecke zu bringen. Heute laesst das Wild sich haeufig sogar aus Stellungen, die taeglich Artillerie- und Minenfeuer ausgesetzt sind, nicht forttreiben. Natürlich sind die Jagden, durch welche die Frontlinien sich erstrecken, aeusserst geschaedigt, was aber weniger auf den Kriegslaerm, als auf die Jagdliebhaberei der Heeresangehoerigen zurückzuführen ist. Das Wild hat sich in erstaunlicher Weise an den Krieg gewoehnt, selbst beim Einschlagen von Granaten und Minen haelt es oft stand. So wurde einmal ein Hase zwischen den beiden Linien entdeckt und von beiden Seiten beschossen. Trotzdem die Entfernung zwischen den Linien nur 500 m betrug, hüpfte der Hase unbekümmert weiter. Eine geradezu verblüffende Gleichgültigkeit, die schon als Dummheit bezeichnet werden muss, legen in der Kriegszone die Fasanen an den Tag. «Eines Morgens, als die Sonne aufging,» so wird berichtet, «beobachtete ich aus einer Feldstellung, etwa 100 m vor dem ersten Hindernis, 25—30 aufgebaeumte Fasanen. Der einzeln stehende Baum sah aus, als ob er mit Riesenfrüchten behangen sei. Es dauerte nicht lange, so prasselte aus 20 Gewehren ein lebhaftes Schützenfeuer in den Baum, sodass ein Fasan nach dem anderen herunterfiel, was aber die übrigen merkwürdigerweise garnicht stoerte. Erst als 15 Fasanen abgeschossen waren, gaben die überlebenden den Baum auf.» Auch Rebhühnerketten ziehen sich unter Umstaenden, selbst wenn sie mit Maschinengewehren beschossen werden, erst nach erheblichen Verlusten zurück. Füchse lassen sich oft nicht einmal durch das vereinigte Schiessen mit Minen, Maschinengewehren, Granaten, und auch durch Handgranaten nicht vertreiben. Auch vom Wild kann man also sagen, dass die Gewohnheit im Laufe der Zeit Wunder zu wirken vermag.

Photographische Aufnahme von Gefr. Reumschüssel.



Der Ehrenfriedhof bei Fontaine-Uterte (nœrdlich von St. Quentin).

Die neuen Steuervorlagen.

Die dem Reichstag zugegangenen neuen Steuervorlagen sind folgende: 1. Branntweinmonopol, 2. Biersteuergesetz, 3. Weinsteuer, 4. Schaumweinsteuer, 5. Besteuerung von Mineralwaessern, Zollerhoehung für Kaffee, Tee, Kakao, Schokolade, 6. Erhoehung der Post- und Telegraphengebühren, 7. Kriegssteuer der Erwerbsgesellschaften für das 4. Kriegsjahr, 8. Erhoehung des Reichsstempelgesetzes, 9. Erhoehung des Wechselstempelgesetzes, 10. Umsatzsteuergesetz, 11. Gesetz gegen Steuerflucht, 12. Erhoehung des Bierzolles.

Die letzten Heeresberichte.

18. April. Westlicher Kriegsschauplatz: Der Feind überliess uns gestern grosse Teile des von ihm in monatelangem Ringen mit ungeheueren Opfern erkauften flandrischen Bodens. Die Armee des Generals Sixt von Armin nahm, dem schrittweise weichenden Feind scharf nachdraengend, Poelcapelle, Langemark und Zonnebeke und warf den Feind bis hinter den Steenbach zurück. Südlich vom Blankaart-See hemmte ein feindlicher Gegenstoss unser Vorwaertsdringen. Noerdlich von der Lys gewannen wir unter starkem Feuerschutz Boden und saeuberten einige Maschinengewehrnester. Die Kaempfe der letzten Tage brachten mehr als 2500 Gefangene, einige Geschütze und zahlreiche Maschinengewehre ein.

An der Schlachtfront zu beiden Seiten der Somme nahm der zeitweilig auflebende Feuerkampf bei Moreuil und Montdidier groessere Staerke an.

Auf dem Ostufer der Mass hatten kleinere Unternehmungen bei Ornes und Badonvillers vollen Erfolg und brachten Gefangene ein. — Noerdlich von Flirey (zwischen Mass und Mosel) scheiterte ein starker franzoesischer Vorstoss unter blutigen Verlusten.

Von den anderen Kriegsschauplaetzen nichts Neues.

19. April. Westlicher Kriegsschauplatz: Auf dem flandrischen Trichterfelde entspannen sich mehrfach Gefechte unserer Erkundungsabteilungen mit belgischen und englischen Posten. Starke Angriffe, die der Feind von Norden und Nordosten her gegen Wytschaete führte, wurden abgewiesen. Schon bei seiner Bereitstellung erlitt der Feind in unserem Vernichtungsfeuer schwerste Verluste. Zwischen Bailleul und La Bassée starke Kampftaetigkeit der Artillerien. Nordwestlich von Béthune stiess unsere Infanterie gegen feindliche Linien noerdlich vom La Bassée-Kanal vor und eroberte einige Geschütze. Bei Festubert und Givenchy wurde wechselvoll gekaempft. Wir machten mehr als 600 Gefangene.

Der seit einigen Tagen an der Avre gesteigerten Feuertaetigkeit folgten gestern starke tiefgegliederte franzoesische Angriffe gegen Morisel und Moreuil. Auf beiden Avre-Ufern, durch den Sénecat-Walde und zu beiden Seiten der Strasse Ailly-Moreuil stürmten dichte Angriffswellen mehrfach vergeblich an. In erbittertem Kampf wurde der Feind unter blutigen Verlusten zurückgeworfen. Starkes Artilleriefeuer hielt in diesem Kampfabschnitt auch waehrend der Nacht an.

Osten: Ukraine: In Taurien haben wir Tschaptinka und Melitopol besetzt.

Mazedonische Front: Stosstruppenunternehmungen im Cerna-Bogen brachten einige Italiener und Serben als Gefangene ein.

Lustige Ecke.

Dreifacher Reinfall.

Ausgesprochenes Pech hatte die Saengerin Kratzenhauer, die ganz kürzlich in der Oper einer mitteldeutschen Residenz gastierte. Es war in der Vorstellung eigentlich ganz gut gegangen, allein am naechsten Morgen brachte die Hauptzeitung der Stadt die Kunstnotiz:

Die Darstellerin der Walküre, Frl. Kratzenhauer fiel durch.

Der Kritiker hatte naemlich geschrieben: . . . fiel durch ihr angenehmes Organ auf. Allein in Druckereien passiert ja mancherlei Unheil, zumal in Kriegszeit, und so waren die ergaenzenden Worte im Satz weggebrochen worden.

Die Saengerin bekam einen Weinkrampf, stürmte ins Zeitungsbüro und verlangte Genugtuung.

Man versprach sie ihr für die Wiederholung der Oper, und nach drei Tagen stand im Blatte an der naemlichen Stelle:

Fraeulein Kratzenauer sang zum zweiten Male die Walküre. Schon nach ihren ersten Toenen hatte das Publikum genug.

Wiederum fehlte der Hauptsatz, denn es sollte heissen: . . . . hatte das Publikum genug Anlass zur Begeisterung. Die Saengerin raste, tobte und schwor, die Stadt unter Protest zu verlassen. Nur mit Mühe wurde sie beschwichtigt. Sie sollte nur noch um einen Abend ihr Gastspiel verlaengern, dann würde alles gut gemacht werden. Und am naemlichen Tage brachte das einflussreiche Blatt die schwungvolle Vornotiz:

Auf allseitigen, stürmischen Wunsch unserer gesamten Residenz wird Frl. Kratzenauer morgen die Walküre zum unwiderruflich letzten Male singen. Lust. Bl.

***

Die Stotterbüxe.

In der Hitze eines Wortstreites hatten sich zwei Kameraden schon allerhand Liebenswürdigkeiten an den Kopf geworfen, bis der eine, ein Stotterer, mit Mühe auftrumpfte: «Du krukrukrummes AAAAs!» Worauf der andere ihn mit drohender Gebaerde aufforderte, das zurückzunehmen. «Nee», antwortete der Stotterer, «ich bibibin froh, dass ich es raurauraus habe!»

(Divisionszeitung Siegfried.)

***

Kurz und bündig!

Schon wiedermal hatte das Regiment ein Paket Naegel angefordert, weshalb es mit der Anfrage bedacht wurde: «Wo sind die kürzlich empfangenen Naegel geblieben?» Das Schriftstück wurde umgehend mit der lakonischen Antwort zurückgegeben: «Sie sind vernagelt!»

Raetsel-Ecke.

Anfügungs-Aufgabe.

Es soll den Woertern:
Anton, Range, Anna, Otto, Sau, Adel, Eid, Heim, Eller,
je ein Buchstabe vorn angefügt werden, so dass neue, und zwar wiederum Hauptwoerter entstehen. Miteinander verbunden ergeben diese Buchstaben dann einen durch den Krieg hervorgerufenen misslichen Zustand.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Magische-Aufgabe.

×	×	×	×	×	×
×	×	×	×	×	×
×	×	×	×	×	×
×	×	×	×	×	×
×	×	×	×	×	×
×	×	×	×	×	×

Es sollen aus den in vorstehender Figur enthaltenen 36 Sternchen 6 davon entfernt werden, dennoch aber sollen die Sternchen sowohl in jeder senkrechten wie wagerechten Reihe eine grade Zahl ergeben. Wie ist dies zu machen?

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung des Silben-Raetsels aus voriger Nummer.

Gertrud, Eifelturm, Neuguinea, Eger, Reblaus, Arrac, Ladentisch, Ferrare, Ezechiel, Lineal.

Generalfeldmarschall.

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 499. (4. Kriegsjahr) 23. April 1918.

Lass nicht von jedem Ungemach
dir saure Wochen machen;
was du verlachst ein Jahr darnach,
Kannst du schon heut verlachen.

Lohmeyer.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

23.—30. April 1915: Uebergang der deutschen Truppen über den Yserkanal bei Steenstraate, Langemark; Het Sas, Pilkem, Solaert und Kesselaere genommen.

23. April 1917: Zweiter Durchbruchsversuch bei Arras vereitelt. Schwere englische Niederlage.

Marschlied für feldgraue Pfeifenraucher.

(Weise: O alte Burschenherrlichkeit.....)

Ihr grauen Brüder, singt mit mir
Ein Loblied unserm Knaster,
Der in dem boesen Weltkrieg hier
Das beste Magenpflaster.
Du Heimatflur, Baum, Busch und Strauch,
Wir grüssen euch in unserm «Rauch-
:/: Tabak für Heer und Flotte» :/:

Sind froehlich oder traurig wir,
Der Tabak nimmt dran teile.
Er schmeckt beim Brot, er schmeckt beim Bier,
Bei Kurzweil, Langerweile.
Grimmt nach dem «Drahtverhau» der Bauch,
Der Knoesel heilt's, gefüllt mit «Rauch-
:/: Tabak für Heer und Flotte» :/:

Schreib' ich an Muttern, an die Braut,
Wer weckt mir die Gedanken?
Kein and'rer als das Tabakskraut
Mit blauen Nebelranken.
Preis dir, o sanfter, süsser Hauch
Des einheitlichen deutschen «Rauch-
:/. Tabak für Heer und Flotte» :/:

Du Kunstgemisch, es dringt dein Duft
Durch Eisen und Gesteine.
Du herrschst zu Wasser, Land und Luft
Und machst dem Tommy Beine.
Drum lebe hoch, nach Kriegers Brauch,
Du edler, aromat'scher «Rauch-
:/: Tabak für Heer und Flotte» :/:

Wer hat dies schoene Lied erdacht,
Das wir soeben sangen?
Ein grauer Dichter wusst' zur Nacht
Nichts bess'res anzufangen:
Er qualmte, bis ihm traent' das Aug,
Da küsst' die Muse ihn vom «Rauch-
:/: Tabak für Heer und Flotte» :/:

Gefr. Willy Erthal.

Die neuen Steuervorlagen.

1. Das Branntweinmonopol. Aller erzeugter Branntwein ist an die Monopolverwaltung abzuliefern. Das neu zu errichtende Monopolamt besteht aus der Verwaltungsabteilung und der Geschaeftsabteilung. Letztere ist die bisherige Spiritus-Zentrale. Dazu tritt ein Beirat aus 20 Mitgliedern und zwar fünf Mtigliedern des Bundesrates, fünf Mitgliedern des Reichstages, fünf landwirtschaftlichen Brennern, fünf von der Monopolverwaltung vorgeschlagenen Vertretern der gewerblichen Brennereien. Die Verkaufspreise sind so festzusetzen, dass dem Reiche nach Abzug aller Kosten eine Reineinnahme von 800 Mark für ein Hektoliter verbleibt. Der Preis für Trinkbranntweine ist teuer, für gewerblichen Branntwein billig. Die Monopol-Verwaltung will auch die einfacheren Trinkbranntweine herstellen. Die Distillateure werden abgefunden.

2. Biersteuergesetz. Die Biersteuer bedeutet den Uebergang zur Fabrikationssteuer unter Einführung der Kontingentierung. Die Steuersaetze sind je nach der Groesse der Brauerei von 10—12,50 für das Hektoliter gestaffelt.

3. Weinsteuer. Die Weinsteuer wird erhoben beim Hersteller oder Haendler, wenn der Uebergang zum Verbraucher stattfindet. Sie betraegt 20 v. H.vom Werte. Ein Weinprüfungsamt stellt in Zweifelfaellen den Wert fest. Es ist Nachbesteuerung für Weine der letzten drei Jahre vorgesehen.

4. Schaumweinsteuergesetz. Die bisherige Staffelung von 1 bis 3 Mark wird durch den einheitlichen Satz von 3 Mark ersetzt.

5. Gesetz betreffend Besteuerung von Mineralwaessern und künstlich bereiteten Getraenken sowie die Erhoehung der Zoelle für Kaffee, Tee, Kakao, Schokolade. Die Saetze für Mineralwaesser, Limonaden und konzentrierte Kunstlimonaden sind gestaffelt von 1/4 Pf. bis 1,20 Mark, je nach Rauminhalt der Gefaessse. Der Kaffeezoll wird auf 130 Mark für einen Doppelzentner, der Zoll für Kakaobohnen auf 50 Mark, für Tee auf 220, für Schokolade auf 140 Mark für einen Doppelzentner festgesetzt.

6. Gesetz betreffend Erhoehung der Post- und Telegraphengebühren. Abweichend von bisherigen Saetzen wird das Porto in Zukunft betragen: für Briefe bis 20 Gramm im Ortsverkehr 10 Pfg., für Briefe bis 250 Gramm im Ortsverkehr 15 Pfg., für Fernpostkarten 10 Pfg. Ferner sind Erhoehungen vorausgesehen für Drucksachen, Geschaeftspapiere, Pakete usw. Die Telegrammgebühren werden auf 8 Pfg. für das Wort erhoeht. Von der Reichsabgabe befreit bleiben u. a. Pressetelegramme.

7. Gesetz über die Kriegsteuer der Gesellschaften für das vierte Kriegsgeschaeftsjahr. Die Gesellschaften waren schon früher verpflichtet worden, 60 v. H. des im vierten Kriegsjahr erzielten Mehrgewinnes als Sonderrücklage in ihre Bilanz einzustellen. Die Abgabe ist je nach der Hoehe des Mehrgewinnes gestaffelt von 10—50 v.H.

8. Gesetz zur Aenderung des Reichsstempelgesetzes. 1. Kauf- und Anschaffungsgeschaefte in Wertpapieren werden verschieden besteuert, je nachdem der Kaufer ein gewerbsmaessiger Effektenhaendler oder ein Privatmann ist. Das Privatpublikum hat die hoeheren Saet-

ze zu tragen. Die Saetze betragen: a. bei Kriegsanleihen 2/10 vom Tausend bezw. 1/10 vom Tausend. Geschaefte in Kriegsanleihen werden am niedrigsten besteuert; b. bei anderen Reichs- und Staatspapieren 4/10 vom Tausend bezw. 2/10 vom Tausend; c. bei auslaendischen Staatspapieren, in- und auslaendischen Schuldverschreibungen, in- und auslaendischen Pfandbriefen 7/10 bezw. 3/10 vom Tausend; d. bei sonstigen Renten- und Schuldverschreibungen 1 vom Tausend bezw. 4/10 vom Tausend; e. bei Aktien, Kuxen usw. 3 vom Tausend bezw. 5/10 vom Tausend; f. bei auslaendischen Banknoten, Papiergeld und Geldsorten den einheitlichen Satz 2/10 vom Tausend. 2. Besteuerung von Geldumsaetzen, Depositen- und Kontokorrentsteuer. Die Steuer wird erhoben von den Zinsen, die der Bankier zahlt. Sie ist gestaffelt von 1 vom Hundert bei weniger als 100 000 bis auf 3, 32 vom Hundert bei mehr als 10 Millionen Mark. 3. Erhoehung des Stempels bei Gesellschaftsvertraegen von 4½ auf 5 vom Hundert.

9. Gesetz zur Aenderung des Wechselstempelgesetzes. Die Saetze betragen für Wechsel unter 250 M. 15 Pf., von 250 bis 500 M. 30 Pf., von 500 bis 750 M. 45 Pf., von 750 bis 1000 M. 60 Pf., für jedes weitere Tausend M. 60 Pf. mehr.

10. Umsatzsteuergesetz. Der Steuer unterliegen nicht nur die Waren, sondern auch die Leistungen. Die bisherigen Befreiungen des Warenumsatzsteuergesetzes bleiben erhalten. Die Steuer betraegt 5 vom Tausend. Ausserdem werden mit einer besonderen Luxussteuer belegt: a. Edelmetalle und Edelsteine, b. Kunstwerke, c. Antiquitaeten, d. photographische Handapparate, e. Flügel, Klaviere, Harmonium und mechanische Spielwerke, f. Handwaffen, g. Motorfahrzeuge für Land und Wasser, h. Teppiche, i. Pelzwerke. Der Steuersatz betraegt für Edelmetalle und Edelsteine 20 v. H., für die übrigen 10 v. H. vom Werte.

11. Entwurf eines Gesetzes gegen die Steuerflucht. Zur Verhinderung der Steuerflucht, Personenflucht, wird die Verpflichtung zur Steuerzahlung für die Personalsteuer auf 5 Jahre nach Verlegung des Wohnsitzes erstreckt. Vor der Abwanderung ist Sicherheit zu leisten (20 v. H. des Vermoegens.) Wer die Steuer hinterzieht, wird mit Frau und Kindern expatriiert. Zahlt er die Steuer spaeter nach, erhaelt er seine Staatsangehoerigkeit wieder.

12. Der Bierzoll wird erhoeht in Gefaessen über 15 Liter auf 19.30 M. pro Hektoliter, unter 15 Liter auf 25 M.

Die Ertraege bezw. Mehrertraege werden geschaetzt in Millionen Mark: Kriegssteuer, der Gesellschaften 600, Boersensteuer 214, Umsatz- und Luxussteuer 1000, Erhoehung der Postgebühren 125, Branntweinmonopol 650, Biersteuer 340, Weinsteuer 105, Schaumweinsteuer 20, Mineralwasser usw. 50, Zoll auf Kaffee, Tee, Schokolade 75 Millionen Mark, zusammen also auf 3 Milliarden 179 Millionen Mark.

Der Bundesrat hat den obigen Steuergesetzentwürfen seine Zustimmung erteilt. Sie sind im Laufe der vorigen Woche dem Reichstag zugegangen.

Zur Lage.

Trotz des gerade für militaerische Unternehmungen in Flandern sehr ungünstigen Wetters der abgelaufenen 194. Kriegswoche ging die Schlacht dort weiter und zwar mit ausserordentlichem Erfolg für uns weiter. Der Englaender musste uns grosse Teile des von ihm in monatelangem Ringen mit ungeheuren Opfern mühsam erkauften flandrischen Bodens überlassen. In wenigen Tagen holten wir zurück, woran der Brite unter Aufgebot aller Kraefte des gesamten Erdballs sich abgemüht hat. Die jetzt sich in Flandern entwickelnde Kriegslage scheint jetzt auch das Geschick von Ypern erfüllen zu wollen. Der Fall Yperns würde aber wiederum eine Niederlage für das englische Prestige sein, wie sie schlimmer garnicht gedacht werden kann. Zumal sein Fall vermutlich auch den Verlust des letzten kleinen Restes von Belgien, der noch nicht in unserer Hand ist und der solange den Grund für die Taeuschung hergeben muss, dass Belgien noch existiere, nach sich ziehen dürfte. An den übrigen Teilen der Westfront, zumal beiderseits der Somme, halten wir die Franzosen und Englaender stets im Atem, so dass sie nie wissen, ob sie nicht auch dort einen neuen Grossangriff von unserer Seite her zu



kosten bekommen. Die Lage Fochs wird immer schwieriger. Greift er rechts zu, so schlaegt Hindenburg links zu, und greift er links, so Hindenburg rechts. Stegemann, der bekannte Schweizer Militaerschriftsteller schreibt über die Entwickelung der Lage folgendes: «Die Entwicklung ist durch die Gegenmassnahmen Fochs nicht operativ beeinflusst worden, da der franzoesische Generalissimus sich darauf beschraenken musste, die Front zwischen Oise und Somme in der Linie Mont Renaud-Lassigny — Montdidier — Moreuil — Villers-Bretonneux—Hamel wieder aufzurichten, also reine Verteidigungsstrategie zu treiben, und dem Angreifer die Initiative überlassen hat. Die Operationen, deren Anfang und Dauer sich noch nicht entfernt erkennen lassen, von denen wir aber glauben, dass sie die ganze Westfront von Nieuport bis Venedig ergreifen und erschüttern werden, beginnen sich nach dem Einbruch im Zentraltraum und dem dorthin gerichteten Zustrom englischer und franzoesischer Reserven durchaus folgerichtig ausserhalb des zentralen Raumes geltend zu machen. Bei Coucy ist die linke Flanke der ausserhalb des Schlachtbereichs stehenden franzoesischen Aisne-Armeen gefaehrdet; bei La Bassée und Armentières, wo drei Tage spaeter eine neue Offensivbewegung aufflammte, ist die linke Mitte der noch unberührt gebliebenen englischen Kampffront Arras—Ypern an einer vitalen Stelle von einem neuen Durchbruch bedroht. Beide Operationen wirken zugleich nach aussen und innen, indem sie zweiseitig flankierend auf die starren Fronten des Verteidigers drücken, der in seiner Gebundenheit wiederum nichts anderes tun kann, als an Ort und Stelle taktische Gegenangriffe anzusetzen und flankierte Stellungen zu raeumen. Wie nicht anders zu erwarten war, ist also die Initiative voellig in den Haenden der Deutschen gesammelt geblieben, und die franzoesisch-englische Führung vom Bleigewicht dieser auf der Gegenseite waltenden Initiative in ihren Entschlüssen gelaehmt worden.»

Auf die Stimmung in den Laendern unserer Feinde üben unsere Erfolge selbstverstaendlich eine ganz besondere Wirkung aus, auch in England, wo unsere zaehesten Gegner sitzen. Englands oeffentliche Meinung ist über die Erfolge der deutschen Offensive sehr bestürzt. Nach allgemeinem Erachten konnten die gewaltigen Niederlagen vermieden werden, wenn die englische Führung nicht gaenzlich versagt haette. Die Englaender zeihen sich selbst einer masslosen Unterschaetzung der Deutschen. Zurzeit glaubt der groesste Teil des Volkes an keinen Sieg der Waffen und haelt ein Weiterkaempfen schon wegen der zunehmenden Lebensmittelknappheit für zwecklos. Zur Uebersee-Ergaenzung des verlorenen gewaltigen Kriegsmaterials muss naturgemaess die Lebensmitteleinfuhr eingeschraenkt werden. Jede Schiffsversenkung gewinnt daher jetzt erhoehte Bedeutung. Die englische Regierung entfaltet in der Presse und durch Volksredner eine starke Propaganda gegen das Wachsen der Kriegsmüdigkeit. Dennoch greift diese weiter um sich.

Den Italienern, die sich angesichts der bedraengten Lage ihrer Bundesgenossen besonders bedroht fühlen, ist ausserordentlich schwül zu Mute und ihrer prahlerischen Presse geht aus Angst vor einer oesterreichischen Offensive, von der sie Tag für Tag schreibt, ein gewisser Koerperteil stark mit Grundeis. Sie haben eine unheilbare Angst vor einem grossen oesterreichischen Gesamtangriffe vom Oglio bis zum Piave und von Brescia bis Venedig. Freiherr von Conrad ist auch sicher nicht müssig gewesen und Boroevic und die übrigen oesterreichischen Führer sicherlich ebenso wenig. Noch liegt ja im Hochgebirge der alte Schnee meterhoch und der noch schlimmere und tückische Neuschnee wird sobald von den Hoehen nicht weichen, welche die natürliche Grenze zwischen Mitteleuropa und Italien bilden. Noch sind diese ja zum Teil in italienischer Hand und wenn es auch nur wenige Kilometer sind, so sind diese doch voller Tücken und Schwierigkeiten. — Ja, es stehen unseren Feinden voraussichtlich noch manche unliebsame Ueberraschungen bevor. Kein Teil der grossen Westfront vom Kanal zur Schweiz, vom Oglio bis zum Piave, von Valona bis zur Struma oder vom Suezkanal bis zur persischen Grenze ist sicher vor dem Eingreifen Hindenburgs. Ganz sicher werden die Türken zur gegebenen Zeit gegen die Englaender wieder angreifend vorgehen, sowohl im Irak, wie in Palaestina. Und ebenso wenig ist das Ententekonglomerat in Mazedonien und Albanien vor einem Angriffe sicher. Was würde wohl die mazedonische Armee machen, wenn es den Oesterreichern einfiele, Valona zu nehmen, zu gleicher Zeit die Bulgaren in Mazedonien angriffen und die von der Entente gepeinigten Griechen die Gelegenheit benützten, um das verhasste Joch des englischen Soeldlings Weniselos abzuwerfen?

Sehr wirksam gestaltet sich unser Vorgehen in Finnland. Die rote Regierung ist gerade noch rechtzeitig von Helsingfors nach Wiborg und damit also schon hart an die russische Grenze entwischt. Helsingfors ist in unserer Hand. Die rechtmaessige finnische Regierung kann also in ihre Hauptstadt einziehen. Auch in Finnland naehert sich wie in der Ukraine, wo wir bereits bis nach Taurien hin vorgedrungen sind, unser Saeuberungsfeldzug seinem Ende. Wenn wir auch gut tun, daran zu denken, dass wir auch dort, wie im ganzen ehemaligen russischen Reiche, nicht vor Ueberraschungen sicher sind. Jedenfalls aber haben wir in Finnland und in der Ukraine Vieles und Grosses erreicht. Der bolschewistische Schwindel wird bald beendigt sein.

Die Pioniere der Kaiserschlacht.

Von Leutnant d. R. Otto Riebicke.

(Auf dem Felde der Kaiserschlacht...).

Das Trichter- und Trümmergelaende der alten Sommeschlacht ist das Offensivfeld der deutschen Armeen geworden. Da, wo wir dem Briten vor einem Jahre freiwillig ausbogen, um uns in der Siegfriedstellung zu neuer, starker Kraft zu sammeln, hat der gewaltige Schlussakt der ungeheuerlichsten Menschentragoedie seinen Anfang genommen. In wenigen Tagen haben unsere herrlichen Truppen ein Gebiet durchstürmt, das alle Materialmacht der Entente in Monaten nicht erzwingen konnte, und das der Englaender mit allen Mitteln der Technik und allen Künsten der Feldbefestigung zu einer unüberwindlich scheinenden Trutz- und Wehrburg ausgebaut hatte.

Wie damals die Pioniere dem genialen Rückzugsgedanken Hindenburgs durch ihre technische Kunst mit zur Tat verhalfen, wie sie dem Feinde Hindernisse in den Weg warfen, die ihn erst nach Wochen und Monaten nachkommen liessen, so haben diesmal die Pioniere in hoher, heiliger Begeisterung unseren Truppen den Weg zurückgebahnt und den Heeressaeulen das Gelaende für den Stoss in die britische Front freigelegt.

Die Sturmtage von 1914 sind wiedergekehrt. Der Bewegungskrieg hat die Pioniere aus der harten Arbeit in dunklen Stollen und Schaechten gerissen und sie wieder da hingestellt, wo sie einmal standen: voran den Truppen!

«Pioniere!»

Das Wort hat einen guten festen Klang unter den Infanteristen. Im Bewegungskriege die Stürmenden, die mit Dynamit Bresche schlugen, im Stellungskrieg die Schaffenden, die Wehr, Hindernisse und Unterstaende bauten, die mit tiefen Stollen den Feind unterminierten und seine drohende Kraft zersprengten.

«Helle Begeisterung steckt in der Kompagnie, seit wir wissen, dass es losgeht», so schrieb mir ein Pionierunteroffizier in den Tagen der Rüstung. Und, als ich dann wieder an diese Front kam, in der sich das Gewaltige entwikkelte, da fand ich die Leute, die dreieinhalb Jahre Stellungskrieg wohl verschlossen gemacht hatte, voll neuer Tatkraft, Hoffnung und Gewissheit am Siege.

Wie ein Zauberwort hatte die Offensive gewirkt! Ein Strom frischer Jugend war in die herben Herzen geflossen und ein Feuer der Begeisterung glaenzte aus den Augen, die müde geworden waren im Einerlei des jahrelangen Stellungsdienstes.

In das Raederwerk der Vorbereitungen griffen die Pionierhaende mit dem alten Schwung ein. Noch wussten sie wohl nicht, um was es sich handelte. Aber ihre Ahnungen naehrten Gerüchte und in der schweigsamen Arbeit, die in den Naechten Wege und Kolonnenstrassen zur Stellung vorbaute, wuchs ihnen die Gewissheit. Und als dann die Uebungswerke aus ihren Ideen entstanden, an denen die Infanterie ihre Sturmproben hielt, da verstanden sie, dass der Tag nicht mehr fern war, der den Krieg aus den Graeben trug.

Dann kamen die Naechte des Aufmarsches. Aus dem besetzten Frankreich und Belgien schoben sich die Massen der Angriffsdivisionen über alle Strassen und Kolonnenwege frontwaerts. Ohne Unterbrechung krochen sie vorwaerts; die Trains mit dampfenden Pferden, die Kraftzüge mit donnernden Dynamos. Ein Heermarsch ohnegleichen, von dem nur die Tage schwiegen. Und alles ging über die Strassen und die Brücken, die die Pioniere gebaut hatten.

Das waren auch die Naechte, in denen der Mond hell war und nur der Nebel die Stellung versteckte.

Da krochen die Pioniere in die Drahtverhaue und legten die Gassen an, durch die die deutsche Sturmflut vorbrechen sollte. Ihre stillen Schatten wurden vom Feinde nicht gesehen, und das metallische Klingen der Draehte, die sie zerschnitten, verlor sich unter dem Klopfen der wachsamen Maschinengewehre. Aber hinter ihnen, in den Graeben, stellten sich die Minenwerfer auf und begannen zahlreicher und zahlloser wie groteske Ungeheuer mit offenen Maeulern gegen den Feind zu starren. Nacht für Nacht schleppten die Minenwerfer-Pioniere ihre schwere Munition über das Trichter- und Trümmerfeld vor und bauten ihre schweigsamen Geschütze ein. Im geheimen schlichen sie vor, suchten ihr Ziel und berechneten ihr Schussfeld. Und zuletzt kamen die Pioniere der Gaswerferbataillone. Die hatten neue furchtbare Waffen. Andere Pioniere halfen den Artilleristen, die in dieser Nacht ihre Geschütze hinter die erste Linie fuhren und die sie noch unter Ruinen und Gestrüpp verstecken mussten.

Ueberall griffen die Pioniere ein und überall brauchte man ihre Hilfe. Aber im stillen schafften sie schon Schnellbrücken und hielten das Material bereit, das die Graeben zudecken sollte.

Und dann kam die Minute, in der an der ganzen Front die Leuchtkugeln hochgingen und der Orkan der Artillerien losbrach und die britischen Batterien niederpeitschte.

An allen Minenwerfern standen die Pioniere bereit. Noch mussten Minuten vergehen.

Und dann stieg ihr Signal!

Aus Tausenden von Minenwerfern torkelten die riesigen Explosivmassen mit ihrem leuchtenden Kometenschweifen in die erste feindliche Stellung. Ein ungeheures Donnern, Krachen und Zischen füllte die Luft an, die Erde bebte. Die englischen Graeben verschütteten sich, die Verhaue leg-



Im Unterstand. F. d. A. Z. gez. v. Leutnant Brün.

ten sich um. Staub und Pulverschleim, Gift, Gase, Feuer füllten die Taeler und zerfrassen die Mulden. Dann loeste sich ein einziger Donnerschlag aus der deutschen Stellung, ein gleissender Feuerschein stiess gegen den blassen Mond, Riesenprojektile fauchten empor... und mit einem Krachen, das den Orkan der Kanonen grell übertoente, rasten die Sperrgranaten der Gaswerfer auf den Feind. Der Pionieroffizier hatte mit einem Fingerdruck neunhundert Granatminen aus der Erde geschleudert. Sirenen und Glocken, der schallende Hoellenwirbel eines Gasalarms loeste sich aus der feindlichen Stellung. Zu spaet! Die eben noch warnten, begannen zu straucheln, rissen sich die Kleider auf und waren tot. Und dahinter erstickte die feindliche Artillerie durch die Geschosse unserer Gasbatterien und schwieg.

Trommelnd sprang nun das Feuer aller Kaliber auf die Infanteriestellungen. Der Orkan der Massen war entfesselt...

Die Pioniere kletterten aus den Graeben und schleuderten geballte Sprengladungen in die zerrütteten Verhaue der britischen Stellung. Andere rissen das eigene Hindernis um. Dritte warfen Brücken über das Grabenlabyrinth und schafften Uebergaenge.

Denn die Sturmartillerie wartete hinter den ersten Graeben.

Und schon in diesen Stunden schoben sich heimlich leichte Bretterstege der Pioniere bei La Fère über den Oisekanal und liessen die ersten deutschen Truppen auf das Westufer. Waehrend sich weiter noerdlich das Unwetter des gewaltigen Sturmes zusammenzog, hatte die stille, harte Arbeit der Pioniere hier an der Oise den starken Brückenkopf bilden helfen, unter dessen Schutz sich die Regimenter des Nebenangriffs unbemerkt vom Feinde bereitstellten.

Warum soll ich in Stadtscheinen bezahlen?

Der Soldat gibt sich selten Rechenschaft über die grossen und weitreichenden Aufgaben der überall im Kriegsgebiet errichteten Wechselstuben und deren Bedeutung für die geldliche Wehrkraft des Vaterlandes. Ja klarer er den Zweck dieser Kriegsbankstuben erfasst und je oefter er ihre Vermittlung beansprucht, um so groesser wird die finanzielle Widerstandskraft unseres Reiches, das hier das wirtschaftliche Verstaendnis und das praktische Denken jedes einzelnen Kriegers zur Mitarbeit aufruft und braucht. Wozu dienen diese Wechselstuben? Zweck und Aufgabe der Wechselstuben ist in erster Linie, den Abfluss deutschen Geldes an die franzoesische Bevoelkerung zu hindern, das bereits den Franzosen zugeflossene deutsche Geld herauszuziehen und es durch die von den einzelnen Staedten und Verbaenden ausgegebenen Stadtscheine zu ersetzen, ferner den Umlauf des baren Geldes durch Pflege des bargeldlosen Verkehrs (Giro und Postschek) einzuschraenken. Im ersteren Falle ist die Unterstützung des einzelnen Offiziers und Soldaten und die verstaendnisvolle Mitwirkung geradezu eine dringende Notwendigkeit. Nicht umsonst werden die Heeresangehoerigen durch zahlreiche Anschlaege immer und immer wieder darauf aufmerksam gemacht, an die Franzosen nur in Stadtscheinen zu zahlen. Wohl nur wenige bedenken, dass das von ihnen achtlos oder aus Bequemlichkeit ausgegebene deutsche Geld nur unter grosser Mühe und Kosten der Franzosenhand wieder entzogen werden muss. Hier muss jeder mithelfen und jeder den andern zur gewissenhaften Pflichterfüllung erziehen, die ebenso dringend in diesem Punkte ist, wie in seinem Frontdienst draussen vor dem Feinde. Niemand denke, dass es auf seine Pfennige nicht ankomme; er multipliziere seine Pfennige mit der Zahl der Millionen Kameraden, die aehnlich denken koennten, und diese Pfennige werden zu Millionen heranwachsen. Man sage nicht, nun, die Franzosen fordern ja in Mark, also kann ich — zumal es bequemer ist — auch in Mark zahlen. Den Franzosen ist solche Forderung in Mark verboten, und was die Bequemlichkeit anlangt, so kostet sie dich nur Geld. Nennt der Franzose dir beispielsweise einen Preis von 10 M., so zaehlst du schnell den vierten Teil hinzu = 12,50, und zahlst dafür 12,50 Frs. in Stadtscheinen, die du bei deinem Zahlmeister oder der naechsten Wechselstube usw. zu 75, d. h. für 9,37 M., gekauft hast; deine Bequemlichkeit würde dich also bei dem kleinen Betrage von 10 M. schon 0,63 M. kosten, die du noch neben bei verdientest, wenn du die Wechselstuben in ihrer Bestrebung, die deutsche Volkswirtschaft zu staerken, unterstützt. Sollte dieses nicht ein Anreiz für jeden Offizier und Soldaten sein, sich bei der Gehalts- und Loehnungsauszahlung einen kleinen Teil, z. B. pro Mann 2 Frs. pro Dekade, pro Unteroffizier 4 Frs. pro Dekade, und pro Offizier ca. 30 Frs. pro Monat mindestens, in Stadtscheinen auszahlen zu lassen? Man multipliziere mit der Millionenzahl der Kaempfer, um sich einen Begriff machen zu koennen, welch ungeheure Summe deutschen Geldes der deutschen Volkswirtschaft erspart würde, wieviel Gold der Reichsbank indirekt gewonnen würde, wenn jeder sich dieser kleinen Unbequemlichkeit unterziehen würde. Man bedenke immer, dass für je 30 M. in deutschen Noten ca. 10 M. in Gold bei der Reichsbank vorhanden sein müssen. Jeder, der also für 30 M. Stadtscheine bei sich traegt, hat gewissermassen 10 M. Gold zur Ablieferung gebracht.

Wer von euch, Kameraden, die ihr draussen stündlich in treuer Pflichterfüllung dem Tode ins Auge schaut, wollte sich dieser weiteren Pflicht gegen sein Vaterland entziehen?

Hptm. Brandt.

Die Gesellschaft für soziale Reform veranstaltete in der vorigen Woche in Berlin eine grosse Kundgebung für die Fortführung der sozialpolitischen Gesetzgebung auch nach dem Kriege. Der Hauptredner der Versammlung Professor Dr. Francke erklaerte: Sozialpolitik brauchen wir auf allen Gebieten des wirtschaftlichen, sozialen und Staatslebens, denn sie ist unentbehrlich für den Wiederaufbau unserer Volkskraft. Vor allem gelte es, die grossen Lükken, die der Krieg unserer Volkskraft geschlagen, durch eine zielbewusste energische Bevoelkerungspolitik auszufüllen. Als Mittel hierzu bezeichnete er: Beibehaltung der Wochenhilfe, obligatorische Ausdehnung der Familienbeihilfe, Ausbau der Unfallversicherung, Erhoehung der Renten, Schaffung gesunder und billiger Wohnungen, gesetzliche Massnahmen für Kinderschutz und Beschraenkung der Frauenarbeit, Einführung der Sonntagsruhe und eines früheren Ladenschlusses, sowie Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung. Obwohl nach dem Kriege das deutsche Volk unendlich mehr und intensiver werde arbeiten müssen, dürfe diese Mehrarbeit nicht erfolgen unter Ausnützung der Ar-

beitskraft des einzelnen, sondern das Leistungsvermoegen des Arbeiters müsse unbedingt geschont werden. Als weitere Massnahme für die Zeit nach dem Kriege bezeichnet der Redner den Ausbau eines Arbeitsnachweises über das ganze Reich, Regelung der Einwanderung auswaertiger Arbeiter und Einrichtung einer Arbeitslosenfürsorge. Zur Vermeidung und Beilegung der zweifellos durch die kommende Entwicklung unseres wirtschaftlichen Lebens entstehenden schweren Arbeitskaempfe sei die Schaffung von Fabrikausschüssen, Schlichtungsaemtern und eines Reichsarbeitsamts unbedingt erforderlich. Auch eine gesunde Lohnpolitik müsse getrieben werden, um die Arbeiter vor Lohndrückerei und die Arbeitgeber vor schmutziger Konkurrenz zu schützen. Die alsbaldige Verabschiedung des Arbeitskammergesetzes sei eine der dringendsten Forderungen der Gegenwart. Staatssekretaer a. D. Graf Posadowsky erklaerte, dass es in der sozialen Politik niemals einen Stillstand geben würde. Nur die deutsche Sozialpolitik habe uns die Leistungen waehrend des Krieges ermoeglicht und das Staatsbewusstsein der breiten Massen geschaffen. Wohnungsfrage, Frauenfrage und Versorgung der Kriegsbeschaedigten bezeichnete er als die drei wichtigsten Aufgaben.

Ueber den U-Bootkrieg machte der Staatssekretaer des Reichsmarineamtes im Hauptausschuss des Reichstages belangvolle Ausführungen. U. a. sagte er: «Eines ist besonders für die kommenden Monate noch zu berücksichtigen: Heute trifft die Versenkung jedes Schiffes unsere Gegner am Lebensnerv. Heute, wo nur noch die unbedingt notwendigen Frachten für Lebensmittel und für Kriegsbedarf befoerdert werden koennen, bedeutet die Versenkung auch nur eines kleinen Schiffes etwas ganz anderes, als wie bei Beginn des U-Bootkrieges. Zudem bedeutet der Ausfall eines Schiffes auch den Ausfall von 4—5 Frachtladungen. Unter diesen Verhaeltnissen muss auch der groesste Pessimist sagen, dass die Lage der Gegner sich in stark wachsendem Masse und mit schnellen Schritten verschlechtert und dass jeder Zweifel an dem Enderfolg des U-Bootkrieges nicht berechtigt ist.» Auf Anfrage des Berichterstatters führte der Staatssekretaer aus: «Unsere Gegner haben sich emsig bemüht, ihre Abwehrmassnahmen gegen die U-Boote mit allen Kraeften zu steigern und damit auch natürlich gewisse Erfolge erzielt. Aber irgendwie entscheidend beeinflusst haben sie den U-Bootkrieg zu keinen Zeitpunkt und werden es auch nach menschlicher Voraussicht auch in Zukunft nicht koennen.»

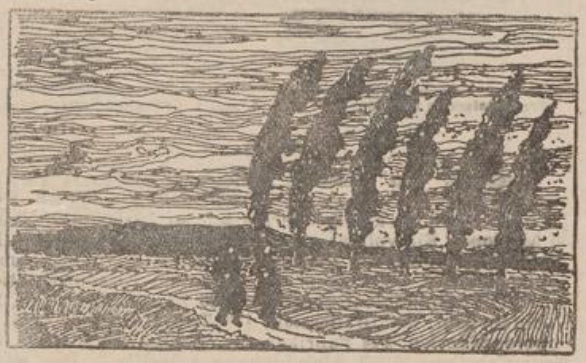
Die Lebensmittelnot in Holland waechst noch immer. Wie verlautet, beabsichtigt die niederlaendische Regierung, hinsichtlich der Lebensmittelversorgung neue einschneidende Massnahmen zu treffen. Man spricht von der Schliessung saemtlicher Restaurants. In parlamentarischen Kreisen verlautet, dass die hollaendische Regierung entschlossen ist, einige hollaendische Dampfer, begleitet von niederlaendischen Kriegsschiffen, auszuschicken, um Reis und einige der wichtigsten kolonialen Erzeugnisse aus Hollaendisch-Indien zu holen. Die Ausreise soll Ende April oder Anfang Mai stattfinden.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Zur Eroberung von Poelkapelle und Langemark wird uns geschrieben: Mit der Eroberung von Langemark und Poelkapelle mussten die Englaender den Deutschen zwei Orte überlassen, die sie waehrend der Flandern-Offensive im Jahre 1917 unter den schwersten Verlusten und trotz vielfacher Ueberlegenheit an Zahl und Material erst nach wochenlangen Kaempfen erobern konnten. Poelkapelle besetzten die Englaender am 4. Oktober nach über zweimonatlichen blutigen Kaempfen. Lloyd George liess seinerzeit zur Eroberung von Poelkapelle in London Viktoria laeuten. Ganz England feierte auf die Meldung des Marschalls Haig den Schlachttag des vierten Oktober als den groessten Sieg seit der Marne-Schlacht. Am 17. April 1918 machten die deutschen Waffen diesen englischen Sieg zu nichte.

Die englische Heimarmee geht nach Frankreich. Wie der Daily Telegraph meldet hat der Oberbefehlshaber der englischen Festlandsarmee Marschall French die sofortige Ueberführung der Armee nach Frankreich angeordnet. Der Abtransport nach Frankreich hat bereits begonnen. Die Lage an unserer Front, so schreibt das Blatt, ist aeusserst ernst und die Moeglichkeit einer Katastrophe ins Auge zu fassen.

Kleine Nachrichten. Von General Foch, auf den man in Frankreich soviel Hoffnungen gesetzt, beginnt man dort allmaehlich enttaeuscht zu werden. In franzoesischen politischen und militaerischen Kreisen erregt eine als vertraulich in allen politischen Salons kursierende Denkschrift des Front-Generals Percin grosse Beachtung. Diese Denkschrift enthaelt aufsehenerregende Angriffe gegen die Heeresleitung und gegen einzelne hohe Offiziere Percin behandelt die Ursache gewisser Verfallzustaende im Heere und kritisiert die Kriegführung General Fochs. — Der Zusammenbruch der englischen Front in Frankreich scheint auch die Stellung des Diktators Lloyd George in ihren Grundfesten erschüttert zu haben. Die bisher für die Regierung Lloyd George eingetretenen grossen englischen Zeitungen Manchester Guardian, Evening Standard und Evening Times befürworten unzweideutig den Rücktritt Lloyd Georges, um schwere innere Kaempfe zu vermeiden. — Daily Mail meldet die abermalige Verhaengung des Kriegszustandes über Irland. — Das kanadische Parlament hat die Absicht, die Expeditionsarmee dadurch zu verstaerken, dass in Zukunft unverheiratete Maenner und Witwer ohne Kinder bis zum 45. Lebensjahre aufgerufen werden. — Die Beschiessung von Paris dauerte durch die ganze vorige Woche hindurch an. — Pariser Blaetter melden: Die deutsche Artillerietaetigkeit konzentriert sich auf Toul. Von Nanzig bis Belfort leiden die ersten franzoesischen Linien durch die seit zwei Wochen fortdauernde Beschiessung.



Lautlos zu zweien in nächtlicher Stunde
Gehen wir schweigend die einsame Runde.
Die Gedanken zeichnen mir manches Bild,
Das mir das Herz mit Sehnsucht erfüllt.
Es pfeift der Wind durch die Bäume so kalt,
Fallende Blätter, der Winter kommt bald.

So war es auch damals ein eisiger Wind,
Fegte durch Äste und Zweige geschwind,
fallende Blätter im unendlichen Raum.
Doch war da kein Frieren, ich merkte es kaum,
Es war mir so mollig, damals so warm,
Ich hatte mein feines Liebchen im Arm.

Rudel Schrimpf



Zeichnung u. Gedicht von Telegr. Schrimpf.



Französisches Interieur. F. d. A. Z. gez. v. Grenadier Kretschmann.

Osten.

Russland. Das russische Handelskommissariat gibt die Verluste Russlands durch den Vertrag von Brest-Litowsk folgendermassen an 780 000 qkm Land, 56 Millionen Einwohner, d. H. 32 Prozent der gesamten Bevoelkerung, 31 530 km Eisenbahnlinien d. h. 1/3 des ganzen Schienennetzes, 73 Prozent der gesamten Eisenproduktion, 8 Prozent Steinkohlenfoerderung, 286 Zuckerraffinerien, 218 Tuchfabriken, 574 Brauereien, 133 Tabakfabriken, 1685 Alkoholdestillerien, 244 Fabriken für chemische Produkte, 615 Papierfabriken, 1073 Maschinenwerkstaetten. Das ganze Gebiet, das nun zu den selbstaendigen Randstaaten gehoert, brachte jaehrlich 845 238 000 Rubel ein und zaehlte 1800 Sparkassen.

Ukraine. Der Kriegsberichterstatter Dr. Wertheimer aeussert sich über ukrainische Wirtschaftsfragen in der Frkf. Ztg. u. a. wie folgt:

In Silos und Lagerhaeusern sind momentan fassbare Getreidevorraete nicht vorhanden. Wohl aber lagern betraechtliche Mengen bei den Bauern, nur sind sie schon dezimiert und werden es taeglich mehr durch die bedenklich eingerissene Gewohnheit, das Vieh mit zum Teil bestem Saatgut zu füttern, und dann durch die geheim betriebene Kornbrennerei, die fast jeder Haushalt hat. Die Trunkenheit auf dem Lande ist groesser denn je. Hundert tausende Pud Getreide werden bei diesem, nebenbei bemerkt rohen und unrationellen Betrieb vergeudet. Ueber die Frage der augenblicklichen Lieferungen hinaus gibt diejenige der Gestaltung der Dinge im Herbst und im naechsten Erntejahr zu Besorgnissen Anlass. Zwar ist die Wintersaat von Grossgrundbesitzern und Bauern gut in die Erde gebracht worden und ist auch gut über den Winter gekommen. Fraglich ist nur, wie sie geerntet werden soll. Die bekannten Universale der ukrainisch-sozialistischen Republik, die die Enteignung des gesamten Grund und Bodens ausprachen, sind von den Bauern nur als Vogelfreierklaerung des Grossgrundbesitzes aufgefasst worden, und es hat sich im Januar ein Bauernkrieg entwickelt, der unersetzliche Werte vernichtet hat. Schloesser und Güter mit betraechtlichen Kunstwerten sind ausgeraubt und verbrannt, Wirtschaftsbetriebe und Vorwerke bestohlen und in Asche gelegt worden. Maschinen liegen zerstoert oder beschaedigt umher. Zug- und Zuchtvieh, Milchvieh und kostbare Ochsen sind gestohlen und groesstenteils abgeschlachtet. Um Beispiele zu nennen: Von den 45 Vorwerken des Graefin Branitzkaschen Gutes sind nur 12 erhalten, von den 80 des Radziwillschen gleichfalls nur 10 oder 12. Auf letzterem Gute beziffert man den Gesamtschaden, den rasende Bauernhorden in wenigen Tagen anrichteten, auf rund 40 Millionen Rubel. Womit also im Herbst geerntet werden soll, ist zum mindesten fraglich. Besonders schwierig ist die Frage der Frühjahrsbestellung, für die bei den hiesigen klimatischen Verhaeltnissen nur hoechstens 3 Wochen zur Verfügung stehen. Man hat überall in den Doerfern den Eindruck, dass trotz aller russischen Menschenverluste Maenner reichlich vorhanden sind; nur stehen sie herum und tun nichts. Die Bauernanwesen selbst sind gut im Stand und durchweg ausgebessert. Sein eigenes bisheriges Land wird der Bauer auch zweifellos bestellen, ob aber auch das «enteignete» herrenlose, ihm noch nicht sicher zugesprochene Gutsland, das ist fraglicher. Es fehlt dazu den Bauern wohl an Erfahrung und an Kenntnissen. Sie selbst haben durchweg Dreifelderwirtschaft, das Gut zumeist moderne Mehrfelderwirtschaft. Der Bauer erzeugt pro Hektar um fast 7 Zentner weniger Getreide als das Gut. Zwei Drittel der Friedensgetreideausfuhr der Ukraine erzeugte das Gut, nicht der Bauer. Selbst, wenn also die Bauern alles Gutsland bestellten, würde infolge der schlechteren Bewirtschaftung der Ertrag bedenklich sinken. Es kann aber prozentual nur mit einer geringen Frühjahrsbestellung der Gutsflaeche gerechnet werden. Man wird bei all diesen ungeklaerten Verhaeltnissen gut tun, auf die Wirtschaftskraft und Exportleistung der Ukraine in der naechsten Zeit nicht allzugrosse Hoffnungen zu setzen.

Kriegswesen und Menschenleben in den Gleichnissen griechischer Philosophen.

Zusammengestellt von Dr. J. A. Hoffmann.

** Der Krieg ist der Vater aller Dinge.

Heraklit.

Wenn euer Feldherr mich auf einen Posten stellen würde, wo ich aushalten und den ich bewachen soll, so würde ich eher tausend Tode sterben als dass ich ihn verliesse. Wenn aber Gott mich auf einen Posten oder Platz hingestellt hat, den sollte ich verlassen dürfen?

Sokrates, Platons Apologie.

Wie bei einer Heeresordnung die Manneszucht nicht nur in allen Gliedern des Heeres, sondern ausserdem und in noch hoeherem Grade in der Person des Feldherrn verkoerpert ist, so ist Gott als der Inbegriff aller reinen Formen nicht nur in der Welt verkoerpert, sondern steht ihr zugleich gegenüber als Begehrtes und Gedachtes, als das Ziel alles Verlangens und Erkennens, als von allem Stofflichen freie Taetigkeit, als reines Denken, als Denken alles Denkens. Anfangs ist das schwer, weil die Vorstellungen in der Seele flüchtig sind wie Soldaten, die vor dem Feinde fliehen, wenn aber erst einmal einer von diesen Flüchtlingen zum Stehen gekommen ist, darauf ein zweiter und noch einer bis zum letzten, dann gibt es Widerstand und Festigkeit; auf die Seele übertragen heisst das, es bilden sich Begriffe, Erinnerungen, Erfahrungen.

Aristoteles.

Das Leben jedes einzelnen ist eine Art Kriegsdienst, und dieser ist lang und wechselvoll. Wie ein Soldat musst du alles ausführen und nach dem Willen des Feldherrn; ja wenn es moeglich waere, musst du schon erraten, was er will. Und dann ist jener Feldherr (Gott) mit diesem nicht zu vergleichen weder an Macht noch an Erhabenheit seiner Anschauungen. Weisst du nicht, dass die ganze Sache (das Menschenleben) wie ein Feldzug aussieht: der eine muss Wache stehen, der andere als Kundschafter ausgehen, wieder ein anderer muss vor den Feind. Es ist nicht moeglich, dass alle an einer Stelle stehen, es waere auch nicht gut. Du aber unterlaesst es, das auszuführen, was dir vom Feldherrn aufgetragen worden ist, du beschwerst dich, wenn dir eine etwas schwerere Aufgabe zufaellt, und ahnst garnicht, in welche Lage du das Heer (die übrige Menschheit) bringst,

dass dann, wenn alle deinem Beispiel folgten, niemand mehr einen Graben aufwerfen oder Schanzpfaehle aufpflanzen, Wachtposten stehen und ein Wagnis unternehmen moechte, sondern mancher als unnützer Mensch den Feldzug mitmachen würde.

Arrian, Unterredungen mit Epiktet.

Die gute alte Zeit.

Von Unteroffizier Dombrowe.

** Mehr als sonst hoert man jetzt wohl daheim die Redensart von der guten alten Zeit, in der doch alles so viel besser gewesen als jetzt und die nicht wiederkehren werde. Und mancher meiner Kameraden mag derselben Meinung sein, wenn ihm von den Seinen, besonders aus den Staedten, geschrieben wird oder er sich gelegentlich seines Urlaubs davon überzeugt hat wie alles so knapp und teuer ist. Gewiss, wenn man die jetzige Kriegszeit mit der Zeit unmittelbar vor dem Kriege vergleicht, wo die Stiege Eier z. B. nur 1 Mark kostete, waehrend jetzt 6, 8 auch wohl 10 Mark dafür gezahlt werden, dann kann man von der guten alten Zeit reden, die gewesen ist. Blicken wir aber ein Stückchen Zeit weiter zurück, dann finden wir, dass unser liebes Preussen doch schon eine viel, viel knappere und teurere Zeit durchgemacht hat. Eine Zeit, in der die Leute die Quecke auf dem Acker sammelten, trockneten, mahlten und zu Brot buken. Eine schlesische Zeitung vom Jahre 1813 gibt nach amtlicher Quelle für Lebensmittel folgende Preise an, wie sie damals tatsaechlich gezahlt worden sind. So kostete damals: Ein Scheffel Weizen 24 Thaler 8 Groschen; 1 Scheffel Roggen 22 Thaler; 1 Metze Erbsen 3 Thaler; 1 geschrotenes Roggenbrot, 1 Pfund und 12 Loth schwer, 6 Groschen; 1 grobes Mehlbrot, desselben Gewichts, 6 Groschen; 1 Metze Kartoffeln 20 Groschen; 1 Pfund Butter 5 Thaler; 1 Ei 8 Groschen; 1 Zwiebel 6 Groschen; 1 Quart Milch 21 Groschen; 1 Pfund Speck 4 Thaler 12 Groschen; 1 Pfund Schinken 4 Thaler; 1 Hering 12 Groschen; 1 Pfund roher Talg 1 Thaler; 1 Huhn 4 Thaler; 1 Ente 4 Thaler 12 Groschen; 1 Mandel grüne Pflaumen 8 Groschen; 1 Mandel Birnen oder Aepfel 2—3 Thaler; 1 Pfund Zucker 2 Thaler 16 Groschen; 1 Pfund Kaffee 1 Thaler 20 Groschen bis 2 Thaler; 1 Pfund Syrup (halb Wasser) 1 Thaler 18 Groschen.

Nicht wahr? das sind Preise, an die unsere heutigen Preise noch lange nicht heranreichen. Und unser Staunen wird noch groesser, wenn wir uns die Mühe geben und die Preise von Scheffel auf Zentner und die Thaler und Groschen auf Mark und Pfennige verrechnen. Zu einem Scheffel gehoerten 16 Metzen. 1 Scheffel aber wog nur 84 Pfund, waehrend 1 Zentner bekanntlich 100 Pfund wiegt. Eine halbe Mark nannte man damals 4 Groschen, 8 Groschen waren 1 Mark, 12 Groschen galten 1,50 Mark usw. 1 Thaler zaehlte damals 32 Groschen und 1 Groschen hatte 12 Pfennig. Und wenn wir dann weiter bedenken, um wie viel geringer die Loehne damals waren gegen jetzt, dann müssen wir sagen: Wahrlich, unsere Vorfahren haben mit Heldenmut Grosses geleistet, Schweres ertragen. Aber sie haben durchgehalten. Es galt damals die Befreiung vom Franzosenjoch, das seit 1807 auf Preussen lastete, so lastete, dass Friedrich Wilhelm IV. sagen durfte: Der Frieden schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Frei aber wollten, mussten unsere Vorfahren werden und daher klagten sie nicht über die Knappheit und hohe Preise, sondern hielten durch bis die Macht des Korsen gebrochen war.

Wie waere es, Kameraden, die ihr diese Zeilen leset, wenn ihr dieselben im Ausschnitt oder in Abschrift nach Hause schicktet, damit auch unsere Lieben daheim lesen, was unsere Vorfahren ertragen und geleistet haben und den Entschluss fassen: Was unsere Vorfahren gekonnt haben, müssen auch wir koennen. Darum, mit Kaiser Friedrich wollen wir «leiden ohne zu klagen.» Ist damals eine bessere Zeit gekommen, so wird sie auch jetzt nicht ausbleiben. Nur frei muss der Deutsche sein!

Die Wasserverbindung mit der Ukraine.

Im Hinblick auf das dringendst zu fordernde Einsetzen eines grosszügigen und moeglichst schnell abzuwickelnden Handelsverkehrs zwischen uns und der Ukraine müssen neben den Bahnlinien auch die Wasserverbindungen in Betracht gezogen werden. In Friedenszeit führte der Wasserweg von den Haefen des Schwarzen Meeres über Gibraltar nach Hamburg oder Bremen. Da dieser Weg uns aber heute versperrt ist, erlangen jetzt wieder, wie der Prometheus ausführt, die Binnenwasserverbindungen Bedeutung, die vor 100 Jahren viel benutzt wurden. Es handelt sich um zwei Verbindungen dieser Art, die eine führt vom Dnjepr zur Memel, die andere vom Dnjepr zur Weichsel. Derselbe Umstand, der heute auf diese Verbindung zurückgreifen laesst, hat seinerzeit ihre Herstellung veranlasst, naemlich die Absperrung der Schwarzemeerhaefen vom Weltverkehr. Für den Weg vom Dnjepr zur Weichsel wird ein Nebenfluss des Pripet benutzt, naemlich die an Pinsk vorbeifliessende Pina. Von der Pina wurde 1786 ein Kanal von 81 km Laenge zum Muchawjez hergestellt, einem Nebenfluss des Bug, der wiederum zur Weichsel führt. Anfangs war dieser Koenigs-Kanal oder Dnjepr-Bug-Kanal nur für sehr kleine Fahrzeuge verwendbar, er wurde aber in der Zeit von 1839 bis 1843 weiter ausgebaut, und jetzt ist seine Sohle 10,6 m breit, die Tiefe betraegt 1,10 m, stellenweise sogar 1,50 m. Im wasserreichen Frühjahr koennen daher Kaehne mit einer Tragfaehigkeit bis zu 200 Tonnen diesen Kanal benutzen. Waehrend die Inanspruchnahme früher gross war, wurde der Kanal in neuerer Zeit hauptsaechlich von Holzfloessen befahren. Unter den Problemen, deren Loesung einer Verbesserung der ukrainischen Verkehrswege dienen soll, steht also der Ausbau dieser Kanalverbindung mit an erster Stelle. Auch der Wasserweg, der zur Memel führt, nimmt seinen Ausgang von der Pina, nach Benutzung des Nebenflusses Jasjolda geht die Verbindung durch den 55 km langen Oginski-Kanal. Dieser in die Schara, einen Nebenfluss der Memel, mündende Kanal wurde in der Zeit von 1776—1804 gebaut, doch ist sein Zustand wesentlich schlechter als der des Koenigs-Kanals, weswegen er nur von 100-Tonnen-Kaehnen benutzt werden kann. Da moderne Schiffe den Memelstrom nicht einmal bis Grodno benutzen koennen und da die Schara oberhalb Grodno in die Memel mündet, ist der Ausbau des Oginski-Kanals weniger dringlich. Wichtig ist aber auch dieser zweite Wasserweg für die Holzfloesserei, der er schon im Frieden in grossem Masstabe diente.

F. d. A. Z. gez. v. Musketier Stuhrberg.



Seid eingedenk, dass nur unsere siegreichen Waffen den Krieg entscheiden werden, darum zeichnet **Kriegsanleihe!**

Der Seekrieg.

In der 194. Kriegswoche lagen folgende Meldungen über Versenkungen durch U-Boote vor:

12. April 22 000 Br.-Reg.-T. (Mittelmeer),
14. April 15 000 Br.-Reg.-T. (noerdl. Sperrgebiet),
15. April 25 000 Br.-Reg.-T. (Mittelmeer),
16. April 16 000 Br.-Reg.-T. (Sperrgebiet um England),
17. April 5 Dampfer, 2 Segler (Azoren),
18. April 1 grosser englischer Dampfer von 18000 Br.-Reg.-T.
20. April 26 000 Br.-Reg.-T. (Mittelmeer).

Das Ergebnis der 8. Kriegsanleihe.

WTB. Berlin, 20. April. (Amtlich.) Das Ergebnis der 8. Kriegsanleihe betraegt nach den bisher vorliegenden Meldungen ohne die zum Umtausch gemeldeten aelteren Kriegsanleihen 14550 Millionen Mark. Kleine Teilanzeigen sowie ein Teil der Feld-Zeichnungen, für welche die Zeichnungsfrist erst am 18. Mai 1918 ablaeuft, stehen noch aus, sodass das Ergebnis sich noch erhoehen

wird. Zu den unvergleichlichen Erfolgen unserer Heere gesellt sich damit eine neue überwaeltigende Leistung der deutschen Geldwirtschaft. Die gewaltigen Ergebnisse der früheren Anleihen noch weit überholend, legt sie aller Welt Zeugnis ab von dem unerschütterten Entschlusse des deutschen Volkes standzuhalten, solange es noetig ist und von seinem felsenfesten Vertrauen auf einen vollen endgültigen Sieg.

Das bisherige Ergebnis der deutschen Kriegsanleihen stellt sich wie folgt:

I.	Kriegsanleihe	4,48	Milliarden
II.	»	9,10	»
III.	»	12,16	»
IV.	»	10,76	»
V.	»	10,69	»
VI.	»	13,12	»
VII.	»	12,62	»

Hierzu tritt der jetzige Erfolg der VIII. Anleihe mit 14,55 Milliarden, die uns jetzt helfen sollen, auch im Westen den Sieg zu erringen. Das Gesamtergebnis aller acht Anleihen belaeuft sich demnach auf 87,48 Milliarden. Das sind Grosstaten, wie sie in der Finanz- und Wirtschaftsgeschichte aller Zeiten und Voelker unerreicht dastehen. Man wird in England und Frankreich vergeblich nach aehnlichen Erfolgen Umschau halten.

Die letzten Heeresberichte.

20. April. Westlicher Kriegsschauplatz: An den Schlachtfronten blieb die Taetigkeit der Infanterie auf Erkundungen beschraenkt. Starker Feuerkampf bei Wytschaete und Bailleul. Zwischen Scarpe und Somme lebte die Artillerietaetigkeit gegen Abend auf. An der Avre, nordoestlich von Moreuil, blieb sie tagsüber gesteigert. — In den Vogesen südwestlich von Markirch brachte ein erfolgreicher Vorstoss in die feindlichen Graeben Gefangene ein.

Von den anderen Kriegsschauplaetzen nichts Neues.

21. April. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Rupprecht und Deutscher Kronprinz: An den Schlachtfronten führten beiderseitige Erkundungen zu heftigen Infanteriegefechten. Bei La Bassée, Lens und Albert lebhafter Feuerkampf. Auch zwischen Avre und Oise war die Artillerietaetigkeit vielfach rege.

Heeresgruppe Gallwitz und Herzog Albrecht: Zwischen Maas und Mosel griffen niedersaechsische Bataillone Amerikaner in ihren Stellungen bei Seicheprey an. Sie erstürmten den Ort und stiessen bis zu zwei Kilometer Tiefe in die feindlichen Linien vor. Schwaechere Gegenstoesse des Feindes wurden abgewiesen. Staerkere Angriffsversuche wurden durch Niederhalten der im Anmarsch und in der Bereitstellung erkannten Truppen vereitelt. In der Nacht wurden die Sturmtruppen nach Zerstoerung der feindlichen Anlagen in ihre Ausgangsstellungen zurückgenommen. 183 Amerikaner, darunter 5 Offiziere, wurden gefangen genommen, 23 Maschinengewehre erbeutet. Nordwestlich Morville (oestlich von Pont a Mouson) machten wir in Vorfeldgefechten mit Franzosen Gefangene.

Rittmeister Freiherr von Richthofen errang an der Spitze der bewaehrten Jagdstaffel 11 seinen 79. und 80., Leutnant Buckler seinen 31. Luftsieg.

Osten. Ukraine: Nach Ueberwindung feindlichen Widerstandes bei Pirekop und Kartkasak haben sich unsere Truppen den Weg in Krim geoeffnet.

Mazedonische Front: Rege Taetigkeit des Feindes westlich vom Doiransee und in der Strumaebene.

22. April. Westlicher Kriegsschauplatz: An den Schlachtfronten oertliche Infanterieunternehmungen. Versuche des Feindes, über den La Bassée-Kanal nordwestlich von Béthune vorzudringen, scheiterten in unserem Feuer. Noerdlich von Albert nahmen wir 88 Englaender, darunter 2 Offiziere, gefangen und erbeuteten 22 Minenwerfer und einige Maschinengewehre. Der Artilleriekampf lebte nur in wenigen Abschnitten auf. An der übrigen Front blieb die Gefechtstaetigkeit in maessigen Grenzen — Südwestlich von Altkirch machten wir bei einem Erkundungsvorstoss Gefangene.

Von den anderen Kriegsschauplaetzen nichts Neues.

Lustige Ecke.

Ein zahmer Englaender.

Er war, wie man so sagt, auf einen Teppich gefallen und dann still liegen geblieben: ein Scheintoter. Mit Kreide hatte man ihm auf den Buckel gemalt: «Ich habe den Krieg nicht gewollt!» (Es war ein englischer 15 cm-Blindgaenger.)

(Kriegsflugblaetter des IR. 457.)

***

Halb so schlimm!

Wir haben da einen Kameraden, der war in der Garnison Bursche bei einem verheirateten Leutnant. Eines Tages ging sein Leutnant ins Kasino. Da stellte sich zuhause der Klapperstorch mit Zwillingen ein. Der Bursche kam atemlos ins Kasino gelaufen und meldete seinem Herren: «Herr Leutnant müssen schnell mal kommen, die gnaedige Frau kriegt ein Kind nach dem anderen!»

(Divisionszeitung Siegfried).

Raetsel-Ecke.

Sprichwort-Raetsel.

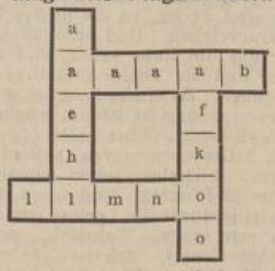
1. Wer zu süss ist, an dem lecken alle.
2. Er ist barfuss bis an den Hals.
3. Wer langsam geht, kommt auch zurecht.
4. Kluge Rede ehrt den Mann.
5. Neue Schuhe drücken.
6. Wie die Lehre, so das Leben.
7. Es passt nicht jeder Schuh zu jedem Fuss.
8. Gezwungener Eid bindet nicht.

Aus vorstehenden Sprichwoertern ist je ein Wort zu nehmen. Sind diese Woerter richtig ermittelt, so ergeben sie zusammengestellt, ein weiteres Sprichwort.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Magisches Flügel-Raetsel.



Die Buchstaben in obiger Figur sind so umzuordnen, dass die einzelnen Flügel Worte mit folgender Bedeutung ergeben: 1. Stadt in den Vereinigten Staaten von Amerika. 2. Fehlbetrag. 3. Zierpflanze. 4. Lehrhafte Erzaehlung aus dem Tierreich.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung der Anfügungs-Aufgabe aus voriger Nummer.

Kanton, Orange, Hanna, Lotto, Esau, Nadel, Neid, Oheim, Teller. — **Kohlennot.**

***

Aufloesung der Magischen Aufgabe aus voriger Nummer.

Es sind zu entfernen:

1. in der zweiten wagerechten Reihe das 3. und 4. Sternchen, 2. in der dritten wagerechten Reihe das 2. und 4. Sternchen, 3. in der vierten wagerechten Reihe das 2. und 3. Sternchen.

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

Nr. 500. 25. April 1918. **der 2. Armee.** Nr. 500. 4. Kriegsjahr.



Unsere Nummer 500.

Ein halbes Tausend liegt hinter uns — eine Jubilaeumsziffer ist erreicht! Nicht dass wir uns selbst einen Eichenkranz zu winden gedaechten! Aber es hat sich nun einmal gefügt, dass unsre Fünfhundertnummer in eine schoene, verheissungsvolle Zeit faellt. Draussen grünt und blüht es, der Winter ist überwunden, und wer fühlte nicht, dass auch der «Winter unsres Missvergnügens» zu weichen begonnen hat? Das Reis der Hoffnung, das wir so lange am Herzen gehegt, hat endlich ausgeschlagen! Im Osten haben wir den Frieden und im Westen sind uns die Namen Montdidier, Albert, Armentierès, Bailleul eine starke Verheissung, dass wir auch unsern furchtbarsten und gehaessigsten Feind zum Frieden zwingen werden. Freilich, der Frühling ist noch keine Zeit der Erfüllung. Unter Blitz und Donnerschlaegen muss uns erst die Ernte reifen und viel blühendes Leben wird der Gewittersturm noch vorher niederlegen. Und doch, wir fühlen, es geht einem glücklichen Ende entgegen. Im Bewusstsein, dass es sich zu lichten beginnt, sind wir zum erstenmal zu einer Rückschau gestimmt.

Die Namen von 4 Armeeführern bezeichnen den langen Weg: bis Frühjahr 1915 der Generalfeldmarschall Karl von Bülow, bis Sommer 1916 der General der Infanterie Fritz von Below, bis zur Jahreswende 1916/17 der General der Artillerie Max von Gallwitz, von da an der General der Kavallerie Georg von der Marwitz. Und wie die Führer, so haben die Truppenteile gewechselt, denn die Armee ist ja nur der Rahmen für einen sehr wandelbaren Inhalt. Zu ihren perennierenden Bestandteilen gehoert die Armeedruckerei und die mit ihr verbundene Feldzei-

tung. Und so dürfen wir anlaesslich der Nr. 500 wohl einmal um die Geduld des Lesers bitten, sich einiges über beider Entwicklung und Schicksale mitteilen zu lassen.

Es war im September 1914, als das A. O. K. 2 die Gründung einer Armeezeitung für seinen Befehlsbereich befahl. Dies geschah in Warméréville bei Reims, namentlich auf Anregung



Oberstleutnant **Matthes**
der Begründer der Armee-Zeitung der 2. Armee.

des damals dem A. O. K. zugeteilten Herrn Oberstleutnants Matthes. Und am 30. September erschien sie erstmals in Charleville. Eben donnerten die schweren deutschen Geschütze gegen die Forts von Antwerpen. Der erste Schriftleiter war Hauptmann Theodor Momm, damals Dolmetscheroffizier beim A. O. K. 2, im bürgerlichen Beruf Fabrikbesitzer in Brüssel.

Die Front der 2. Armee war zwar damals schon erstarrt, aber wie in den Tagen des Vormarsches kamen die Tagesblaetter nur unregelmaessig und mit starker Verspaetung zu den Truppen. Die wichtigsten militaerischen und politischen Nachrichten zu übermitteln war daher diejenige Aufgabe der Armeezeitung, hinter der alle andern zurückstehen mussten. Sie füllte ihre vier Quartseiten im wesentlichen mit den Tagesberichten des Grossen Hauptquartiers und den Meldungen aus aller Welt, welche der Nachrichtendienst des Armeehauptquartiers bekanntgab. Neuerdings, seit der am 21. Maerz glorreich begonnene Offensive, liegen die Verhaeltnisse an der Front wieder aehnlich wie im Anfang des Krieges und die Armeezeitung traegt dem wieder durch staerkere Betonung des Nachrichtendienstes Rechnung.

Ende 1914 zog sich die 2. Armee mehr nach Nordwesten und so folgte im Oktober jenes Jahres die Armeezeitung dem A. O. K. nach St. Quentin. Diese Stadt hat uns dann mehr als zwei Jahre beherbergt. Zuerst wurde die Zeitung in einer Druckerei der Rue d'Isle gedruckt. Spaeter, als Hauptmann Momm zur Etappeninspektion versetzt und Kommandant der Etappen-Kommandantur St. Quentin-Land geworden war, wurde sie vom Maerz 1915 an in der von ihm ins Leben gerufenen Etappen-Druckerei der Inspektion 2 hergestellt, die in der groessten Werkdruckerei von St. Quentin, in der Rue de Lunéville, eingerichtet worden war.

Ihre Auflage betrug ursprünglich 4000, stieg aber bis zum Ablauf des 1. Jahres auf 25 000. Mit Schwankungen hielt sie sich spaeter auf einer Hoehe von 30—35 000 Abdrücken.

Da die Druckerei und der Betrieb der Armeezeitung immer groesseren Umfang annahmen, wurde Oktober 1915 Leutnant R. L. Wittich, Mitbesitzer der L. C. Wittichschen Hofbuchdruckerei in Darmstadt, zur Etappen-Inspektion 2 kommandiert und Hauptmann Momm als Hülfe beigegeben. Seitdem der letztere Februar 1916 versetzt worden ist, ist Leutnant Wittich alleiniger Leiter der Druckerei und der Armeezeitung.

In den geistigen Bedürfnissen der Front wie der Etappe hatte sich im Jahre 1915 ein grosser Umschwung vollzogen. Die Feldpost befoerderte fürderhin die Tageszeitungen der Heimat mit unwesentlicher Verzoegerung bis in die vordersten Stellungen. Anderseits brachte die Eintoenigkeit des Grabenkrieges ein wachsendes Bedürfnis der Truppen nach Ablenkung, Unterhaltung, Belehrung, Festigung mit sich. Das A. O. K. trug diesem Wandel Rechnung, indem es neue Richtlinien für den Inhalt der Armee-Zeitung gab. Diesen folgend, hat der jetzige Leiter der Druckerei die Zeitung so umgestaltet, wie sie sich noch jetzt dem Leser darbietet.

So beginnt von November 1915 an eine neue Periode für sie. Die taeglichen Heeresberichte fallen weg, da sie die Truppen durch Anschlag und auch durch die Tageszeitungen schneller erfahren, als die Armeezeitung sie bringen kann. An ihre Stelle tritt eine Wochenübersicht der Kriegsereignisse. Ueber das politische Leben der Heimat, soweit es das Heer staerker interessiert, berichtet sie zusammenfassend, ebenso wie über die Entwicklung der Lage auf den Kriegsschauplaetzen. Gleichzeitig will sie unterhalten, zerstreuen, auch belehren.

Die Umgestaltung der Armeezeitung war nur moeglich, indem man eigene Arbeitskraefte für sie einstellte. Bisher hatte der Gefr. Kuglstatter neben seiner sonstigen Arbeit in der Druckerei den Stoff gesammelt. Jetzt wurde zuerst der Armierungssoldat Dr. Becker kommandiert, der zwar bald wieder ausschied, aber seitdem ein wertvoller Mitarbeiter geblieben ist. Nach ihm redigieren unter der Aufsicht des Leiters der Druckerei zwei Gefreite die Armeezeitung, Dr. Dettmann und Schaible, der erstere Zeitungsmann von Beruf, der zweite dem Lehrstande angehoerig. Gleichzeitig wurden auch die Kameraden der Front und der Etappe zur Mitarbeit in steigendem Masse gewonnen. Anregungen, Gesehenes und Erlebtes in Wort und Bild für uns festzuhalten und uns derartige Schilderungen oder auch geschichtliche Aufsaetze über einzelne Punkte des Armeegebiets einzusenden, hatten den erfreulichsten Erfolg. Soweit Aufsaetze der letztgenannten Art nicht von freiwilligen Mitarbeitern eingingen, wurde der Gegenstand von den Kraeften der Armeezeitung selbst bearbeitet, und so konnten nach und nach die merkwürdigsten Punkte des Armeegebiets geschichtlich beleuchtet werden.

Eine wesentliche und dankbar empfundene Unterstützung erwuchs uns durch die Gründung der Feldpressestelle beim Generalstab des Feldheeres, in deren Veroeffentlichungen soviel Belehrendes wie Unterhaltendes zu finden ist und so manches tüchtige Wort, das geeignet ist, die Zuversicht der im Felde stehenden zu festigen. Dank zollen wir auch gern der im Auftrag des Bundes deutscher Gelehrter und Künstler herausgegebene Korrespondenz von Koschützki, sowie der Korrespondenz Kühl, die uns zu benutzen gestattet ist. Daneben haben wir uns eine stetig wachsende Zahl guter Mitarbeiter erworben, derer wir heute besonders gern gedenken.

Aus dem Inhalte der Armeezeitung koennen wir nur einiges hervorheben.

Gedichte gehen uns in grosser Zahl zu und wir heissen sie schon darum willkommen, weil sie ein erfreuliches Zeichen dafür sind, dass in unsren Truppen «der Spiritus noch nicht zum Teufel ist.» Wir hüten uns, einen eigentlich literarischen Massstab an sie anzulegen. Doch ist eine ganze Anzahl darunter, die den Charakter und die Stimmungen der Zeit aufs glücklichste aussprechen. Sie sind zum Teil schon nachgedruckt worden. Wenn eins der Vergessenheit dauernd entrissen zu



Hauptmann **Momm**
der erste Schriftleiter
der Armee-Zeitung der 2. Armee

werden verdient, so ist es die Rhapsodie «An der Somme» von Rudolf Stelzmann (Nr. 264). Ein staerkerer und wahrerer Ausdruck der Stimmung jener schweren Monate ist uns nie mehr vor Augen gekommen.

«Wie lange noch dieses wehrlose Warten,
dieses Harren in Ohnmacht und Qual!
Nicht hinaufkommen koennen,
die Arme recken,
und frischen Odem trinken, bis die Brust zerspringt!» usw.

Die zarten Schilderungen von Paul Lingens führen fernab von aller Kampfesnot in ein Traumland, in dem keine Schwere mehr drückt. Die erste und eine der schoensten war «Das kleine Chateau. Ein Stundenbüchlein» (Nr. 357). — Ein Preisausschreiben zu Pfingsten 1917 hat uns eine Reihe guter Er-


3. Druckerei Charleville
2. Druckerei St. Quentin
3. Druckerei Laubeuge
Stereotypie
Stereotypie
Setzersaal
4. Druckerei Valenciennes
Maschinensaal 1.
Maschinensaal 2
Druckerei-Personal
№ 500 der Armee-Zeitung der 2. Armee.
Druckerei-Personal

zaehlungen und Schilderungen aus der Front gebracht, aus der wir etwa hervorheben «Sein Kamerad» von Landsturmmann Schüren (Nr. 400), «Der Choral», von Musketier Kiesler (Nr. 385) und «Kurzschuss der Schweren» vom Gefr. Hoefler (Nr. 390). — Da wir in einem Lande sind, wo alles von einer groesseren Vergangenheit redet, so haben wir eine ganze Reihe von Aufsaetzen gebracht, die von der Schilderung einer Oertlichkeit auf das geschichtliche Gebiet hinüberführen. Sie begann mit einem Artikel über Fayet bei Quentin im Januar 1916. Es folgten «Kriegsereignisse im Gebiet der Somme 1870/71» von Oberst Frhr. von Hammerstein (Beil. zu Nr. 158), «Napoleon III. und Ham» (Nr. 166/67) und «Ham» (Nr. 180/81) vom Feldgeistlichen Arand, «Moy» (Nr. 189/90) und «Die Stadt des hl. Quintin» (Nr. 200) vom Gefr. Schaible, «Das Armeegebiet im Wandel der Zeiten» von Major Treitschke (Nr. 213—15). Spaeter kamen Aufsaetze über Noyon (Nr. 207/8), Le Nouvion (Nr. 222/23), Roye (Nr. 229), die Kanaele (Nr. 237), Nesle (Nr. 248), Caulaincourt (Nr. 259), Péronne (Nr. 262/63, 268, 278), le Catelet (Nr. 285). In neuerer Zeit wurden noch behandelt Denain (Nr. 372), le Cateau (Nr. 378), Guise (Nr. 406), Landrecies (Nr. 419/20), das geschichtlich so merkwürdige Valenciennes (Nr. 422—24), Avesnes (Nr. 430). — Von andern Artikeln allgemein bildenden Inhalts erwaehnen wir nur die von Dr. Erich Becker (wie etwa über den franzoesischen Kunstraub in Nr. 400!), vom Unteroffizier Willy Cohn, der einer unsrer treuesten Mitarbeiter ist. — Auf dem Gebiete des Humors muss des unverwüstlichen Horchpostenede (Leutnant O. Koch) gedacht werden, der uns von Nr. 163 an mit seinen Wochenplaudereien begleitet hat, bis wir im Mai 1917 seine Spur verloren. Wir haben es erlebt, wie manche seiner drollig gereimten Aussprüche zu geflügelten Worten wurden. Statt vieler erinnern wir nur an jenes Gedicht ohne Ende, das die Laenglichkeit des Krieges so koestlich versinnbildlicht (in Nr. 267):

«Weihnacht ist sehr bald vorüber,
Schnell wird es dann Ostern sein,
Und so koennen wir uns langsam
Wieder mal auf Pfingsten freun.»

Es ist unser herzlichster Wunsch, dass er, der im wilden Strudel dieses Krieges so rüstig oben schwamm, nicht untergegangen, sondern uns nur aus den Augen gekommen sein moege.

Einem Preisausschreiben in Nr. 200 verdanken wir es in erster Linie, dass beinahe unser ganzer Bilderschmuck seither aus Zeichnungen und Lichtbildern besteht, die uns begabte Kameraden der Armee zur Verfügung stellen. Wir konnten damals eine Ausstellung der eingesandten Zeichnungen veranstalten mit dem Erfolg, dass viele davon verkauft wurden. Es ist nicht noetig, dass unsere Zeichnungen alle auf künstlerischer Hoehe stehen. Und doch, wie manche Ansicht eines stillen Sommedoerfchens hat bereits dokumentarischen Wert, nachdem das Urbild ein unkenntlicher Trümmerhaufen ist. Eine besondere Erwaehnung unter unsern Zeichnern verdienen namentlich Leutnant Brün mit seinen zahlreichen Soldatenkoepfen, Grenadier Kretschmann mit seinen Frontszenen, Ausdrucks- und Bewegungsstudien.

Wir mussten im Voranstehenden schon über die Quentiner Periode der Armeezeitung hinausgreifen, die bis Anfang Maerz 1917 gedauert hat. Die Zukunft wird uns ja doch kaum Lügen strafen, wenn wir schon jetzt behaupten, dass unsre Feldzeitung für die laengste Zeit ihrer Lebensdauer in der Sommestadt beheimatet war. Für viele ist sie noch immer die «Quentiner Zeitung.» Sie hat auch an dem traurigen Schicksal ihrer Kriegsheimat seither den lebhaftesten Anteil genommen. Insbesondere hat der als Erforscher der Basilika bekannte Prof. Dr. Dreiling über den Untergang dieses Baudenkmals auch in der Armeezeitung berichtet (Nr. 412, 13; vergl. auch die Ansichten in Nr. 411 und 418).

Schon Ende 1916 wurde für die Zwecke der nach Maubeuge verlegten Etappen-Inspektion eine gut eingerichtete Druckerei dortselbst mit Beschlag belegt und einige Soldaten der Armeedruckerei dorthin kommandiert. Anfang 1917, als die Siegfried-Stellung bezogen wurde, verlegte das A. O. K. seinen Sitz in eine kleine Stadt, in der sich keine Druckerei befand, die gross genug war, unsern ganzen Betrieb aufzunehmen. Darum wurde die bisherige Filiale in Maubeuge zur Hauptdruckerei ausgebaut, und nur ein kleiner Betrieb für den unmittelbaren Bedarf des A. O. K. an dessen Sitze eingerichtet. Eine Anzahl von Maschinen wurden von Quentin nach beiden Orten überführt.

Nur etwas über einen Monat waren wir in Maubeuge, dann folgte der dortige Teil der Armeedruckerei Ende April wiederum der Etappen-Inspektion nach Valenciennes. Wieder war unser Umzug mit schweren Maschinen belastet. Wir bezogen die groesste Druckerei der Stadt, deren bisherige Einrichtung unsern Bedürfnissen jedoch nur in Bezug auf den Steindruck genügte.

Ueber den Betrieb der Druckerei, wie er sich hier und am Sitze des A. O. K. herausgebildet hat, moechten wir noch kurz einiges mitteilen.

Man spricht nicht umsonst oefters vom «papiernen Krieg.» Mannigfaltige und oft sehr grosse Auftraege sind zu erledigen. Ausser der Armeezeitung und dem Inspektionsverordnungsblatt handelt es sich um den ganzen Bedarf der verschiedenen Formationen unserer Armee, sowie um diejenigen Drucksachen, die für die Verwaltung des besetzten Gebietes noetig sind.

Den Kern des Personals bilden 34 Soldaten, Unteroffiziere und Mannschaften, wovon 25 in Valenciennes, 9 in der A. O. K.-Druckerei.

Daneben wird eine Anzahl franzoesischer Zivilarbeiter beschaeftigt, soweit der Charakter der Arbeit es gestattet.

Die ganze maschinelle Einrichtung stammt aus dem besetzten Gebiet, wenn auch die Maschinen zum grossen Teil deutsches Fabrikat sind. Auch als Schrift benutzen wir ausschliesslich, was wir in franzoesischen Druckereien vorgefunden haben. Wer sich schon über unsere ae und oe geaergert haben sollte, moege uns mit den Erfordernissen der Sparsamkeit entschuldigen. Nur die Klischees für unsere Abbildungen müssen wir in Deutschland anfertigen lassen.

Dagegen haben wir schon in Quentin Ende 1915 eine Stereotypie eingerichtet. Es wird also die Armeezeitung und ein grosser Teil des Werksatzes nicht unmittelbar vom Satz gedruckt, sondern von einem Abguss des Satzes. An Maschinen arbeiten in der grossen Druckerei 8 Schnellpressen, 2 Tiegelpressen, 1 Steindruckschnellpresse, in der kleinen 3 Schnellpressen, 2 Tiegelpressen, 1 Steindruckschnellpresse.

Umfangreich ist auch die Verpackung und der Versand. Die Zustellung der Armeezeitung und der anderen Sendungen geschieht durch die Feldpost.

Es muss schliesslich erwaehnt werden, dass die Druckerei auch den Vertrieb der «Gazette des Ardennes» für das Armeegebiet übernommen hat.

Wir moechten schliessen, indem wir allen unsern Mitarbeitern unsern herzlichsten Dank aussprechen, sowohl denen, die uns von Anfang an begleitet haben, als der steigenden Zahl derer, die allmaehlich neu hinzugetreten sind! Sie beweisen uns am besten, welchen Anteil die Truppen unserer Armee an ihrer Feldzeitung nehmen. Das ist unser Stolz, denn je taetigeren Anteil eine Truppe an ihrer Feldzeitung nimmt, umso besser kann diese ihren Zweck erfüllen.

Wir grüssen die Kameraden von der Zweiten Armee!

Zur Lage.

Am 21. April war seit Beginn der deutschen Offensive ein Monat verstrichen. In dieser Zeit erlitten die Englaender, Franzosen und Portugiesen eine schwere Niederlage nach der anderen und liessen über 117 000 Gefangene in deutscher Hand. Die Geschützbeute übersteigt die gewaltige Zahl von 1550. Die Zaehlung der vielen tausend Maschinengewehre ist noch nicht abgeschlossen. Ueber 200 Tanks musste der Feind den deutschen Angreifern überlassen. Ein weiterer betraechtlicher Teil seiner Panzerwagen wurde zusammengeschossen. Auf dem weiten Schlachtfelde von Hollebeke bis zur Oise leistete England den deutschen Kaempfern in Gestalt ungezaehlter Munitions-, Verpflegungs- und Bekleidungs-Depots mit unschaetzbaren Bestaenden einen zwar unfreiwilligen aber unendlich wertvollen Kraftzuwachs. Auf der langgedehnten Kampffront wurden weit über 100 Kilometer englischer Stellungen meilentief überrannt. Was in diesem, mit allen Mitteln moderner Befestigungskunst angelegten Grabensystem an Draht, Holz, Beton, Stahl, Kupfer, Eisen, Panzerungen, Feldbahngeraet, Telephonverbindungen, unterirdischen Kabeln und dergleichen angelegt und für England verloren ist, laesst sich in Geldeswert nicht annaehernd angeben. Die blutigen Verluste der Englaender betrugen bereits am 5. April über 500 000 Mann. Sie haben sich waehrend des zweiten grossen deutschen Angriffes an der Lys ins Ungeheure gesteigert. Hierzu kommen die schweren Blutopfer der Portugiesen, vor allem der Franzosen, die überall an den Brennpunkten des Kampfes in dichten Massen die schwer bedrohte britische Lage wieder herstellen mussten. Besonders beiderseits der Somme, an der Avre, südlich der Oise, bei Coucy-Château und in Flandern liessen die Franzosen viele Tausende liegen und wurden zu immer weiterem Einsatz ihrer bisher zurückgehaltenen Reserven und zum

schleunigen Antransport der nach Italien abgegebenen Hilfskraefte gezwungen. Die Englaender verloren waehrend dieses einen kurzen Monats nicht nur den Gewinn der halbjaehrigen Sommeschlacht und den Restteil ihres Erfolges bei Cambrai, sondern sie mussten überdies zwei Drittel des in 16 Flandernschlachten teuer erkauften Raumgewinnes wieder hergeben. Dieser Gelaendeverlust wird zum Schaden Frankreichs durch diejenigen Gebiete erweitert, die die zurückgehenden Englaender in deutsche Haende fallen liessen. Damit sind weite, blühende, bisher vom Kampf verschonte franzoesische Landstriche den Kriegsleiden preisgegeben. Der schwere beiderseitige Artilleriekampf hat zahlreiche friedliche Staedte und Doerfer in Trümmer gelegt, üppige Felder und Fluren in Einoeden verwandelt. Der gesamte Gelaendeverlust betraegt viele Tausende Quadratkilometer. Die Hauptbahnverbindungen der Entente in Frankreich mit den wichtigen Bahnzentren Amiens, Doullens, St. Pol und Hazebrouck liegen unter deutschem Feuer und sind zum Teil ausgeschaltet.

Unterdessen schickt England alles, was es noch an Menschen auf Vorrat hat, die sog. Heimatarmee, über den Kanal. Aber das langt alles nicht, die Franzosen müssen das letzte Blut für die Englaender hergeben und sogar Italiener werden, wie aus Mitteilungen des italienischen Aussenministers in der italienischen Kammer hervorgeht, demnaechst die Ehre haben, für die Interessen Englands in Frankreich zu bluten. Die Westfront steht eben zur Zeit unter dem Zeichen der englischen Gewaltanstrengung, sich über Wasser zu halten. Viel erreichen wird Tommy nicht. Hindenburgs Plan, dass die britische Armee sich mehr und mehr abnützt und zermürbt, Foch aber die franzoesische Reservearmee vorzeitig einsetzen und verbrauchen muss, reift immer mehr der Erfüllung entgegen. Der Feind steckt in der Falle und vergeudet seine Kraft, indem er blindwütig gegen deren Draehte anrennt.

Mit der englischen Not in Nordfrankreich spitzt sich eine auch für uns hochwichtige Frage aufs neue zu, die hollaendische. Die Hollaender haben allen Grund, recht vorsichtig zu sein und zu der ersten Milliarde «Kriegskosten», die für sie jetzt voll geworden ist, auch noch die weiter noetige dritte halbe Milliarde hinzuzulegen. Denn staerker wie je arbeitet der Englaender daran, für sich selber dadurch Luft zu schaffen, dass er den Hollaender in den Krieg hineinstoesst. Er weiss ja genau, dass Hollands Hilfe so wenig imstande ist, wie etwa die Rumaeniens, den Fortgang des Krieges zu aendern, aber er hofft, durch die Teilnahme Hollands den amerikanischen Vetter aufs neue zu «entflammen» und vor allem so lange Zeit zu gewinnen, bis dieser Vetter seinen «dicken Stock» nach Europa senden kann. Holland hat allen Grund, auf der Hut zu sein! Gelingt es den Englaendern, es in den Kriegsstrudel hineinzustossen, so ist sein Schicksal besiegelt und zwar gleichviel, auf welcher Seite es kaempft. Seine Kolonien sind bestimmt verloren (Japan und Amerika werden sich zunaechst darein teilen und dann über das Endergebnis untereinander in die Haare geraten) und sein Mutterland dürfte zum Teil verwüstet werden. Wir würden das sehr bedauern, denn die Hollaender sind nun einmal mit den Vlamen unsere allernaechsten Blutsverwandten, deren Wohl und Wehe uns, trotz der aus den schlimmen Tagen Deutschlands nach dem Dreissigjaehrigen Kriege herrührenden, heutzutage etwas laecherlich wirkenden Selbstüberhebung der Hollaender, nun einmal nicht gleichgültig sein kann und darf. Wir hoffen daher, dass es den Hollaendern gelingen moege, neutral zu bleiben und vor allem eine englische Landung in ihrem Gebiet hintanzuhalten. Eine solche liegt ja gerade in der jetzigen Zeit, wo das ertrinkende England nach jedem Hilfsmittel, auch wenn es nur der sprichwoertliche Strohhalm ist, zu greifen gezwungen ist, naeher wie jemals in diesem Kriege.

In der Ukraine haben wir ein gewaltiges Stück Weges hinter uns gebracht und stehen jetzt am Eingang der Krimhalbinsel. Was die Halbinsel Krim betrifft, so hat sich diese seinerzeit «unabhaengig» erklaert. Ob sie diese Erklaerung aufrecht erhalten kann, ist noch fraglich. Vielleicht wird sie sich mit einer blossen Autonomie oder gar nur nationalen Zugestaendnissen begnügen müssen. Zur eigentlichen Ukraine gehoert sie nicht mehr, für ein eigenes Staatswesen ist sie aber doch wohl zu klein. Ihre Gebietsflaeche ist nur 22 241 Quadratwerst oder rund 25 000 Qudratkilometer, also nicht einmal so gross wie Württemberg und Hessen. Die Einwohnerschaft ist recht gemischt. Nach der Volkszaehlung von 1897 hatte sie etwas über eine halbe Million Einwohner. Von diesen entfielen 35,5 v. H. auf die Krimtataren, 33,4 v. H. auf die Grossrussen, 11,8 v. H. auf die Ukrainer, 5,6 v. H. auf die Deutschen, 4,4 v. H. auf die Juden und 3 v. H. auf die Griechen. Ueber 1 v. H. Anteil hatten noch die Armenier und die Bulgaren. Sonst wurden noch kleinste Anteile von Polen, Tschechen, Italienern, Esten und Türken erwaehnt. Von den Grossrussen muss man aber einen recht betraechtlichen Teil als nicht bodenstaendig (Beamten, Militaer und Marine, Arbeiter usw.) abziehen. Voraussichtlich wird ihre einheimische Prozentziffer auf die der Ukrainer zusammenschmelzen, wodurch dann naturgemaess die Krimtataren die Mehrheit unter der Bevoelkerung erhalten.

Die Türken vervollstaendigen in ruhigem Vorwaertsschreiten die Rückeroberung der im Weltkriege wie der 1878 an die Russen verlorenen Gebiete. Vor allem haben sie den allerwichtigsten Punkt derselben, die Hafenstadt Batum, in ihren Besitz gebracht und naehern sich hier bereits ihrer neuen bezw. alten Nordgrenze. Türkisch-Armenien ist durch die Wiedereinnahme des Wilajets Wan und des Sandschaks Bajedid wieder ganz in türkischer Hand. Noerdlich von Batum ist hinter Tschuruksu (Kobulety) die neue türkische Nordgrenze gegen Georgien erreicht worden. Im Gebiet von Kars sind die türkischen Truppen in gutem Fortschreiten. Oestlich vom Wansee naehern sie sich der persischen Grenze, kurz, in absehbarer Zeit werden die Türken nach Erreichung ihrer Reichsgrenzen die kriegerischen Operationen auf dem armenischen und Kaukasus-Kriegsschauplatze beendigen und einstellen koennen. Sie werden dann ihre gesamten Streitkraefte, soweit sie nicht für Grenz- und Küstendeckungen notwendig sind, gegen die Englaender im Irak und in Palaestina werfen koennen.

Hindenburg an der Westfront.

Aus einem der Bonner Ztg. zur Verfügung gestellten Feldpostbrief entnehmen wir das folgende:

Die Ostertage sind herumgegangen und ich habe sie nicht bemerkt — doch ja — am Ostersonntagmorgen da hatten unsere Truppen alle Schlüsselblumen und Veilchen angesteckt. Ich erklaerte mir das als Zeichen des Sieges, bis ein Kamerad sagte: «Nein, das ist wohl mehr des Osterfestes wegen,» da fuhr ich aus meinem Traum auf: Ostern? — Ja, richtig — heute ist ja Ostersonntag!

Auf einer Strasse — wir waren dienstlich unterwegs — mussten wir halten: der Kriegsgott Hindenburg kam angefahren; er sieht prachtvoll aus, auf seinem Gesicht glaenzt die Befriedigung über das gelungene Werk, mit seiner tiefen vollen Stimme ruft er den Infanteristen ein kurzes Lob zu; sie warfen ihm alle ihre Schlüsselblumen und Veilchen ins Auto. Ab und zu reichte er die Hand aus dem langsam fahrenden Wagen, dann greifen tausend Haende danach!

Ich sass wie festgeleimt in meinem Auto und vergass voellig den militaerischen Gruss und staunte nur den Alten an: ja wozu braucht man noch den Wunsch zu haben, Alexander — Caesar — Napoleon oder Moltke gesehen zu haben? — Er ist ja mehr wie sie alle zusammen.

Ltn. Georg Wittmann.

Herzog Friedrich II. von Anhalt ist am 21. April gestorben. Leopold Friedrich II. Eduard Karl Alexander, Herzog von Anhalt war am 19. August 1856 geboren; er war seit 2. Juli 1889 mit der Prinzessin Marie von Baden vermaehlt. Kinder aus dieser Ehe sind nicht vorhanden. Der Herzog war ein gütiger Fürst, der für alle bedürftigen Untertanen eine offene Hand hatte, und ein kerndeutscher Mann. Wiederholt besuchte er seine Truppen an der Westfront, und als es galt, den Fliegerhauptmann Oswald Boelke, der in Dessau, dem Wohnsitz seiner Eltern, begraben liegt, die letzte Ehrung zu erweisen, war Herzog Friedrich an erster Stelle. Da seine Ehe mit der Prinzessin Marie von Baden kinderlos blieb, geht die Regierung an seinen am 18. April 1861 zu Dessau geborenen Bruder Eduard über. Der neue Herzog ist seit dem 6. Februar 1895 mit der Prinzessin Luise von Sachsen-Altenburg vermaehlt. Er hat drei Soehne und eine Tochter, die seit dem 11. Maerz die Gemahlin des Prinzen Joachim von Preussen, des jüngsten Sohnes unseres Kaisers, ist.

Niederlande. Es heisst, dass England die Auslieferung der in den hollaendischen Kolonialhaefen liegenden deutschen Schiffe fordern werde. Die Volksstimmung ist empoert über solche Zumutung. — Es hat Amerika eine peinliche Ueberraschung bereitet, dass die hollaendischen Schiffsmannschaften Ehre und Patriotismus über Geld und schoene Worte gesetzt haben. Amerika und sein Praesident Wilson konnten wohl die hollaendischen Schiffe beschlagnahmen; sie konnten damit Holland einen schweren Schlag zufügen, den es auch im Frieden nur lang-

sam verwinden wird, aber trotz hohen Geldanerbietens, trotz lockendster Versprechungen haben die hollaendischen Schiffsmannschaften in grosser Anzahl es mit Entrüstung abgewiesen, auf den beschlagnahmten Schiffen weiter für Amerika und England Dienste zu tun. — Eine Denkschrift der Regierung, die der Kammer vorgelegt wurde, besagt über die westindischen Kolonien, dass die in den Vereinigten Staaten zur Sprache gekommenen Ideen über den Ankauf hollaendischer Besitzungen in West-Indien der Aufmerksamkeit der hollaendischen Regierung nicht entgangen sind. Es dürfe aber angenommen werden, dass dieses Streben nicht über den Rahmen akademischer Betrachtungen hinausgehen werde. (Wirklich nur akademische Betrachtungen??).

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Kriegsrat. Wie aus Paris gemeldet wird, fand im franzoesischen Hauptquartier abermals ein Kriegsrat aller Alliierten statt, dem grosse Wichtigkeit beigemessen wird. Seitens Englands nahmen Balfour und Lord Derby, seitens Amerikas die Generale Pershing und Bliss daran teil. Den Anlass zum Kriegsrat soll der Hinweis Englands gegeben haben, die amerikanische Hilfe kaeme zu spaet. Die Pariser Berichte italienischer Blaetter weisen mit kaum mehr verhaltener Besorgnis auf die Ereignisse an der Westfront hin. Die Lage sei ernst.

Amiens. Die Londoner «Daily Mail» schreibt: Mit dem Schicksal von Amiens ist das Los Londons unloesbar verknüpft. Amiens verteidigen heisst London verteidigen. Amiens verlieren bedeutet für Frankreich den Verlust der englischen Hilfe in ihrem jetzigen Umfange.

Italienische Hilfe? Bei der Wiederaufnahme der Kammersitzung erklaerte der italienische Minister Orlando, binnen kurzem würden italienische Regimenter am Kampfe in der Pikardie und in Flandern teilnehmen.

Osten.

Russland. Der Volkskommissar für innere Angelegenheiten teilte mit, dass in Petersburg vom 1. Januar bis 25. Maerz 14 207 Privatwohnungen sowie 26 317 Laeden und Depots geplündert wurden. In der gleichen Zeit wurden bei den Petersburger Stadtkommissariaten 574 315 bewaffnete Ueberfaelle in den Strassen, Taschendiebstaehle usw. angezeigt. Die offizielle bolschewistische Statistik schaetzt den dadurch entstandenen Schaden auf 22 765 000 Rubel. — «Als nationale Kriegsflagge der russischen Republik ist durch das Zentralkomitee der Raete der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernabgeordneten eine rote Flagge mit der goldenen Buchstabenaufschrift: «Russische sozialistische foederative Ratsrepublik» angenommen worden, die gleichfalls als Erkennungszeichen der russischen Kriegsschiffe gelten wird.»

Finnland. Die deutschen Truppen haben sich mit Mannerheims Heer vereinigt, so dass jetzt das ganze südwestliche Finnland von den Aufrührern befreit ist.

Ueber das Trichterfeld.

Von einem Teilnehmer an den Kaempfen der Westfront wird uns berichtet: Das Trichterfeld der Kaempfe aus dem vorigen Jahre sich so recht aus der Naehe und in aller Ruhe anzusehen, das ist ein Vergnügen, das uns der Vormarsch im Westen ermoeglicht hat und das man einem Unzufriedenen in der Heimat nicht versagen sollte. Schon 2—3 km hinter der Ausgangsstellung unseres Angriffes ist das freie Feld derartig mit Riesentrichtern durchsetzt, dass an ein Durchkommen mit Fahrzeugen nicht zu denken ist. Aber hier gibt die Grasfarbe doch immerhin noch den Grundton der Landschaft an. Je weiter man an die eigentliche Linie herankommt, desto mehr wird das Braun der Trichterwand vorherrschend, und einige hundert Meter hinter der deutschen Stellung bis hinüber zu den feindlichen Graeben waechst überhaupt kein Grashalm. Dieses eigentliche Trichterfeld ist so breit, dass nicht einmal durch Samenflug eine Vegetation ermoeglicht wurde. Es wirkt für eine nachdrückende Armee naturgemaess als Hindernis wie ein Wasserstrom. Brücken sind zunaechst die gepflasterten Staatsstrassen, die merkwürdigerweise sehr wenig aufgewühlt und im Gegenteil mit einer dicken Erdschicht, dem Auswurf der umliegenden Trichter, bedeckt sind. Diese Erdschicht wurde durch Hunderte fleissiger Haende abgetragen und die saubere franzoesische Chaussee freigelegt. Für das erste Vorrücken unserer Artillerie wurden ausserdem mit Faschinen und anderem Füllmaterial Notbrücken auf das Trichterfeld gelegt, die im Laufe der Zeit zu ordentlichen Verkehrsadern ausgebaut wurden. Waehrend Pioniere und Armierer diesem Geschaeft oblagen, streckten die Eisenbahner noch im feindlichen Feuer bereits ihre Kleinbahngleise, die bestimmt sind, unsere Pferdekolonnen zu entlasten. Gleich nach dem ersten Tage der Angriffe durchschifften die kleinen breitgebauten Lokomotiven das Trichterfeld, neues Schienenmaterial, Munition und Verpflegung vorschaffend. Die englische Stellung selbst, sauber und tief, mit Wasserleitungsrohren versehen, war von unserem Trommelfeuer am 21. Maerz offenbar ordentlich gefasst worden, aber immerhin nicht so, dass eine deutsche Truppe ihre Verteidigung aufgegeben haette. Dicht hinter der englischen Stellung beginnt schon wieder spaerlicher Graswuchs auf den Trichterraendern, eine Tatsache, die wehmütig stimmt, wenn man vergleicht, um wie viel mehr Munition die Englaender in den Vorjahren gegen unsere Verteidigung aufwenden konnten, als wir in der Abwehr. Das Furchtbarste der Zerstoerung zeigen die im Kampfgelaende liegenden Ortschaften. Früher gaben sie mit ihrem reichen Baumwuchs und hübschen Kirchtürmen der Landschaft ein ganz besonderes Gepraege. Heute ist alles unpersoenlich. Nur durch Orientierung nach der Karte findet man die unglücklichen Heimstaetten friedlicher Menschen wieder. Ein Ort, der durch seine Lage südlich der Scarpe besonders auffiel, war Monchy, das in der vorjaehrigen Arrasschlacht eine wichtige Rolle gespielt hat. Wohl haben die Englaender das Doerflein mit einem Rollbahngleise versehen, aber was von den Haeusern übrig geblieben ist, reicht eben hin, den Verlauf der Strassen erkennbar zu machen. Die Brauerei, in früheren Kriegsjahren Stabsquartier und Beobachtungsstelle einer bayerischen Infanteriebrigade, ist ein Trümmerhaufen, vom Dachstuhl zugedeckt. Die alten deutschen Unterstaende, auf die ihre Erbauer einst so stolz waren, sind fast ausnahmslos eingeschossen. Erhalten ist lediglich das Holzkreuz gegenüber der Brauerei, flankiert durch die Stümpfe zweier Kugeltürme, die einst weithin in die Gegend hinausragten. — Eine kleine Genugtuung verspürt man, wenn man um das Dorf verteilt die vier Tankleichen sieht, die am 23. April 1917 durch württembergische Artillerie zur Strecke gebracht wurden, oder wenn man die Sattelreste auf den Trümmern des Ortes entdeckt, die von dem wagemutigen Kavallerieangriff der Englaender am gleichen Tage geblieben sind. — Das Aeusserste an Zerstoerung, was die Westfront vielleicht überhaupt aufzuweisen hat, ist der Ort Bullecourt, 1917 gleichfalls bekannt geworden durch deutsches Heldentum. Hier ist Mauerwerk und Erdreich buchstaeblich durcheinandergemengt wie Salz und Pfeffer. Hier wird auch nie mehr ein Fundament halten, das neue Wohnstaetten tragen koennte. — Es ist alles nur relativ. Der Franzose des besetzten Gebietes traegt das namenlose Unglück seines Landes mit Würde, das muss man ihm lassen. Gegen die Kriegsnot, die er zu tragen hat, sind die Unbequemlichkeiten, um deretwillen mancher Deutsche einen schimpflichen Frieden abzuschliessen bereit war, Lappalie. Der aermste deutsche Schlucker ist ein Kroesus gegenüber dem reichsten franzoesischen Grundbesitzer in der Kampfzone. Diese Erkenntnis ist ein Nebenprodukt unseres Siegeslaufes an der Westfront.

Die Empfindungen eines Fliegers.

Als man einen bekannten englischen Flieger, der mehrfach mit knapper Not dem Verderben entronnen war, fragte, ob er jemals Furcht empfunden habe, erwiderte er: «Ich werde immer wieder erschreckt, aber ich fürchte mich niemals». «Diese Antwort,» so erklaert ein Flieger in den Daily News, «ist bezeichnend für die Empfindungen der meisten Kriegsflieger. Jeder Flieger ist waehrend der Ausübung seiner Pflicht ein wenig erschreckt, oft wird er sogar in starken Schreck versetzt, die wirkliche Angst aber wird in der Erregung des Augenblicks stets vergessen. Der Flieger hat keine Zeit, sich eines Furchtgefühls bewusst zu werden, erst wenn er sich wieder in Sicherheit befindet, kann die Reaktion eintreten, und dann kann er bei der Erinnerung an die bestandenen Gefahren Qualen empfinden. Es ist merkwürdig, aber im Augenblick vor der Entscheidung sind die Sinne meist ganz klar und gefasst. Eine andere Sache ist es mit den Angstgefühlen wegen der Maschine an sich, mit der Furcht, dass die Spanndraehte reissen koennten, dass der Motor Feuer faengt oder dass die Schraube zersplittert. Hieran denkt der Flieger fast niemals, wie ein Automobilfahrer bei der groessten Geschwindigkeit nicht an die Moeglichkeit eines Achsenbruches oder an einen Radunfall denkt, der sofortigen Tod zur Folge haben koennte. Die sog. Hoehenfurcht ist verhaeltnismaessig selten und

nicht zu vergleichen mit der Furcht, die man bei geringeren Hoehen von einem festen Standpunkt aus empfindet. Flieger, die in mehreren tausend Metern Hoehe ganz gleichgültig bleiben, koennen Angst empfinden, wenn sie von einer Kirchturmspitze oder von einem Dach auf die Erde hinuntersehen. Ich kenne sogar einen ausgezeichneten Flieger, der nicht faehig ist, eine Leiter emporzusteigen, um ein Bild aufzuhaengen. Die Erklaerung hierfür liegt wahrscheinlich darin, dass der Flieger sich so vollkommen losgeloest von der Erde fühlt, dass ihm die Hoehe nicht zum Bewusstsein kommt. Die Erde ist dann für ihn nichts weiter als eine Art Landkarte, die irgendwo unter ihm ausgebreitet wurde, waehrend er selbst glaubt, dass sein Zustand der normale ist.»

Kamirl.

Von Landsturmmann C. Buschhorn.

** «Sehen Sie», sagte Kamirl (das ist sein Dichtername), Dichter sein, heutzutage, das heisst gerade soviel, wie ein grosses Handelshaus leiten, oder eine grosse Fabrik, oder ein Bergwerk; das erfordert neben rastlosem Fleiss weise Voraussicht und — Umschauhalten nach immer neuen Verbindungen, eine ausgedehnte Korrespondenz und Buchhaltung . . . .»

«Na, na», unterbrach ich ihn laechelnd.

«Das glauben Sie nicht?» meinte er eifrig. «Nun, dann haben Sie einfach keine Ahnung, keine Ahnung, sage ich Ihnen! Haben Sie schon einmal das Lager eines modernen Dichters gesehen?»

«Das Lager?» fragte ich erstaunt u. dachte an ein hartes Bett.

«Ja, ja, das Lager, die Vorraete! O, davon macht Ihr gewoehnlichen Sterblichen euch gar keinen Begriff! Sehen Sie diesen grossen Formularschrank: er enthaelt in seinen soliden Pappkaestchen weit über 15 000 Gedichte . . . .»

«Um Gotteswillen!» rief ich entsetzt.

«O bitte, das sind noch nicht viel. Ich arbeite erst zehn Jahre daran, das macht pro Jahr nur 1½ Tausend, pro Tag etwa vier . . . . .»

Mir standen die Haare zu Berge; ich fühlte kalten Schweiss auf der Stirn.

«O, das ist nicht viel. Wenn ich in guter Stimmung bin, mache ich zwoelf bis fünfzehn pro Tag, nur Sonntags nicht, da arbeite ich nicht, da bleiben meine Büros geschlossen. Aber es ist auch alles da, alles vertreten, um jeden Bedarf augenblicklich zu decken. In dem obersten Fach links, finden Sie Lobgesaenge auf alle Tugenden, weiter unten Freiheitslieder in grosser Auswahl, hier Gedichte auf alle Voelker der Welt, hier Huldigungen an saemtliche Fürstlichkeiten, dazu Geburtstagswünsche für ihre saemtlichen Kinder, weiterhin Trauergedichte auf ihr künftiges Hinscheiden, dann Heldenlieder auf alle grossen Maenner und Frauen der Weltgeschichte, weiter unten Feierklaenge zur Umwandlung saemtlicher Republiken in Monarchien und umgekehrt, weiterhin Hymnen an alle Goetter und Goettinnen saemtlicher Voelker, hier Festgedichte für alle Vereine, im letzten Fach unten links warten die Jagdlieder, daneben schlafen liebliche Liebesgedichte, weiterhin Gedichte auf alle Waelder, alle Berge, alle Flüsse, Gedichte auf jedes Land, jede Provinz, jeden Gau, Trinklieder in grosser Menge, dazu Lieder auf alle Weine und Biere, Einweihungsgedichte für Kirchen, Schulen, Theater, Rathaeuser, Entbindungsanstalten und andere oeffentlichen Gebaeude, Begrüssungsworte an den neuen Landrat, den Pfarrer, den Lehrer, den Reichstagsabgeordneten und aehnliche oeffentliche Personen, Preisgesaenge auf alle Entdeckungen und Erfindungen, von der Dampfmaschine bis zum Hühneraugentod, und vieles, vieles andere noch. Sehen Sie, so muss der wahre, der grosse Dichter auf alle Moeglichkeiten vorbereitet sein, jeden Bedarf sofort decken zu koennen, ohne Zeitverlust, ohne den Kunden, ich meine die Zeitung oder Zeitschrift (an Privatkunden liefere ich nicht, obwohl mich der Schlachter nebenan wiederholt gebeten hat) warten zu lassen. Wenn Sie mich das naechste Mal besuchen, werde ich Ihnen eine Auswahl von einigen Hundert vorlesen — o, ich lese sehr schnell . . . .»

Ich beschloss, schleunigst im Stillen mit dem Zeppelin aufzusteigen und nicht wieder herunterzukommen.

« . . . . Sie glauben garnicht, welche Unsummen von Arbeit das kostet: das Inordnunghalten des Lagers, das Sortieren, Klassieren, dann die umfangreiche Korrespondenz, oder Schriftwechsel, wie es jetzt heisst, endlich die Buchhaltung. Jedes Gedicht wird eingetragen, wie bei der Kriegsstammrolle, mit Datum der Entstehung, Angabe der Blaetter, denen es angeboten wurde, die Antworten die eingingen, die Privatpersonen, denen es zur Bewunderung vorgelegen hat, die Aenderungen, die daran vorgenommen wurden und so fort. Ja, ja (hier zeigte Kamirl die Miene eines Grosshandelsherrn), Dichter sein, heutzutage, das ist schwer, sehr schwer, aber gross und erhaben.»



Studie. F. d. A. Z. gez. v. Grenadier Kretschmann.

Ich fand keine Worte. Merkwürdig nur, dass er nicht von Honorar sprach!

«Und hier», fuhr er leuchtenden Auges fort, «sehen Sie diese zwei Geheimfaecher: in dem einen warten einige Dutzend Friedensgedichte auf den grossen Tag, den alle Voelker ersehnen. Fix und fertig, alles zum Absenden bereit, wenn das welthistorische Telegramm kommt. Ist das nicht einzig, nicht grossartig!»

«Und das andere Fach?» wagte ich schüchtern zu fragen.

«Das ist für die gedruckten Gedichte bestimmt», entgegnete er mit grosser Geste.

«Es ist wohl schon ganz voll?» bemerkte ich kleinlaut.

«O nein, dieser Kasten ist noch leer.»

Rittmeister Freiherr von Richthofen gefallen.

WTB. Berlin, 23. April. (Amtlich). Am 21. April ist Rittmeister Manfred v. Richthofen von einem Jagdflug an der Somme nicht zurückgekehrt. Nach übereinstimmenden Wahrnehmungen seiner Begleiter und verschiedener Erdbeobachter stiess Freiherr v. Richthofen einem feindlichen Jagdflugzeug in der Verfolgung bis in geringer Hoehe nach, als ihn anscheinend eine Motorstoerung zur Landung hinter den feindlichen Linien zwang. Da die Landung glatt verlaufen war, bestand die Hoffnung, dass Freiherr v. Richthofen unversehrt gefangen sei. Eine Reutermeldung vom 23. April laesst aber keinen Zweifel mehr, dass Rittmeister v. Richthofen den Tod gefunden hat. Da Richthofen als Verfolger von seinem Gegner in der Luft nicht getroffen worden sein kann, so scheint er einem Zufallstreffer von der Erde aus zum Opfer gefallen zu sein. Nach der englischen Meldung ist Freiherr v. Richthofen in der Naehe seines Landungsplatzes am 22. April unter militaerischen Ehren bestattet worden.

Amsterdam, 23. April. Reuter meldet amtlich: Sir Douglas Haig meldet, dass am 21. April elf deutsche Flieger im Luftkampf abgeschossen wurden. Es stellte sich heraus, dass einer der heruntergeschossenen Flieger der wohlbekannte deutsche Kampfflieger Rittmeister Freiherr v. Richthofen war, der nach den deutschen Angaben 80 Flieger der Alliierten heruntergeschossen haben soll. Seine Leiche wurde gestern mit vollen militaerischen Ehren bestattet. Reuters Sonderberichterstatter fügt noch hinzu, dass die Bestattung des Freiherrn von Richthofen gestern nachmittag stattfand. Es war eine imposante Feier. Der gefallene Flieger wurde auf einem freundlichen kleinen Friedhof nicht weit von dem Ort im Sommetal, wo er heruntergeschossen wurde, begraben. Eine Abteilung des koeniglichen Fliegerkorps war bei der Leichenfeier zugegen.

Die letzten Heeresberichte.

23. April. Westlicher Kriegsschauplatz: An den Schlachtfronten blieb die Gefechtstaetigkeit auf zeitweilig aufflebende Artilleriekaempfe und etliche Infanterieunternehmungen beschraenkt. Die englische Infanterie war namentlich zwischen Lens und Albert sehr taetig. Erkundungsabteilungen, die an zahlreichen Punkten gegen unsere Linien vorstiessen, wurden überall zurückgeschlagen. Vergeblich versuchte der Feind mit starken Kraeften das am 21. 4. am Walde von Aveluy die Bahn noerdlich von Albert zu gewinnen. In mehrfachem verlustreichem Ansturm büsste der Feind Gefangene ein. An der übrigen Front nichts von Bedeutung.

In den beiden letzten Tagen wurden 30 feindliche Flugzeuge abgeschossen. Leutnant Buckler errang seinen 32., Leutnant Menckhoff seinen 25. Luftsieg.

Mazedonische Front: Zwischen Ochrida- und Prespa-See sowie nordwestlich von Monastir Artillerie- und Minenkaempfe. Deutsche Abteilungen stiessen westlich von Macova in franzoesische Stellungen vor. Bulgarische Truppen wehrten südlich vom Dojran-See englische Teilangriffe ab. Einige Franzosen und Englaender wurden gefangen.

24. April. Westlicher Kriegsschauplatz: Auf den Schlachtfeldern an der Lys und der Somme blieb die Gefechtstaetigkeit auf oertliche Kampfhandlungen beschraenkt. Nordoestlich von Bailleux erstürmten wir die Hoehe von Vleugelhoek und nahmen hier Franzosen gefangen. Westlich von Bailleux wiesen wir englische Angriffe ab. Starke Vorstoesse des Feindes nordwestlich von Béthune wurden in unseren Vorpostenlinien zum Scheitern gebracht. Vorfeldkaempfe an vielen Stellen der übrigen Front brachten Gefangene ein.

Rittmeister Freiherr von Richthofen ist von der Verfolgung eines Gegners über dem Schlachtfelde an der Somme nicht zurückgekehrt. Nach englischem Bericht ist er gefallen.

Osten. Finnland: Die unter dem Befehl des Generals Graf von der Goltz stehenden Truppen haben die Eisenbahnknotenpunkte Hyvinge und Ruehimaeki genommen und noerdlich von Lahti die Verbindung mit der finnischen Armee hergestellt.

Ukraine: In der Krim haben Truppen des Generals Kosch Simferopol erreicht.

Lustige Ecke.

Der grosse Ekel.

Professor Müller war weidlich unbeliebt. Er hatte Schrullen und war parteiisch. Er war Maxens Klassenlehrer. Max, der vorher im Griechischen mittelmaessig war, stand bei Professor Müller schlecht. Das Oster-Zeugnis vermerkte «ungenügend». Max faltete es vor des Professors Augen zusammen und sagte laut: «Beschiss!»

Professor Müller lief sofort zum Direktor und verlangte mit Rücksicht auf die untergrabene Autoritaet eine exemplarische Bestrafung.

Der Direktor sah die Notwendigkeit ein, und ging sofort mit dem Lehrer in die Klasse zurück mit den Worten: «Ich betrete mit dem groessten Ekel die Klasse.»

Alles nickte beifaellig. Die Autoritaet blieb untergraben.

Jugend.

***

Eine Dame in der elektrischen Bahn sieht, wie ein Mann in den Wagen spuckt. Entrüstet wendet sie sich an den Schaffner: «Darf man hier in den Wagen spucken?!»

Schaffner: «Madameken, warten Sie mal lieber damit, bis Sie auf der Strasse sind!»

***

Gemeindepolizist: «Sie haben hier geangelt. Das kostet 3 Mk. Strafe.»

Fremder: «Wenn es sein muss. — — Hier ist ein Fünfmarkschein. Koennen Sie 2 Mk. zurückgeben?»

Polizist: «Nein. Aber wissen Sie was: Baden Sie hier; das kostet 2 Mk., und dann stimmts.»

***

Ein Fechtbruder lehnt an einem Brückengelaender und freut sich über das Markstück, das er eben gefunden hat; da rutscht es ihm aus der Hand und faellt ins Wasser. Aergerlich sieht er dem Geldstück nach und brummt: «Zum Versaufen warst du bestimmt, aber nicht auf die Art!»

* An einer Strassenecke steht ein Haendler mit seinem «Warenhaus» und einem Plakat mit der Aufschrift «Ein armer Blinder». Ein Herr geht vorbei und legt mit den Worten: «Da, armer Mann, sind zehn Pfennig», ein Geldstück auf den Kasten. Im naechsten Augenblick sagt der «Blinde»: «Erlooben Sie mal, Sie Schieber, det is ja nur 'n Sechser.» Der Herr weist ganz verwundert auf die Inschrift mit den Worten: «Ich meine Sie sind blind?» «Nee, det bin ick nich, det is mein Kolleje, ick vertrete den bloss.» «Ja, wo ist denn Ihr Kollege?» «Der is mal 'n Momang in 'n Kientopp gegangen un guckt sich die Bilder an.»

Gefr. Behre.

Raetsel-Ecke.

Buchstaben-Versetzung.

Aus den nachstehend angegebenen Buchstaben ist je ein maennlicher Personenname zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Vor- und Zunamen eines grossen Deutschen ergeben.

a k o r s
e h h i l o p t
a g o r t t t u
d f i o r t
i k o r t v
a f l o
a i k l n o s u
b n o r u
a e i l m m n u
a e h n p s t
a i m n r t
a f l n r u
a e h i n r r t
a c h i i n r s t
a a k p r s

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Bilder-Raetsel.



(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung des Sprichwort-Raetsels aus voriger Nummer.

Wer barfuss geht, den drücken die Schuh nicht.

***

Aufloesung des Magischen Flügel-Raetsels aus voriger Nr.

1. Omaha. 2. Manko. 3. Kalla. 4. Fabel.

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 501. (4. Kriegsjahr) 27. April 1918.

Wir Deutschen leben des Glaubens: der Ruhm sei wie die Liebe, wie jedes echteste und hoechste Glück des Lebens, eine Gnade des Geschicks, die wir in Demut hinnehmen, doch nimmermehr erstreben sollen.

Treitschke.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

27. April 1915: Erstürmung russischer Stellungen bei Suwalki. — Vergeblicher Angriff von 16 Panzerschiffen an den Dardanellen.

27. April 1916: Uebergabe von Kutel Amara. 13500 Englaender gefangen.

28. April 1917: Dritter Durchbruchsversuch bei Arras vereitelt.

Wie man den Koenig an dem Übermass
Der Gaben kennt — denn ihm muss wenig scheinen,
Was Tausenden schon Reichtum ist — so kennt
Man euch, ihr Goetter, an gesparten, lang
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wisst, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hoert
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte,
Und wehe dem, der ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Speise sich zum Tod
Geniesst.

Goethe.

Die Verschuldung der europaeischen Ententelaender bei Amerika.

Reuter meldet aus Washington: Nach den Berechnungen des Schatzamtes wurden bis zum 11. April den Alliierten Vorschüsse im Gesamtbetrage von 5285 Millionen Dollars, gleich 22 Milliarden 197 Millionen Mark, gewaehrt. Folgende Kredite wurden bewilligt: Belgien 104,6 Millionen Dollar, Kuba 15 Millionen, Frankreich 1565 Millionen, Grossbritannien 2720 Millionen, Italien 550 Millionen, Russland 325 Millionen und Serbien 4,2 Millionen. Die Anleihen betragen für Belgien 88,4 Millionen, Kuba 55 Millionen, Frankreich 1480 Millionen, Grossbritannien 2580, Italien 490, Russland 187,7, Serbien 4,2 Millionen, zusammen 5885 Millionen Dollar oder 24 Milliarden 717 Millionen Mark.

Diese 11 Milliarden 170 Millionen Dollar oder 46 Milliarden 914 Mill. Mk. hatten die europaeischen Ententelaender ursprünglich mit 3½ v. H., also mit jaehrlich 1642 Millionen Mk. zu verzinsen. Aber das Geschaeft über alles und überall ist bekanntlich die Losung der smarten Amerikaner. Um Geschaefte zu machen, haben sie unter rücksichtsloser Verletzung des Neutralitaetsstandpunktes Kriegsgeraet aller Art an die Ententestaaten verkauft, und sie sind in den Krieg eingetreten, als Gefahr bestand, dass die Ententestaaten nicht kaufkraeftig und zahlungsfaehig bleiben würden, und als die weitere Gefahr drohte, dass die Vorschüsse, die die Vereinigten Staaten an die Entente gegeben hatten, verlorengehen koennten. Das Geschaeft der Waffen- und Munitionslieferungen bringt nicht mehr soviel ein, seitdem die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten sind und in erster Linie für die eigenen Bedürfnisse zu sorgen haben. Den infolgedessen entstehenden Ausfall will man aber auf andere Weise wieder einbringen. Man hat da ein sehr einfaches Mittel an der Hand: Man zieht die Schraube der Darlehnszinsen an. Für die Darlehen, die England und Frankreich und die sonstigen europaeischen Freunde der Vereinigten Staaten von diesen erhielten, waren anfaenglich 3½ v. H. Zinsen zu zahlen, ebensoviel, wie den amerikanischen Staatsglaeubigern gewaehrt wurden, die auf die erste amerikanische Kriegsanleihe gezeichnet hatten. In der Folge sah sich die amerikanische Regierung genoetigt, für die eigenen Kriegsanleihen hoehere Zinsertraege anzubieten, und man ist jetzt bereits auf 5 v. H. gekommen. Da sich die amerikanische Regierung verpflichtet hat, die Vorschüsse an die Entente «zum Selbstkostenpreis» zu gewaehren, so steigt automatisch und gleichlaufend auch die Zinsbelastung der Entente. Die Ententemaechte haben also nicht mehr 3½ v. H., wie vor einem Jahre, sondern nunmehr 5 v. H. Zinsen an den Darlehnsgeber, die amerikanische Regierung, zu zahlen. Da nun, wie oben angegeben, die amerikanische Regierung rund 47 Milliarden Mark an die europaeischen Ententelaender hergegeben hat, so ist für diese eine jaehrliche Mehrverzinsungslast von rund 407 Millionen Mark entstanden. Die Tributpflicht der europaeischen Entente ist also auf 2 Milliarden 346 Millionen Mark jaehrlich angewachsen. Den Hauptanteil der Mehrlast hat England zu tragen. Es ist aber nicht so sehr die dadurch bedingte Beschleunigung und Steigerung der finanziellen Verpflichtungen gegenüber Amerika, die den Westmaechten nachteilig sein muss. Diese Steigerung der Anleihezinsen von 3½ auf 5 v. H. ist zugleich ein weithin sichtbarer Gradmesser der Kreditwürdigkeit der Entente. England, dessen 2½zinsige Konsols vor dem Kriege ein in der ganzen Welt gesuchtes Papier waren, muss jetzt für amerikanisches Geld 5 v. H. Zinsen bezahlen. Diese Tatsache darf uns mit voller Genugtuung erfüllen: sie beweist, dass die Abhaengigkeit gegenüber Amerika, in die England geraten ist, unaufhaltsam weiter fortschreitet, und sie ist zuleich ein zuverlaessiger Massstab dafür, wie die militaerische Lage der Entente, vor allem Englands, von den eigenen Freunden bewertet wird.

Litauen und Sachsen. Ueber die Gründe der Anwesenheit des Kronprinzen von Sachsen in München ist man, laut Zeitungsmeldungen in München dahin unterrichtet, dass die Erwaegungen über eine Personalunion zwischen Sachsen und Litauen ernster Natur seien. Zwischen den Bundesregierungen werden darüber in den letzten Tagen eifrigst Verhandlungen gepflogen. Auch die elsass-lothringische Frage, bei der Bayern neben Preussen ein gewisses Interesse hat, ist neuerdings ventiliert worden.

Der Reichstag hat mit der Beratung der neuen Steuervorlagen begonnen. Die Parteien der Linken bemaengeln, dass zu viel indirekte und zu wenig direkte Steuern vorgeschlagen seien.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Zu Richthofens Tod.

WTB. Berlin, 24. April. (Amtlich.) Anlaesslich des Heldentodes des Rittmeisters Frhrn. v. Richthofen erliess der Kommandierende General folgenden Nachruf im Verordnungsblatt für Luftstreitkraefte:

Rittmeister Manfred Freiherr v. Richthofen ist von der Verfolgung eines Gegners nicht zurückgekehrt. Er ist gefallen! Die Armee hat einen rastlosen und verehrten Helfer, die Jagdflieger haben ihren fortreissenden und geliebten Führer verloren. Er bleibt ein Held des deutschen Volkes, für das er kaempfte und für das er starb. Sein Tod ist eine tiefe Wunde für sein Geschwader und für die gesamten Luftstreitkraefte. Der Wille, durch den er siegte, mit dem er führte, den er vererbte, wird die Wunde heilen. Kommandierender General der Luftstreitkraefte.

Paris, 24. April. Der Korrespondent der Agentur Havas an der britischen Front telegraphiert über die Beisetzung Richthofens, dass ihm militaerische Ehren in vollem Umfange erwiesen wurden. Ein Geistlicher nahm nach anglikanischem Ritus die gottesdienstlichen Handlungen vor. Sechs britische Fliegeroffiziere trugen den Sarg zur Gruft und legten Kraenze mit den deutschen Farben namens des Hauptquartiers einer Brigade und mehrerer Geschwader, darunter des australischen nieder. Einer dieser Kraenze trug die Inschrift: «Dem tapferen und würdigen Feinde.»

WTB. London, 24. April. Der folgende Bericht über den Tod des Rittmeisters Freiherrn v. Richthofen ist von dem offiziellen Kriegskorrespondenten bei den australischen Truppen in Frankreich eingegangen. Richthofen wurde gestern abgeschossen, als er in geringer Hoehe diesseits der australischen Front flog. Richthofen, der einen Dreidecker steuerte, wurde getroffen, als er sehr niedrig über dem Boden flog, als er selbst einen britischen Aufklaerer herunterjagte. Der deutsche Meisterflieger stürzte nieder, das Flugzeug ging krachend in Stücke. Nur eine Kugel wurde in Richthofens Koerper gefunden, sie war in die linke Seite eingedrungen und gerade durchs Herz gegangen.

Kleine Nachrichten. Gegenüber den falschen Nachrichten, die von feindlicher Seite über die deutschen Verluste verbreitet werden, wird von deutscher amtlicher Seite nochmals festgestellt, dass unsere Verluste in keiner Weise über das gewoehnliche Mass hinausgehen. — Die Franzosen haben weitere Frontabschnitte von rund 100 Kilometern von den Englaendern übernehmen müssen. — Schweizer Zeitungen melden den Beginn der teilweisen Entfernung der Zivilbevoelkerung aus Paris. Wegen der fortdauernden Beschiessung sollen zunaechst 100000 Einwohner auswaerts untergebracht werden. — Die Meldungen von der Erschütterung der Stellung Lloyd Georges dauern fort. — Die englischen Verlustlisten vom 1. bis 14. April weisen insgesamt 213 874 Mann auf. — Die Lage in Irland wird immer schwieriger; es sollen groessere Truppenmengen dorthin gesandt werden. — Italienische Truppen sollen nach der franzoesischen Front unterwegs sein.

Seekrieg.

Missglückter englischer Vorstoss gegen die flandrische Küste.

WTB. Berlin, 24. April. (Amtlich.) In der Nacht vom 22. zum 23. April wurde ein gross angelegtes und mit rücksichtslosem Einsatz geplantes Unternehmen englischer Seestreitkraefte gegen unsre flandrischen Stützpunkte vereitelt. Nach heftiger Beschiessung von See aus drangen unter dem Schutze eines dichten Schleiers von künstlichem Nebel kleine Kreuzer, begleitet von zahlreichen Zerstoerern und Motorbooten bei Ostende und Zeebrügge bis unmittelbar unter die Küste vor, mit der Absicht, die dortigen Schleusen- und Hafenanlagen zu zerstoeren. Gleichzeitig sollte nach Aussagen von Gefangenen eine Abteilung von vier Kompagnien Seesoldaten (Royal Mariners) die Mole von Zeebrügge handstreichartig besetzen, um alle hier befindlichen Baulichkeiten, Geschütze und Kriegsgeraet sowie die im Hafen liegenden Fahrzeuge zu vernichten. Nur etwa vierzig von ihnen haben die Mole betreten. Diese sind teils tot, teils lebend in unsere Hand gefallen. Auf den schmalen hohen Mauern der Mole ist von beiden Seiten mit aeusserster Erbitterung gefochten worden. Von den am Angriffe beteiligten Seestreitkraeften wurden die kleinen Kreuzer «Iphigenia», «Intrepid», «Sirius», und zwei andere gleicher Bauart, deren Namen unbekannt sind, dicht unter der Küste versenkt. Ferner wurden 3 Zerstoerer und eine groessere Zahl von Torpedomotorbooten durch unser Artilleriefeuer zum Sinken gebracht. Nur einzelne Leute der Besatzung konnten von uns gerettet werden. Ausser einer durch Torpedotreffer verursachten Beschaedigung der Mole sind unsere Hafenanlagen und Küstenbatterien voellig unversehrt. Von unseren Seestreitkraeften erlitt nur ein Torpedoboot Beschaedigungen leichtester Art. Unsere Menschenverluste sind gering.

Die Maerzbeute unserer U-Boote.

Berlin, 23. April. (Amtlich.) Im Monat Maerz sind insgesamt 689000 Bruttoregistertonnen für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes vernichtet worden. Der unseren Feinden zur Verfügung stehende Welthandelsschiffsraum ist somit allein durch kriegerische Massnahmen seit Kriegsbeginn durch etwa rund 16 469 000 Br.-Reg.-T. verringert worden.

Die bisherigen Monatsergebnisse:

1917	Februar	781 000 Tonnen
	Maerz	885 000 „
	April	1 091 000 „
	Mai	869 000 „
	Juni	1 016 000 „
	Juli	811 000 „
	August	808 000 „
	September	672 000 „
	Oktober	674 000 „
	November	607 000 „
	Dezember	702 000 „
1918	Januar	632 000 „
	Februar	680 000 „

Allerhand Ersatze.

Ein Kamerad schreibt uns:

Es war im Westen, zur Zeit unseres Gegenstosses bei Cambrai, auf dem Regiments-Gefechtsstand, als folgende zwei Geschichtchen dort wahrhaftig passierten.

Bekommt eines Tages unser Unteroffizier ein Paeckchen Rauchtabak-Ersatz. Im Gegensatz zu so vielen anderen gleichen «Ersatzen» schien er frei von abgeschnittenen Fingernaegeln, Haaren und Besenstielen zu sein. Er roch und duftete nach Hopfen und Lavendel, dass es eine Freude war.

Da unser Korporal jedoch noch gut mit Zigarren versehen war, diesem neuen Erzeugnisse auch ein Misstrauen entgegenbrachte, das uns voellig unbegründet schien, legte er ihn ins Fach zu vielem anderen.

Abends gab es Tee mit Zucker, den unser Koch unübertrefflich zu bereiten verstand.

Abermals roch es beim Teeempfang ganz intensiv nach Lavendel und Hopfen. Der Tee fand ungeteilten Beifall; er schmeckte nur etwas bitter, was wir auf den chronischen Zuckermangel schoben.

Als spaeter unser Korporal seinen Tabak suchte, war dieser verschwunden. Vexierbild! Erst als der Koch gefragt wurde, klaerte sich der Sachverhalt dahin auf, dass dieser den Tabak-Ersatz als Tee verarbeitet hatte.

Die Folgen blieben nicht aus. Saemtliche Feinschmecker kamen um ihre Nachtruhe, da die Gedaerme sich gegen solch grausame Behandlung straeubten.

— In dieser Nacht ging unser Koch mit einem Defensivprügel bewaffnet in seine Klappe. —

Ein paar Tage spaeter erhielt ein Kamerad (in Zivil «Kaffee en gros») eine grosse Büchse mit rotbraunem Pulver von seiner Frau, ohne jegliches Begleitschreiben. Ein Kriegsrat fand statt, in dessen Verlauf das Pulver mit überwiegender Stimmenmehrheit als Kakao angesprochen wurde.

Trinkbares war wie gewoehnlich sehr knapp. So wurde denn aus einem Granatloch Wasser geholt, heiss gemacht und der sogenannte Kakao drin versenkt.

Eine dicke, oelige Fettschicht kam vorerst mal hoch, die das Staunen der versammelten Mannschaft erregte. Die Unglaeubi-

gen wurden wütend mit dem Hinweise niedergetrommelt, dass wirklich guter Kakao auch sehr oelhaltig sei.

So wurde denn die Fettschicht abgeschoepft und dann der braune Trank, der eher nach Pomade als nach Kakao roch, den durstigen Kehlen einverleibt. Das Zeug schmeckte ganz miserabel; aber was gibt es, was ein feldgrauer Magen nicht vertraegt? Der ganze grosse Kübel wurde ausgetrunken. Diese Nacht gab es im Gegensatz zum Tabak-Tee, Verstopfung und allgemeines Bauchkneipen. Ein Unterstand voll Verwundeter konnte nicht schlimmer stoehnen.

Am naechsten Tage erhielt der Kaffee-Engroshaendler einen Brief seiner Frau nebst Gebrauchsanweisung für ein totsicher wirkendes Lausepulver. — Nachtraegliches Schütteln und Gesichterschneiden der «Kakao-Gesellschaft.»

Jeder schwor sich zu, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Und doch habe ich zwei davon bei der jetzigen Offensive, in Combles, eintraechtig zusammensitzen, und aus einem grossen englischen Beutekübel eine gelbglaenzende, fettig aussehende Masse als Brotaufstrich verzehren sehen. Als ich naeher kam, konnte ich die fast verwischte Aufschrift des Kübels entziffern: «Motor Oil — Guaranteed Made.»

Ich habe nichts verraten. Prost Mahlzeit!

Musk. J. Hobelsberg.

Luftsperrfeuer.

Von Gefr. Munske.

** In der Mannschaftsbaracke ist vielfaches Schnarchen, auch andere Toene sind hoerbar. In einer Ecke beim schwelenden Talglicht sitzt der Telefonist. Seltsam vergroessert flackert der Schatten der Telefonkisten an der pistolenbehaengten Bretterwand. Es ist ein Viertel nach Zehn. Tuut, tu—u—u—t kommts von draussen. Fliegeralarm! Decken fliegen beiseite, Schlaf blinzelt in den Augen der herausstürmenden Kanoniere. Im Augenblick ist alles bei den Kanonen. Kaltes Mondlicht glitzert in den Messingteilen der Geschütze. Hoch oben toent das nervoese Singen der feindlichen Umlaufmotoren. In den umliegenden Ortschaften jagen die wimmernden Alarmsirenen die Leute in die Keller. «Sperrfeuer über J.1» toent das Kommando. Die Kanonen werden in die festgelegte Richtung gedreht, und schon donnert die erste Granate in die laue Vorfrühlingsnacht. Sich gleichsam überhastend, pfeifen die Geschosse hinauf, bis die eingestellte Entfernung erreicht ist. Rote Feuerbaelle erscheinen am Himmel. Benachbarte Flakzüge schiessen mit Brandgeschosse überstreuen den schwarzen Samtmantel der Nacht mit farbigen Sternen. Ununterbrochen klappen die Verschlüsse auf, werfen die heisse Kartusche aus und schlucken immer neues Eisen. Stoehnend und aechzend faehrt das Rohr zurück und wieder vor. In das Krachen und Toben der Abschüsse und Brennzünder mischt sich das helle Reissen der abgeworfenen Bomben. Schmale, weisse Lichtkegel pinseln am Himmel herum. Die Nacht ist in Aufruhr. Gelb glitzern die sich immer mehr haeufenden Kartuschen. Die Rohre werden langsam heiss; auch die Kanoniere. Wieder und wieder bricht blutrotes Feuer aus den Rohrmündungen. Das feindliche Geschwader hat seine Richtung geaendert, es ist jetzt über R. Eine Vierteldrehung der Geschütze, und die Brennzünder legen ihre Schutzmauer aus springendem Eisen über R. Doch nicht lange. In Nacht verklingt das Surren. Der Fernsprecher meldet, dass saemtliche Bomben auf freies Feld gefallen sind.

Beim Mondschein werden die Kartuschen eingepackt und die Koerbe aufgestapelt. Dann begibt sich alles wieder auf die harte Lagerstaette. Bald ist Schlaf über allen. Nur der Posten draussen lauscht einsam ins Dünkel. — —

Bilder von der amerikanischen Rekrutierung.

Die Amerikaner beweisen bei der Rekrutierung, wie der Berichterstatter der Times, Jan Hay bemerkt, einen vielfach von dem englischen unterschiedlichen Charakter. «Waehrend bei uns in England die Familien, die dem Heere gegenüber ihre Pflicht getan haben, dies nicht weiter oeffentlich zu erkennen geben, wünscht die amerikanische Familie, dass der Kriegsdienst ihrer Mitglieder der Allgemeinheit bekannt werde. Von Tausenden von Haeusern in Amerika wehen heute weisse Flaggen mit einem roten Rand. Auf dem weissen Grund aber erblickt man schwarze Sterne. Wenn eine solche riesengrosse Flagge mit zahlreichen schwarzen Sternen aus dem Fenster eines Bank- oder Klubhauses weht, so bedeutet dies, dass ebenso



F. d. A. Z. gez. v. Musketier Stuhrberg.

viele Mitglieder des Klubs oder Angehoerige der Bank sich im Heeresdienst befinden. Haengt ein kleines Faehnchen mit einem einzigen Stern aus einem Fenster, so ist ein Sohn in das Heer eingetreten. Es waere falsch zu glauben, dass infolge des Kriegszustandes allen oeffentlichen Vergnügungen ein Ende bereitet wurde, aber sie sind in der Mehrzahl nur gestattet, wenn sie der Zerstreuung der Soldaten und Seeleute dienstbar sind. Das ganze Land ist voller grosser Lager, in denen man die Rekruten für den europaeischen Kriegsdienst drillt. Die Uniform ist der englischen sehr aehnlich, die aeusserliche Disziplin ist gut, doch faellt dem auslaendischen Besucher auf, dass die Vorliebe der Amerikaner, sich im Freien in Hemdsaermeln zu betaetigen, auch von den militaerischen Stellen respektiert wird. Die Soldaten üben vielfach in Hemdsaermeln, sogar bei Paraden sah man sie schon in Hemdsaermeln erscheinen, und sie lassen hiervon nur ab, wenn die kühle Witterung sie dazu zwingt. Uebrigens ist der amerikanische Soldat zwar aeusserlich staerker als der britische, seine Konstitution ist aber auf die Dauer weniger widerstandsfaehig. Dies konnte man ja schon früher bei internationalen athletischen Wettkaempfen feststellen, wobei die Amerikaner meist Augenblickserfolge errangen, die Briten ihnen aber an Ausdauer überlegen waren. Im Heer findet man viele Soldaten, die wenig oder gar keine Kenntnis der englischen Sprache haben. Zahlreiche Sammies sprechen griechisch oder polnisch oder italienisch viel gelaeufiger, sogar deutsch hoert man nicht selten sprechen. Hinsichtlich der Behandlung waehrend der Ausbildungszeit haben die amerikanischen Rekruten es wesentlich besser als die englischen. Sie sind vor allem viel besser untergebracht, da die Lager fast durchweg aus Blechhaeusern mit Zentralheizung bestehen. Sie koennen heisse Baeder und Duschen benutzen und schlafen nicht auf Pritschen, sondern in richtigen Betten. Besonders auffaellig ist, dass man in den amerikanischen Ausbildungszentren nicht die in Europa übliche scharfe Grenze zwischen Heeresangehoerigen und Zivilisten macht. In Europa sieht man es nicht gerne, wenn Zivilisten die Lager besuchen, in Amerika treiben sich aber fortwaehrend Zivilisten als Zuschauer herum. Ein General, der heute ein amerikanisches Uebungslager befehligt, muss in jedem Augenblick darauf gefasst sein, seine Arbeit zu unterbrechen, um eine Gruppe von Mitgliedern des Kongresses oder irgendwelche «hervorragende Bürger» umherzuführen und ihnen alles nach Wunsch zu erklaeren. Es gibt wenige Geheimnisse des Drills, die den Zivilisten auf die Dauer verborgen bleiben.»

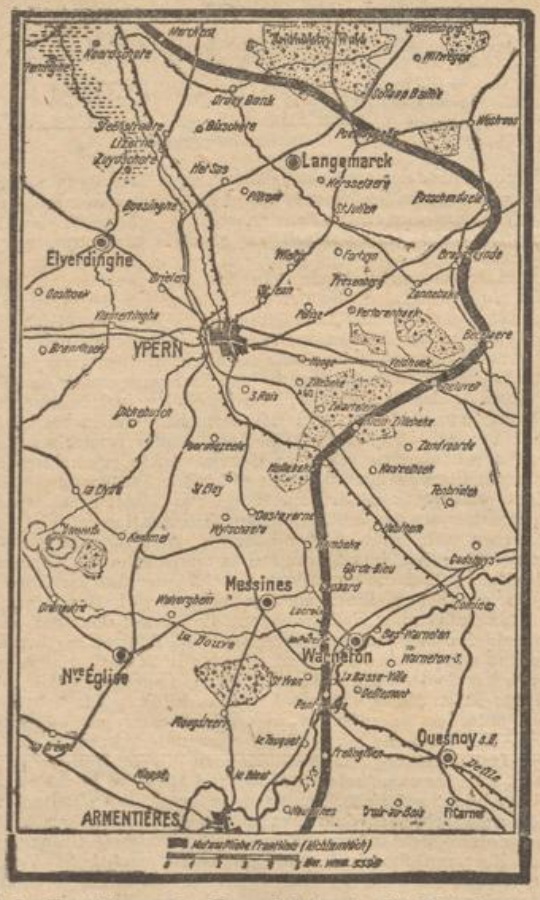
Die letzten Heeresberichte.

25. April. Westlicher Kriegsschauplatz: Auf dem Schlachtfelde an der Lys scheiterte ein starker Gegenangriff der Franzosen gegen die Hoehe von Vleugelhoek unter schweren Verlusten. Oertliche Kaempfe nordwestlich von Béthune, bei Festubert und zu beiden Seiten der Scarpe.

Südlich von der Somme griffen wir Englaender und Franzosen bei und südlich von Villers-Bretonneux an. In hartem Kampfe bahnte sich unsere Infanterie den Weg durch die Maschinengewehrnester des Feindes. Panzerwagen haben sie hierbei wirksam unterstützt. Wir nahmen den vielumkaempften Ort Hangard. Auf dem Westufer der Avre trugen wir unsere Linien an die Hoehen nordwestlich von Castel vor. Den ganzen Tag über führte der Feind mit kleinen auf dem Kampffelde bereit gehaltenen und von rückwaerts herangeeilten Unterstützungen heftige Gegenangriffe; sie brachen blutig zusammen. Erbitterte Kaempfe dauerten in dem gewonnenen Gelaende die Nacht hindurch an. Mehr als 2000 Gefangene, 4 Geschütze und zahlreiche Maschinengewehre wurden erbeutet.

Von den anderen Kriegsschauplaetzen nichts Neues.

26. April. Westl. Kriegsschauplatz: Der Angriff der Armee des Generals Sixt von Armin gegen den Kemmel führte zu vollem Erfolge. Des Kemmel in die flandrische Ebene blickende Hoehe ist in unserem Besitz. Nach kurzer artilleristischer Feuervorbereitung brach die Infanterie der Generale Sieger und Eberhardt gestern morgen zum Sturm vor. Franzoesische Divisionen waren mit englischen Truppen



mit der Verteidigung des Kemmel betraut. Bei Wytschaete und Dranoetes sich mit uns messende Englaender wurden aus ihren Stellungen geworfen. Die grossen Sprengtrichter von St. Eloi und der Ort selbst wurden genommen. Die zahlreichen in dem Kampfgelaende gelegenen Betonhaeuser und ausgebauten Gehoefte wurden erobert. Preussische und bayerische Truppen erstürmten Dorf und Berg Kemmel. Unter dem Schutze der trotz schwierigen Gelaendes anbleibenden Artillerie stiess die Infanterie an vielen Stellen bis zum Kemmelbach vor. Wir nahmen Dranoetes und die Hoehe nordwestlich von Vleugelhoek. Schlachtgeschwader griffen die mit Fahrzeugen und Kolonnen stark belebten rückwaertigen Strassen des Feindes mit gemessenem Erfolge an. Als Beute des gestrigen Kampftages sind bisher mehr als 6500 Gefangene, Mehrzahl Franzosen, darunter ein englischer und franzoesischer Regimentskommandeur gemeldet.

Südlich von der Somme konnte Villers-Bretonneux, in das wir eingedrungen waren, vor feindlichen Gegenangriffen nicht gehalten werden. Weitere starke Gegenangriffe scheiterten hart oestlich vom Dorfe. Die Gefangenenzahl aus diesem Abschnitt hat sich auf 2400 erhoeht. Zwischen Avre und Oise ausser zeitweilig auflebendem Feuer nichts von Bedeutung.

Auf dem Westufer der Mosel stürmten saechsische Kompagnien franzoesische Graeben und drangen in Regneville ein. Nach Erfüllung ihrer Aufgabe kehrten sie mit Gefangenen in ihre alten Stellungen zurück.

Von den anderen Kriegsschauplaetzen nichts Neues.

Lustige Ecke.

Die Perle.

«Minna, wer ist der fremde Soldat in der Küche?»
«Mei' Kriegsgewinn, gnae Frau.»

***

Ein Lakai, der seinen Herrn insultiert hatte, stand vor Gericht und wurde bestraft. Nach Schluss der Verhandlung wandte er sich an den Richter:

«Ich moechte noch um eine Rechtsbelehrung bitten: darf man überhaupt niemals zum Herrn Kamel sagen?»

—« Nein, selbstverstaendlich niemals!»

«Aber zu einem Kamel dürfte ich gnaediger Herr sagen.»

—« Das dürften Sie allerdings.»

«Na adieu — gnaediger Herr!»

***

«Ihre Beine kommen mir vor wie ein Roman.»

«Wieso?»

«Erst gehen sie auseinander und zum Schluss kriegen sie sich wieder!»

Feldzeitung der 5. Armee.

Raetsel-Ecke.

Silben-Wechselraetsel.

Mandel, Sichel, Kanzel, Soldat, Organ, Bügel, Feier, Insel, Baude, Ursel, Dolman.

Die zweite Silbe vorstehender 11 Woerter soll durch eine der nachfolgenden ersetzt werden. Die dann entstehenden neuen Woerter ergeben in ihren Schlusszeichen, zusammengefügt, eine Naturerscheinung der gegenwaertigen Zeit.

ei, ge, gel, lar, low, na, ne, rat, rup, sekt, tor.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung der Buchstaben-Versetzung aus voriger Nummer:

Oskar Theophil Traugott Otfrid Viktor Olaf Nikolaus Bruno Immanuel Stephan Martin Arnulf Reinhart Christian Kaspar.

Otto von Bismarck.

***

Aufloesung des Bilder-Raetsels aus voriger Nummer.

«Alten Freund in neuen wandeln,
Blüten heisst' für Frucht erhandeln.»

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 504. (4. Kriegsjahr)

4. Mai 1918.

Kriegsmut ist nur in Verbindung mit den schoensten friedlichen Tugenden ehrwürdig.

W. v. Humboldt.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

4.—6. Mai 1915. Rückzug der Russen über die Wisloka. Der Uebergang erzwungen. Eroberung von Tarnow.

4. Mai 1917: Bei Arras schwere Kaempfe bei und um Bullecourt. Die englischen Massensturmhaufen viermal zusammengeschossen. Auch bei Riencourt heisser Kampf. Andauernde Kaempfe um Bullecourt bis zum 16. Mai. Franzoesischer Angriff zwischen Berry-au-Bac und dem Brimont, gegen Linie Berméricourt—Aguilcourt gerichtet, zusammengebrochen.

5. Mai 1917: Schlacht noerdlich der Aisne. Franzoesischer Riesenstoss von 200 000 Mann an dem Hoehenzug des Chemin des Dames zwischen Ailette (Gegend von Vauxaillon) und Craonne mit schwerer Niederlage geendet.

6. Mai 1917: Bis zum 12. Kaempfe um Roeux. Die Anstürme der Franzosen abgewiesen. Im Weiterkampf an der Aisne deutsche Erfolge.

Kronprinz Wilhelm.

(Zum 6. Mai.)

Kronprinz Wilhelm vollendet am 6. Mai sein 36. Lebensjahr. Die deutschen Heere gedenken an diesem Tage mit treuen Wünschen des Thronerben des deutschen Reiches und Preussens. Nicht Glück wünscht das Heer dem Kaisersohn zum Geburtstag. Glück ist in diesen Zeiten zum leeren Begriff geworden. In dem Jahre, das den grossen Entscheidungskampf des Deutschen Reiches eben mit wuchtigen Schlaegen begonnen hat, wünscht das Heer dem Kaisersohne den Sieg.

Ein günstiges Geschick hat den Kronprinzen in einem Alter, wo der gewoehnliche Staatsbürger eben den Kreis einer bescheidenen Selbstaendigkeit zu betreten pflegt, auf einen Platz gestellt, wo ihn die Achtung und Liebe des Volkes sucht und findet. Nicht unwesentlich ist es für den künftigen Fürsten, dass er mit den schwersten Erlebnissen dieses Volkes seinen Namen geschichtlich verknüpfen durfte. Anders wird ein Herrscher angesehen und empfunden, der als Prinz schon Hunderttausende der Nation Kameraden genannt und die Haende von Tausenden gedrückt hat. Für alle Zeiten werden sich die aufgeregten Wogen politischer Leidenschaft an der festgefügten Insel alter soldatischer Treue brechen. Im Namen des Obersten Kriegsherrn führen Maenner von kriegerischem Genie, das wie immer in Stunden nationaler Gefahr uns Deutschen beschert wurde, das Heer zu den groessten und schwersten Siegen, welche die Geschichte kennt. Der Kronprinz führt die grosse Heeresgruppe, die vor Verdun, in der Champagne und an der Aisne wohl mit das Aeusserste an entsagungsvollen Kaempfen vollbracht hat. Gerade einem jungen Fürstensohn von seiner unmittelbaren Frische des Empfindens, Erlebens und Handelns mag manchmal die Pflicht hart erschienen sein, die ihn fernab von der taeglichen unmittelbaren Berührung mit der Truppe an die stille Arbeit am Kartentische und der Fürsorge für das ihm anvertraute grosse Heer rief; er hat sie mit unermüdlicher Hingabe erfüllt. Gar viele gewichtige Erwaegungen und Massnahmen von entscheidender Bedeutung für das Wohl der Truppe und den Ausgang der Schlachten sind dem klaren Verstande und dem festen Willen des Kronprinzen überlassen, für die er, auch wenn sie der treuen Mitarbeit seines Generalstabes entstammen, persoenlich und bewusst die Verantwortung übernimmt. Wie stark und gut das Herz des Führers mit den Leiden und Entbehrungen, mit den herrlichen Taten seines Heeres schlaegt, weiss jeder, der nach überstandenem Kampf einmal seine Hand in der des künftigen Herrschers gefühlt hat.

Nur wenigen der tapferen Kronprinzendivisionen war es vergoennt, an der siegreichen Schlacht der Armee v. Hutier teilzunehmen. Aber nicht nur alle, die von Verdun bis an die Oise sehnsüchtig den Kampf der Brüder am rechten Flügel verfolgt haben, nein, das ganze deutsche Heer vereinigt sich am 6. Mai in dem auf die Person des geliebten künftigen Traegers der deutschen Kaiserkrone gehaeuften Wunsch:

Sieg den deutschen Waffen!

Frühling.

** Es ist das alte Lied vom Werden, Keimen und Spriessen, das Leben verleiht und Waerme gibt. Der Winter mit seiner Kaelte, seinem Tod laehmt und drückt. Der Frühling schenkt dem Herzen frohe Hoffnung und der Seele befreiende Erloesung. Und gerade dieser Frühling! Ein Winter von 3½ Kriegsjahren liegt hinter uns mit kaltem Tod und eisigem Schrecken. Uns durchzieht ein Ahnen: Es kommt der Frühling, die heilige Saat, die wir gesaet haben an Blut und Gut, sie keimt und bringt schon zarte Knospen, die ersten Früchte. Bald aber wird die Frucht ganz gereift sein und wir sollen Ernte halten. Deutsches Volk, es kommt dein Frühling, mit frohem Hoffen gehe ihm entgegen. Er kommt nach schweren Stürmen, die wir jetzt bestehen wollen. Noch einmal werden unsere Leiber in Feuersgluten liegen und unsere Herzen schneller schlagen, wenn wir dem Feind entgegenstürmen. Gott weihe unsere Seelen, erfülle uns mit verzehrendem Feuer der Begeisterung, erneuere in uns alle edlen Triebe, die uns entsagen und uns opfern heissen. Für dich wir kaempfen, deutsche Heimat, für dich wir sterben, deutsches Vaterland! Es naht der Frühling.

Richard Dopheide, Lt. d. R. u. Kp.-Führ.

Im Felde, April 1918

Ueber Wirkung unseres Gasschiessens.

(Nach Gefangenenaussagen und erbeuteten Schriftstücken.)

** Von militaerischer Seite wird uns das Folgende zur Verfügung gestellt:

Die in den Naechten vom 11. bis 15. Maerz erfolgten Gasbeschiessungen von Teilen der Front der englischen 3. Armee waren sehr erfolgreich. Sowohl Aussagen eingebrachter Gefangener wie erbeutete Befehle und Nachrichtenblaetter englischer Formationen stimmen darin überein, dass die verursachten Verluste unverhaeltnismaessig hohe waren, und dass dadurch in dieser Zone günstige Vor-

bedingungen für den am 21. 3. erfolgten allgemeinen deutschen Angriff geschaffen wurden.

Das deutsche Feuer lag ausgezeichnet. Die englischen Stellungen litten ausserordentlich. Verluste entstanden nicht nur waehrend der Beschiessung, sondern auch noch stunden- und tagelang danach infolge des langen Verbleibens des Gases am Boden und in den Uniform- und Bekleidungsstücken der Truppe. Dadurch wurden spaeterhin viele Leute, die gar nicht in der Beschiessungszone gewesen waren, gasvergiftet, da das Gas in den Kleidern der nach den Verbandplaetzen Abbefoerderten nach rückwaerts geschleppt wurde. Ein englischer Befehl erwaehnt, dass selbst nach dreitægigem Aufhængen von Bekleidungsstücken an der Luft Gas noch darin nachweisbar gewesen ist.

Die Ausfaelle waren erhebliche. Ein englisches Nachrichtenblatt stellt die Verluste bei einer englischen Division mit 4200 fest von insgesamt 6—7000 Mann, die sich in der beschossenen Zone befanden.

Es erwies sich als notwendig, ganze Bataillone herauszuziehen und die Truppe in hoeher gelegenes Gelaende rükken zu lassen. Batterien in der Naehe hatten ziemlich schwere Verluste, blieben jedoch in der ersten Nacht in Feuerstellung. Erst in den folgenden Naechten wurden die Geschützbedienungen soweit als moeglich zu den Protzenstellungen zurückgenommen, und nur eine geringe Anzahl Leute blieb unter haeufiger Ablœsung bei den Geschützen.

Zwei Ursachen werden den entstandenen Verlusten zu Grunde gelegt. Erstens konnten die Leute ihre Gasmasken nicht laenger als hoechstens 7—8 Stunden aufbehalten, alsdann nahmen sie die Masken ab und fielen dem noch immer kraeftig wirkenden Gase zum Opfer; zweitens wurden infolge Ausstroemens des Gases aus Kleidungsstücken der nach rückwaerts gebrachten Gasvergifteten bisher gasfreie Zonen vergiftet, ebenso Unterstaende durch Betreten solcher Gasvergifteter.

In einem erbeuteten Nachrichtenblatt wird als bemerkenswert hervorgehoben, dass nur 1% der Erkrankten Blasen am Koerper aufwiesen. Dies sei dem Umstand zuzuschreiben, dass an den Verbandstellen sachgemaesse Vorbereitungen zum raschen Wechseln der Kleidungsstücke getroffen waren. Dagegen seien viele anfaenglich geringfügige Faelle, wie entzündete Augen, spaeter in schwere Gasvergiftungen ausgeartet, meist beginnend mit Halsentzündungen und Stimmverlust, weil diese Leichtkranken nach kurzer Erholung bei den Verbandplaetzen — oftmals auch nur hinten bei den Bagagen — wieder zum Dienst vorgeschickt worden sind.

Ueber die waehrend des Gasschiessens am 21. 3. bei Batterien gemachten Erfahrungen konnten Erkundigungen nicht eingezogen werden, da Artilleristen, die sich tatsaechlich in Feuerstellung befunden haben, nicht eingebracht worden sind. Die Artilleristen in vergasten Batteriestellungen waren fast alle tot; die Ueberlebenden hatten sich nach Aussage von Gefangenen rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Die folgenden Angaben stammen daher von Infanteristen oder vorne befindlichen Beobachtern.

Die englischen Truppen in den vorderen Stellungen litten verhaeltnismaessig wenig unter der Wirkung des Gases. Sie haben zwar Gas gespürt, waren aber durch ihre Masken hinreichend geschützt. In einzelnen Faellen sind leichte Erkrankungen vorgekommen, wenn Leute aus Nachlaessigkeit ihre Masken zu spaet aufsetzten oder zu früh abnahmen.

In Mitleidenschaft gezogen waren hauptsaechlich Augen und Luftroehre. Letztere schien den Leuten wie ausgetrocknet und «verstopft» und verursachte nach kürzerer oder laengerer Zeit Schmerzen auf der Brust. Bei vielen stellte sich ein unbehagliches Gefühl in der Magengegend ein ; spaeter folgte Schwindelgefühl und Brechreiz. In hocheren Lagen wirkte das Gas weniger, stark jedoch in Bodensenkungen, Hohlwegen usw.

Auch am 21. 3. schützte die Gasmaske nach Aussage aller Gefangenen vorzüglich. Sie wurde bis zu 7 Stunden aufbehalten. So lange gab sie in jeder Beziehung voelligen Schutz. Einige Leute erzaehlten, dass sie ein offenes Feuer ansteckten und in dessen unmittelbarer Naehe gefahrlos ihre Masken abnehmen konnten.

Nur die Taetigkeit solcher Mannschaften wurde behindert, welche ausschliesslich auf den Gebrauch ihrer Augen angewiesen waren, d. h. bei deren Taetigkeit es auf schnelles und genaues Sehen ankommt, wie Fernschreiber usw. Die Feldartillerie soll angeblich mit Gasmaske, jedoch ohne Ziel und Beobachtung, geschossen haben.

Der westasiatische Weg.

Von Dr. Ernst Jaeckh.

Man kann sagen : Der osteuropaeische Friede bestaetigt und befestigt den westasiatischen Weg Deutschlands — durch die beiden Tatsachen der Ausdehnung der Türkei und der Eingliederung Rumaeniens. Sehen wir zu:

Die Türkei steht Russland siegreich gegenüber; sie geht aus diesem russisch-türkischen Krieg mit einem Gewinn hervor, wie noch nie in der mehr als zweihundertjaehrigen Regelmaessigkeit der russisch-türkischen Kriege, die sich in jeder Generation wiederholt haben; jedesmal mit dem Zielpunkt Konstantinopel, jedesmal mit dem Ergebnis eines kleineren oder groesseren Schrittes der Annaeherung an dieses Kriegsziel, das letzte Mal (1877/78) sogar bis in die Vorstadt San Stefano. In diesem Weltkrieg aber hat die Türkei gegenüber Russland zum erstenmal nicht nur ihren Bestand voellig gewahrt (also das im Krieg verlorene Erserum und Trapezunt im Friedensschluss wieder erhalten), nicht nur ihre Selbstaendigkeit endlich gesichert (durch die russische Anerkennung der Abschaffung der vierhundertjaehrigen «Kapitulationen», deren System von Knebelung die Türkei so eisenbahnlos zu bleiben zwang, dass Erserum wie Bagdad und Jerusalem an den eisenbahnmaechtigeren Feind verloren gehen mussten), sondern sie hat sogar Landgewinn dazu geholt: das im russisch-türkischen Krieg 1877/78 der Türkei abgenommene Gebiet von Batum und Kars. So tritt die Türkei mit ihrem türkischen Teil vergroessert und gestaerkt in den Frieden ein; sie erhaelt so den Lohn für ihre kühne und erfolgreiche Sperrung der Dardanellendurchfahrt, ohne die der deutsche Sieg im Osten nie Russland voellig haette niederwerfen und aufloesen koennen. Gewiss: die westasiatischen Gebiete von Batum und Kars sind durch die osteuropaeischen Entscheidungen von Tannenberg und Gorlice gewonnen worden; aber diese selbst sind mit ihren weiteren Wirkungen nur durch die Dardanellen moeglich geworden. So hat zusammengespielt, was russische Revanchestimmung nach dem Berliner Kongress 1878 Deutschland mit der Zusammenfassung angedroht hat: dass der naechste russische Marsch nach Konstantinopel durch das Brandenburger Tor angetreten werden müsse ! Die Wirkung war aber jetzt eine umgekehrte, die entgegengesetzte.....

Dieser grosse Erfolg rechtfertigt heute schon die Politik der jungtürkischen Staatsmaenner Enver, Talaat und Diemal vor ihrem Volk; sie haben in dieser Dreiheit im Herbst 1914 in klarer Einsicht in die weltpolitischen Zusammenhaenge und in kühner Entschlossenheit aus eigenem, freiem Willen die Entscheidung getroffen, die nunmehr der Türkei gegen Russland Bestand, Selbstaendigkeit und einen Gewinn gebracht hat, der über die Türkei hinaus weiter sich verzinsen wird. Schon die wiedergewonnenen Gebiete von Batum und Kars sind vorwiegend türkisch bevoelkert; das gleiche gilt für die weiteren Nachbargebiete — sowohl zum Kaukasus hinauf und nach Persien hinüber. Bereits hat die russische Niederlage auch die Folge der Selbstaendigkeitserklaerung des Kaukasus gehabt, in der Form eines mohammedanischen Kaukasien und eines christlichen Georgien, die gemeinsam ein foederatives Transkaukasien bilden wollen. Dieser neue Staat hat die Türkei ersucht, Unterhaendler nach Tiflis zu senden zur Vereinbarung eines politischen und wirtschaftlichen Freundschaftsverhaeltnisses mit der Türkei; ebenso ist eine Anlehnung an die Mittelmaechte geplant. So würde die Reihe der Randvoelker, die Deutschland und den Vierbund vom russischen Moskowien trennen und sich zu «Mitteleuropa» bekennen, sich nicht nur von Finnland bis zur Ukraine erstrecken, sondern sich über Kaukasien nach Mittelasien fortsetzen. Die breite Brücke, die bisher Russland nach Persien und zum Persischen Golf führte, verschliesst sich dem russischen Einfluss: nur die Armenier kaempfen dort als russische Soeldner noch einen Bandenkampf.....

Schliesslich zeigt im Friedensvertrag auch der Hinweis auf die durch Deutschland geforderte «Unabhaengigkeit von Persien und Afghanistan» die Moeglichkeit nach weiterer Auswirkung des türkischen Sieges und Ansehens in die benachbarte und befreundete mohammedanische Welt Mittelasiens hinein. In den Dezemberfassungen war nur von Persien die Rede, jetzt in den Maerzvertraegen auch von Afghanistan....

Die Ausdehnung der Türkei geschieht durch den russischen Frieden in zweierlei Weise: durch Landzu-

wachs nach Kaukasien hin und durch Ansehenzuwachs nach Mittelasien hinein. Beides kommt auch dem deutschen Bundesgenossen zugute, um so mehr als der Weg Deutschlands zum Orient sich geweitet hat: vom engen Balkanweg aus (durch Bulgarien und Türkei) zur breiten Küstenfahrt (durch Litauen und Ukraine und weiter durch Kaukasien und Mittelasien). So muss auch das in diesen sich schliessenden Kreis eingekeilte Rumaenien sich endlich angliedern — in den Zusammenhang von Mitteleuropa und Vorderasien.

In diesen Zusammenhang gehoerte Rumaenien von Anfang an ganz naturgemaess — nach den «Gesetzen der Landkarte», durch geopolitischen Zwang. Der Gründer von Rumaeniens Groesse, Koenig Karl, hat es schon 1867 gesehen und gesagt (auf die Frage, warum er den Thron in Bukarest bestiegen habe): «Weil ich weiss, dass es die geschichtliche und geographische Aufgabe Deutschlands ist, südostwaerts zu schreiten, und dass alle Voelker, die an diesem Wege liegen, davon Gewinn haben werden.» Von dieser Rechnung und Gesinnung waren alle Besprechungen und Vereinbarungen zwischen Koenig Karl und Bismarck angefüllt. Und auch Bratianu (der spaetere Verraeter) hat Kiderlen-Waechter gegenüber ganz richtig erklaert: «er habe von seinem Vater den Grundsatz geerbt, Rumaeniens Weg führe über Berlin, und er habe die feste Ueberzeugung, dass alles, was Berlin rate und tue, zum wahren Besten Rumaeniens sei».....

«Rumaeniens Weg führt über Berlin» — diese frühe und frühere Einsicht von Bratianu bestaetigt sich jetzt für Rumaenien, etwas spaet, aber auch fruchtbar für die Zukunft. So kann Rumaenien auch Russland gegenüber den Zustand vor 1878 wieder herstellen (genau wie die Türkei); durch die Wiederergreifung von Bessarabien, das Russland ihm damals abgenommen hat, zum Ausgleich der Dobrudscha. Das ist die eine Festlegung des neuen Rumaenien: gegen Russland. Die andere ist: für Mitteleuropa. Und zwar durch die Erfahrung harter und bleibender Tatsachen von zweierlei Art: solcher, die Rumaenien für uns gefahrlos machen, und solcher, die Rumaenien vorteilhaft werden. Das erste ist eine Grenzsicherung und Grenzstaerkung für unsere Verbündeten Ungarn und Bulgarien, die beiden Nachbarn Rumaeniens: also noerdlich in den Karpathenpaessen sowie nordwestlich an der Donau, und südlich der Donau entlang sowie südoestlich durch die Dobrudscha. So geht Rumaenien aus den Karpathenpaessen heraus und auch über die Donau zurück; weder Ungarn noch Bulgarien haben Rumaenien mehr zu fürchten. Rumaenien seinerseits hat aber kein Russland und keine «Entente» mehr zu fürchten; denn die Donau bleibt nicht mehr «international», d. h. russisch-englisch-franzoesisch kontrolliert und beherrscht (infolge der englisch-franzoesischen Mitwirkung im Krimkrieg 1856), sondern sie wird «mitteleuropaeisch», d. h. vierbundmaessig-rumaenisch-ukrainisch. Aehnliches gilt für den Eisenbahnverkehr: durch Rumaenien hindurch; und auch für Rumaenien auf der Bahnlinie Cernawoda—Konstanza, die wie auch der Hafen Konstanza eine gemeinsame «mitteleuropaeische» Angelegenheit wird. Auch die Petroleum- und Getreideverpflichtungen Rumaeniens Mitteleuropa gegenüber befriedigen beiderseitige Interessen.

So wie die Donau frei wird von russisch-englisch-franzoesischer Einmischung, so auch das Schwarze Meer selbst; kein Russland berührt mehr die Küste und beunruhigt im Dienste Englands und Frankreichs den Orient. Nur der Vierbund sitzt rings um das Schwarze Meer; am breitesten die Türkei, dann Bulgarien (beides Verbündete Deutschlands); weiter die Ukraine, dann Transkaukasien (beides Schutzbefohlene); und dazwischen schmal Rumaenien (der bekehrte Genosse des Vierbundes).

Der ukrainische Friede war der starke Hebel, durch den auch Russland und Rumaenien gefasst und geschoben werden konnten und mussten. Die Donau und der Kaukasus, im Westen und im Osten des Schwarzen Meeres, vollenden je in ihrer Neugestaltung den osteuropaeischen Frieden und befestigen den westasiatischen Weg Deutschlands.

3½ Millionen Kriegsgefangene. Bis zum 1. Maerz 1918 machten die Mittelmaechte im ganzen 3450000 Gefangene. Diese Zahl überschreitet die Gesamtzahl der maennlichen Erwerbstaetigen Schwedens, Norwegens und Daenemarks um mehr als eine halbe Million und übersteigt ein Fünftel der maennlichen Erwerbstaetigen Deutschlands im Frieden. Die Mittelmaechte gewannen damit ein Arbeiterheer, das auf wichtigen Gebieten der Volkswirtschaft wertvolle Dienste leistet und einen grossen Teil der zum Kriegsdienst einberufenen eigenen Arbeitskraefte ersetzt. Mit der Dauer des Krieges waechst dieses Arbeiterheer und seine Anpassung an die wirtschaftlichen und technischen Bedürfnisse der Mittelmaechte. Brachte doch die siegreiche Westschlacht Deutschland in einem Monat einen Gefangenenzuwachs von rund 125000 Mann.

Vermisste Heeresangehoerige. In der Sitzung des Hauptausschusses des Reichstages am Freitag bezifferte, wie der Berliner Lokalanzeiger meldet, General v. Wrisberg die Anzahl der vermissten Heeresangehoerigen für die Zeit bis zum 31. Maerz 1918 auf 664101. Davon waren als Gefangene in Frankreich 236 676, in England 119 000 in Russland und Rumaenien 157 000. Der Rest kann zum groessten Teil für tot gehalten werden. Ein kleiner Teil dürfte wieder zum Vorschein kommen.

Die drei neuen Rheinbrücken. Der Kaiser hat bestimmt, dass die neue Rheinbrücke bei Engers den Namen Kronprinz Wilhelm-Brücke, die in der Kriegszeit entstandene Rheineisenbahnbrücke bei Rüdesheim den Namen Hindenburgbrücke und die demnaechst dem Betriebe zu übergebende Rheineisenbahnbrücke bei Remagen, welche als Zuführung zur Uhrtalbahn dienen soll, den Namen Ludendorffbrücke erhalten soll.

Der Reichstag begann am 1. Mai seine Verhandlungen wieder. Die Beratung des Reichshaushalts wurde fortgesetzt. — Im preussischen Abgeordnetenhaus dauerten die Verhandlungen über die Wahlrechtsvorlage an. Die Aussprache war zum Teil sehr lebhaft. Im Laufe der Aussprache sagte Ministerpraesident Graf Hertling: «An dem gleichen Wahlrecht muss grundsaetzlich festgehalten, die gegebenen Zusagen müssen eingeloest werden. Es ist wünschenswert, dass wir bald zu einer Entscheidung kommen. Das oeffentliche Leben des Volkes dreht sich um die Frage des gleichen Wahlrechts. Es ist notwendig, die grosse Einmütigkeit des Volkes in dem Weltkrieg zu erhalten. Jetzt sind wir noch in der Lage, die gegebenen Zusagen einzuloesen, ohne schwere Erschütterungen befürchten zu müssen. Was wir jetzt geben koennen, müssen wir vielleicht spaeter unter schweren Erschütterungen dem Volksleben abringen. Die Frage ist jetzt: Wollen Sie die Hand zur Verstaendigung bieten oder wollen Sie die Verantwortung auf sich nehmen, dass es bei spaeterer Regelung der Frage zu schweren Erschütterungen kommt?»

Volksschullehrer mit dem Orden pour le mérite. Der kürzlich im Heeresbericht rühmend erwaehnte Kasseler Volksschullehrer Leutnant d. R. Trebing wurde mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet. Soweit bekannt, erhielten vor ihm zwei Volksschullehrer diesen Orden, und zwar die Fliegerleutnants Bongartz und Kroll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Die Grundfrage des Erfolges der Offensive.

Der militaerische Mitarbeiter der Frkf. Ztg. schreibt:

«Bei dem Angriffsfeldzug in Frankreich stand es von vornherein fest, dass nicht eine einzige kurzfristige Schlacht, das heisst die Auswertung eines einzigen Durchbruchs, die Entscheidung bringen werde. Dafür war das Kriegstheater und vor allem die Kraft des Feindes viel zu gross. Der deutsche Plan, das zeigte sich sehr bald, ist auf lange Frist und auf ein ganzes System von Angriffsschlachten gestellt. Wenn es erlaubt ist, von dem Erfolg auf den Zweck zu schliessen — es ist in unserem Fall ohne Zweifel erlaubt, denn aus den deutschen Siegesberichten ergab sich die Genugtuung über den planmaessigen Verlauf der ganzen Operation sehr deutlich — so kann es als Absicht der Obersten Heeresleitung angesehen werden, die Gesamtfront des Stellungskrieges zunaechst zu lockern und aus dem stabilen Stand der Betonmauer eine an mehreren lebenswichtigen Punkten erschütterte improvisierte Front von Reservemassen zu machen: Menschenleiber anstelle von Panzerwerken. Sobald dieses Ziel erreicht, sobald die Gesamtposition der englisch-franzoesischen Armeen sozusagen sturmreif geworden und die Entwicklung der feindlichen Reserven erzwungen ist, ist der Zeitpunkt für den letzten und entscheidenden strategischen Schlag gekommen. So ungemein wichtig die aeusseren Begleiterscheinungen solcher Strategie auch ohne Zweifel sind: der Punkt, von dem alles abhaengt, der Zentralpunkt der deutschen Strategie in dieser Schlacht ist voellig unsichtbar. Es ist gewiss von allergroesster Bedeutung, ob Amiens oder die Hoehenstellung der Englaender in Flandern faellt, es ist vor allem deshalb so wichtig, weil der grosse eng-

lische Brückenkopf diesseits des Kanals nicht allzu viel Vorgelaende verlieren kann, ohne dass die Strategie der Westmaechte schwer geschaedigt und der Brückenkopf selbst gefaehrdet wird, aber der für die grosse Strategie dieses Feldzuges ganz allein entscheidende Gesichtspunkt liegt jenseits dieser aeusserlich sichtbaren Kampferfolge; es kommt in letzter Linie auf nichts anderes an als darauf, in welchem Mass die strategischen Vorbereitungshandlungen die beiderseitigen Kraefte verzehren.

Wird die deutsche Heeresleitung, wenn alle einleitenden und die erstarrte Stellungsmasse lockernden Schlaege geglückt sind und unser Heer jenen letzten ausschlaggebenden Stoss unternimmt, noch soviel an Kampfkraft bewahrt haben, dass die Gunst der strategischen Lage restlos ausgeschoepft werden kann? Wir beobachten die Haltung unserer Führer und legen uns ihre Aeusserung zurecht. Wir glauben sie richtig zu deuten, wenn wir aus den amtlichen und halbamtlichen (vom W. T. B. verbreiteten) Darstellungen den Schluss ziehen, dass unsere Oberste Heeresleitung ihre Berechnungen bisher voll auf bestaetigt findet, vor allem: dass die Schwaechung der uns feindlichen Heere ganz erheblich groesser ist, als die Verausgabung an Kraft, die uns der bisherige Angriff gekostet hat. Es wird uns immer wieder berichtet und bestaetigt, dass die deutschen Verluste im Verhaeltnis zu denen des Feindes und zur Bedeutung des Erreichten erstaunlich gering sind; die Systematik des Angriffs, die Beweglichkeit der Führung, die an einer gewaltig langen Angriffsfaeche das Schwergewicht bald hier-, bald dorthin verschiebt, u. das unvergleichlich exakte Zusammenarbeiten von Artillerie u. Sturmtruppen machen das begreiflich. So bleibt denn der feste Glaube: in jenem innersten, geheimsten u. allein im letzten Ende entscheidenden Punkt steht die deutsche Sache ebenso gut, wie in den glanzvollen aeusseren Erscheinungen des bisher so glücklichen Feldzuges in Frankreich»



Deutsche Fliegeraufnahme hinter der feindlichen Front mit 5 vorgehenden englischen Tanks. Ein Wagen hat eine Kurve gedreht, die Fahrspur ist deutlich erkennbar.

Die deutschen Streitwagen. Kriegsberichterstatter W. Scheuermann schreibt: «In den Kaempfen bei Hangard und Villers-Bretonneux hat der Feind abermals mit unseren deutschen Tanks, den gepanzerten Sturm- und Streitwagen, Bekanntschaft gemacht. Bei sehr nebligem Wetter waren diese Panzerwagen am frühen Morgen aus dem Verband der ersten Sturmtruppen ausgebrochen, um sich mit Leichtigkeit den Weg durch die feindlichen Schutzverdrahtungen zu bahnen. Bald boten sich ihnen besondere Aufgaben. Feindliche Maschinengewehrnester, welche andernfalls die Infanterie lange aufgehalten haetten, konnten aus naechster Entfernung niedergekaempft werden. Die Promptheit, womit dies geschah, hat den Jubel unserer Infanterie erreicht. Dann umfuhren die Tanks die feindlichen Maschinengewehrnester und griffen diese unversehens aus dem Rücken an. Die Englaender glaubten zuerst durch das hinter ihnen vernehmbare Maschinengewehrfeuer unterstützt zu werden, bis sie ploetzlich die Sachlage erkannten. Die Folge war eine furchtbare Panik. Mit erhobenen Haenden liefen ganze Abteilungen Englaender den unheimlichen deutschen Streitwagen entgegen, deren Besatzung sie entwaffnete und gefangen unter Bedeckung nach hinten schickte. Andererseits bedeutet das Vorgehen der Streitwagen für unsere Infanterie eine schaetzenswerte moralische Wirkung. Der packendste und spannendste Augenblick der Kaempfe trat ein, als die Englaender ihre eigenen Tanks herbeibrachten und nun auf den Haengen der Hoehe 104 ein Nahkampf zwischen englischen und deutschen Streitwagen entstand. Hier erwies sich die deutsche in sorgfaeltigster technischer Ausarbeitung erzielte Ueberlegenheit. Drei englische Tanks wurden von einem deutschen nach kurzem Feuerkampf zur Strecke gebracht, ihre Insassen vernichtet. Ein englischer Feldwebel sagte aus, die Unverletzlichkeit der deutschen Panzer durch Feldgranaten habe auf seine Mannschaft laehmend gewirkt, sodass sie keinen Versuch zur Flucht machten, sondern sich kampflos ergeben haetten. Noch verblüffender waren nach anderen englischen Gefangenenaussagen die Angriffe der ihre Streitwagen zeitweilig verlassenden, mit Flammenwerfern und Handgranaten als Sturmtruppen gegen den Feind vorgehenden deutschen Besatzungen.»

Osten.

Ukraine. Ein Erlass des Generalfeldmarschalls v. Eichhorn, der die Durchführung der Frühjahrssaatbestellung in der Ukraine sichert, hat in der Kleinen Rada — die Grosse Rada tritt überhaupt nicht mehr zusammen — einen Redesturm entfesselt. Es wurde dort in droehnenden Worten von unerlaubter Einmischung in die innern Angelegenheiten der Ukraine gesprochen. Die Entrüstung der Rada aber ist unberechtigt und geht von falschen Voraussetzungen aus. Für uns war bestimmend der Gesichtspunkt, dass wir aus der Ukraine auch wirklich das bekommen, was wir auf Grund des Friedensvertrages zu verlangen haben. Da sich die Macht der ukrainischen Organe noch nicht so gefestigt hat, dass sie die Ablieferung durchsetzen koennen, müssen wir unserm Vertrag die entsprechende Ergaenzung durch unsre dortigen Kraefte zuteil werden lassen. Der Eichhornsche Erlass, die Feldbestellung sicherzustellen, ist darum durchaus gerechtfertigt.

Rumaenien. Die Koelnische Zeitung laesst sich aus Berlin melden: Nach den neuesten hier vorliegenden Mitteilungen aus Bukarest ist nunmehr der Weg zur Loesung derjenigen Fragen gefunden, deren Regelung bisher noch der Unterzeichnung des Friedensvertrages im Wege stand. Dazu gehoerte — und zwar war das in der letzten Zeit in den Vordergrund getreten — die bulgarisch-türkische Grenzfrage, die wieder mit der Dobrudscha-Angelegenheit im Zusammenhang stand. Nunmehr sind die Dinge so weit gediehen, dass die Unterzeichnung des Friedensvertrages in den naechsten Tagen erfolgen kann.

Ein Abschied.

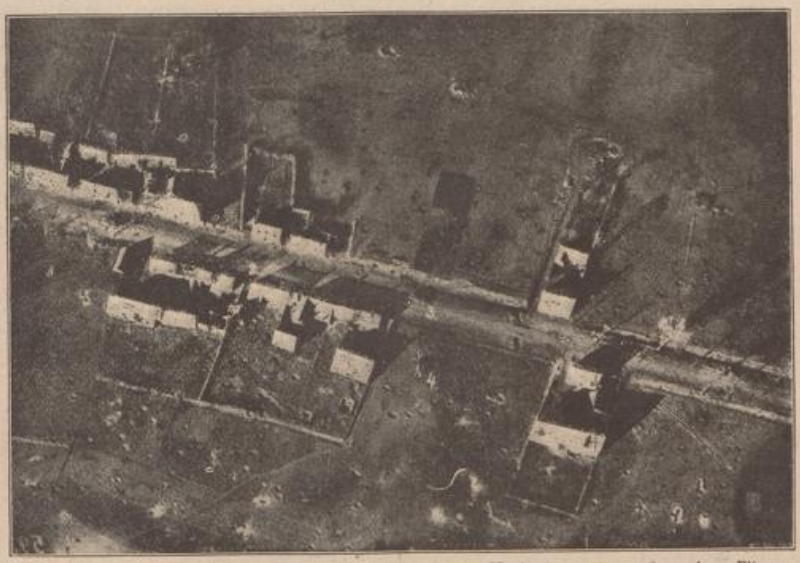
**. In Flandern war es zur Zeit der grossen Offensive. Ungeheures Kampfgetoese erfüllte die Erde ringsum, als sollte die alte Welt in Flammen aufsteigen und eine Goetterdaemmerung, wie sie die Phantasie unserer Vorfahren ertraeumte, anbrechen. An dem bleigrauen Himmel schoben sich schwere Wolkenmassen vorwaerts, bald sich zusammenballend bald auseinanderziehend und allerhand allegorienhafte Figuren und Formen bildend. Unaufhoerlich rieselte ein feiner Regen hernieder, welcher Wege und Strassen schlüpfrig und fast ungangbar machte. Das war die blutgetraenkte flandrische Erde, auf der die Entscheidung fallen sollte. —

Trotz des unwirtlichen Wetters herrschte allerorten ein reges Leben und Treiben, besonders auf den Strassen,

welche die Verbindung mit der Front bildeten. Truppenmassen, vom Schmutz des Schützengrabens bedeckt, kamen aus der Stellung zurück; frisch angekommene Ersatzmannschaften rückten vor, um mit neuer Kraft das Werk der Kameraden zu vollenden, deren Blut die dunkelfarbene Erde geroetet hatte.

Auf ihrem Wege zur Front hatten sie zum ersten Male Gelegenheit, eines jener modernen Kampfesungeheuer, die dieser Krieg geschaffen hatte, einen englischen Tank, zu betrachten. Schier ganz gemütlich stand der Riese da und liess die Regentropfen an seiner Eisenhaut herablaufen. Und welchen Schrecken verbreiteten seine Geschütze und Maschinengewehre noch vor wenigen Stunden unter den deutschen Soldaten, ehe sie zum Schweigen gebracht werden konnten, und der Riese eine Siegesbeute wurde.

Der Mittelpunkt echten kriegerischen Lebens war das Dorf, dessen spitzer gothischer Kirchturm stolz aus den niedrig gebauten Haeusern hervorragte. Die Kirche war in ein Feldlazarett verwandelt worden. Auf dem die Kirche umgebenden geraeumigen Kirchhofe hoben Landsturmleute Graeber aus, um jene zu betten, die für diese Welt ausgerungen hatten.



Ein Dorf dicht hinter der feindlichen Front aus 300 m Hoehe von einem deutschen Flieger aufgenommen. Bei 1, 2, 3 und 4 erkennt man vorgehende feindliche Tanks.

Nur wenige Worte wurden bei dieser Arbeit gewechselt, ein jeder ging seinen eigenen Gedanken nach.

Besonders zwei Landsturmleuten schien die Arbeit heute besonders sauer zu werden. Beide warenLandsleute und arbeiteten an einem Grabe, welches bald seiner Vollendung entgegenging. Da sie in einem Dorfe aufgewachsen waren, und dieselbe Schule besucht hatten, bewahrten sie sich auch hier draussen im Felde die alte Freundschaft.

Der eine der beiden, ein kraeftiger, untersetzt gebauter Mensch mit energischen Gesichtszügen, war der Landsturmmann Karl Haessler, der andere, lang aufgeschossen mit weichem Gesichtsausdruck und beinahe kindlichem Blick, war sein Kamerad Fritz Suhr.

Ein Sanitaetsautomobil mit Schwerverwundeten hielt soeben vor dem Kirchhofsportale und liess die Beiden von ihrer Arbeit aufblicken. Wann mag das ein Ende nehmen? Fast die ganze Kirche schon überfüllt und immer neue Verwundete werden zur rettenden Behandlung herbeigebracht. Gibt es keinen Gott, oder hat jener in seinem furchtbaren Zorn beschlossen, die sündige Menschheit mit Stumpf und Stiel auszurotten? Fragen durchzuckten das Hirn, ohne eine Antwort ausloesen zu koennen.

Landsturmmann Karl Haessler hatte die Arbeit stumm wieder aufgenommen, waehrend sein Kamerad, auf den Spaten gestützt, ihn nachdenklich betrachtete, als ob er eine Antwort erwartete. Ja, Mitleid mit seinem Freunde war es, was ihm die Kehle schier zuschnürte und kein Wort über seine Lippen kommen liess. Nur widerwillig hatte er jenem jungen Krieger versprochen, seinen letzten Wunsch zu erfüllen.

Der Wind fuhr wie wild an den Kirchhofsmauern entlang, schüttelte die dunklen Tannen und Lebensbaeume, und warf Erde und Blaetter in das offene Grab hinein.

Fritz Suhr hatte alle in ihm aufsteigenden Bedenken überwunden; beinahe hart stiess er seinen Spaten in die Erde und trat einen Schritt naeher an seinen arbeitenden Landsmann heran. Dieser mass ihn mit erstaunten Blicken. Für einige Sekunden sahen sich die Beiden in die Augen, um ihre Gedanken zu erraten, dann griff Fritz Suhr in die Tasche seines Rockes, langte einen etwas zerknitterten Brief heraus und übergab denselben seinem Freunde mit den Worten: «Das ist von Deinem Sohne; ich traf mit ihm gestern zusammen, ehe sein Regiment in Stellung rückte. Er hat mich gebeten, Dir diese Zeilen zu übergeben.»

Haessler griff schnell nach dem Schreiben; doch hatte er nur wenige Blicke dafür übrig, dann knüllte er es zusammen und warf es aergerlich beiseite. Eine schwere Furche zog sich auf seiner Stirn zusammen, und in seinen Augen funkelte tiefe Verachtung.

Fritz Suhr hatte ploetzlich seine Haende erfasst. Ein tiefer Schmerz schien über ihn gekommen zu sein. «Was hast Du getan Karl?» stammelte er, «auch diesen letzten Wunsch willst Du deinem Sohne abschlagen? Nein, niemals, das kannst Du nicht tun, das darfst Du nicht tun!» — — —

In den Graebern nebenan schien man auf das mit lauten Worten geführte Gespraech der beiden Freunde aufmerksam geworden zu sein. Man hatte den Inhalt des Gesprochenen begriffen und tuschelte einander lautlos zu.

Der Wind rüttelte heftiger an den schmucklosenHolzkreuzen der Heldengraeber, als wollte er sich in seinem Uebermut mit ihnen raufen.—

Landsturmmann Karl Haessler hatte nach den Worten seines Freundes einige Spatenstiche Erde aus dem Grabe herausgeworfen. Nun wandte er sich wieder seinem Kameraden zu.

«Fritz», sprach er, «ich haette nicht gedacht, dass Du mir das Herz so schwer machen koenntest. Wenn Du die Umstaende kennen würdest, unter welchen ich die Hand von meinem Sohne abzog, so wirst Du anders denken und mich nicht der Hartherzigkeit gegen mein eigen Fleisch und Blut zeihen. Es ist schon eine Reihe von Jahren her, und unser Herrgott hat auch dies vergessen lassen.

Mein Sohn trieb sich damals in leichtsinniger Gesellschaft herum. Ueber ihn schien der Geist einer neuen Zeit gekommen zu sein, der den Zweck des Lebens in dem Geniessen und nicht in der Arbeit sah. Die ganze Familie wurde allmaehlich dem Klatsch und Gespoett übelwollender Nachbarn ausgesetzt. Bitten und auch Traenen nutzten nichts mehr. Und dann kam jener langerwartete furchtbare Augenblick, wo der ungeratene Sohn zu seinem Vater sprach: Gib mir deine vaeterliche Erlaubnis, dass ich sie heiraten kann, denn sie ist schwanger geworden durch mich! — Wir standen einander gegenüber und schauten uns in die Augen. Keiner sagte ein Wort mehr. Und dann gingen wir auseinander — — —

Anfangs konnte ich den Schmerz nicht überwinden. Mir war es, als sei ich selbst aus dem Vaterhause ausgewiesen, und habe den Stab genommen und sei in die Fremde hinaus gewandert. Die Zeit heilte die Wunden, und jetzt hast du sie wieder aufgerissen!» — — —

Da hub drinnen in der Kirche ein leises Klingen an wie Orgelton. Ein Verwundeter hatte sich an das Instrument geschleppt und spielte meisterhaft den alten Moenchgesang «Ecce homo.» Selbst der Wind schwieg für einen Augenblick, und die alten gespenstigen Kirchhofstannen wiegten die Wipfel zu der schwermütigen Melodie, als verstaenden auch sie den Ernst der Stunde zu würdigen. Wem mag das Schmerzenslied gelten?

Da oeffnete sich knarrend das alte eisenbeschlagene Holztor der Kirche und man trug einen Toten heraus. Starr

lag er auf einer Bahre ausgestreckt, notdürftig mit einer Zeltbahn umwickelt. Die Traeger setzten die Bahre am Rande des Grabes, wo die beiden Landsturmleute noch eben ihr Gespraech gepflogen hatten, ab.

Also das war jener kraftvolle Kaempfer und Dulder für den das Bett bereitet war. O moege ihm die Erde leicht sein, o tausendmal leicht!

Doch wer mag es wohl sein? Die Teilnahme bewegte die Herzen der Umstehenden.

Da griff ein Windstoss das Zelttuch und warf es zurück. Ein aschfahles Gesicht kam zum Vorschein. Das war der Tod!

Landsturmmann Haessler stiess einen gellenden Schrei aus, sank an der Bahre zusammen und bedeckte das Gesicht und die Haare des Toten mit Küssen.

«Mein Sohn», stammelte er, «es ist mein Sohn!»

Drinnen in der Kirche klang die Orgel heftiger. Der Tod selbst schien das Instrument zu spielen. — — —

Mit zitternder Hand griff der Vater des Toten nach dem Briefe, welchen er noch vor wenigen Minuten zerknüllt weggeworfen hatte und las mit traenenerstickter Stimme:

Mein lieber Vater!

Wenn du diese wenigen Zeilen in den Haenden haeltst, weile ich vielleicht nicht mehr unter den Lebenden. Eine Ahnung habe ich, dass mir diesmal etwas Schreckliches bevorsteht, und ich glaube, mein inneres Gefühl trügt mich nicht. Was aber auch kommen moege, ich gehe mutig in den Kampf. Doch habe ich Weib und Kinder! O Vater, verlass du sie nicht. Denke nicht zurück, was gewesen ist. Dies ist die letzte Bitte

Deines Sohnes.

Es war der Abschied eines Vaters von seinem wieder gefundenen Sohne, wie er nicht ergreifender gedacht werden konnte.

Drinnen in der Kirche hatte die Orgel ausgeklungen. Eine feierliche Stille schwebte über den Graebern. — — —

Drei Haende voll Erde sanken aus Vatershaenden dem Gefallenen in die kühle Gruft nach, und jede Hand voll Erde war ein heiliges Geloebnis, sich der letzten Bitte dieses Helden würdig zu erweisen.

Erich Weisswange

Der erste deutsche Tankkraftfahrer. Aus dem Feld wird uns geschrieben: Vizefeldwebel Fritz Leu aus Neudamm in der Mark ist der erste deutsche Soldat, der einen englischen Tank betriebsfaehig machte und aus der Stellung herausfuhr, und macht sich wie einst bei Cambrai so jetzt in der Kaiserschlacht, die uns bereits mehrere Hundert dieser Ungetüme in die Hand spielte, mit Erfolg daran, einen Sturmwagen nach dem anderen aus dem feindlichen Feuer herauszubewegen und für unsere Zwecke wieder verwendungsfaehig zu machen. Er wurde für seine genialen Leistungen, die seinerzeit auch S: M. der Kaiser gelegentlich der ersten «Tankparade» besonders anerkannte, mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse ausgezeichnet. Mut und Schnelligkeit des Handelns verbunden mit gediegener Sachkenntnis gehoeren dazu, um auf diesem neuen Gebiet erfolgreich arbeiten zu koennen. Am liebsten nimmt er sich mehrere tote Tanks aufs Korn, geht begleitet von drei Fachleuten mit der Infanterie zusammen vor und verschwindet alsbald im Leibe des ersten Ungeheuers, um sein inneres Leiden ausfindig zu machen. Hat er die Schaeden gefunden, so sucht er sich aus anderen zerschossenen Tanks die Ersatzstücke zusammen, die er zur Reparatur braucht, montiert sie ein, kurbelt an und führt im Triumph seine wertvolle Beute zurück. Dass der Feind ihn bei dieser Arbeit nur zu oft mit hartgegossenen Geschenken bedenkt, insbesondere wenn er bemerkt, wie seine totgeglaubten Riesenkinder bei uns ploetzlich wieder zu neuem Leben erwachen, braucht wohl nicht erst besonders erwaehnt zu werden.

Obertleutnant Mielke, Offizierkriegsberichterstatter.



F. d. A. Z. gez. v. Ers.-Res. Schott.

Russlands oestliche Randgebiete.

Die Mehrzahl der Probleme, die im Frieden mit Russland zur Eroerterung kamen und teils bereits geloest wurden, teils in der weiteren Entwickelung geloest werden sollen, gelten den westlichen Randgebieten des ehemaligen Zarenreiches, den grossen Landstrecken, deren nichts weniger als russische Bevoelkerung nur mit Gewalt an das Reich gefesselt war. Nicht minder reich an Problemen, für Russland sogar weitaus wichtiger, sind aber die oestlichen Randgebiete, und die Frage ihres künftigen Schicksals hat sich in letzter Zeit ganz erheblich zugespitzt.

In einer eingehenden Betrachtung dieses Problems, die Prof. Dr. Max Friedrichsen in einer im Verlage der Kownoer Zeitung erscheinenden und von L. Friedrichsen u. Co. in Hamburg vertriebenen Arbeit über «Russland in Zentral- und Ostasien» veroeffentlicht, wird in sehr einleuchtender Weise der Kern dieses Fragekomplexes aufgedeckt. Der Reichtum der Amurlaender und der Mandschurei an grossen schiffbaren Randflüssen, an Gold und Steinkohle, an wertvollen Waldungen und aeusserst fruchtbaren Niederungsboeden erhaelt im Zusammenhang mit den welthistorischen Gegenwartsereignissen eine besonders wichtige Note durch seine Bevoelkerungsverhaeltnisse. Durch die Eigenart derselben im Zusammenhang mit der vom kontinentalen russisch-asiatischen Kerngebiet gaenzlich verschiedenen Landesnatur erscheint auch dieser ferne Osten als ein Randgebiet mit einer fremdstaemmigen, von Russland teilweise unterjochten und seinen Zielen dienstbar gemachten Fremdbevoelkerung. Man kann also ruhig sagen, dass auch hier der Weltkrieg ein aehnliches Grenzmarkenproblem der Loesung zuführen will, wie im Westen. Es wird sich bald erweisen müssen, ob das verwirrte u. geschwaechte Russland noch faehig ist, den ostasiatischen Küstensaum und damit die ihm noch dort verbliebenen Haefen zu halten oder ob es schon jetzt oder in naher Zukunft vor der «gelben Gefahr» wird zurückweichen müssen. Die in Betracht kommenden Bevoelkerungszahlen und Siedelungsverhaeltnisse vor dem Kriege lassen eher das Letztere erwarten. In der Ussuri-Küstenprovinz zaehlte man 1914 nur rund 600 000 Einwohner, davon ungefaehr 400 000 Russen, also nur einen Einwohner pro Quadratkilometer. Noch geringer war die Zahl der in die Amurprovinz Eingewanderten, man zaehlte dort 300 000 Koepfe, davon etwa 250 000 Russen, also kommt nur ein Mensch auf je zwei Quadratkilometer. Die nichtansaessigen Arbeiter gelber Rasse, die zur Sommersaisonarbeit kommen und dann wieder fortgehen, sind hier natürlich nicht mitgezaehlt. Die russische Regierung suchte seit 1911 durch offiziell nach diesen Gebieten geleitete europaeisch-russische Kolonisten nachzuhelfen, aber von den jaehrlich 20 000—25000 hierher gebrachten russischen Bauern wanderten jaehrlich 10—20 Prozent wieder zurück. Der Rest wurde im Wettbewerb mit der gelben Rasse (Koreaner und Chinesen, weniger Japaner) zurückgedraengt, und schliesslich wehrte die russische Regierung sich gegen die zunehmende Einwanderung der Koreaner und Chinesen immer mehr auf dem direkten Wege der Gesetzgebung. Die neben den Koreanern stark auftretenden Chinesen wanderten auch in das Amurgebiet ein, sie kamen als Minenarbeiter in die Bergwerke, als Geschaeftsleute in die Staedte. So ist in den vier Jahren von 1904—1908 im Amur- und Ussuri-Land der Anteil der gelben Rasse bis auf etwa 24 Prozent der Bevoelkerung gestiegen. Die im russischen Osten aus diesen Gründen vor dem Kriege einsetzende Antichinesenpolitik, die nicht vor Bluttaten zurückschreckte, hinterliess überdies einen gefaehrlichen Zündstoff für kommende Zeiten politischer Verwicklungen. Diese Zeiten scheinen nunmehr wirklich gekommen zu sein. Das chinesische Heer wurde reformiert, die Reibungen zwischen China und Japan sind vorlaeufig ausgeschaltet, Russland selbst ist in seiner Widerstandskraft durch die inneren Wirren stark geschwaecht, und so waere es letzten Endes nicht unmoeglich, dass schliesslich auch die Amurbahn in die Haende der gelben Maechte faellt, um dann als Waffe gegen Russland gewendet zu werden.



Teil des Houthoulsterwaldes (Flandern) aus 50 m Hoehe von einem deutschen Flieger aufgenommen. Der ehemals dichte Wald ist in ein Trichterfeld mit kahlen Baumstümpfen verwandelt.

Die naechtliche Orientierung der Flieger.

Infolge der letzten erfolgreichen Luftangriffe auf England beschaeftigt sich die Londoner Presse wieder eifrig mit den verschiedensten Flugproblemen, unter denen die Frage nach den Orientierungsmitteln der Flieger bei Nacht an erster Stelle steht. «In einer mondhellen Nacht», so erklaert die Daily Mail, «sieht der Flieger genau so viel wie bei Tage. Von einer bedeutenden Hoehe aus sind Doerfer, Strassen, Kanaele, Bahnlinien, Haeuserblocks, Brücken, Lagerplaetze usw. deutlich zu erblicken. Der einzige Unterschied besteht darin, dass der Flieger bei Nacht die Erde unter ihm nicht in einem so weiten Umkreis betrachten kann, wie bei Tage, in Mondnaechten sieht er im Durchschnitt drei bis vier Meilen in der Runde. In dunklen Naechten ist die Beobachtungsmoeglichkeit natürlich erheblich herabgesetzt, aber auch dann koennen noch gewisse Objekte, wie Waelder, Kanaele, Staedte, Flüsse, breite Landstrassen und Bahnstrecken in einem Umkreis von einer Meile von der Maschine aus gesehen werden. Manche Flieger verlassen sich in der Richtung ihres Fluges hauptsaechlich auf den Kompass, nachdem sie vor dem Aufstieg die genaue Kompassrichtung ihres Zieles festgestellt haben. Dann benützen sie die grossen Objekte auf der Erde nur, um sie hie und da mit der Kompassberechnung in Einklang zu bringen. Andere Flieger wiederum orientieren sich hauptsaechlich nach der Landschaft, was umso besser geht, je genauer die betreffende Gegend dem Piloten bekannt ist. Der verraeterischste aller Wegweiser ist bei jeder Art von Witterung das Wasser, ganz besonders in Gestalt von Kanaelen oder Flüssen, und darum finden die Deutschen nicht nur in mondhellen, sondern auch in dunklen Naechten so leicht und sicher den Weg nach London. Sie wissen, wenn sie aufsteigen, dass sie bei jedem Wetter unsere Küstenlinie erkennen werden und dass sie in Verfolgung dieser Linie unbedingt zur Themse gelangen müssen. Das übrige ist nicht mehr schwierig, da sie dann nur noch dem Lauf der Themse zu folgen brauchen. Aber die Schwierigkeiten sind mit dem Auffinden des Objekts und dem Abwerfen der Bomben noch nicht erledigt. Der Flieger muss umkehren und nach seinem Landungsplatz zurückgelangen. Dieser Teil der Reise ist wesentlich schwerer.» Im Anschluss hieran meint der Verfasser, dass die Flieger auch durch drahtlose Nachrichten geleitet werden koennten, seine Ansichten hierüber sind jedoch mehr phantastisch als sachlich. Jedenfalls stellt der englische Fachmann fest, dass die Orientierungskunst der deutschen Flieger genügend ausgebildet ist, um sie auch bei widrigen Witterungsverhaeltnissen das Flugziel fast ausnahmslos erreichen zu lassen, und die Tatsachen haben dies ja auch zur Genüge bewiesen.

Der Krieger-Bart.

* Oh, Kriegerbart, oh Kriegerbart, weiss wohl du haengst an mir,
Doch darfst du nicht vergessen, dass ich auch haeng' an dir.

Oh, Kriegerbart, oh Kriegerbart, der Feind schickt gift'ges Gas,
Da brauch ich eine Maske, zum Schutze vor die Nas'.

Oh, Kriegerbart, oh Kriegerbart, du musst nun von mir geh'n,
Willst du mich nicht verlassen, leicht waer's um mich gescheh'n.

Oh, Kriegerbart, oh Kriegerbart, es gibt ein Wiederseh'n!
Denn wenn der Krieg vorüber ist, lass ich dich wieder steh'n.

Fritz Heilmann, im Felde.

Warnung!

Kameraden! **Tragt keine Briefe bei Euch,** aus denen der Feind bei Eurer Gefangennahme Nachrichten über Vorgänge an der Front oder in der Heimat erfährt.

Jede Mitteilung von einer Truppenverschiebung nützt dem Feind, schaedigt uns.

Jede Klage, die in den Briefen steht, staerkt des Feindes Widerstandskraft, verlaengert den Krieg.

Die letzten Heeresberichte.

2. Mai. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht und deutscher Kronprinz: An den Schlachtfronten ist die Lage unveraendert. Der Artilleriekampf war im Abschnitt des Kemmelberg gesteigert. Auch zwischen Somme und Luce-Bach, bei Montdidier, Lassigny und Noyon lebte er vielfach auf. Im übrigen blieb die Gefechtstaetigkeit auf Erkundungen beschraenkt.

Heeresgruppe Herzog Albrecht: An der lothringischen Front war die franzoesische Artillerie in den Nachmittagsstunden rege. Kleinere Vorstoesse des Feindes wurden abgewiesen.

Osten: Ukraine: Vor Sebastopol brachen wir feindlichen Widerstand. Die Stadt wurde am 1. Mai kampflos von uns besetzt.

3. Mai. Westlicher Kriegsschauplatz: An den Schlachtfronten lebte die Artillerietaetigkeit in einzelnen Abschnitten auf. Starker Feuerwirkung folgten feindliche Teilangriffe südlich von Villers-Bretonneux. Auf dem Westufer der Avre machten wir Gefangene. Im übrigen beschraenkte sich die Infanterie auf Erkundungen. An der lothringischen Front hielt die regere Taetigkeit des Feindes an.

Osten: Ukraine: Aus der Linie Jekaterinoslaw-Charkow sind wir in das ganze Don-Gebiet einmarschiert. Am Assowschen Meer haben wir Taganrog besetzt.

Lustige Ecke.

Im Garnisonlazarett schreibt Musketier Meier seinem ebenfalls verwundeten Kompagnie-Freund Schulz eine Ansichtskarte. Die Aufschrift lautet: «Herrn Musketier Schulz z. Zt. verwundet.»

Die Karte kommt als unbestellbar zurück mit dem Vermerk in Blaustift: «Wo?»

Am naechsten Tag liegt die Karte wieder zur Abfertigung vor. Der Absender hatte unter dem Vermerk «Wo?» geschrieben «Am linken Bein». Lust. Bl.

***

Kraftprobe.

Karlchen (nachdem er eine Ohrfeige von seinem Vater erhalten hat): «Und Du willst «D. U.» sein?» Lust. Bl.

***

Aus Kalau.

«Nanu — hier über Deinem Sofa hing doch früher das Schweigen im Walde?»

«Das hab' ich verschenkt.»

«So — ich dachte schon, Du haettest es zur Goldankaufstelle geschafft.»

«Ach so — den «goldenen» Rahmen!»

«Nee — das Schweigen!» Jugend.

Schlagender Beweis.

* Ein Feldgrauer tischt daheim von seinen Heldentaten auf. Als ein Zuhoerer unglaeubig den Kopf schüttelt und meint: «Ach was, ausgeschlossen. So'n schwaechliches Kerlchen wie Sie kann doch kaum sein Gewehr tragen!» — — da zeigt der Feldgraue seine breite schwere Hand und erwidert: «Lieber Mann, mit die Flosse da wer'ck noch manchen Tommy meine Meinung schlag'n!»

Gefr. Willy Erthal.

Raetsel-Ecke.

Einsetz-Raetsel.

a:	b:	c:
Haus	?	Schloss
Nacht	?	Rock
Stein	?	Baum
Zug	?	Zucht
Kopf	?	Wort
Ton	?	Stück
Er	?	Mensch

Zu den unter a und c verzeichneten Woerten ist unter b ebenfalls ein einsilbiges Wort einzustellen, das einmal als Schlusssilbe zu den Woertern unter a, das andere Mal als Anfangssilbe zu den Woertern unter c dient. Die Anfangsbuchstaben der zu suchenden Woerter ergeben den Namen eines in den letzten Monaten viel genannten Russen.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Bilder-Raetsel.



(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung des Figuren-Raetsels aus voriger Nummer

M	a	c	e	d	o	n	t	e	n
a		h		w	r		s		o
r		l		l	k		t		b
t		o		n	a		l		e
A	d	r	t	a	n	o	p	e	l

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 506. (4. Kriegsjahr) 9. Mai 1918.

Es gibt keinen Zufall;
Und was uns blindes Ungefaehr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.
Schiller.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

9. Mai 1915: Beginn des grossen franzoesisch-englischen Durchbruchsversuchs im Artois. Angriffe bei Fleurbaix, Vermelles, Loos, der Lorettohoehe, Ablain, Souchez, Carency, Neuville und St. Laurent.

9. Mai 1917: Vergebliche feindliche Angriffe westlich Lens und Avion sowie auf Fresnoy. Erbitterter Kampf um Bullecourt. Am Winterberg und bei Gehoeft Ste. Marie die Franzosen zurückgeschlagen.

Durch!

Wir haemmerten rastlos bei Nacht, bei Tag
In der Erde tiefinnerstem Schoss.
Was schert uns der Schweiss? — Und Hieb und Schlag:
Wir pickelten lustig drauflos.

Auf einmal — da — hoerst du's? «Hallo Kamerad!»
«Hallo!» gaben wir zurück.
Nicht viel mehr! Wir haemmern von früh bis spat,
Wir hauen Stück für Stück.

Und jetzt — ein letztes Stemmen — ein Fluch:
Er berstet das Kalkgestein.
Da schauen durchs Loch — kaum ist's gross genug —
Die drei Kameraden herein.

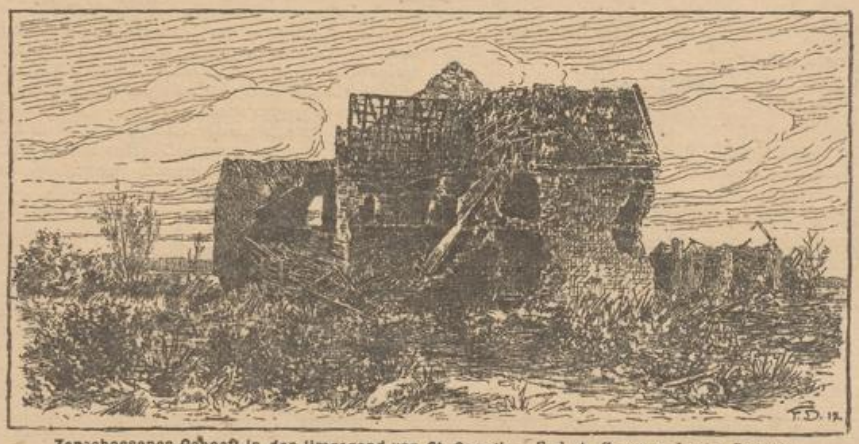
Ein Druck der schwieligen Haende: «Glück auf!
Geschafft ist das Werk und gelungen!»
Dann haben wir lachend — wie kamen wir drauf? —
«Im tiefen Keller...» gesungen. —

Gefr. Rudolf Ludwig.

Ein Besuch in St. Quentin.

Am 7. April hatte ich Gelegenheit, mit Auto von hier (Maubeuge) nach St. Quentin zu fahren. Je mehr wir uns dieser Stadt naeherten, umso schlechter waren die Strassen, umsomehr tote Pferde lagen am Weg, und zurückfahrende Kolonnen stauten sich und versperrten samt Strassenbaukompagnien und Dampfwalzen den Weg. Und dann die Stadt! Sie zaehlte vor dem Kriege etwa 60 000 Einwohner. Jetzt ist kein Haus mehr unbeschaedigt. Man sieht keine Fenster mehr; aber die meisten Haeuser sind ausserdem ohne Daecher mit durchgebrochenen Stockwerken, aufgerissenen Fronten. Die Englaender, die bei unserem freiwilligen Rückzug auf die sog. Siegfriedstellung, welche dicht westlich an St. Quentin vorbeigeht, sich hier vor der Stadt festgesetzt haben, haben systematisch Haus um Haus beschossen, wie ein englischer Oberst direkt zugegeben hat, um die Deutschen, die in den Kellern ein Jahr lang lagen, «auszuraeuchern». Am 21. Maerz, dem Frühlingsanfang, morgens um 6 Uhr, begann unsere Westoffensive mit ungeheuerer Artillerievorbereitung und nach wenigen Stunden rannte die deutsche Infanterie los, und sprengte den Panzer, den die Englaender vor St. Quentin gegen ihre Brust gelegt hatten. Ein Gang durch die Stadt ist einfach niederschmetternd! Von früher her waren mir ja gaenzlich zerschossene Doerfer nichts neues. Aber eine Stadt von über ½ hunderttausend Menschen mit reicher Industrie, durch die treffliche Lage an der Somme gefoerdert, als Trümmerhaufen, das ist ein Anblick, der einem das Herz erstarren macht. Dazu noch ein weiteres: Eine Stadt mit glaenzender Vergangenheit und einem Denkmal allerersten Ranges, seiner herrlichen Basilika, mit einer Geschichte, die ihresgleichen sucht! Der hohe, nicht ausgebaute Turm und das ganze überaus maechtige Massiv steht auf erhoehtem Platz und ist ein Wahrzeichen von weither. Und nun ein Wahrzeichen englischer Schande! Wir liegen über 3½ Jahre vor Arras und Reims. In Arras ist viel zerstoert, auch herrliche alte Kunst, aber auch manches erhalten, und nach Reims ist auch nie systematisch geschossen worden; zum erstenmal in die Stadt selber erst vor wenigen Tagen, zur Vergeltung dafür, dass die Franzosen ihre uralte Koenigstadt, das von uns besetzte Laon beschiessen. Zwar sind alle wertvolle Kunstgegenstaende der St. Quentiner Kirche vor der Raeumung des Vorgelaendes der Stadt und noch waehrend der ersten Beschiessung durch die Englaender von uns abgenommen und geborgen worden. Aber der hochwertvolle Bau als solcher ist dahin und starrt mit hohlen Augen wie aus tausend Wunden blutend zum Himmel, wie das Heidelberger Schloss! Das hübsche spaetgotische Rathaus ist noch verhaeltnismaessig unbeschaedigt. Darin arbeitet jetzt eifrig die Kommandantur. Und in den Haeusern überall regen sich geschaeftig hunderte von Soldaten. Sie sind herausgekrochen aus den Kellern und suchen sich in den elenden Trümmern der oberirdischen Hausraeume einzurichten. Vorlaeufig essen und schlafen sie noch in den Kellern, die vielfach schoen ausgestattet sind mit praechtigen Louis XVI. und Empiremoebeln. In den St. Quentinschen Bürgerhaeusern war sehr gutes Mobiliar. Aus den gegen die Strassen mit Licht- und Luftluck versehenen Kellern ragen die Ofenrohren heraus, deren Rauch überall anzeigt, dass drunten geheizt und gekocht wird. Durch die Strassen gehen lange Züge von Gefangenen — nicht mehr die Russen, sondern Franzosen und Englaender. Sie haben reichlich Aufraeumungsarbeit. Dann ging's noch hinaus zum Schlachtfeld vor St. Quentin, zunaechst gegen Vermand zu auf der alten Roemerstrasse vorbei am deutschen Ehrenfriedhof, zu den vorderen englischen Stellungen. Der deutsche Friedhof, den 2 Bronzefiguren — von uns laengst zurückgeschafft — schmückten, ist natürlich, da er lange Zeit zwischen den Stellungen lag, jetzt in etwas vernachlaessigtem Zustand. Dort arbeiteten englische Gefangene und hoben Graeber aus. Die hineinkommen sollten, lagen beiseite, 4 Deutsche, und an anderem Platz 12 Englaender. Kommandos sind taeglich unterwegs und durchschwaermen die Felder und Waelder nach Leichen, deren noch viele gefunden werden, wie mir der zustaendige Friedhofsoffizier sagte. Ueberall aber liegen die toten Pferde herum, so ganz nahe eine Protze mit 3 Pferden, wie sie getroffen wurden. Dazu aber alles besaet, jetzt noch, obwohl andauernd gesammelt wird, mit Granaten, Zündern, Blindgaengern, Ausblaesern, Handgranaten: man tut gut, auf all das nicht zu treten; dann Infanteriemunition, Gewehrgranaten, Leuchtpatronen, Seitengewehre, Patronentaschen, Konservenbüchsen. In den englischen Stellun-

gen, die übrigens, jedenfalls die zwei vordersten, nicht sehr gut gebaut waren, stehen noch die Wegweiser mit englischen Aufschriften und liegen noch englische Ausrüstungsgegenstaende, auch Esswaren, besonders die Konservenbüchsen, die jedoch z. T. verdaechtig sind. Denn es ist festgestellt, dass wir beim Sturm solche antrafen, die nicht mit Esswaren gefüllt waren, sondern bei der Berührung explodierten. Ein Offizier erzaehlte neulich, dass ein Mann in einem englischen Unterstand einen Stuhl anders rückte, worauf eine Explosion entstand, denn eines seiner Beine war mit einer Zündschnur verbunden. Südlich an die Englaender schloss sich ein franzoesischer Abschnitt an, der über die Strasse nach Ham wegging. Auch dorthin fuhren wir noch. Dort geht die franzoesische Stellung durch den Friedhof eines St. Quentiner Vororts hindurch. Die Graeber sind aufgerissen; die gemauerten Grüfte leer, darin hausten die Soldaten. In der Mitte des Friedhofs steht auf hohem Sockel ein grauer Granitobelisk; ein von uns errichtetes, schlichtes Kriegerdenkmal von 1870/71. Doch das Original steht nicht mehr an der Stelle, sondern eine Nachbildung aus Holz mit Pappe und grauem Stoff bekleidet und darein eingebaut — ein eiserner Beobachtungsstand. Die Franzosen dachten sich, dass die Deutschen doch nicht auf ihr eigenes Kriegerdenkmal schiessen und haben offenbar einmal in einer Nacht das Steindenkmal durch diese Nachbildung ersetzt, die in der Tat einen ganz ausgezeichneten Blick über die naheliegende Südwestseite der Stadt, vor allem zur nun jammervollen Ruine der Martinskirche gestattet. Und so getreu hatten sie das Denkmal nachgemacht, dass sie nicht einmal die Aufschrift: 1870/71, umgeben von Eichen- und Lorbeerkranz, vergassen, obwohl sie auf der, den Deutschen abgewandten Seite angebracht war. Zwischen den durchwühlten und zusammengeschossenen Graebern des Friedhofs blühten bescheiden Frühlingsblumen. Die Grabschriften sprachen von der letzten Ruhestaette, die den Toten dort bereitet war. Wie furchtbar grausam ist doch die Weltgeschichte, sind die Menschen, die sie machen! Aber die Natur, die immer wieder Leben schafft, bricht doch hervor und ihre stillen Frühlingsblüten geben die frohe Hoffnung, dass auch der wahnsinnigste Vernichtungskrieg ein Ende nehmen wird. Vorerst freilich geht es noch weiter durch Blut und Leichen mit Zerstoerung von unendlichen Werten. — Kurz vor Eintritt der Dunkelheit verliessen wir diese schauerliche Ruinenstadt; eine lange Fahrt von fast 3½ Stunden gab Zeit zum Verarbeiten dieser Eindrücke.



Zerschossenes Gehoeft in der Umgegend von St. Quentin. F. d. A. Z. gez. v. Leutn. Droysen.

Italienische Stimmungen.

Nach zuverlaessigen Nachrichten aus Italien nimmt die Friedenssehnsucht des italienischen Volkes von Tag zu Tag an Staerke und Umfang zu. Der U-Boot-Krieg wirkt! Das italienische Volk hungert! Hungert und murrt und verwünscht die Kriegstreiber und Kriegshetzer! Seitdem aber das Ungewitter im Westen losgebrochen, das schier Unmoegliche zur Wahrheit geworden ist und die Englaender und Franzosen aus ihren in jahrelanger Schanzarbeit uneinnehmbar befestigten Stellungen geworfen worden sind und fortlaufend geschlagen werden, hat sich die trübe Stimmung, ungeachtet der Schadenfreude über die Niederlagen des gehassten Englaenders, wieder fast zur Panik gesteigert. Man fürchtet sich vor einer neuen deutsch-oesterreichischen Offensive, und das Volk rechnet, trotz aller siegesbewussten Erklaerungen der Regierung, felsenfest damit, dass seine Heere wie damals am Isonzo zurückgeworfen und vernichtet werden. Auch im Heere selbst scheint diese «Ahnung» stark vorherrschend zu sein. In Massen haben sich Deserteure aus Angst vor der erwarteten Offensive nach Mittel- und Süditalien «zurückgezogen», und die Heeresleitung und Regierung sollen dem ohnmaechtig zuschauen, da sie mit Rücksicht auf die erregte Stimmung der Bevoelkerung gegen die Fahnenflüchtigen nicht energisch einzuschreiten wagen. Die ploetzliche Zurückziehung der englischen und franzoesischen Hilfstruppen von der italienischen Front, die derzeit nach dem Isonzo-Zusammenbruch zur Beruhigung der wilderregten oeffentlichen Meinung von den Verbündeten gestellt wurden, hat im Heer und Volk Bestürzung und Wut erregt. Man schimpft über die «Verraeter», und der Aerger im Heer hat sich in heftigen Prügeleien zwischen Englaendern und Italienern Luft gemacht, die den Abziehenden den Abschied von dem Lande der Zitronen und Orangen kaum versüsst haben dürften. Die neue italienische Rettungsaktion im Westen, die im Parlament, von der Kriegspresse und angeblich auch von der Bevoelkerung mit so ausserordentlichem Jubel begrüsst wurde, nimmt sich angesichts dieser Vorkommnisse fast wie ein Fastnachtsscherz aus. Die Stimmung im Lande wird natürlich stark beeinflusst durch die wachsende Lebensmittelnot, Allgemein (u. wohl mit Recht) ist der Glaube verbreitet, man lebe von der Hand in den Mund, Vorraete seien nicht mehr vorhanden und man sei vollkommen auf die Zufuhren der Verbündeten angewiesen.

Gegen diese richtet sich in erster Linie alle Erbitterung, weil Italien sich als von ihnen im Stich gelassen vorkommt. Lebensmittelkrawalle sind sehr haeufig, da auch die Arbeitslosigkeit infolge des Kohlenmangels und der Stillegung oder Einschraenkung zahlreicher industrieller Unternehmungen zunimmt.

Alle Massnahmen der Regierung gegen die sogenannten «Flaumacher» und «Pazifisten» koennen aber nicht viel nutzen, solange nicht die Ursache der tiefen Unzufriedenheit und der Furcht vor der Zukunft beseitigt ist. Darin ergeht es Italien wie seinen Verbündeten. Nur der Sieg koennte sie retten und der ist, wie jeder einsehen muss, nach der jüngsten Katastrophe im Westen weiter entfernt denn je. Auch die Hoffnung auf den wirtschaftlichen Zusammenbruch und die Aushungerung Deutschlands schmilzt allmaehlich zusammen wie Schnee an der Sonne. In Italien hat man ausserdem genug mit sich selbst und mit der Verhütung der eigenen Katastrophe zu tun.

Pakete für die Westfront. Die Annahmesperre für Privatpakete und Privatfrachtstücke über die Militaer-Paketaemter nach der Westfront ist aufgehoben. Nur der Versand von Paeckchen (von mehr als 50 bis 550 Gramm) bleibt bis auf weiteres noch gesperrt.

Persien schüttelt die Knebelungsvertraege ab. Der persische Bevollmaechtigte im Haag hat dem hollaendischen Minister des Aeussern eine Note überreicht, worin er im Auftrage seiner Regierung mitteilt, dass diese alle Vertraege für ungültig erklaert hat, die Persien in den letzten Jahren auferlegt wurden, im besondern den zwischen Russland und England 1907 geschlossenen Vertrag, der Einflusszonen in Persien festlegt, aber auch alle andern Vertraege, die Persien in der Ausübung seiner politischen Freiheit behinderten und seine Unabhaengigkeit und Unantastbarkeit einschraenkten. — Diesen Schritt der persischen Regierung,

um aus der ihr einst aufgezwungenen englisch-russischen Hoerigkeit herauszukommen, dürfen wir als einen Erfolg unsrer Siege im Osten buchen. Das unterdrückte Land fühlt, dass die englisch-russische Macht im nahen Orient ihre Kraft eingebüsst hat und zieht seine Schlüsse daraus. Wie die Staerkung und Unabhaengigkeit der Türkei, so liegt auch die Staerkung und Unabhaengigkeit Persiens im wohlverstandenen deutschen Interesse.

Englische Dumdumgeschosse. Im Reichstag erklaerte General von Wrisberg. Eine Untersuchung der englischen Explovigeschosse hat ergeben, dass eine Papiereinlage besonders schaedlich wirkt. Diese enthaelt unzweifelhaft zahlreiche Krankheitskeime. (Hoert, hoert!) Sie verursachen infolgedessen nach Zerreissung des Mantels in der Wunde ausgedehnte Eiterungen und Wundkrankheiten, welche besonders schwere und unnoetige Leiden hervorrufen. (Lebhaftes Hoert, hoert!) Die Erhebung über die Wirkung der neuen Geschosse ist soeben abgeschlossen. Es wird beabsichtigt, alsbald bei der britischen Regierung Verwahrung gegen die Verwendung der voelkerrechtswidrigen Geschosse einlegen zu lassen und Einstellung des Gebrauchs unter Androhung von Vergeltungsmassnahmen zu fordern.

Osten.

Ukraine. General Pawlow Skoropadski ist zum Hetman der Ukraine ausgerufen. Er erklaerte Vertretern der Presse, er sei ein glühender Anhaenger des Gedankens einer unabhaengigen selbstaendigen Ukraine. Alle seine Kraefte würde er auf die Wiederherstellung des ruhigen Lebens, die Unterdrückung der Zerrüttung, der Anarchie und die Sicherung ruhiger und gesunder Entwicklung des Staates richten; sowie er die Ueberzeugung haben werde, dass die Anarchie vorüber und Recht und Gesetz im Lande wieder hergestellt seien, würde er sofort die unumschraenkte Macht niederlegen und zum parlamentarischen Regime übergehen; vorlaeufig sei es aber schwer zu sagen, ob das bald der Fall sein werde; es werde aber alle Mühe darauf verwendet werden; die erste Aufgabe sei daher die Unterdrückung der Anarchie und die Wiederherstellung der Ruhe. In dem Aufruf, den der Hetman an das ukrainische Volk erlassen hat, heisst es: «Durch diesen Erlass erklaere ich mich zum Hetman der Ukraine. Die Regierung des Landes wird mit Hilfe des von mir zu ernennenden Ministerkabinetts auf der genauen Grundlage der hier angefügten Gesetze über die provisorische staatliche Einrichtung des ukrainischen Staates durchgeführt werden. Die Zentralrada und die kleine Rada, ferner alle Landkomitees werden mit dem heutigen Tage aufgeloest. Die Minister und die Ministergehilfen werden entlassen. Alle übrigen Beamten der Regierungsbehoerden verbleiben auf ihrem Posten und müssen die Durchführung ihrer Pflichten fortsetzen. In kürzester Zeit wird ein Gesetz erlassen werden, welches die Wahlordnung für den ukrainischen Landtag feststellt. Bis dahin werde ich fest über Ordnung und Gesetzmaessigkeit im Lande wachen und werde die unverzügliche Ausführung aller Regierungsverordnungen verlangen und werde die Autoritaet der Regierung aufrecht erhalten, ohne sogar vor den aeussersten Massnahmen Halt zu machen. Die Rechte auf Privateigentum als die Grundlagen der Kultur und Zivilisation werden in vollem Umfange wiederhergestellt und alle Verfügungen der früheren ukrainischen Regierung und ebenso der provisorischen russischen Regierung, die diese Rechte abschafften oder beschraenkten, werden abgeschafft. Es wird volle Freiheit für Kauf und Verkauf von Land wieder hergestellt. Nebenbei werden Massnahmen getroffen werden, um Land der Grundbesitzer nach seinem tatsaechlichen Werte zu enteignen, um es den landarmen Ackerbauern zuzuteilen. Ebenso werden die Rechte der arbeitenden Klasse auf fester Grundlage gesichert werden.»

Unterstaatssekretaer Frhr. v. d. Bussche verlas im deutschen Reichstag ein Telegramm des Botschafters Freiherrn v. Mumm in Kiew über das neue Ministerium in der Ukraine; darin heisst es: Es handelt sich um ein reines Arbeitsministerium, bestehend aus lauter auch politisch anders denkenden, reifen und tüchtigen Maennern. Alle haben sich auf den Grundgedanken des Hetmanns verpflichtet: Erhalten und staerken der nationalen Selbstaendigkeit der Ukraine im engen Anschluss an die Mittelmaechte, insbesondere an Deutschland unter Ausschaltung grossrussischer und polnischer Bestrebungen.

Wo dei Haeuhner in Linnen ober lachet.



Grand-mère (halbblind).
F. d. A. Z. gez. v. Grenadier Kretschmann.

Upp'n Haeuhnerhowwe bie Willem Drees in Bicklingen was düsse Dage groten Spektakel. Dei grote italjaensche Hahn leip von einer Siete nahr anneren un schimpe mit de Haeuhner. Hei wolle seck dat nich mehr gefallen laten, dat oehne dei Frue jümmer dei Leviten leise. Hei dehe sine Pflicht, wiet oehne taukeime, un hei verlange nu aber ok, dat seck dei daemlichen Haeuhner mal en betten Maeuhe geiben, dat oehne nich jümmer schon dat Freuhstücke verdorben woere. Da koenne hei nein Mann bie blieben!

«Wat is denn los, wat will denn dei Frue?» kakelte dat grote witte Hauhn, dat es woll riskiren koenne, mal en Snabel uptaumaken. — «Dei Eier sind tau lütjet, dei Eier sind tau lütjet» kreihe dei Hahne.

«Ach dummet Tüg», sae dat Hauhn, «use Eier sind sau grot, wie sei jümmer e wesen sind. Brot kriege wie nich, Gasten gifft et ok keinen, wovon schall'n wie denn da noch groettere Eier leggen?»

«Dummen Fruenslüe!» knurre dei Hahn, «et mott aber gahn. Eck will meck doch nich bie'n Magestrat blamieren laten, dat use Eier nich affenohmen wert!»

«Woso denne?»

«Hast' et denn nich e heurt, wat üsch dei Fruen gistern morgen vorelesen hett?»

«Ne, watt denn?»

«Dei Magestrat von Linnen haett'ne Verordnung erlaten, dat keine Eier affenohmen wert, dei nich en Doerchmesser von seeben Zentimeter hebbet. Nu kiek mal dütt Krams an, wat ji hüte wedder tauhope legget hebbet!»

«Hahnemann!» quieke dat grote witte Hauhn, «holt meck feste, süss fall eck in Ohnmacht! Seeben Zentimeter Doerchmesser! Da mosste nah'n Zoologschen nah Hannauver gahen un mit dei Straussenmadams spraeken, dei koennt wie hier nich leggen! Da lachet ja alle Haeuhner ober!»

X...

Die Wahrheit über Trotzkis Rote Armee.

Unter dem Titel «Machen wir uns nicht laenger Illusionen» veroeffentlicht das Pariser Journal einen Artikel seines Russland-Sonderberichterstatters Paul Erio, in welchem erklaert wird, dass Frankreich endlich die Wahrheit über Trotzkis sog. Rote Armee erfahren und ohne Beschoenigung zur Kenntnis nehmen müsse. «In gewissen franzoesischen Kreisen gibt man sich noch immer der Meinung hin, dass Trotzkis Rote Armee eines Tages faehig sein koennte, Russlands Kraefte wieder zum Kampf zusammenzuraffen. Diese Hoffnungen, die man in die Rote Armee setzt, sind in jeder Beziehung mehr als trügerisch, wie eine wahrheitsgemaesse Schilderung der Bildung und des jetzigen Standes dieser Roten Armee, selbst in knappsten Zügen, sofort beweist. Von Hause aus ist es unsinnig anzunehmen, dass die Maenner, die die Verbrüderung an der Front begünstigten und sich mit der Demobilisation beeilten, jetzt den ernsthaften Willen haetten, noch einmal irgendetwas gegen Deutschland zu unternehmen. Als nach dem Friedensschluss die Herren des Smolny-Instituts glaubten, dass Deutschland den Sieg ausnützen wolle, um die Bolschewiki zu verjagen, veroeffentlichte Trotzki einzig aus diesem und aus keinem anderen Grunde die Proklamation, die zum Schutze der Errungenschaften der Revolution zur frei-

willigen Bildung einer Roten Armee aufforderte. In der allgemeinen Verwirrung konnte man aus Arbeitern und noch mehr aus Arbeitslosen einige Detachements zusammenstellen. Diese Leute übten auf dem Platz vor dem Winterpalast unter der Leitung von Instruktoren, die in allen militaerischen Dingen ebenso ahnungslos waren, wie die ihnen anvertrauten Rekruten. Mehr konnte Trotzki nicht ausrichten, da die Angehoerigen der demobilisierten Armee jeder Bemühung auswichen und da die Garnison von Petersburg eine Geistesverfassung an den Tag legte, die es ratsam erscheinen liess, sie aus dem Spiel zu lassen. Bald nahm die Isolierung der Bolschewiki in einer gefaehrlichen Weise zu, und man musste sich um jeden Preis eine Art Garde verschaffen, um die Macht der Sowjets wenigstens notdürftig darauf zu stützen. Mehr als zehnmal verbesserte Trotzki die den freiwilligen Rekruten versprochenen Vorteile. Er sandte Rekrutierungsagenten in die Fabriken, in die Industriezentren und in die Doerfer. Aber all dies vermochte das Volk nicht aufzurichten, die Leute, die sich meldeten, waren mehr oder minder Landstreicher. Trotzki erhoehte nun den ohnedies schon phantastischen Sold der Freiwilligen der Roten Armee zuerst auf 150 und dann auf 200 Rubel im Monat. Heute stellen sich die Ergebnisse so dar, dass die Rote Armee für niemand anders als für Russland selbst eine Gefahr bedeutet. Das erste Detachement, das man bekanntlich «Karl Liebknecht» taufte, wurde wegen der von ihm begangenen zahllosen Diebstaehle, Raeubereien und sonstigen Gewalttaten aufgeloest. Das zweite Detachement aber, das erst kürzlich gebildet wurde, laesst sich nur zu den Bahnhoefen und Bahnlinien schicken, weil die Soldaten hoffen, hier irgend etwas erbeuten zu koennen. Trotzdem der Sold neuerdings wieder auf 300 Rubel im Monat erhoeht worden ist, verlangen die Roten Soldaten taeglich Zuschlaege. Frankreich sollte diesen wahrheitsgetreuen Bericht beherzigen und daran denken, dass eine vergroesserte, kraeftigere Rote Armee nichts weiter als eine Erneuerung jenes furchtbaren Bandenwesens bedeuten würde, das uns den Verlust des russischen Bundesgenossen verursacht hat.»

Die letzten Heeresberichte.

7. Mai. Westlicher Kriegsschauplatz: An den Kampffronten war die Artillerietaetigkeit in den Morgenstunden lebhaft. Tagsüber blieb sie meist gering. Auf dem Nordufer der Lys scheiterten Vorstoesse englischer Kompagnien. Zwischen Ancre und Somme setzte der Feind Australier zum naechtlichen Angriff ein. Beiderseits der Strasse Corbie-Bray konnten sie unsere vorderen Linien erreichen. Im übrigen brach ihr zweimaliger Ansturm schon vor unseren Posten verlustreich zusammen. Der Artilleriekampf hielt hier bis Tagesanbruch in grosser Staerke an. Südlich von Brimont stiessen Sturmabteilungen über den Aisne-Kanal in die feindlichen Stellungen bei Courcy vor und brachten Gefangene zurück. An der übrigen Front vereinzelte Vorfeldkaempfe.

Osten: In den Hafenanlagen von Mariupol wurden wir durch russische Schiffe beschossen.

Mazedonische Front: Staerkere englische Abteilungen griffen gestern bulgarische Stellungen an; sie wurden abgewiesen.

Asiatischer Kriegsschauplatz: Der Vorstoss englischer Brigaden von Jericho aus über den Jordan nach Osten und Nordosten ist zum Scheitern gebracht worden. Nach erbitterten 5 taegigen Kaempfen wurde der Feind in seine Ausgangsstellungen zurückgeworfen. Teile deutscher Truppen haben sich hierbei an Seite ihrer türkischen Kameraden hervorgetan. Die den Englaendern abgenommene Beute ist erheblich.

8. Mai. Westlicher Kriegsschauplatz: Südlich vom Nieuport-Kanal wurden bei einer erfolgreichen Erkundung Belgier gefangen. Auf dem Schlachtfelde in Flandern und an der Lys Artilleriekampf am Kemmel, bei und westlich Bailleul aufgelebt. In Vorfeldkaempfen auf dem Schlachtfelde an der Somme wurden Englaender und Franzosen gefangen. Beiderseits der Strasse Corbie-Bray trotz starker Feuervorbereitung erfolgloser feindlicher Angriff. Bei Wiederholung nachts südlich der Strasse wurde er im Gegenstoss zurückgeworfen. Starke Feuertaetigkeit hielt am Luce-Bach und auf dem Westufer der Avre an.

«Friede von Bukarest».

WTB. Berlin, 7. Mai. (Amtlich.) Der Friedensvertrag mit Rumaenien wurde heute Vormittag 11 Uhr von den Bevollmaechtigten der vier verbündeten Maechte unterzeichnet. Die feierliche Schlusssitzung, worin die Unterzeichnung erfolgte, fand unter dem Vorsitz des Staatssekretaers des Auswaertigen v. Kühlmann statt im Schlosse Cotroceni und zwar in denselben Raeumen, worin seiner Zeit der Eintritt Rumaeniens in den Weltkrieg beschlossen wurde. Der Friede wird den Namen «Friede von Bukarest» führen. Der Wortlaut des Vertrages wird alsbald veroeffentlicht.

Lustige Ecke.

Wahres Geschichtchen.

Der Religionslehrer erzaehlt die Geschichte von Josef und seinen Brüdern und fragt schliesslich seine sechsjaehrigen Zuhoerer, woran Josef wohl seine Brüder erkannt habe.

Der kleine Rudi erhebt erst seinen Finger, dann sich selbst und sagt: «Ihr Vater Jakob hat sie zum Getreideeinkauf nach Aegypten geschickt, und da wird Josef die Getreidesaecke gesehen haben mit der Firma «Jakob und Soehne.»

Jugend.

***

Bezugsberechtigt.

«Herr Doktor, jetzt soll doch das Bier nur für die Kranken bewilligt werden, ich bitte um eine Krankenbescheinigung.»

«Sie, krank? Was fehlt Ihnen denn?»

«Ich bin Alkokoliker.»

Lust. Bl.

***

Erstes Schulmaedchen: «Vater hat zu mir gesagt: Heute brauchst Du nicht in die Schule gehen. Sage dem Herrn Rektor morgen, Du haettest zwei kleine Brüder bekommen.» — Zweites Schulmaedchen: «Sei doch nicht so dumm. Du sagst morgen einfach, Du haettest einen Bruder bekommen, und naechste Woche bleibst Du wieder einen Tag fort. Dann sagst Du eben, es waere noch ein zweiter nachgekommen.»

Raetsel-Ecke.

Steinchen-Raetsel.

beit	lich	son-	lein	ne
gang	kei-	ist	mü-	schimpf-
al-	assig-	dern	ar-	der

Die mit Silben versehenen Steine sind so umzustellen, dass ein Wort Hesiods zu lesen ist.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung der Raetselhaften Aufzeichnung aus voriger Nummer.

Wenn i Tee habe, Kaffee mit etwas Sahne, wie lieb' i das, o was is dies mir ein Genuss!

***

Aufloesung der Namen-Anagramme aus voriger Nummer.

1. Sebastian. 2. Amadeus. 3. Daniel. 4. Edmund. 5. Salvator.

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 507. (4. Kriegsjahr) 11. Mai 1918.

Wer durch Waffen überwunden,
hat noch lange nicht gesiegt:
Friedemachen hat erfunden,
dass der Sieger unterliegt.

Fr. v. Logau.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

11. Mai 1917: Grosse Schlacht bei Arras. Massenstürme der Englaender beiderseits der Strassen Arras—Lens, Arras—Douai und Arras—Cambrai abgeschlagen. Bahnhof Roeux in Feindeshand.

12. Mai 1917: Angriffe der Englaender zwischen Gavrelle und der Scarpe, beiderseits der Strasse Arras—Cambrai und bei Bullecourt, dann beiderseits Monchy, abgeschlagen.

13. Mai 1917: Wirkungsvolle deutsche Teilvorstoesse an der Aisne-Front, auch in der folgenden Zeit.

Aufblick.

Manchem wird es so wie mir ergehn,
Ploetzlich bleibt er auf dem Wege stehn,
Eine weisse Wolke sieht er wehn,
Einen Sonnenstrahl durchs Tal hingehn,
Sieht ein Stückchen Blau im Mittag ziehn,
Voegel spielend umeinander fliehn,
Folgt der Voegel Flug, der Wolke Lauf,
Blickt aus tiefem Traume staunend auf,
Wie die Wolke schwebt von Feind zu Feind,
Wie das heitre Blau auf beide scheint,
Und ein Ewiges still und gütig steht
Ueber allem, was vergeht.

Gefr. Richard Rosenberg.

Von der Marmelade.

Die Brotaufstrichmittel und das Zubrot haben im Kriege eine erhebliche Wandlung erfahren. Fette, die sonst zum Brot genossen wurden, sind rar geworden. Butter, Schmalz, Speck und dergleichen gibt es nur noch in geringen Mengen. An ihre Stelle sind zum groessten Teil die Marmelade, das Obstmus und aehnliche Erzeugnisse getreten. Neuerungen wurden damit nicht eingeführt. In vielen Volkskreisen wurde die «Obststulle», eine Brotschnitte mit Obstmus bestrichen, schon vor dem Kriege als durchaus schmackhaft und bekoemmlich geschaetzt. Ja, in gewissen obstreichen Gegenden galten Pflaumenmus und Apfelkraut als ein unentbehrlicher Bestandteil eines gesunden und nahrhaften Frühstücks. Namentlich bis vor etwa zwanzig Jahren erfreuten sich die «Musstullen» groesster Beliebtheit. Erst dann wurde das Fett auf den Brotschnitten auch in den mehr laendlichen Gegenden als unentbehrlich angesehen.

Das Fett ist nun so knapp geworden, dass selbst solche Kreise, die einst die Musarten und die Marmeladen als Brotaufstrich ablehnten, gern die gesüssten Aufstrichmittel nahmen. Schmeckt doch das Brot trocken auf die Dauer nicht. Zwar stehen noch einige andere Brotaufstrichmittel zur Verfügung, z. B. der Honig. Doch wird derselbe, soweit er überhaupt erfasst werden kann, hauptsaechlich an die Lazarette und Krankenanstalten geliefert. So verteilte die Bayerische Lebensmittelstelle im Jahre 1917 an die Kommunal-Verbaende für solche Zwecke allein 1000 Zentner Honig. Auch der Kunsthonig ist zum allgemeinen Brotaufstrich geworden. Die verteilten Mengen sind allerdings begrenzt. Die deutsche Zuckerproduktion ist unter den Kriegsverhaeltnissen betraechtlich zurückgegangen. Waehrend vor dem Kriege etwa 50 Millionen Doppelzentner Rübenzucker in Deutschland erzeugt wurden, konnten im Jahr 1915 z. B. nur 2/3 der Rübenflaeche des Vorjahres bestellt und dementsprechend weniger Zucker erzeugt werden. Zu der Einschraenkung des Anbaues kam auch der staerkere Verbrauch des Heeres, der von Jahr zu Jahr stieg. Unter diesen Umstaenden musste auch der Zuckerverbrauch rationiert werden. Den Kommunalverbaenden wird von der Reichszukkerstelle pro Kopf und Monat 800 Gramm Zucker zugewiesen, die an die Bevoelkerung verteilt werden. Je nach der Bevoelkerungsdichte und Berufsgliederung werden den Kommunalverbaenden ferner pro Kopf und Monat noch 50—150 Gramm Zucker zugeteilt, die in Form verschiedener Lebensmittel, Arzneien usw. den Versorgungsberechtigten zukommen. Ausserdem wurden im Sommer oft noch besondere Mengen verteilt. Dieser Zucker ist sicher zum groessten Teil für Brotaufstrich verarbeitet worden.

Im ganzen ist der Zuckerverbrauch der deutschen Bevoelkerung jetzt groesser als in Friedenszeiten. Bestimmte Kreise moegen damals mehr Zucker verbraucht haben. Viele Deutsche aber kannten den Zuckerverbrauch in Form von Kunsthonig und Marmelade nicht. Wenn also die der Bevoelkerung zugewiesenen Mengen im Einzelfall knapp erscheinen, so ist der Grund hierfür in der grossen Erweiterung der Verbrauchermengen zu suchen. Wer naemlich Marmelade verzehrt, isst im wesentlichen Zucker, da die jetzt verteilte Kriegsmarmelade 60 v. H. Zucker enthaelt.

Für den notwendigen Zucker war durch die oeffentliche Bewirtschaftung und die mit ihr verknüpfte Rationierung gesorgt. Auch für das zur Marmelade notwendige Obst mussten regelnde Massnahmen ergriffen werden. Die Marmeladeindustrie war z. B. im Sommer 1917 nicht imstande, sich mit Zwetschen auch nur in bescheidenem Umfange einzudecken. Da die Fettknappheit gestiegen, für den Winter eine weitere Verschlechterung in der Versorgung mit Fett zu erwarten war, und da allein für den Heeresbedarf mehr Marmelade abzuliefern war, als im freien Handel erreicht werden konnte, musste zur Zwangserfassung der gesamten Obsternte geschritten werden. Nur Erzeuger konnten für sich im Haushalt so viel verbrauchen wie sie wollten. Auch geschah der Ankauf des Obstes freihaendig unter Beteiligung des freien Handels, der sich im Besitz des erforderlichen Pflück- und Packmaterials befand. Für die Aberntung hatte der Erzeuger oder Paechter selbst zu sorgen. Bis zur Abgabe musste er das Obst bewachen und pflegen. Das nicht hochwertige Obst wurde zum groessten Teil den Marmeladenfabriken zugeführt, und zwar wurden die in dem betreffenden Obstbezirk gelegenen Fabriken zuerst bedacht und erst dann solche in benachbarten Bezirken beliefert.

Die Zwangserfassung hatte den überraschenden Erfolg, dass die Marmeladenfabriken in wenigen Wochen annaeh-

hernd 5 Millionen Zentner Obst bekamen. Sie war also dank der Zwangserfassung in der Lage, zu angemessenen Preisen rund 5 Millionen Zentner Obst verarbeiten zu koennen, das vorher nicht auf den Markt kam und nur im Schleichhandel zu erhoehten Preisen zu haben gewesen war. Um aber die geplanten Mengen — es sollten durchschnittlich bis zum 15. Maerz 1918 30 Gramm Brotaufstrichmittel pro Tag und Kopf verteilt werden, d. h. also das Doppelte wie 1916/17, insgesamt etwa 7 bis 8 Millionen Zentner — verteilen zu koennen, mussten auch diesmal andere Stoffe zugesetzt werden. Nur bei den ersten Verteilungen ist ein Posten reine Obstmarmelade in den Verkehr gekommen. Jedoch kamen auf drei Teile Obstmark nur ein Teil Strekkungsstoff; in erster Linie Runkelrüben, Mohrrüben und Kürbis, ferner Rhabarber, Hollunderbeeren, Gurken, Tomaten, Zuckerrüben usw. Der Zuckergehalt wurde auf 60 v. H. festgesetzt. Ein Zentner Marmelade enthaelt also im fertigen Zustand 60 v. H. Zucker, 30 v. H. reines Obstmark und 10 v. H. Streckungsmittel. Jede Marmeladenfabrik muss von jeder Partie Ware Proben an eine Ueberwachungsstelle einreichen. Mit dem Absatz wird in der Regel erst begonnen, wenn die Probe für einwandsfrei befunden worden ist.

Für eine einwandfreie Herstellung ist in den 600 deutschen Marmeladenfabriken gesorgt. In den meisten Fabriken wird die Obstmasse mechanisch gereinigt und wandert mechanisch durch Heber und Transportschnecken in grosse Trichter, aus denen sie in Dampffaesser faellt. Dort wird sie gekocht. Das gekochte Obstmark gelangt in den neuzeitlich eingerichteten Betrieben durch mit weissen Fliessen ausgelegte, schraeg abfallende Mulden in Passiermaschinen, die Kerne und Gehaeuse gründlich entfernen. Dann kommt es in die Mischbottiche, wo die Frischhaltungsmittel zugesetzt werden. Von hier aus wird das Obstmus, namentlich in der Zeit der Obsternte, teilweise in Faesser gefüllt und zurückgestellt, um in Zeiten, wenn die Arbeit weniger draengt, noch die letzten Herstellungswege zu vollenden; oder es kommt mit Zucker gemischt in den Kochkessel, wo es fertig gemacht wird. Aus den Kochkesseln faellt es durch Rohre in den Verpackungsraum, wo es in Eimern, Faessern, Bottichen oder Kisten versandfertig gemacht wird. Nirgends kommt es mit einer menschlichen Hand in Berührung. Sanitaere Rücksichten und Ordnung sind also voll gewahrt.

Die Verteilung erfolgt in Gemeinden bis zu 50 000 Einwohnern einfach, in Gemeinden bis zu 100 000 Einwohnern doppelt, in Gemeinden mit mehr als 100 000 Einwohnern dreifach. Jene Bevoelkerungsschichten, die unter der Lebensmittelknappheit besonders zu leiden haben und sich nicht selbst mit Brotaufstrichmitteln versorgen koennen, werden also wenigstens mit Marmelade besser versorgt.

Diese gerechte Verteilung ist im wesentlichen der Reichsstelle für Gemüse und Obst zu verdanken, die eine weitgehende gewerbliche Verarbeitung des Obstes — besonders zu Branntwein und Fruchtsaeften — einschraenkte,die Zwangserfassung des Obstes durchführte und die Herstellung der Marmelade dauernd überwacht.

Hans Ostwald.

Phantasie und Wirklichkeit.

Die Amerikaner haben den Mund recht voll genommen, als sie vor nunmehr Jahresfrist ihre Maske abwarfen und an Deutschland den Krieg erklaerten. Die uns feindliche Maechtegruppe nahm die Worte für bare Münze. Es wurde der staunenden Welt verkündet, was man von Amerika erwartete. Man rechnete auf seine unbegrenzten Geldquellen, auf die unbegrenzte Lieferung von Kriegsmaterial, auf seine Kriegsflotte, seine Flugzeuge, seine Handelsschiffe und auf den bekannten Erfindergeist seiner Techniker und Ingenieure. Dies stellte man sehr hoch in Rechnung, aber die Deutschen haben einen starken Strich durch alle die Voraussagungen und Berechnungen gemacht und sie konnten es mit Hilfe der U-Boote.

Der Ruf nach Schiffsraum wird immer lauter und dringender. Die Not treibt die Entente zu Massnahmen, die man im gewoehnlichen Leben mit Raub bezeichnet. Holland hat es zu seinem Leidwesen erfahren müssen. Und was hat man alles versprochen? Mit einer Riesenreklame wurde der Plan verkündet, binnen 18 Monaten eine grosse Holzflotte von 1000 Schiffen zu je 3000 Tonnen zu bauen. Die Schiffe wurden auch auf Stapel gelegt, aber wie das New-Yorker «Journal of Commerce» schreibt und wie die gleichnamige Liverpooler Zeitung bestaetigen muss, sind die Schiffe nicht einmal stark genug, die Maschinen zu tragen. Das Holz kann nicht zusammengehalten werden und das Ergebnis wird sein, dass die Schiffe in Stücke auseinanderfallen. «Es ist unbegreiflich», so führen die Zeitungen aus, «warum die Regierung Material, Geld, Ladung und Menschenleben riskiert, denn um alles dies wird es geschehen sein, wenn diese Holzschiffe auf den Ozean gelassen werden.»

Die Reklame für Holzschiffe rief den Stahltrust auf den Plan. Nach der Londoner Reederzeitschrift «Fairplay» hat die United States Steel Corporation einen ungeheueren Werftplatz in Newark angekauft und die Gesellschaft sollte nach 6 Monaten in der Lage sein, taeglich einen 5000-Tonnen-Dampfer aus Stahl abzuliefern. Die Zeit ist verstrichen, die Schiffe wurden nicht gebaut. «Fairplay» meint ironisch: Eine solche taegliche Durchschnittslieferung von 5000 Tonnen, die Sonn- und Feiertage mit eingerechnet, ergibt für 12 Monate 365 Fahrzeuge mit 1 825 000 Tonnen Raumgehalt. Die Tonne zu 20 Pfund gerechnet, würde dies einen Gesamtbetrag von 36½ Millionen Pfund darstellen oder, in amerikanische Waehrung umgerechnet, von 182½ Millionen Dollar — ein Geschaeft, zu dem man der Gesellschaft Glück wünschen muss. Indessen darf man hoffen, dass, da die Werft schon damit anfangen will, taeglich einen Dampfer zu liefern, ihre Leistungen noch steigen werden, so dass sie nach weiteren drei Monaten in der Lage sein dürfte, sagen wir zwei Dampfer vor dem Frühstück, vier vor dem Lunch und etwa einhalb Dutzend am Nachmittag zu liefern, so dass bald der Atlantik zu klein sein wird.»

Nun, wir zittern nicht, selbst nicht vor den grossen Magneten des Zauberers Edinson, die die U-Boote anziehen und festhalten sollen. Deutschland laesst die Feinde reden und handeln. Seine Taten sprechen. Und diese pressen dem Professor François B. Croker, der seit 25 Jahren an der Spitze der Abteilung für Elektro-Ingenieure an der Universitaet Columbia steht, im Naval and Military Record» den Seufzer ab: «Weder in Amerika noch in Europa hat man eine Erfindung gemacht, mit der man den U-Booten beikommen koennte.»

Die Taten reden und je mehr sie für sich sprechen, desto groesser die Enttaeuschung der Feinde, desto mehr Verzweiflungshandlungen, wie der Vorstoss nach Zeebrügge und Ostende. Unser bleibt der Sieg und das U-Boot wird es schaffen.

Irland. Schweizerische Zeitungen bringen Meldungen von neuen Unruhen in Irland. Obwohl der direkte Drahtverkehr England-Irland beinahe so gut wie gesperrt ist, wird die Verhaftung von mehr als 200 Politikern Irlands in der Presse bekannt gegeben. Die Ernennung des Generals French zum Unterkoenig von Irland hat in England um so mehr überrascht, als es allgemein für wahrscheinlich gehalten wurde, dass ein Politiker für diesen Posten gewonnen werde.

Der Feldpostverkehr nach dem Westen. An die Truppenangehoerigen der Westfront usw. werden jetzt wieder alle Arten von Feldpostsendungen, also auch nichtamtliche Feldpostbriefe über 50 Gramm (Paeckchen) angenommen.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Zur Lage. Bei Ypern und im Abschnitt von Amiens setzten die Westmaechte unter Aufgebot aller Kraefte ihre Anstrengungen fort, die deutschen Linien, die mit der Eroberung des Kemmelberges gefahrdrohender als je wurden, wieder zurückzudraengen. Erfolg haben sie damit, bis auf die oertliche Ausnahme in Loker, nicht gehabt, und deswegen sind von ihnen schwerste Opfer umsonst gebracht. Die Hoehe dieser Verluste beschleunigt die von der deutschen Führung beabsichtigte Zertrümmerung der feindlichen Heeresmacht, deren Hauptmasse an eine von deutscher Seite dazu ausersehene Front gefesselt ist. Der eigenen Bewegungsfreiheit beraubt, steht die Entente vor der bangen Frage, wohin der deutsche Hauptstoss ziele. Ist er auf Ypern oder auf Amiens gerichtet? Oder wird ein Durchbruch an anderen Stellen geplant? Dieses Raetsel spielt in den militaerischen Besprechungen der Feinde begreiflicherweise die groesste Rolle. So ausgeschlossen gegenwaertig seine Loesung ist, so vollkommen koennen sich die Franzosen darüber klar sein, dass sie die Niederlagen ihres englischen Bundesgenossen mit ihrem eigenen Blute bezahlen müssen. Auf der gesamten Westfront stehen jetzt Franzosen, denen England augenscheinlich die schwersten und opfervollsten Aufgaben überlaesst. Uns kann es nur recht sein, wenn Foch seine Reserven in vergeblichen Vorstoessen als englisches Kanonenfutter vergeudet. Jeder Franzose, der weiter faellt, ist ja bereits zu einem unersetzlichen Verlust für das in seinem Revanchewahnsinn sich selbst dahinmordende Frankreich geworden. Seine Weltrolle hat dies arme Land

bereits jetzt endgültig ausgespielt. Es wird im günstigsten Falle eine aehnliche Figur sein, wie sie das derzeitige Spanien auf dem Weltschachbrett darstellt. Aber Spanien hat den gewaltigen Vorzug vor Frankreich voraus, dass es sich anscheinend im Wiederaufstiege befindet und noch einmal eine Grossmachtrolle spielen kann. Frankreich ist dagegen seiner Rasse nach zum Aussterben bestimmt. Schon vor dem Kriege war die Einwanderung dorthin sehr stark, nach ihm wird sie noch staerker werden und es dürfte sich verlohnen, dass die sehr starken Prozente, die dabei auf die belgischen Niederdeutschen (Blamen), die Luxemburger und Deutschschweizer, vermutlich aber sehr bald wieder auch Reichsdeutsche entfallen, in ihrer Muttersprache geschützt werden und nicht als Voelkerdünger für den verbrauchten franzoesischen Volksboden dienen. Frankreichs Landbesitz ist für seine aussterbende Bevoelkerung zu umfangreich geworden und schlottert wie ein zu weit gewordener Rock um die dürren Glieder. Nicht bloss in Afrika hat Frankreich einen in keiner Weise vom Standpunkte der Gerechtigkeit zu rechtfertigenden Landbesitz, auch in Europa ist das der Fall. Es tut not, dass uns das etwas mehr wie bisher in unser Denken und in unser Gewissen eingehaemmert wird.

Das Abbauen der Englaender. Wie der Bund meldet, raeumt Marschall Haig gegenwaertig Ypern und Poperingen und bringt die Riesenstapel der ersten und zweiten britischen Armee über Hazebrouck in Sicherheit, um sie nicht in die Haende der Deutschen fallen zu lassen. Bis zur Vollendung dieser Raeumung leisten ausgewaehlte franzoesische Divisionen anstelle englischer Truppen Widerstand am Kemmel und an verschiedenen anderen Abschnitten, wo bisher Englaender die Verteidigung übernommen hatten. Foch hat neuerdings sogar die eiserne Division des franzoesischen 20. Korps nach Flandern beordert.

Osten.

Der Friede mit Rumaenien. Der am 7. Mai unterzeichnete Friedensvertrag zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei einerseits und Rumaenien andererseits, enthaelt u. a. folgende Bestimmungen: Das erste Kapitel betrifft die Wiederherstellung von Frieden und Freundschaft. Die diplomatischen u. konsularischen Vertretungen werden sofort nach Friedensschluss wieder eingerichtet. Kapitel II regelt die Demobilisierung des rumaenischen Heeres. Alle rumaenischen Truppenteile, die nicht im Frieden bestanden haben, werden aufgeloest. Die infolge der Herabsetzung oder Aufloesung verfügbaren Geschütze, Maschinengewehre, Handwaffen, Pferde, Wagen und Munitionsbestaende werden bis zum Abschluss des allgemeinen Friedens dem Oberkommando der verbündeten Streitkraeften in den besetzten rumaenischen Gebieten zur Aufbewahrung übergeben werden. Kapitel III regelt die Gebietsabtretungen. Ueber die nach Nr. 1 der Friedenspraeliminarien von Rumaenien abzutretende Dobrudscha wird bestimmt, dass Rumaenien das nach dem Bukarester Friedensvertrag Bulgarien zugefallene Gebiet mit einer Grenzberichtigung zu dessen Gunsten wieder abtritt. Die neue bulgarische Grenze ist auf einer Karte, die einen wesentlichen Bestandteil des Friedensvertrages bildet, verzeichnet. Ein aus Vertretern der verbündeten Maechte zusammengesetzte Kommission soll alsbald nach dr Unterzeichnung des Friedensvertrages an Ort und Stelle die neue Grenze in der Dobrudscha feststellen und vermerken. An die verbündeten Maechte tritt Rumaenien den noerdlich der schon erwaehnten neuen Grenzlinie bestimmten Teil der Dobrudscha bis zur Donau ab, und zwar bis zu der Gabelung des Stromes und dem Schwarzen Meere, bis zum St. Georgarm. Die verbündeten Maechte werden dafür Sorge tragen, dass Rumaenien einen gesicherten Handelsweg nach dem Schwarzen Meer über Cernavoda nach Constanza erhaelt. Rumaenien ist ferner damit einverstanden, dass seine Grenze zu Gunsten Oesterreich-Ungarns eine Berichtigung erfaehrt. Die neue Grenze beinnt bei dem Eisenbahndurchlass westlich Turnseverin südlich Dudan. Kapitel IV behandelt die Kriegsentschaedigung. Auf Ersatz der Kriegskosten wird verzichtet. Kapitel V betrifft die Raeumung der besetzten Gebiete. Die von den Streitkraeften der verbündeten Maechte besetzten rumaenischen Gebiete werden vorbehaltlich der Bestimmungen über die Gebietsabtretungen zu einem spaeter zu vereinbarenden Zeitpunkt geraeumt werden. Waehrend der Zeit der Besetzung wird die Staerke des Besatzungsheeres abgesehen von den im Wirtschaftsbetriebe verwandten Formationen sechs Divisionen nicht übersteigen. Die Kosten für den Unterhalt des Besatzungsheeres hat Rumaenien zu tragen. Kapitel VI enthaelt die Regelung der Donauschiffahrt. U. a. wird auch bestimmt: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien, die Türkei und Rumaenien haben das Recht, auf der Donau Kriegsschiffe zu halten. Kapitel VII behandelt die Gleichstellung der Religionsbekenntnisse in Rumaenien, Kapitel VIII enthaelt Schlussbestimmungen. Danach werden die wirtschaftlichen Beziehungen in Einzelvertraegen geregelt.

Fliegerabschuss in Flandern!

Skizze von Untffz. Hugo Priess, in einer M.-G.-K.

I.

•• Grau und trübe zieht ein Morgen über Flandern herauf. Dichter Nebel verdeckt das grausige Schlachtfeld der vergangenen Tage.

Die Geschütze, welche in den letzten Grosskampftagen ganze Arbeit geleistet, schweigen. Zum weitaus groessten Teil ruht die Kampftaetigkeit, doch ist es nur die Ruhe vor dem Sturm, ein tiefes Atemholen, dann setzt der neue Kampf ein, erbittert und zaehe auf beiden Seiten.

Es ist kampfschwangere Luft, — hier und auch drüben! —

In einem kleinen Stollen der vorderen Linie sitzt die M.-G.-Bedienung Hauer. Die Essentraeger sind mit den leeren Kübeln und Sandsaecken vor kurzer Zeit abgerückt.

Um den kleinen Tisch herum sitzen einige der Leute. Eine Kerze spendet den Lesern der mitgebrachten Post einiges Licht.

Lustig wird geplaudert, von allem moeglichen und unmoeglichen.

Beim kleinen Maedel daheim beginnts, und mit der eingetroffenen Apfelsinenmarmelade endet es.

Von dem Ernst dieser Stunde lassen die jungen Gesichter nichts erkennen, wie man es erwarten koennte.

Die ruhigen Mienen, der unbekümmert plaudernde Mund sagen nur: «Lass, — unsere Pflicht tun wir, vielleicht noch ein bisschen mehr. Trifft's mich? — gut, dann gehen wir zur Abwechslung und Erholung auf Hochetappe, oder — zur grossen Armee, wer weiss?»

Wie manchesmal ist diese M.-G.-Bedienung schon im Feuer gewesen, von dem jungen Gewehrführer bis zu dem noch jüngeren Patronenschützen.

Am Kopfende des Tisches sitzt der Gewehrführer, in einem Sorgenstuhl, der wer weiss wo erbeutet wurde.

Ein junges, volles Gesicht, ohne auffallende Züge.

Im Mai 1915 trat er ein, vorher wegen eines kleinen Gebrechens zurückgestellt, dann nach sechs Wochen infanteristischer Ausbildung zu den M.-G. versetzt.

Im September mit einem Transport ausrückend, kam Hauer noch gerade recht zum Champagnerummel, um Kameraden und Vorgesetzten zu zeigen, welcher Art «Murr» in ihm steckte.

In den beiden Sommeschlachten 1916 zeigte er sein ganzes Koennen.

Nachdem Gewehrführer und Schützen gefallen waren, schoss Hauer allein, ohne Hülfe. Die linke Hand drückte durch, die Rechte führte den Patronengurt.

Sein Koerper fand Schutz gegen Splitter und Kugeln hinter dem Schlitten und Gewehr. Reihenweise sanken die in seinem Abschnitt vorstürmenden Franzosen, bis ein Geschosssplitter die Zugfeder demolierte.

Trotzdem brachte er das Gewehr nach hinten.

Das Eiserne Kreuz und die Gefreitenknoepfe waren für den jungen Soldaten der verdiente Lohn.

Dann kam der Ancrekrieg und Rückzug.

Als Führer vom Essentraegertrupp für den Bataillonsstab sorgte Hauer unter erschwerenden Umstaenden in dem Schlammgelaende für «Stoff».

Nie wurde zu der Zeit über Mangel an Verpflegung geklagt, immer kam er «durch.»

In der Durchbruchsschlacht bei Arras Ostern 1917 war Hauer wieder ganz vorzüglich.

Als Richtschütze am Gewehr wurde standgehalten, trotz feindlicher Umgehung. Gewehrführer und Schützen wehrten mit Handgranaten und Pistole den Gegner seitlich und hinten ab. Hauer schoss nach vorne, in die tiefgegliederten Infanteriemassen. Der Gegner kam zum Stehen und flutete bald in die Sturmgraeben vor dem Dorf Fampeux zurück.

Der Lohn für seine Ausdauer und sicheren Schuss waren die Tressen. Von Hamburg, seiner Heimatstadt, kam das Hanseatenkreuz.

Neben ihm, die kurze Pfeife zwischen den Lippen, sitzt Gefreiter Hamann, der Richtschütze. Das Wort birgt viel, und fordert einen ganzen Mann. Freiwillig trat Hamann im August

1914 ein, rückte nach kurzer Ausbildung im September ins Feld, und trat im Januar 1915, nach dem Sturm vor Soissons, zu den M. G. über.

Wiederholt verwundet, kehrte er immer wieder zur seiben Kompagnie zurück.

Hamann koennte erzaehlen, kommt aber einmal das Thema Krieg aufs Tapet, so zeichnete er sich stets durch Schweigen aus.

Mit in sich gekehrtem Blick hoert er den Kameraden zu, spricht nur das noetigste. Jeden Spass machte Hamann mit, Kameradschaft war ihm alles.

Als bester Schütze in der Kompagnie hatte er überall die beste Nummer. Nun tritt der Jüngste der Bedienung zu Hamann, und laesst sich eine Zigarette drehen.

Bereitwilligst wird der Wunsch erfüllt. Bubi trollt sich auf seinen Platz. Die Kameraden gaben ihm den Spitznamen, er wars zufrieden und obendrein stolz darauf.

Kurz vor der Durchbruchsschlacht bei Arras zu Ostern 1917 kam Bubi mit einem Transport von Hamburg.

Kurze Zeit darauf sass er mit wenigen Ausgewaehlten «drin». 14 Tage spaeter in Ruhe bei Brebieres schmückte ihn das Eiserne.

Dreimal trug Bubi durchs tollste Sperrfeuer Munitionskaesten nach vorne, leere Gurte zurück.

In einem abgeriegelten Grabenstück, auf das er in seiner Dummheit losrannte, sassen noch zwei versprengte Tommy, die Anfangs nicht auf Gefangennahme durch den jungenhaften Schützen eingehen wollten.

Jedenfalls kam Bubi beim Muni-Unterstand an, zwei Tommy vor sich her schiebend. —

Auf der Pritsche, der einzigen im Stollen, liegt der «Lange», ein Herkules von Mensch. Das mit Schutzschild aufmontierte und mit Wasser gefüllte M.-G. traegt er allein in Stellung, oft bis zu zwei Stunden, ohne auszuruhen.

Nun kommt noch das Kompagnieunikum, ein putziges, kohlschwarzes Kerlchen, der zu Friedenszeiten in Varietes und Tingel-Tangels seine Kunst zum Besten gab und ein guter Kouplet-saenger ist.

Bei den Kompagniefesten einfach unbezahlbar, doch das Schmerzenskind des Gewehrführers.

Der Schlamassel ist ihm verhasst, und er wird, wenn solcher in Aussicht ist, fast krank.

Da hilft ihm nur ein «Epi.»

Doch einmal «drin», tut Guler seine Pflicht wie jeder andere Patronenschütze. Am Gewehr zu arbeiten fehlt ihm die Ruhe. Manches putzige Wort zur rechten Zeit tat seine Wirkung, und brachte den Humor zum Einschlag, die Lacher auf seine Seite.

Verschiedentlich sagte Guler zum Gewehrführer: «Korporal, tue deinen milden Sandsack auf, und lass «Epi» rundum gehen, mir ist so . . . flau!» «Nach dem Sturm», lachte ihn Hauer an, «dann wirst du aller Wahrscheinlichkeit nach noch flauer sein.»

Hauer nahm eine vor ihm liegende Meldekarte auf, die eine keuchende Ordonnanz gebracht hatte.

«Hoert zu. — Der Sturm ist um 8.15 angesetzt. Das Artilleriefeuer beginnt um 4 Uhr, endet 8.15. Unser Gewehr geht mit der 10. Kompagnie vor, zwar sofort in der ersten Linie. 2 Mann der Infanterie stehen uns zum Tragen zur Verfügung. Oberleutnant B. leitet den Gegenangriff.» Kurz, aber entschieden kamen die Worte aus Hauers Mund.

Mit seiner Unterschrift versehen, ging die Meldung zum Kompagnieführer zurück.

Noch einmal richtet Hauer das Wort an seine Schützen: «Ihr wisst, um was es sich handelt. Ich hoffe, dass auch wir einen Betonunterstand beziehen koennen nach dem Sturm, wo jetzt noch die Englaender drin hocken.

Die Linie muss erreicht werden, und unsern Teil tun wir, — Schwamm drüber! Nun versucht noch zu schlafen, es kann euch gut tun.»

Draussen in den Trichtern herrscht schon lange Ruhe. Die ermüdeten Sandhasen haben sich hingestreckt, wo die Knochen gerade Platz fanden.

Von Loch zu Loch springt Oberleutnant B., den einzelnen Zug- und Gruppenführern Befehle erteilend, beim Abschied «Gut Glück und Halsbruch» wünschend.

Um vier Uhr beginnt die Artillerie ihre Zerstoerungsarbeit. Pfeifend und zischend, je nach Kaliber, nehmen die Granaten ihren Weg über die Koepfe der eigenen Truppen zum Feinde und suchen ihr Ziel.

Die Unterstaende, Betonkloetze, Deckungen werden unter Feuer genommen. Der krachende Einschlag bringt drüben Leben in die Bude, und die Eselskanonen antworten mit Beschuss auf die Trichter ganz vorne.

F. d. A.-Z. gez. v. Grenadier Kretschmann.



Eindrücke vom grossen Durchbruch bei St. Quentin: Der Aufmarsch an der Strasse Aisonville—St. Quentin.

Die Antwort der englischen Batterien bleibt nicht aus, und unsere Batterien sind das Ziel der Granaten, um vorne in den Graeben Entlastung zu bringen, gegen die sich das deutsche Vernichtungsfeuer in ganzer Staerke gewandt hat.

Doch nicht lange hat Tommy Gelegenheit, seine «Granatenwut» an den Batterien auszulassen. —

Die ruhige Nacht war den Munitionskolonnen sehr recht gewesen.

Kolonne um Kolonne zog zu den Batteriestellungen und brachte Gasgranaten besonderer Art, die für Tommy schwer verdaulich waren.

Nun kam das Gas dran, und jede Batterie hatte 250 Schuss abzugeben. Bald wurde drüben das Schiessen langsamer, die Salven hoerten ganz auf.

Die Geschütze, welche noch schossen, zielten nicht mehr so gut, man merkte an den planlosen Einschlaegen die Unruhe drüben.

Dann war bald ganz Schluss. Nun setzte in dem Vorpostengelaende Gewehrfeuer ein, zeitweise schoss ein leichtes M.-G.

Eine Patrouille der 10. Kompagnie ging vor, um die Wirkung des Vernichtungs- und Wirkungsfeuers festzustellen.

Nach einer halben Stunde kam sie zurück. Infanterie- und M.-G.-Feuer hatte sie begrüsst. Tommy war auf dem Posten.

Eine Stunde vorm Gegenstoss setzte das Feuer wieder auf die ersten Stellungen über. Die Vorposten bekamen Schrapnellladungen. Dass die englische Infanterie auch ein gut Teil Gas bekam, hoerte man an dem schwachen, bellenden Einschlag, ohne die sonst bekannte Detonation.

Langsam rückte die Zeit vor, es wurde 8 Uhr. In die deutschen Stellungen kam Leben und Bewegung.

Die Gruppenführer sammelten ihre Leute. Gewehr Hauer machte sich fertig.

Noch einmal wurde das M. G. geprüft, ein paar Probeschüsse abgegeben, die Federspannung reguliert. Das M.-G. schoss. Der M.-G. Kompagnieführer und der Führer der 10. Kompagnie kam zu Hauer.

«Na Hauer, Morgen, alles in Schuss?»

«Zu Befehl, Herr Leutnant, Gewehr 6 in Ordnung!» «Freut mich Hauer, Sie werden die Kiste schon schmeissen; Morgen Hauer, gut Glück!»

Waehrend die deutschen Sturmlinien sich ordneten, heulten jetzt mit ganzer Wucht und Steigerung die Koffer über ihre Koepfe zum Feind. Schuss um Schuss sicher und wirkungsvoll in der englischen Stellung. Die Einschlaege waren deutlich zu erkennen, der dichte Nebel hatte sich verzogen. Oberleutnant B. ging die Linie entlang, allen ermunternde Worte zurufend, ratgebend wo's noetig war.

«Stellt eure Uhren, — — jetzt ist es 8 Uhr 3 Minuten. Punkt 8 Uhr 15 treten wir an. Ruhig bleiben, aber doch schnell dem Tommy auf die Pelle gerückt!»

Hauer sprach noch mit seinen Schützen, lachte über die burschikosen Einfaelle des Bubi. Das Unikum hatte Lampenfieber, bekam darum noch einen «Epi.» Ab und zu sah Hauer auf seine Uhr und zum Führer. Die Infanterie bastelte an den Gewehren, pflanzte auf. Die Handgranatentrupps haengten die gefüllten Sandsaecke um, stopften die Taschen voll schwarze Eierchen. Nirgends Unruhe, viele rauchten noch. «Geraet aufnehmen», befahl Hauer. Er sah zum Sturmführer, der den rechten Arm hochhielt, die Signalpfeife im Mund.

(Fortsetzung folgt).

Eine Prophezeiung Treitschkes über England.

In Hinblick auf die englische Politik der letzten Friedensjahre und auf die Haltung Englands im Weltkriege stellt sich eine Charakteristik Englands, die der grosse Historiker Heinrich v. Treitschke 1876 in den Preussischen Jahrbüchern veroeffentlichte, als eine Prophezeiung von geradezu verblüffender Treffsicherheit dar. «Welcher deutsche Liberale,» schrieb Treitschke damals, «haette nicht einmal in jungen Tagen den holden Traum getraeumt von der natürlichen Bundesgenossenschaft des freien Englands mit dem freien Deutschland! Es bedurfte einer langen Reihe schmerzlicher Enttaeuschungen, bis wir endlich lernten, dass die auswaertige Politik der Staaten nicht allein und nicht vorwiegend durch ihre inneren Verfassungsverhaeltnisse bestimmt wird.» Treitschke erblickte bereits im damaligen England eine Macht der Reaktion und bezeichnete Englands Machtstellung als einen offenbaren Anachronismus. «Sie ward geschaffen in jener guten alten Zeit, da Weltkriege noch durch Seeschlachten und gemietete Soeldnerscharen entschieden wurden und es für staatsklug galt, in aller Herren Laendern, ohne jede Rücksicht auf Natur und Geschichte, wohlgelegene Seefestungen und Flottenstationen zusammenzurauben.» Besonders prophetisch klingt der neuerdings so aktuell gewordene Satz: «In dem Jahrhundert der nationalen Staaten und der grossen Volksheere laesst sich eine solche kosmopolitische Handelsmacht auf die Dauer nicht mehr behaupten; die Zeit wird und muss kommen, da Gibraltar den Spaniern, Malta den Italienern, Helgoland den Deutschen und das Mittelmeer den Voelkern der mediterranischen Lande gehoeren wird. Man sagt zu viel, wenn man das heutige England dem Holland des 18. Jahrhunderts vergleicht; in dem grossartigen Getriebe ihres sozialen Lebens zeigt die Nation noch immer eine gewaltige Tatkraft, und es kann leicht geschehen, dass sie noch einmal, wenn sie sich in den Lebensinteressen ihres Handels verletzt glaubt, die Welt in Erstaunen setzt durch entschlossene Kühnheit. Aber der Gesichtskreis ihrer Staatsmaenner ist allerdings ganz eng, ihre Weltanschauung altvaeterisch beschraenkt und verstockt konservativ geworden...

Ueberreich und übersatt, verletzbar an hundert Stellen ihres weitzerstreuten Besitzes, fühlen die Briten, dass sie auf der weiten Welt nichts mehr zu wünschen und den jungen Kraeften des Jahrhunderts nur noch die Machtmittel eines überwundenen Zeitalters entgegenzustellen haben; darum widerstreben sie hartnaeckig allen noch so heilsamen Aenderungen in der Staatengesellschaft... Sein (Englands) ist die Schuld, wenn der Seekrieg, zur Schande der Menschheit, noch immer den Charakter des priviligierten Raubes traegt.» Seine Ansichten begründete Treitschke durch die kurze Aufzaehlung von Tatsachen mit schlagender Beweiskraft: «Sieht man ab von den schwaechlichen und voellig unfruchtbaren Sympathien, welche die englische Presse der Einheit Italiens entgegenbrachte, so hat die britische Nation... jeder, aber auch jeder jungen und zukunftssicheren Macht, die sich in der Welt erhob, nur gehaessige Feindschaft erwiesen. Sie schwaermte für die Ruchlosigkeit der nordamerikanischen Sklavenhalter; sie verehrte den Bundestag und das Welfenreich; sie gestattete den Franzosen den Angriff wider das einige Deutschland, den sie hindern konnte, und verlaengerte den Krieg durch ihre Waffenverkaeufe.» An diese Ausführungen schloss Treitschke eine Frage, die durch den Weltkrieg bereits beantwortet wurde! «Und nach allen solchen gehaeuften Proben... von den beschraenkten Vorurteilen der britischen Staatskunst sollten wir Deutschen diesen Staat als den hochherzigen Verteidiger der Voelkerfreiheit und des europaeischen Gleichgewichtes bewundern?»

F. d. A.-Z. gez. v. Grenadier Kretschmann.



Eindrücke vom grossen Durchbruch bei St. Quentin: Vormarsch durch St. Quentin an der zerstoerten Kathedrale vorbei.

Der Postflugdienst.

Von E. Hampé.

Seitdem es den Franzosen waehrend der Belagerung von Paris gelungen war, mittels Freiballons etwa 100 Personen und an 9000 kg Briefe über die deutsche Einschliessungslinie hinweg in die Aussenwelt zu befoerdern, ist der Gedanke einer Nachrichtenübermittelung durch die Luft lebendig geblieben. Solange sich freilich seine praktische Ausführung auf den technisch unvollkommenen Freiballon stützen musste, standen ihr unüberwindbare Hindernisse im Weg. Erst die Erfindung der Lenkluftschiffe und Flugzeuge konnte eine tatsaechliche Verwirklichung naeherrücken. Aber die Luftschiffahrt war wie kein anderer Zweig der Technik ein rechtes Kind der Gegenwart, und da diese ganz im Zeichen eines allgemeinen Wettrüstens aller europaeischen Maechte stand, war es natürlich, dass auch diese neue Erfindung von vornherein für militaerische Zwecke mit Beschlag belegt wurde, umso mehr als sie zweifellos bedeutende Neuerungen für die Kriegführung zu erbringen versprach. Vor allem war es dabei Frankreich, das seine «vierte Waffe» mit fieberhafter Eile für die kriegerische Verwendung vorbereitete und sie sogar im Frieden schon als Angriffswaffe bestimmte, waehrend man in Deutschland nur an ihre Verwendung für die Aufklaerung dachte. Bei solchem Wettrüsten musste die Benutzung der Luftfahrzeuge für friedliche Zwecke in den Hintergrund treten. Wohl tauchten in Deutschland eine Anzahl Verkehrsluftschiffe auf und veranstaltete die deutsche Luft-Verkehrs-Gesellschaft ihre bekannten Reklame-Ballonfahrten. Doch da sich das letztere Unternehmen infolge der noch immer grossen technischen Schwierigkeiten nicht wirtschaftlich genug erwies, ging es bald zum Flugzeugbau über und hat nun im Kriege wie die gesamte private Flugzeugindustrie vollauf mit der Deckung der verlangten Heereslieferungen zu tun.

Der Krieg sollte einen ungeahnten Fortschritt für die Luftschiffahrt heraufführen. Kein anderes Gebiet der Technik ist so sehr durch den Krieg befruchtet und fortentwickelt worden. Man kann wohl sagen, dass sich das Tempo der Entwicklung der Luftschiffahrt waehrend der Kriegsjahre zumindest verzehnfacht hat. Noch bei Kriegsausbruch war das Flugzeug vom

schoenen Wetter abhaengig. Heute nimmt der Flieger jede Witterung, und sei es den boeigsten Sturm, im Vertrauen auf die Sicherheit seiner Maschine in den Kauf. Damals entwickelte das Flugzeug eine 80 km Stundengeschwindigkeit, jetzt übereilt es die Lande mit 220 km Geschwindigkeit in einer Stunde und vermag so spielend Flüge auszuführen, die früher als gefaehrliche Fernflüge, heute nur noch als gewoehnliche Spazierfahrten erscheinen. Arbeitete einst der Motor mit 100 PS, so heute bis etwa 300 PS, dementsprechend ist auch das Mass des mitzunehmenden Gewichts bedeutend gestiegen. Statt Bomben von 2,5 Kilo werden jetzt solche von 100 Kilo und mehr mitgeführt. Diese Entwicklung aber ist noch laengst nicht abgeschlossen. Nachdem nunmehr erst einmal einwandfrei die wissenschaftlichen Grundlagen für die Luftschiffahrt festgelegt sind, wird ihre Vervollkommnung hinsichtlich Sicherheit und Leistungsfaehigkeit nur noch staendig steigen. Doch schon heute ist die verhaeltnismaessige Sicherheit einer Befoerderung durch das Flugzeug kaum geringer als in einem Expresszug oder Ozeandampfer, da durch die Güte des Materials und Durchbildung der Führer Betriebsunfaelle fast ausgeschaltet und im letzten Notfalle durch einen Gleitflug zu überwinden sind.

Wie so durch diese gewaltige Entwicklung der kriegerische Wert des Flugzeuges gestiegen ist, und aus dem einst vorsichtig zu behandelnden Aufklaerungsmittel eine überall taetige Schlachtenwaffe entstand, musste sich auch seine Verwendungsmoeglichkeit für friedliche Zwecke in gleichem Masse steigern. Durch die technische Vervollkommnung u. die damit gebotene Sicherheit ist der einstige Gefahrpunkt einer Unwirtschaftlichkeit des Luftverkehrs heute überwunden. Dazu tritt der Umstand, dass der Krieg ein Bedürfnis nach immer engerem Zusammenschluss raeumlich weit getrennter, aber gemeinsam handelnder Landesteile und Laender hervorgerufen hat, das nur durch eine so einfache und schnelle Art wie eine Uebermittlung durch die Luft befriedigt werden kann. Alle Behoerden und Verwaltungsstellen, wie industrielle Unternehmungen werden diese gebotene Moeglichkeit schnellster und eingehendster Nachrichtenübermittlung dankbar begrüssen. Ihr Wert waechst immer hoeher, je weniger die sonstigen Verkehrsmittel ausgebaut oder zuverlaessig sind. Damit faellt der Verwendung von Luftfahrzeugen für die Kolonien eine unersetzbare Bedeutung zu. Sie bilden heute zur schnellen Befehls- und Nachrichtenübermittlung zwischen den einzelnen weit getrennten Verwaltungssitzen wie für die Durchführung eines Postverkehrs über die unwegsamen Gebiete hinweg die einzig zuverlaessigen Mittel. Ganz ungeachtet bleibt dabei ihr Wert im Dienste der kolonialen Landesvermessung, die sie mittels ihrer vervollkommneten Lichtbildaufnahmen in kürzester Frist zu bewerkstelligen vermoegen, statt in einer mühseligen Arbeit von Jahrzehnten wie früher. Im grossen Rahmen gilt das Gesagte natürlich auch für das Gesamtgebiet wissenschaftlicher Erforschung überhaupt.

Kein Wunder ist demnach, wenn bereits inmitten des tobenden Weltkrieges eine ganze Reihe weitgehender Plaene herangereift ist, die den technischen Riesenfortschritt der Luftfahrt auch für friedliche Zwecke nutzbar zu machen beabsichtigen. Diesen Plaenen, die vor wenigen Jahren noch der Welt als wahnwitzige Phantasietraeume erschienen, stehen an sich heute kaum noch nennenswerte technische Schwierigkeiten entgegen. So plant man eine Luftverbindung zwischen den Zentralpunkten der einzelnen Staaten einerseits, z. B. zwischen New-York und Washington und Rom und Palermo, welche beiden Verbindungen am 1. Mai d. J. eroeffnet werden sollten, wie eine solche zwischen den verschiedenen Laendern und sogar Erdteilen untereinander. Eine Verbindung zwischen London und New-York durch die Luft in 24 Stunden, ja eine Luftverkehrslinie London-Bombay mit 60 Fahrtstunden ist vorgesehen. Eine erste praktische Durchführung hat Italien unternommen, dessen Militaerflugzeuge ja auch als erste im tripolitanischen Kriege die Feuertaufe erhielten. Seit dem Sommer vorigen Jahres ist naemlich eine erste regelmaessige Postluftverbindung zwischen Neapel und Palermo eingerichtet worden, der bald eine solche zwischen dem italienischen Festland und Sardinien folgte. Auch Oesterreich-Ungarn hat durch Gründung einer internationalen Luftverkehrs-A.-G. einen Personen- und Postverkehr zwischen der Monarchie und den Hauptstaedten des Balkans ins Auge gefasst, der beispielsweise die Strecke von Wien nach Konstantinopel in 12 Stunden bewaeltigen soll. Mit der durch die kriegerischen Umstaende hervorgerufenen neueroeffneten Postflugverbindung Kiew-Wien ist nunmehr ein erstes festes Glied in dem geplanten Luftverkehrswege zwischen der Donaumonarchie und der Ukraine einerseits, dem Balkan andererseits hergestellt worden.

Allerdings bleiben einer allgemeinen Ausbreitung des internationalen Luftverkehrs auch für den Frieden noch einige Schranken gezogen. Und zwar sind diese politischer Art. Denn noch immer haben sich die einzelnen Staaten das Hoheitsrecht über ihre Luftgebiete gesichert und das Ueberfliegen ihrer Grenzen durch fremde Luftfahrzeuge aus mannigfachen schwerwiegenden Gründen verboten. Erst eingehender internationaler Verhandlungen wird es bedürfen, um hierfür eine Einigung über bestimmte dem allgemeinen Verkehr freizugebende Luftlinien zu erzielen. Aber zweifellos befinden sich die Mittelmaechte in dieser Beziehung ihren politischen Feinden gegenüber in der Vorhand, da ihre Gebiete überall raeumlich aneinandergrenzen und sie deshalb für ihre Hauptfliegstrecken keiner fremden Genehmigung bedürfen.

So hat sich denn in aller Stille ein neues Zeitalter des Verkehrs vorbereitet, das nur auf die Beendigung des Voelkerringens wartet, um sich dann voll unter Ausnutzung der durch den Krieg geschaffenen und dann frei werdenden zahlreichen Luftverkehrsmittel zu entfalten. Dem dann auf diesem Gebiet einsetzenden friedlichen Wettbewerbe koennen wir mit voller Ruhe entgegensehen. Denn unsere Feinde, vor allem das mit seiner Lufthilfe drohende Amerika, haben dafür gesorgt, dass wir die hoechsten Leistungen auch auf dem Gebiete der Luftschiffahrt erreicht haben, und Deutschland so heute auch in der Luft die Führung hat.

F. d. A.-Z. gez. v. Grenadier Kretschmann.



Eindrücke vom grossen Durchbruch bei St. Quentin: Ein durch Volltreffer zerstoertes englisches Lager bei Ham.

Die Mobilisierung des Niagara.

Da man annimmt, dass die Kohlennot auch noch laengere Zeit nach Beendigung des Krieges fühlbar sein wird, machen sich überall Bestrebungen geltend, alle irgendwie verwendbaren Quellen der Natur brauchbar zu machen, und aus diesem Grunde hat auch die General Electric Company in den Vereinigten Staaten die Forderung aufgestellt, dass der Niagarafall «mobilisiert» werde. Der Fall vermag, nach einem Bericht des Journal des Débats, ungefaehr 10 Millionen Kilowatt zu erzeugen. Schon heute wird ein Teil dieser Energie, durch Vermittlung von Turbinen, zur Herstellung des elektrischen Stromes verwendet, den man für die Beleuchtung, für die Elektrochemie und Elektro-Metallurgie verwendet. Die genannte Gesellschaft wünscht aber, dass alles geschehe, um die gesamte Energie des Niagarafalles der Industrie nutzbar zu machen. Wenn aber der Niagara ausschliesslich der «Arbeit» dienen soll, erscheint, wie die Gegner der geforderten «Mobilisierung» einwenden, seine Schoenheit und sein Ruhm bei den Touristen aus allen Laen-

dern für immer dahin. Um nun das Schoene mit dem Nützlichen zu verbinden, ist geplant, den Niagara sechs Tage in der Woche arbeiten, und den siebenten gewissermassen als Ferientag gelten zu lassen. An allen Sonn- und Feiertagen sollen die neu zu errichtenden Werkstaetten am Niagara ausser Betrieb gestellt werden, abgesehen von einigen wenigen Maschinen, die zur Beleuchtung notwendig sind. An diesen Tagen soll das Wasser nicht durch die künstlichen Kanaele laufen, sondern wieder den Felsenweg hinabstürzen, den ihm die Natur gewiesen hat. Dies sind im grossen und ganzen die Grundzüge des von der Elektrizitaetsgesellschaft ausgearbeiteten Planes.

Aehnliche Absichten und Wünsche wurden bereits vor einer Reihe von Jahren laut, aber jetzt, angesichts des Kohlenmangels einerseits und des industriellen Aufschwunges andererseits, will man sich die 10 Millionen Kilowatt nicht laenger entgehen lassen. Zum Schluss wird noch bemerkt, dass die Verwirklichung des Planes sogar die Lebensdauer des Niagarafalles verlaengern würde. Durch Abnützung der Felsenhoehe, von der er sich herabstürzt, weicht der Fall langsam, aber staendig zurück. Je weniger er nun sein natürliches Bett benützt, desto mehr würde der besagte Rückgang verzoegert werden.

F. d. A.-Z. gez. v. Grenadier Kretschmann.



Eindrücke vom grossen Durchbruch bei St. Quentin: Abtransport gefangener Franzosen.

Bücherschau

Der grosse Krieg in Einzeldarstellungen, unter Benutzung amtlichen Materials herausgeg. im Auftrage des Generalstabes des Feldheeres. Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg i. Gr. Preis jedes Heftes M. 1,20, staerkere Hefte M. 1,50.

Damit hat das erste amtliche Werk über den Krieg zu erscheinen begonnen. Ueber die damit verfolgte Absicht aeussert sich der Generalstab des Feldheeres im Vorwort u. a. wie folgt:

«Schon heute soll das deutsche Volk durch Darstellungen «aus der Feder von Maennern, die an den einzelnen «Kaempfen teilgenommen haben, und denen «das amtliche Quellenmaterial zur Verfügung steht, von dem «Verlauf der wichtigsten Schlachten Kenntnis bekommen. «Wohl ist es moeglich, dass die spaetere Forschung hier und «dort das Bild aendern wird. Das ist aber kein Grund, für «jetzt überhaupt auf eine Darstellung unter Benutzung amtlichen Quellenmaterials zu verzichten. Dies würde der «Bildung von Gerüchten und Legenden Vorschub leisten, «die sich in den Gemütern des Volkes leicht festsetzen, so «dass es schwer, wenn nicht unmoeglich ist, spaeter Klarheit zu schaffen. Die Schriftenfolge ist nicht für die «Kriegswissenschaft bestimmt, sondern für das deutsche Volk in seiner ganzen Breite als den Traeger des Krieges, vor allem für die Mitkaempfer «selbst, um ihr Verstaendnis zu foerdern für die gewaltigen Geschehnisse, zu deren Gelingen sie selber Blut und «Leben freudig eingesetzt haben.»

Der vorlaeufige Plan des Werkes umfasst 33 Hefte:

Heft
1: Lüttich — Namur
2: Schlacht in Lothringen
3: Schlacht bei Longwy
4: Schlacht bei Sedan
5: Schlacht bei Mons
6: Schlacht bei St. Quentin
7: Schlacht am Ourcq
8: Antwerpen — Maubeuge
9: Die Taetigkeit der Kavallerie in Belgien und Nordfrankreich während der Herbstmonate 1914
10: Schlacht an der Yser (Oktober—November 1914)
11: Kaempfe in der Champagne (Winter 1914 — Herbst 1915)
12: Kaempfe im Artois und in Flandern (Mai 1915 — Herbst 1915)
13: Vogesenkaempfe
14: Gefechte an der Aisne (Soissons, Bailly, Craonne, Ville au Bois)
15: Verdun
16: Somme
17: Tannenberg u. Schlacht an den Masurischen Seen
18: Kaempfe in Polen (September und Oktober 1914)
19: Schlacht b. Lodz (Durchbruch bei Brzesiny)
20: Die Winterschlacht in Masuren
21: Gorlice-Tarnow
22: Kaempfe am San
23: Die Eroberung Kurlands
24: Schlacht bei Grodek — Lemberg
25: Von Munkacz bis zur Zlota Lipa, Kaempfe der Armee Linsingen (Januar — Juli 1915)
26: Die Kaempfe der Bug-Armee (Sommer 1915)
27: Schlacht am Narew (Sommer 1915)
28: Nowo - Georgiewsk — Kowno
29: Schlacht bei Smorgon — Wilna
30: Der Uebergang über die Donau (Anfang Oktober 1915)
31: Die russische Frühjahrsoffensive 1916
32: Die Kaempfe bei Baranowitschi (Sommer 1916)
33: Die Befreiung Siebenbürgens und die Schlachten bei Targu-Jiu und am Argesul

Davon sind im April bereits erschienen: Heft 1, Lüttich—Namur; Heft 19: Schlacht bei Lodz (Durchbruch bei Brzesiny); Heft 20: Winterschlacht in Masuren. Etwa alle 4 Wochen gelangt ein neues Heft zur Ausgabe.

Wir behalten uns vor, die Kameraden durch Abdruck des einen oder andern Abschnitts noch weiter auf dieses bedeutungsvolle Werk hinzuweisen.

Drohende Kabinettskrise in England.

Die Nieuwe Rotterdamsche Courant meldet aus London vom 7.Mai: Man haelt die Lage für aeusserst ernst, da die Regierung erklaert hat, dass sie die Annahme des von Asquith angekündigten Antrages auf die Ernennung einer Kommission des Unterhauses zur Untersuchung der von General Maurice in einem offenen Brief gegen die Regierung erhobenen Beschuldigungen, im Unterhause auf Anfrage unwahre Mitteilungen über militaerische Angelegenheiten gemacht zu haben, als Misstrauensvotum auffasse und sofort zurücktreten werde.

Aus London wird gemeldet: Nach der Veroeffentlichung des Briefes von General Maurice fand eine Sitzung des

Kriegskabinetts statt. Spaeter wurden Lloyd George und Bonar Law zum Koenig berufen. Eine unmittelbare Kabinettskrise befürchtet man in parlamentarischen Kreisen noch nicht, doch ist die Stellung des Kabinetts heftig erschüttert.

Die letzten Heeresberichte.

9. Mai. Westlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Ypern und Bailleul hielt tagsüber lebhafte Artillerietaetigkeit an. Oertliche eigene Angriffe südl. vom Dikebuscher See hatten vollen Erfolg. Rheinische und badische Truppen erstürmten in 2 km Breite stark ausgebaute feindliche Linien auf dem Westufer des Yyver-Baches. Sie stiessen hier anscheinend in einem englisch-franzoesischen Angriff hinein und zersplitterten seine Kraft. Nur zu beiden Seiten der Strasse Reninghelst-Kemmel kam der feindliche Angriff zu voller Entwicklung. Er wurde ebenso zurückgeschlagen wie Gegenangriffe gegen unsere neugewonnenen Stellungen. Wir machten 675 Gefangene von 6 franzoesischen und 2 englischen Divisionen, die schwere blutige Verluste erlitten. Bei Abwehr englischer Vorstoesse am Südufer der Lys, bei Bucquoy und südlich von Albert machten wir Gefangene. Bei dem gestrigen erfolglosen Angriff australischer Truppen an der Strasse Corbie-Bray blieben 45 Gefangene, darunter 4 Offiziere, in unserer Hand. Noerdlich vom Luce-Bach und auf dem Westufer der Avre blieb der Feuerkampf gesteigert. Erfolgreiche Erkundungsvorstoesse an mehreren Stellen der übrigen Front.

In den 3 letzten Tagen verlor der Gegner im Luftkampf und durch Abschuss von der Erde aus 37 Flugzeuge. Oberleutnant Schleich schoss gestern 3 feindliche Flugzeuge ab und errang damit seinen 26., 27. und 28. Luftsieg.

Osten. Ukraine: An der Nordküste des Asowschen Meeres stiessen wir bis zur Don-Mündung vor und haben Rostow besetzt. — Die Verhandlungen über die Festsetzung einer Demarkationslinie werden demnaechst beginnen.

---

10. Mai. Westlicher Kriegsschauplatz: An den Kampffronten war die Artillerietaetigkeit tagsüber nur im Gebiete des Kemmel, beiderseits des Luce-Baches und auf dem Westufer der Avre lebhaft. Starker Feuersteigerung in diesen Abschnitten folgten feindliche Vorstoesse. Bei ihrer Abwehr und bei reger Erkundungstaetigkeit machten wir Gefangene. Am Abend und waehrend der Nacht lebte der Artilleriekampf zwischen Yser und Oise vielfach auf.

An der übrigen Front blieb die Gefechttaetigkeit auf Erkundungskaempfe beschraenkt.

Von den anderen Kriegsschauplaetzen nichts Neues.

Konstantinopel, 8. Mai. Amtlicher Bericht vom 7. Mai. Palaestina-Front: Der Feind ist auf das westliche Jordan-Ufer zurückgeworfen. Schwache Teile halten sich noch am Brückenkopf beiderseits der Strasse Jerichow-Tellminerien. Nach Aussage von Gefangenen betrugen die feindlichen Verluste bis 50 Prozent, bei der Artillerie sogar 80 Prozent. Unsere Patrouillen drangen bis an den Jordan vor. Südlich der genannten Strasse ist eines unserer Kavallerie-Regimenter in unaufhaltsamer Verfolgung über den Jordan hinweg bis in die Gegend von Nebinusa nachgedrungen. Der Feind verlor viele Infanterie- und Artillerie-Munition, auch Pferd, Ausrüstungs- und anderes Kriegsmaterial. Auf dem westlichen Jordanufer lebhafte Artillerietaetigkeit.

Lustige Ecke.

Ein bekannter deutscher Volkswirtschaftslehrer las über Bevoelkerungspolitik und stellte unter anderm fest, dass nicht wenige Maedchen reifern Alters in die Kolonien auswandern, in der Hoffnung, dort noch einen Mann zu bekommen. Eine Hoererin, entrüstet über diese Anspielung auf weibliche Heiratslust, erhebt sich und will den Hoersaal verlassen. Da ruft ihr der Professor nach: «So zu beeilen brauchen Sie sich nicht, Fraeulein, Sie kommen immer noch zeitig!»

Unsichere Sache.

Das Schaufenster des Kolonialwarenhaendlers enthielt doch immerhin einiges, was nicht übel schien. Da war zum Beispiel so ein knuspriges dunkles Gebaeck, von dem das Pfund sechs Mark kosten sollte . . . Ich trat also in den Laden.

«Geben Sie mir bitte ein halbes Pfund von dem Feigenkonfekt da!» sagte ich zur Ladeninhaberin.

«Feigenkonfekt? . . .» staunte die . . . «das sind Ziegenfleisch-Brühwürstchen! . . .» Aber dann setzte sie, zweifelnd geworden, hinzu: «. . . das heisst: so ganz sicher bin ich auch nicht; ich glaube, mein Mann verkauft sie auch manchmal als Feigenkonfekt!»

Lust Bl.

***

Instruktion.

* Untffz.: «Sagen Sie mal, Buxoweit, in welchem einzigen Falle darf auch der tapferste Soldat mal das Herz in der Hose haben?»

(Keine Antwort).

«Wenn ihm die Hose zu gross ist und ihm bis unter die Achseln reicht, wie zum Beispiel Ihnen, Buxoweit!»

Gefr. Willy Erthal.

Raetsel-Ecke.

Bilder-Raetsel.



(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Zahlen-Raetsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	Druckschrift
2	2	4	6	10							Deutsche Stadt
3	4	7	10	2							Staat in Asien
4	2	4	10								Nutzvogel
5	7	6	11	6							Haustier
6	1	6	9								Kletterpflanze
7	10	10	9	10	11						Gewerbliche Vereinigung
8	2	11									Zeitmass
9	4	9									Nachtraubvogel
10	2	3	4	6	10						Befoerderungsmittel
11	6	7	5								Unschoene Eigenschaft

Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Worte lauter gleich dem Wort in der ersten Zeile.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung des Steinchen-Raetsels aus voriger Nummer.

Keine Arbeit, sondern allein der Müssiggang ist schimpflich.

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 509. (4. Kriegsjahr) 16. Mai 1918.

Dem taetigen Menschen kommt es darauf an, dass er das Rechte tue; ob das Rechte geschehe, darf ihn nicht kümmern. Goethe.

Deutscher Glaube.

Zersprüh mein Ich in heilig heisser Flamme,
die wild empor zum ewgen Himmel leckt,
die in sich birgt das grosse wundersame
Hurra, das Millionen Feinde schreckt!
Zersprüh mein Leib! Du meiner Seele Ahnen
vom deutschen Sieg, du heft dich an die Fahnen!

Was bin ich wert? Ein Grab. Ein Kreuz. Drei Rosen.
Nicht einmal das. — Doch das, was in mir webt . . .,
mit jener siegelockend zeitenlosen,
allew'gen Kraft erst wahrhaft Leben lebt,
das Deutsche in mir, das gleich einem Meere
unüberwindbar, ist mir Herz und Ehre!

Wo soll ich wurzeln, wenn nicht in dem Felsen,
aus dem mein Sein als trotz'ge Eiche wuchs?
Umgiert mich auch der Neid mit langen Haelsen,
umschleicht mich auch manch hassend falscher Fuchs,
in meinen Wipfeln bleibt ein Blühn in Sonnen! — — — —
Rag mit mir, Volk! Ein Wald! Drinn quillt Siegfriedens Bronnen!

Kriegsfreiw. Alfred Hein.

Aus Gespraechen mit englischen Gefangenen.

Von militaerischer Seite wird uns geschrieben:

Die Australier sind zwar auch «fed up», haben genug vom Krieg, aber, wie sie selbst angeben, in anderem Sinne wie die Englaender. Sie sind zum grossen Teil von Jugend auf an ein rauhes, oft gefaehrdetes Leben gewoehnt, sind «rough and ready» und lieben immer noch die Aufregung und Abwechselung des Krieges. Sie sind «fed up», weil sie sich nach langer, 2 bis 3jaehriger Abwesenheit nach Australien sehnen. Sie sagen nicht nach der «Heimat» («Home» nennen sie England, und darin liegt für viele der Grund, warum sie gegen Deutschland kaempfen. Viele wollten einen billigen Ausflug («a cheap trip») nach Europa machen. Bei der Mehrzahl war jedoch der Gedanke vorherrschend, der Heimat, der eigenen oder der der Eltern, in Gefahr beizustehen und das Mutterland gegen Deutschland zu schützen. Hinzu kamen dann die Berichte der englischen Presse über die deutschen Greuel und das Schlachtwort vom Kampf der Demokratie gegen den Militarismus. Denn die Australier halten ihr Land für die eigentliche und beste Demokratie der Erde, und, wenn sie von Deutschland reden, denken sie an Unfreiheit und Feudalherrschaft. Was man ihnen vom wirklichen Deutschland sagt, ist ihnen ganz neu und unbekannt.

Die australischen Offiziere machen einen sehr guten Eindruck. Es sind frische und gesunde Naturburschen. Die Soldaten sprechen von ihnen in hoher Anerkennung und erwaehnen mit Stolz, dass sie in jeder Beziehung über dem englischen Offizier staenden, weil sie mit und unter den Soldaten leben und nur durch Tüchtigkeit ihre Vorgesetzten geworden sind. Die Disziplin ist für deutsche Begriffe sehr locker, aber das beeintraechtigt scheinbar nicht die pünktlichste Pflichterfüllung. Die Mannschaften sehen im Vorgesetzten nur den Kameraden, ordnen sich aber einem Befehl durchaus unter, selbst wenn sie ihn in einer für uns unerhoerten Weise kritisiert haben. Es wurde u. a. erzaehlt, dass ein hoeherer Offizier durch den Graben ging und einem Soldaten befahl, alte Konservendosen usw. fortzuraeumen. Der Soldat sagte: «Ach was, tun Sie es selbst!» Der Offizier kümmerte sich um diese freche Erwiderung nicht. Es genügte ihm sicher zu wissen, dass der Mann den Befehl doch ausführen würde. — Es ist den australischen Divisionen bekannt, dass sie von den Englaendern immer an den schwierigsten Punkten eingesetzt werden und sie sind stolz darauf. Aber dass Stellungen, die durch die Australier lange gehalten wurden, nach Uebernahme durch Englaender alsbald verlorengingen, darüber machten die Leute abfaellige, spoettische oder auch erbitterte Bemerkungen.

Durch die militaerische Hilfe, die sie dem Mutterland geleistet haben, ist das koloniale Unabhaengigkeitsgefühl sehr gewachsen. Die Liebe zu England schliesst nicht ein, dass sie sich wirtschaftlich abhaengig und mit Englands Interessen solidarisch erklaeren wollen. Sie erzaehlten, wie Australien jetzt leidet, weil die grossen Vorraete an Korn und Fleisch, an Wolle und Nickel usw. nicht verschifft werden koennen. Es wurde ihnen gesagt, dass England beabsichtige, Deutschland nach dem Kriege noch 5 Jahre vom australischen Handel — z. B. vom Nickelbezug — auszuschliessen. Einstimmig erklaerten eine ganze Anzahl australischer Offiziere, Leute aus den verschiedensten Berufen, sofort, dass darüber Australien auch ein Wort mitzureden haben würde bei den Friedensverhandlungen. Es habe etwa 10 Prozent seiner Bevoelkerung unter die Waffen gerufen und sich damit das Recht erworben, über seine wirtschaftlichen Angelegenheiten und Interessen selbstaendig und unabhaengig zu entscheiden, und Australiens Interesse sei es, Handel und Industrie in Einfuhr und Ausfuhr baldigst in die alten Bahnen zurückzuführen.

Unter den englischen Gefangenen sind einige, die bis zum 3 April in England auf Urlaub waren. Als die englische Niederlage in ihrem ganzen Umfang allmaehlich bekannt wurde und dem Volke zum Bewusstsein gekommen war, herrschte grosses Entsetzen, das sich aber nicht laermend aeusserte, sondern in einer unheimlichen Gefasstheit, die an die Stimmung beim Tode Kitcheners erinnerte. Wirkliche Mutlosigkeit und Friedensbereitschaft wurde nicht bemerkt. Im Gegenteil, das Volk schien sich sofort enger im Kriegswillen zusammenzuschliessen. Bergarbeiter, die streiken wollten, um gegen die Einstellung ins Heer zu protestieren, sagten den Generalstreik ab und unterwarfen sich der Aushebung. — Es wurde sofort eine grosse Propaganda ins Werk gesetzt, nicht so sehr um die Bevoelkerung zu beruhigen als um sie auf den ganzen Ernst der Lage aufmerksam zu machen. —

Durch die Rationierung, das geht auch aus Briefen hervor, scheinen einstweilen tatsaechlich die Ernaehrungsverhaeltnisse besser geworden zu sein. Die Preise sind zwar sehr hoch, aber die Verteilung ist eine gleichmaessigere.

Gefangenenaustausch. Im Hauptausschuss des Reichstages sind kürzlich Mitteilungen gemacht worden, die das deutsch-franzoesische Abkommen über Gefangenenaustausch betrafen. Danach werden,

Kopf um Kopf, alle Kriegsgefangenen ausgetausch, die seit mehr als 18 Monaten in der Gefangenschaft leben; und zwar sollen die Offiziere in der Schweiz interniert, die Unteroffiziere und Mannschaften in die Heimat entlassen werden. Von kriegsgefangenen Deutschen kommen für den Austausch 2500 Offiziere und 120 000 Mannschaften in Betracht, somit die gleiche Zahl aus der bekanntlich groesseren Menge gefangener Franzosen. Ohne Rücksicht auf die Zahl, aus Gründen der Menschlichkeit, werden alle mehr als vierzigjaehrigen Vaeter von mindestens drei Kindern und alle mehr als 45jaehrigen Gefangenen entlassen. Schliesslich winkt allen Zivilgefangenen, einschliesslich der Wehrpflichtigen, die Erloesung aus der Gefangenschaft.

Mit diesem Vertrag ist ein Werk der Menschlichkeit eingeleitet, an dessen Zustandekommen ein hohes Verdienst der schweizerischen Regierung zukommt. Die neuere Geschichte kennt kein Beispiel des Gefangenenaustausches waehrend des Krieges, geschweige denn der Freigabe von Massen, die in die Hunderttausende gehen. Hüten sollte man sich freilich vor optimistischer Deutung über die Tatsache selbst hinaus. Nicht die Naehe des Friedens sondern die vollige Ungewissheit über die moegliche Dauer des Krieges hat die beiden Staaten veranlasst, inmitten des Kampfes vorwegzunehmen, was sonst nur als eine der ersten Folgen des Friedensschlusses denkbar schien.

Kaiser Karl ist mit Gefolge, in dem sich auch der Minister des Aeussern Graf Burian befindet, im deutschen Grossen Hauptquartier eingetroffen. Vom deutschen Grossen Hauptquartier aus wird sich Kaiser Karl nach Budapest begeben, um dort mit den parlamentarischen Führern zu sprechen und dann die seit langer Zeit geplanet Reise nach Sofia und Konstantinopel antreten. Die Teilnahme des Staatssekretaers v. Kühlmann und des oesterreichisch-ungarischen Ministers des Aeussern Graf Burian an der Zusammenkunft im Grossen Hauptquartier deutet darauf hin, dass dort wichtige Entscheidungen fallen werden. Wie deutsche Blaetter berichten, werden sie im Allgemeinen den ganzen Komplex der noch nicht erledigten Ostfragen und insbesondere die Regelung der polnischen Frage betreffen, die inzwischen spruchreif geworden ist.

Preussisch, aber nicht schlecht. Das ganze System der Ausnahmen von der Wehrpflicht, schreibt die «Morning Post» in ihrem Leitartikel vom 10. April, war ein Fehlgriff von Anfang bis zu Ende. Alle Wehrfaehigen sollten aufgerufen werden und dann Befehle erwarten. Die Maengel des jetzigen Wehrsystems haben ihren Ursprung in der Ueberspannung der Zentralisation in den grossen Londoner Aemtern. Es ist an der Zeit, zu dezentralisieren und für alle Berufe und Industrien oertliche Kontrollbehoerden zu schaffen. «Wenn wir die Preussen schlagen wollen, müssen wir englische Nachlaessigkeit durch preussische Organisation, die Unzugaenglichkeit des englischen Beamtentums durch gesunden Menschenverstand ersetzen, der auch preussisch, darum aber nicht schlecht ist.»

Osten.

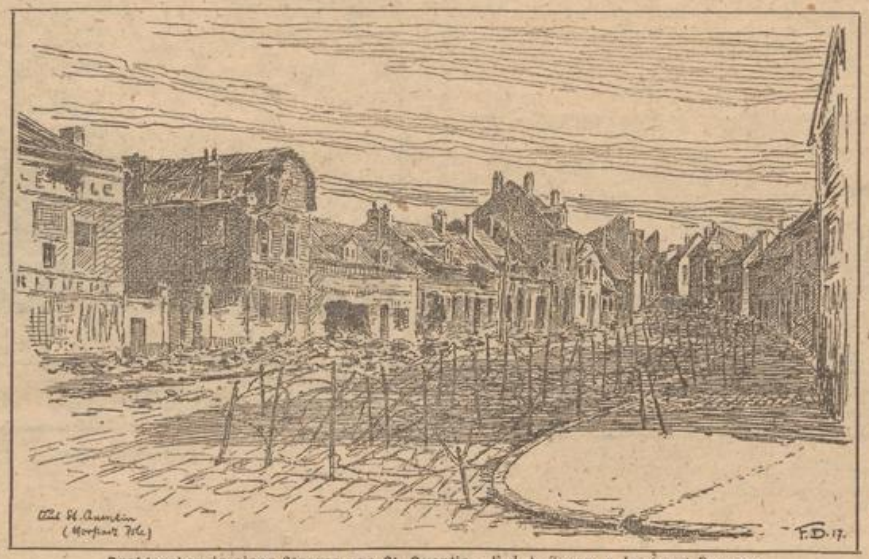
Die Bedeutung der Ukraine für unsere Ernaehrung. Der Bund deutscher Gelehrter und Künstler hielt kürzlich in Berlin unter zahlreicher Beteiligung seine erste Sitzung ab. Bei dieser Gelegenheit sprach Unterstaatssekretaer Dr. von Braun über «Die Bedeutung der Ukraine für unsere Ernaehrung». Der Unterstaatssekretaer erklaerte u. a.: «Es ist wohl sicher, dass bis zum 31. Juli Deutschland und Oesterreich-Ungarn je 450 000 Tonnen Getreide aus der Ukraine erhalten werden. Die Preise werden freilich zum Teil sehr hoch sein; so kostet die Tonne Weizen loko 840 Mk., (bei uns 290 Mk.), von Roggen, Hafer und Gerste wird die Tonne auf 650 Mk., (gegen 250 Mk.) zu stehen kommen. Das Pfund Zucker wird, bis es in Deutschland ist, einen Preis von 2 Mk. erreichen — kein Wunder bei dem augenblicklich geringen Wert der russischen und ukrainischen Noten; hat doch ein Rubel nur den zehnten Teil seines Wertes vor dem Krieg. Trotz allen Schwierigkeiten sind aber doch wenigstens im ersten Monat (April) alle Lieferungen pünktlich eingetroffen, und da die neue Regierung auf bessere Verhaeltnisse hoffen laesst, werden die Verpflichtungen wohl auch in Zukunft eingeloest werden. Bedauerlich ist nur, dass der Frühjahrsanbau in der Ukraine gegenüber dem Winteranbau infolge der Revolution und der Landenteignung sehr versagt hat: kaum 40 Prozent des gesamten Landes sind bestellt worden.»

Die Besetzung der Krim. Kriegsberichterstatter Dr. Wertheimer schreibt in der Frkf. Ztg.: Nach grossen Marschleistungen ist die ganze Krim besetzt. Ruhe und Frieden koennen nun ins Land einziehen. Die bolschewistischen Verluste bei allen Kaempfen waren besonders schwer und es ging bei der verzweifelten Gegenwehr der Bolschewisten nicht ohne eigene Verluste ab. Die Krim ist von einem gefaehrlichen Regiment erloest, das übler und terroristischer kaum erdacht werden kann. Die Gewalt lag in Haenden ganz weniger, geborener Verbrecher, die alles einschüchterten. Es ist hier entsetzlich gewütet worden, zunaechst gegen alles, was Offizier und Bürgertum heisst. Tausende von ehemals russischen Offizieren sind ermordet worden. In den Orten der Südküste stellte man sie, wo man ihrer habhaft wurde, auf die Kais, band ihnen Stricke mit Steinen um den Hals, erschoss sie und die Leichname fielen ins Meer, wo sie bei klarem Wasser noch lange Zeit sichtbar blieben. In Sebastopol warf man die Menschen so zu Hunderten lebend ins Wasser der Bucht. Auch in Jalta wurde glaubhaft berichtet, dass Bolschewisten noch in den letzten Tagen sechs Menschen mit Stricken zusammenbanden und lebend ins Meer warfen. Besonders schlimm wurde es nach dem Januarputsche der Tataren, die das bolschewistische Joch vergeblich abzuschütteln versuchten. An jedem Orte der Südküste hoert man von 150 bis 200 Opfern. Frauen und kleine Kinder wurden schonungslos in der tierischsten Weise abgeschlachtet. Wenn auch die Kaiser- und Grossfürsten-Schloesser der Südküste durch besondere Wachen geschützt und voellig unversehrt erhalten worden sind, so hat das Privateigentum um so mehr gelitten. Namentlich die reichen deutschen Kolonien der mittleren Krim sind gebrandschatzt worden. So ist es begreiflich, dass unser Einmarsch fast überall mit Begeisterung begrüsst worden ist. Russische Offiziere und ihre Familien erzaehlten mir: «Wir haben gegen Deutschland gekaempft, es ist unser Feind, aber nun erschnten wir seit Monaten Ihren Einmarsch. Er ist unsere Rettung.» Die deutschen Kolonisten empfingen die Truppen jubelnd und bewirteten sie reichlich. Rührend war die meist stillere Freude der Tataren. In Baghtschi-Ssarai warteten sie mit Musik und Taenzen auf. Die ganze Südküste entlang glich unser Marsch einem Triumphzuge. Die Tataren brachten Brot und Salz, bewirteten uns mit Kaffee, Milch und Eiern und schenkten in Hülle und Fülle Wein und Tabak. Voller Wut sind sie nur überall gegen die Griechen, die mit den Bolschewisten gemeinsame Sache machten. Die bolschewistischen Raedelsführer sind in letzter Stunde von Sebastopol und Jalta aus mit allem gestohlenen Gut auf Schiffen ins Asowsche Meer und nach Noworossysk entflohen.

Die Berliner Akademie über die Verdeutschung von Fremdwoertern.

Eine im Hinblick auf die zahlreichen Missgriffe der amtlichen Verdeutschungswut mit Freude zu begrüssende Stellungnahme zeigt die Berliner Akademie der Wissenschaften in einer Erklaerung, mit der sie die Zusendung des amtlichen Verzeichnisses von Verdeutschungen beantwortet. Die Akademie erkennt an, dass es eine stattliche Anzahl von Fremdworten gibt, auf die man verzichten kann, ohne dass Schaerfe und Klarheit des Ausdrucks leidet. Auch ein Fortwirken der aus nationaler Stimmung geborenen Stroemung auf die amtliche Sprache koenne anerkannt werden, doch sei dabei aeusserste Vorsicht geboten. «Fremdworte sind nicht ein für alle mal zu verwerfen. Sie sind wichtige Zeugnisse des Kulturlebens eines Volkes, Denkmaeler seiner Bildungsgeschichte, seiner Berührung mit anderen Voelkern, von denen es wertvollen geistigen und technischen Gewinn empfangen hat. Fremdwoerterreichtum ist geradezu das Kennzeichen einer entwickelten Kultursprache, es bedeutet eine unentbehrliche Bereicherung und selbst Verfeinerung ihrer Ausdrucksmittel . . . Gerade für Kunstausdrücke ist das Fremdwort kaum zu entbehren, insofern es in seiner Isoliertheit eine weit praezisere fachliche Abgrenzung gestattet als deutsche Worte, die notwendig flüssige Bedeutungsgrenzen haben, da sie bewusst und unbewusst nach allen Seiten Beziehungen des Gedankens und des Gefühls anknüpfen. Die wissenschaftliche und technische Sprache kann ohne eine Einbusse an Kürze und Schaerfe die Fremdworte garnicht entbehren. Und auch die Amtssprache wird ihrer oft nicht entraten koennen.» Sehr treffend werden die Vorbedingungen für jede Verdeutschung festgelegt: «Zweien Voraussetzungen muss der empfohlene deutsche Ausdruck genügen. Er muss einmal die Bedeutung des Fremdwortes nicht nur im Groben, sondern so vollstaendig und unzweideutig wiedergeben, dass darunter auch die feinere Sin-

nesfaerbung nicht leidet; er muss zweitens vom Standpunkt der deutschen Sprache aus gut gebildet sein und nicht etwa auf eine umstaendliche Umschreibung des kürzeren Fremdwortes herauslaufen.» Einige bezeichnende Beispiele dafür, wie man es nicht machen soll, werden der Liste entnommen. Wenn sowohl für den «Kandidaten» wie für den «Studierenden» das Wort «Beflissener» vorgeschlagen wird, so spricht schon die gleiche Bezeichnung für zwei in dem Fremdwort gutgetrennte Begriffe gegen diese Verdeutschung. Auch «Kommission» und «Amt» — das übrigens selbst ein altes Lehnwort aus dem Keltischen ist —, werden sich nur in verschwindend seltenen Faellen zur Not entsprechen. Ebenso, kann die «Kommission» nur in sehr beschraenktem Masse sinngemaess durch das Wort «Ausschuss» ersetzt werden. Auch die in ihrem drucktechnischen Sinne festgelegten Worte «Korrektur» und «Revision» sollte man nicht durch «Durchsicht» und «Prüfung» verdraengen. Noch weniger erfreulich ist wegen seiner Umstaendlichkeit das Wort «Druckberichtigung», das übrigens dem üblichen Unterschied zwischen «Korrektur» und «Revision» keineswegs Rechnung tragen kann. «Pension» kann gut durch «Ruhegehalt» ersetzt werden, aber «Ueberführung in den Ruhestand» statt «Pensionierung» ist eine Umschreibung, keine gute Verdeutschung. Unschoen wird man es auch finden, wenn, wie die Liste vorschlaegt, für «Autorhonorar» das Wort «Schriftsold» empfohlen wird. Zum Schluss bittet die Akademie nicht ohne Humor, ihre Bibliothek nach wie vor «Bibliothek» nennen zu dürfen: «Bücherei ist eine wenig geglückte Neubildung, die ein deutsches Grundwort mit einer romanisch betonten, romanischen Endung versieht, und diese Endung hier obendrein in ganz anderer Weise verwendet, als das in den sonst mit ihr gebildeten deutschen Worten der Fall ist (Schlaegerei, Spielerei, Kinderei u. dergl.). Wieviel würdiger als diese barbarische Neuschoepfung wirkt da der fremde Ausdruck, der uns einen weiten geschichtlichen Ausblick eroeffnet!»



Drahtverhau in einer Strasse von St. Quentin. F. d. A. Z. gez. v. Leutnant Droysen.

Auch ein Zukunftsbild.

Der Mitarbeiter eines jener Pariser Boulevardblaetter, die mit Vorliebe sog. Rundfragen veranstalten, ging fleissig umher, um die bekanntesten Persoenlichkeiten in den verschiedensten Berufen um ihre Meinung über die Zeit nach dem Kriege zu befragen. Er hatte bereits die Schauspieler gefragt, wie ihrer Ansicht nach der Krieg auf das Theater der Zukunft wirken würde, er hatte versucht, von den Dichtern etwas über die Literatur der kommenden Friedenszeit zu erfahren, er hatte alles und jedes in Zusammenhang mit dem Krieg gebracht und so bereits ein reichhaltiges Bild der Zukunft zusammengestellt, da erinnerte er sich ploetzlich, dass er die Architektur ganz ausser Acht gelassen hatte. Von Gewissensbissen gepackt, suchte er sofort einen der berühmtesten franzoesischen Baumeister auf, um ihn zu fragen, ob und welchen Einfluss der Krieg auf die Architektur der Zukunft haben werde. «Einen ungeheuer grossen Einfluss, mein Herr», erwiderte der Baumeister, «in unserem Beruf wird man wieder ganz neu anfangen müssen. Sie selbst werden mir zugeben, dass Paris mit seinen verschlossenen Fensterlaeden, seinen unter Sandsaecken vergrabenen Denkmaelern und seinen papierstreifengeschmückten Fensterscheiben sich voellig veraendert hat. Wir haben den Fehler begangen, bisher bei den Bauwerken die Kriegsmoeglichkeit nicht in Rechnung zu stellen. Wir haben nicht daran gedacht, dass eines Tages Bomben aus der Luft herabsausen koennten, dass Geschosse bis in das Herz von Paris fliegen würden. Nun wissen wir, was Kultur und Wissenschaft in allen Laendern in unserer Zeit vermoegen, und wir müssen uns noch auf viel Gewaltigeres gefasst machen. Die Wissenschaft würde ihre Zeit schlecht anwenden, wenn es nicht im naechsten Kriege Geschütze gaebe, die 1000 km weit schiessen. Der Krieg wird dann voellig veraendert sein. Bewegungskampf, Schützengrabenkampf, all dies wird einer veralteten Epoche angehoeren. Man wird sich von einer Hauptstadt zur andern bekaempfen, womoeglich ohne dabei seine Wohnung zu verlassen. Danach wird man sich natürlich richten müssen. Wenn die Leute früher Wohnungen mieteten, erkundigten sie sich hoechstens über die Dicke der Waende, um sicher zu sein, dass sie nicht zu sehr unter dem Laerm ihrer Nachbarn zu leiden haetten. Der Baumeister der Zukunft wird aber an ganz andere Sicherheit denken müssen! Er wird Bomben und Granaten zu berücksichtigen haben. Bei den hohen Preisen des Baugrundes ist nicht daran zu denken, Mauern in einer Dicke von einem oder mehr Metern zu errichten. Ich sehe keine andere Moeglichkeit als diese, mit der ganzen Baukunst in die Tiefe hinabzusteigen. Dem Beispiel des Krieges folgend, wird die Architektur sich in die Erde eingraben. Für die Friedenspausen und für die Optimisten wird man vielleicht ein Stockwerk über dem Erdboden bauen, die Hauptsache aber wird der Keller sein. Das ganze Haus wird nichts anderes als ein beleuchteter, geheizter, betonierter und gepanzerter Keller sein, der in mehrere Etagen geteilt ist, für die unterste wird man natürlich die hoechsten Preise nehmen. Unter unseren freien Strassen, die schon lange nicht mehr zeitgemaess sind, werden die Menschen der Zukunft sich in unterirdischen Gaengen bewegen. So wird das Leben unter allen Umstaenden ungestoert seinen Lauf nehmen koennen, denn natürlich werden auch die Bureaus, die Laeden, die Fabriken, die Unterrichtsanstalten, die Theater, die Gasthaeuser usw. unter dem Erdboden gebaut werden.» «Das wird», erwiderte der Ausfrager mit weit aufgerissenen Augen, «die gewaltige Umwaelzung sein, die seit dem Steinzeitalter für die Architektur notwendig wurde. Ich fürchte zwar, dass das Leben in diesen neuen Bauten mancher Annehmlichkeit entbehren wird, aber hoffentlich koennen Sie mir versichern, dass man sich dann in vollkommener Sicherheit befinden wird.» «Gewiss», sagte darauf der berühmte Baumeister, «in vollkommener Sicherheit — solange die Kriegskunst nicht den Erdmagnetismus in eine Waffe verwandeln wird, welche die jetzt von oben drohende Gefahr durch die Gefahr von unten ersetzt!»

Die letzten Heeresberichte.

14. Mai. Westlicher Kriegsschauplatz: An den Kampffronten früh morgens gesteigerte Feuertaetigkeit, die abends erneut auflebte. Nach heftiger Feuerwirkung noerdlich vom La Bassée-Kanal versuchte starke englische Angriffe gegen unsere Stellungen noerdlich und südlich von Givenchy wurden verlustreich zurückgeschlagen.

15. Mai. Westlicher Kriegsschauplatz: Noerdlich Kemmel erfolgreiche oertliche Unternehmungen. 120 Gefangene. In Abloesung befindliche Franzosen hohe Verluste. Zwischen Lys und La Bassée-Kanal, an der Scarpe und bei Bucquoy rege feindliche Artillerietaetigkeit. Zwischen Ancre und Somme, an der Strasse Bray-Corbie, sind wir in kurzem Stoss in die englischen Linien eingedrungen. Das gewonnene Gelaende wurde gegen zweimalige staerke feindliche Gegenangriffe behauptet. Auf dem Westufer der Avre wurde ein feindlicher Angriff zurückgeschlagen.

5 Fesselballone abgeschossen. Calais, Dünkirchen und feindliche Munitionslager wurden ausgiebig mit Bomben belegt.

Warnung!

Kameraden! Tragt keine Briefe bei Euch, aus denen der Feind bei Eurer Gefangennahme Nachrichten über Vorgänge an der Front oder in der Heimat erfährt.

Jede Mitteilung von einer Truppenverschiebung nützt dem Feind, schaedigt uns.

Jede Klage, die in den Briefen steht, staerkt des Feindes Widerstandskraft, verlaengert den Krieg.



Die letzte Karte. F. d. A. Z. gez. v. Musketier Bachmann.

Lustige Ecke.

Die kleine Margot isst für ihr Leben gern Dampfnudeln. Ihre Leibspeise kommt aber sehr selten auf den Tisch, da des Vaters etwas anders geartete Wünsche den Küchenzettel bestimmen. Unlaengst erhaelt der Vater den Gestellungsbefehl. Die Mutter, im Jammer über das Ereignis, nimmt die Kleine auf den Schoss und sagt: «Liebs Kind, Vatterle muss in Krieg, was machen wir bloss?» — «Dampfnudeln», antwortete eilfertig und treuherzig Klein-Margot. Simplic.

***

Wahres Geschichtchen.

Ein bekannter Artillerie-General frug beim Unterricht über das Artilleriematerial einen Kanonier: «Aus welchen Teilen besteht ein Geschützrad?»

Der Kanonier (sehr rasch): «1. aus 12 Speichen, 2. aus 6 Felgen, 3. aus der bronzenen Nabe . .»

«Sehen Sie, Herr Leutnant, so lassen Sie immer alles herunterleiern; Sie müssen die Leute aber auch zum Denken veranlassen. Geben Sie Obacht, wie Sie fragen sollten!» (Zum Kanonier:) «Also, woraus besteht die bronzene Nabe?»

Der Kanonier: «Aus Eisen.»

«Die bronzene Nabe wird doch nicht aus Eisen bestehen! Denken Sie doch nach!»

«Aus Gusseisen!»

«Aus Gusseisen schon gar nicht! Ja, Herrgott, woraus wird denn die bronzene Nabe bestehen?»

Der Kanonier denkt nach.

Der General: «Woraus besteht ein Leberknoedel?»

Der Kanonier: «Aus Brot, Herr General!» Jugend

***

Feine Marke.

Feldgrauer: «Na, die Zigarren, die man jetzt kriegt! Neulich telephoniere ich mit einem in der Heimat, auf einmal ruft er: «Mensch, tun Sie um Gotteswillen die Zigarre weg!»

(Schlesische Lazarett-Zeitung.)

Raetsel-Ecke.



Diamant-Raetsel.

Die Buchstaben in nebenstehender Figur ordne man so, dass die wagerechten Reihen nennen: 1. Konsonanten, 2. engl. Untertan, 3. Ausgangsort, 4. Geschoss, 5. Stadt in Polen, 6. jap. Staatsmann, 7. Vokal. Die mittelste senkrechte Reihe lautet wie die mittelste wagerechte. P. u. P.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Silben-Raetsel.

Aus folgenden Silben:

a, ar, bat, beit, cha, chen, cla, de, de, gas, hei, ham, kai, kro, ku, leb, mer, nie, ra, ri, ro, rung, sack, se, té, ti, tus

sind 11 Woerter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstabenreihe, beide von oben nach unten gelesen, eines der vorjaehrigen grossen Ereignisse an der Westfront ergeben.

Die Woerter bedeuten:

1. Roem. Kaiser. 2. Beschaeftigung. 3. Ebene. 4. Stadt in Aegypten. 5. Strasse. 6. Weibl. Vorname. 7. Werkzeug. 8. Gebaeck. 9. Artist. 10. Krankenhaus. 11. unfruchtb. Landstrich.

Kan. Georg Schoenfeldt.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung des Umstellungs-Raetsels aus voriger Nummer.

Feier, Idol, Neige, Neider, Lotse, Anker, Nadel, Drang.

— Finnland. —

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 510. (4. Kriegsjahr) 18. Mai 1918.

Pfingsten 1918

Wacht auf, ihr traegen Menschenherzen,
die ihr im Winterschlafe saeumt,
in dumpfen Lüsten, dumpfen Schmerzen
gebannt, ein welkes Dasein traeumt!
Die Kraft des Herrn weht durch die Lande
wie Jugendhauch, o lasst sie ein!
zerreisst, wie Simson, eure Bande,
und wie die Adler sollt ihr sein!

Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen
gebrochen an den Graebern steht;
ihr trüben Augen, die vor Traenen
ihr nicht des Frühlings Blüten seht;
ihr Grübler, die ihr, fern verloren,
traumwandelnd irrt auf wüster Bahn —
wacht auf, die Welt ist neu geboren,
hier ist ein Wunder, nehmt es an! Geibel.

Pfingsten ist das Fest des Geistes. Geist ist nur da, wo Gedanken sind. Wahre Begeisterung entzündet sich an Wahrheiten von denen die Seelen erfasst werden. Das gilt von jedem Geist, ganz besonders von dem Urquell alles Geistes, dem goettlichen. Goettlicher Geist ist kein unklares Wogen von Stimmungen, sondern es ist das Erfasstwerden von der Kraft ewiger, goettlicher Wahrheit, ist ein Geist, der den Willen beeinflusst, ein Geist des Entschlusses und der Entschiedenheit. Es ist der Geist, wie ihn uns die Pfingstepistel in der Apostelgeschichte schildert.

Diesen goettlichen Geist haben die Menschen oft getrübt, gab es doch schon am Tage der Erscheinung des heiligen Geistes genug, von denen die Bibel sagt: «Die anderen aber hatten's ihren Spott.» Und so ist's dann geblieben bis auf den heutigen Tag. Aber in dem gegenwaertigen Erdbeben der Gemüter, jetzt wo die Sonne eines Zeitalters in den blutigsten Wolken und im Wirbelsturm des Hasses versinkt, wo die nackte Selbstsucht der Voelker in wahnsinnig trunkener Gier zu den Klaengen der klirrenden Schwerter tanzt, jetzt bekommt doch, so will uns scheinen, auch der laueste Durchschnittsmensch etwas davon zu spüren, dass es der Geist ist, der echte, goettliche Geist, nicht der Welt- und Geschaeftsgeist, der uns den Koerper baut.

Was gab uns denn bisher den Sieg? Die Todesbereitschaft und der herrliche Mut unserer Truppen, der unbeugsame Wille jedes Führers und Mannes, Deutschlands Bestand und Zukunft mit verbürgen zu helfen. Die voellige Hingabe jedes Einzelnen an das Vaterland und die Pflicht, das gab den Ausschlag. Das sind aber alles geistige Güter, Güter erzeugt durch jenen heiligen Geist, von dessen Ausgiessung die Bibel uns am heutigen Tage erzaehlt.

Unsere Tage, die wir jetzt durchleben, sind die Wiege einer neuen Zeit und sie bereiten, so hoffen wir zuversichtlich, unserem Volke einen neuen Geist. Wann wird der Tag kommen, da wir auch im Grossen den Segen dieses Pfingstgefühls werden spüren dürfen? Kommen wird er, wie jedes Jahr der Pfingstsonntag kommt. Kommen wird einst der Tag, da der Krieger heimkehrt und die Not von uns genommen wird. Noch nicht jede Not, aber diese Not des Blutes und des Todes, die über die Menschheit kam, damit daraus eine neue Zeit geboren wurde. Im Osten ging bereits ein Licht auf. Gleichviel wie man sich dazu stellen will, eine Ahnung von Erloesung schimmert aus den Friedensschlüssen des Ostens hervor. Die groesste Katastrophe, die das Menschengeschlecht erlebte, kann nicht von einem Tage zum anderen geschlichtet sein. Sie ist erst zu Ende, wenn sie reif dafür ist. Reif sein ist alles! Sie gebiert Probleme auf Probleme und braucht lange bis dieser Prozess wieder rücklaeufig geworden ist. Wir empfinden sie als Unglück. Einst wird man wissen, wofür diese Menschheit geblutet hat und gestorben ist. Die unsere Zeit nicht rechtzeitig verstanden haben, werden den Pilatusruhm davon tragen. Die ihrer spotten, den Spoetterlohn. Die sie verrieten, den Judaslohn. Die sie rechtzeitig erkannten, werden die Apostel ihres Geistes sein. So gesonnen machen wir uns zu eigen den alten Pfingstspruch:

Komm, o komm du Geist des Lebens!

Feldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern,

der Führer unserer Heeresgruppe, vollendet heute, am 18. Mai, sein 49. Lebensjahr. Bei Ausbruch des Krieges übernahm er die Führung der 6. Armee und er hat seitdem als Armeeführer und spaeter als Führer der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht Grosses und Gewaltiges für das Vaterland geleistet. Die Schlacht in Lothringen im August 1914, die Schlacht zwischen Ypern und Arras im Oktober 1914, die Lorettoschlacht und die Kaempfe bei Loos-Souchez im Sommer 1915, die Kaempfe bei Vimy, Armentières und Vermelles und die gewaltige Sommeschlacht im Jahr 1916 sind ragende Maeler am Feldherrnweg unseres Führers. Nach dem glaenzend durchgeführten Stellungswechsel in die Siegfriedstellung im Maerz 1917 begann für die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht ein neuer Abschnitt mit den Angriffskaempfen der Englaender bei Arras und Ypern. Durch das zaehe Festhalten seiner Front hat der Kronprinz die gewaltigen Erfolge auf anderen Kriegsschauplaetzen, den Durchbruch in Italien und die endgültige Erledigung unseres oestlichen Feindes mit ermoeglichen helfen. Stark und treu haben die Armeen seiner Heeresgruppe in den aufreibenden Abwehrschlachten ausgehalten. Nicht minder ruhmvoll und wichtig als anderswo stürmendes Vordringen war ihr Ausharren. Dann begann mit Frühjahrsanfang 1918 nach fast drei und ein halb Jahre lang geführtem Verteidigungskrieg für Kronprinz Rupprecht und seine Truppen wieder der Angriff. Albert, Armentières, Ypern waren die Brennpunkte dieser Kaempfe. Zu neuen gewaltigen Erfolgen hat unser Oberster Befehlshaber seine Armeen geführt und hoffnungsfroh schauen wir den kommenden Ereignissen des Sommers entgegen. Mit Stolz gedenkt jeder, der der Heeresgruppe des Kronprinzen Rupprecht angehoert, am 18. Mai des siegreichen, beliebten Heerführers, der sich durch seine Leistungen auf den Kampffeldern Nordfrankreichs und Flanderns in der Geschichte des deutschen Volkes ein Denkmal dauernder als Erz geschaffen hat.

Heil ihm an seinem Geburtstage und Heil uns, dass wir solche Maenner zu Führern haben.

Von der Tapferkeit.

Kriegspsychologische Betrachtungen von Dr. Max Dessoir.

Wenn zum Sturm vorgegangen ist und das Handgemenge am feindlichen Grabenrand eingesetzt hat, dann ertoenen keine Befehle mehr. Der einzelne sucht den ihm naechsten und hernach den ihm gefaehrlichsten Feind ausser Gefecht zu setzen, wobei der aus der Stadt oder aus den hoeheren gesellschaftlichen Klassen Stammende nach übereinstimmenden Zeugnissen ebenso mutig vorzugehen pflegt wie der zu den unteren Schichten oder zur Landbevoelkerung gehoerige Kaempfer. Ein Unterschied zu früheren Zeiten mag hoechstens darin bestehen, dass am Ende des glücklich durchgeführten Angriffs kein Jubel ausbricht, sondern die Freude über den Erfolg gedaempft wird durch den Anblick der toten Gegner und der verwundeten Kameraden. Aber waehrend des Handelns ist der persoenliche Mut des modernen Menschen nicht um eine Spur geringer als der, von dem Sage, Geschichte und Dichtung uns erzaehlen.

Immerhin bleibt die Frage offen, ob nicht vielleicht die Art, das heisst die psychologische Zusammensetzung der Tapferkeit sich veraendert hat. Man moechte glauben, dass das Heldentum nüchterner geworden ist, aus dem Poetischen ins Technische, aus dem Triebhaften ins Gebiet klarer Erwaegung und genauer Berechnung verpflanzt. Andererseits fehlen heute Rausch und Triebhaftigkeit keineswegs. Ich denke an den Kriegsbeginn und aus einer mehr persoenlichen Erfahrung heraus an die brausende Begeisterung bei dem jungen Ersatz, der 1916 nach Serbien kam, sowie an die stürmische Tapferkeit des Alpenkorps, als es nach langer Feuerpause vor Verdun eingesetzt wurde. Mit Rücksicht auf das Verhaeltnis von Instinkt und Ueberlegung kann demnach nicht von einer voelligen Aenderung, allenfalls wohl von einer Gewichtsverschiebung zugunsten des zweiten Bestandteils gesprochen werden. Nur muss sogleich hinzugefügt werden, dass ein Ueberwiegen des Nachdenkens mehr die allgemeine Richtung des Geistes als die einzelnen Handlungen beeinflusst: ich wenigstens habe selbst von Grüblern nicht gehoert, dass sie sich behindert gefühlt haetten, auf herankommende Feinde zu schiessen. Die Unterschiede zwischen heutiger und früherer Tapferkeit verbergen sich an anderen Stellen.

In den ersten beiden Kriegsjahren ist mir von Kaempfern, die sich besonders ausgezeichnet hatten, sehr oft die Vaterlandsliebe als der sie treibende Beweggrund angegeben worden, teils im Sinne des Staatsgefühls, teils im Sinne des Nationalbewusstseins, teils als Ausdruck der dumpf empfundenen Zusammengehoerigkeit mit Heimats- und Sprachgenossen. Wenn neuerdings die Vaterlandsliebe seltener genannt wird, so führe ich das auf die Tatsache zurück, dass unsere Soldaten, im vollen Verstaendnis für die allmaehlich emporgewachsenen neuen Formen vaterlaendischer Pflichterfüllung, ihre Ausnahmestellung anders auffassen als vorher: ehedem draengte der junge Mann an die Front — gewissermassen um eine Schuld abzutragen; was ihn jetzt hinaustreibt, ist die natürliche Kriegslust, und was ihn draussen haelt, ist sein persoenliches Ehrgefühl. Ein anstaendiger Mensch braucht nur an sich selbst zu denken, das heisst daran, was er sich selbst schuldig ist, damit er kein Feigling wird. Er ist einfach von sich aus tapfer. Da es bei allen Voelkern vaterlandsliebende und brave junge Maenner gibt, so fehlt es nirgends an Tapferen. Aber es scheint so, als ob bei den Deutschen oefter als bei anderen Nationen ein Umstand sich einmischt, den man als Freude an der Erfüllung einer Aufgabe bezeichnen kann. Es liegt dem Deutschen im Blute, die in einer Aufgabe enthaltenen Probleme sachlich zu behandeln, gleichgültig ob es sich um eine wissenschaftliche oder eine militaerische Aufgabe handelt. Starke Gefühle sind weniger beteiligt als das Interesse an der Sache als solcher. Auch der einfache Mann, der etwa mit einer Erkundung beauftragt ist, setzt seinen Stolz darein, die Erkundung vollstaendig zu machen, selbst wenn mit der Vollstaendigkeit unverhaeltnismaessig schwere Gefahren verknüpft sind. Diese Freude an einer klaren und abschliessenden Loesung muss vom Pflichtbewusstsein noch unterschieden werden.

Oft genug ist geschildert worden, dass Tapferkeit sich auch im stummen Ertragen von Geschossen, Fliegerbomben, Gaswellen zeigt. Der Kampf gegen Granaten und Chemikalien, Minen und Verschüttungen stellt unerhoerte Anforderungen an die Nerven; das Gefühl, als Mensch hilfslos dem Angriff von Maschinen preisgegeben zu sein, ist wohl das Bitterste für den Tapferen. Geht es endlich vorwaerts, dann empfinden die meisten wie jener Landstürmer, der am Schluss des Sturmes sagte: «Das war schoen, Herr Hauptmann!» Denn in solchen Augenblicken, wo Mann gegen Mann kaempft um Grabenstücke, Sappeneingaenge, Schulterwehren, da tritt die Tapferkeit in den aktiven Zustand über, da bekunden sich Unerschrockenheit und Umsicht des einzelnen. Gewiss ist kein Wort des Lobes zu hoch für die hierbei bewaehrte Einzeltüchtigkeit unserer Soldaten und der mit ihnen lebenden Führer, allein die Gerechtigkeit verlangt, das stille Heldentum der duldend Ausharrenden ebenso zu bewerten. Tage in Rauch und Gas verbringen, waehrend die Erde unter Droehnen aufgerissen wird, immer wieder durch Granat- und Sperrfeuer hindurchlaufen — das Gefühl, eine Schachfigur zu sein, die tatenlos dastehen muss, bis sie von der grossen Hand gepackt, geschoben und schliesslich wohl vom Brett entfernt wird — es ist gewiss nicht leicht zu ertragen. Die daheim, die zwar einen beschwerlichen Frieden, aber keinen Krieg haben, koennen sich nur mühsam hineinfühlen. Ich moechte daher einiges wiedergeben von dem, was ich unmittelbar hinter der Front von Kaempfern hoerte, die soeben aus dem Feuer gekommen waren und über frische Eindrücke berichteten.

Fast alle erzaehlen ungefragt von dem Eindruck der Landschaft. Sie meinten, die Gefahren seien leichter zu ertragen, solange man etwas Grün saehe; aber wenn man in das Gebiet komme, wo kein Baum und Strauch mehr da ist, sondern nur noch eine Mondkraterlandschaft, Granattrichter dicht neben einem anderen Trichter, ja in einem anderen — dann fasse auch den Tapfersten ein Schauder. In solchen Loechern hocken sie und graben sich mit der Hacke nachts etwas tiefer ein. Vorn gibt es keine splittersicheren Unterstaende. Trotzdem ist jeder glücklich, der sich endlich in die hohle Mulde werfen kann. Von dem Platz, an dem ich mich seinerzeit befand, bis zur Stellung brauchten unsere Soldaten mindestens drei Stunden, weil der Weg dauernd im Feuerbereich lag; sie mussten von Trichter zu Trichter springen, und wehe dem, der in einen solchen, mit giftigem Granatwasser gefüllten Trichter faellt! Da das Gelaende sich stündlich durch Einschlaege aendert, verirrt sich manchmal der Führer mit seinen Leuten, und der Weg scheint sich ins Endlose zu dehnen. Unaufhoerlich rauscht das Feuer der Artillerie; überall steigen grauschwarze Wolken empor, untermischt mit den weisslichen Nebeln der Gasgranaten; Erdmassen, Steine, Granatstücke werden emporgeschleudert und fallen mit klagenden Lauten auf den zermahlenen Boden und auf die Maenner, deren feste Herzen diesen Schrecknissen trotzen. Leisten die Kaempfer, die Aerzte und ihre Helfer, die Essenholer nicht Uebermenschliches, indem sie immer von neuem den Todesweg durch die Wüste antreten? Die wenigsten denken bewusst an Gefahr, aber alle leiden unter der grauen Trostlosigkeit des nur durch die Zerstoerung belebten Bodens

und unter den dumpfen oder pfeifenden Drohungen der Geschosse, die unaufhoerlich vergiftete Lehm- und Geroellmassen aufwühlen.

Hier bedeutet Tapferkeit die bedingungslose Herrschaft des Mannes über sich selbst. Und dies ist überhaupt der eigentliche Sinn der Tapferkeit in unserer Zeit.

Die Besprechungen im Grossen Hauptquartier.

Ueber die Besprechungen, die aus Anlass des Besuches Kaiser Karls bei Kaiser Wilhelm im deutschen Grossen Hauptquartier stattfanden, wird amtlich aus Berlin gemeldet: «Zwischen den hohen Verbündeten und ihren Ratgebern fand eine herzliche Aussprache und eine eingehende Eroerterung aller grundlegenden politischen, wirtschaftlichen und militaerischen Fragen statt, die das gegenwaertige und zukünftige Verhaeltnis zwischen den beiden Monarchien berühren. Hierbei ergab sich volles Einvernehmen in allen diesen Fragen und der Entschluss, das bestehende Bundesverhaeltnis auszubauen und zu vertiefen. Die Richtlinien der in Aussicht genommenen vertragsmaessigen Abmachungen stehen bereits grundsaetzlich fest. In dem Gange der Besprechungen trat erfreulicherweise zutage, wie doch von beiden Seiten das nunmehr auch im Verteidigungskrieg so glorreich erprobte langjaehrige enge Bündnis zwischen Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche bewertet wird.»

Zu diesem amtlichen Bericht über die Begegnung zwischen Kaiser Karl und Kaiser Wilhelm und den beiderseitigen Staatsmaennern im Deutschen Grossen Hauptquartier veroeffentlichen die Wiener Blaetter von unterrichteter Seite folgende erlaeuternde Bemerkungen: «Der alte Zweibund war auf der Grundlage der Verteidigung und zwar besonders gegen Russland aufgebaut. Die Entwicklung in dem Weltkriege hat die Vorbedingungen dieses Bündnisses als solches nicht erschüttert, sondern im Gegenteil gekraeftigt. Wir sind die Angegriffenen und müssen uns gegen eine ganze Welt von Angreifern verteidigen. Wir müssen also an dem Defensivbündnis festhalten für den Ausbau und die Vertiefung dieses Bündnisses, das für alle Seiten den Charakter eines Verteidigungsbündnisses beibehaelt, nur andere Vorbedingungen schaffen, denn Russland als eigentlicher bedrohlicher Faktor der Mittelmaechte hoert auf lange Zeit hinaus für uns auf, eine Gefahr zu bedeuten. Dagegen bedroht uns die ganze Welt der anderen Feinde mit Vernichtung. Unsere Verteidigung muss sich dieser Situation anpassen und auch andere Angriffsmoeglichkeiten als die Russlands allein ins Auge fassen. Dieses Verteidigungsbündnis hat im Rahmen des Voelkerbundes, wie ihn die Entente angeblich erstrebt, vollen Platz. Der Voelkerbund will Schutz gegen künftige Kriege, der Zweibund will nichts anderes als sich gleichfalls gegen künftige Kriege schützen. Sein Grundgedanke ist derselbe wie der des Voelkerbundes; es ist klar, dass bei der Bündniserneuerung auch eine Reihe von Fragen politischer, militaerischer und wirtschaftlicher Natur, die im Zusammenhang hiermit stehen, getroffen werden müssen.

Die Koeln. Ztg. erfaehrt zu dem Ausbau des Bündnisses mit Oesterreich-Ungarn u. a. noch folgende: «Es besteht die Absicht, Vertraege politischer, militaerischer und wirtschaftlicher Natur zu schliessen. Diese Vertraege sollen einzusammengehoeriges und zusammenhaengendes Ganzes bilden und nach Moeglichkeit zusammen unterzeichnet werden. Es wird also nicht etwa eine Militaerkonvention oder ein Wirtschaftsbündnis gesondert abgeschlossen, sondern ein Vertrag, der einen militaerischen, einen politischen, einen wirtschaftlichen Teil hat und wie gesagt, ein Ganzes bildet. Unzutreffend ist auch die Nachricht, dass man sich bei der Besprechung im Grossen Hauptquartier auf die sogenannte oesterreichisch-polnische Loesung geeinigt habe oder dass die Vereinbarungen diese Loesung zur Folge haben würden... Es sei hinzugefügt, dass man für die bevorstehende militaerische Vereinbarung den Namen Waffenbund gewaehlt hat.

Wie der Berichterstatter der Telegraphenunion zu melden in der Lage ist, verlautet in Wiener politischen Kreisen, dass aehnliche Abmachungen, wie zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn auch zwischen den Mittelmaechten und Bulgarien sowie der Türkei erfolgen werden. Ferner, dass bestimmte Entscheidungen über die Waffenhilfe Oesterreich-Ungarns an der Westfront erfolgt seien.

Die Einführung des gleichen Wahlrechts für Preussen ist vom preussischen Abgeordnetenhause am 14. Mai in dritter Lesung endgültig mit 236 gegen 185 Sitmmen abgelehnt worden. Nach der Abstimmung erklaerte Vizepraesident des Staatsministeriums Dr. Friedberg: Die Staatsregierung haelt nach wie vor an dem gleichen Wahlrecht unverrückbar fest und ist entschlossen, zu seiner Durchführung alle verfassungsmaessigen Mittel in Anwendung zu bringen. Sie ist jedoch ebenso der Auffassung, dass das Herrenhaus als gleichberechtigter Faktor der Gesetzgebung zu dieser für unser ganzes Staats- und Verfassungsleben grundlegenden Frage Stellung nehmen muss, zumal auch die Neuordnung des Herrenhauses selbst einen wesentlichen Teil des geplanten Reformwerkes bildet. Demgemaess wird auch das Herrenhaus mit der Vorlage befasst werden. Sollte dieses, dem geordneten Gang der Gesetzgebung entsprechende Verfahren entgegen der Erwartung der Staatsregierung innerhalb gemessener Frist nicht zur endgültigen Annahme des gleichen Wahlrechts führen, so wird die Aufloesung des Hauses zu dem ersten Zeitpunkt erfolgen, zu dem dies nach pflichtmaessigem Ermessen der Staatsregierung mit der Kriegslage vertraeglich ist.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Der Kaiser über die Offensive im Westen. Vor einigen Tagen weilte Seine Majestaet der Kaiser, aus dem Grossen Hauptquartier kommend, auf der Durchreise in Aachen und stattete u. a. dem Rathause einen laengeren Besuch ab, wo gerade eine Sitzung der Stadtverordneten stattfand. Der Kaiser begab sich in den Sitzungssaal und hielt an die Herren, denen der Besuch voellig unerwartet kam, etwa folgende Ansprache: «Von der Westfront kommend, freut es mich, die Herren hier begrüssen zu koennen. Im Westen habe ich das halbverwüstete Frankreich besichtigt. Da gewinnt man erst den richtigen Eindruck von dem Grausigen, von dem unser eigenes Vaterland verschont geblieben ist. Wer etwa kleinmütig werden sollte, der moege einige Tage an die Front gehen und sich die Verwüstungen ansehen, dann wird er nicht mehr klagen und mit seinem Lose zufrieden sein. Dann wird er die Ermüdungen, Entbehrungen und Schrecknisse des Krieges mit Geduld tragen. Wenn die Herren sich hier in dieser Ruhe zur Friedensarbeit zusammenfinden koennen, so verdanken sie das unserem unvergleichlichen Heere. Die Offensive geht gut vorwaerts. 600 000 Mann von den Englaendern sind bereits ausser Gefecht gesetzt, 1600 Geschütze erbeutet. Die Franzosen müssen überall einspringen. Hartnaeckig werden die Gegner mitgenommen. Sie habens auch nicht besser verdient. Die Sache im Westen wird gemacht, aber wir müssen Geduld üben. Millionenheere koennen nicht an einem Tage erledigt werden! Wir werden aber unser Ziel erreichen! Schwere Arbeit ist zu leisten, aber dafür haben wir ja auch tüchtige Schmiede! Den Osten haben wir geoeffnet, in der Krim geht es auch vorwaerts! Aus der Ukraine sind die ersten Lebensmittelzüge eingetroffen, dadurch wird unsere Lebensmittelversorgung gebessert. In Sebastopol haben wir eine starke reichbeladene Handelsflotte erbeutet. Dort werden wir uns den Verkehr auf dem Schwarzen Meer wieder ermoeglichen. Also es geht gut! Ich freue Mich über das nationale Verhalten hier an des Reiches Grenze. Die Stimmung der Truppen ist vorzüglich. Viele Rheinlaender und viele Aachener habe Ich im Lazarett an der Front gesprochen und ihnen Auszeichnungen überreicht. Nun meine Ich, ist es an uns, alles Fremdlaendische abzustreifen, alles franzoesische Parlieren muss aufhoeren. Sprechen wir lieber unser deutsches Platt.»

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Die italienischen Verluste in den elf Isonzoschlachten. Den Blaettern zufolge haben nach vorsichtiger Schaetzung der massgebenden Stellen die italienischen Armeen in den elf Isonzo-Schlachten 270 000 Tote, 230 000 invalid Gewordene, 134 000 Gefangene verloren, das ist insgesamt 634 000 Mann Dauer-Verluste. Dazu kommen noch 1 200 000 [illegible] wundete, die wieder in die Front einrücken koennen. Waehrend unserer Herbstoffensive 1917 hatten die Italiener [illegible] fiziere, 36 000 Mann Tote, 3200 Offiziere, [illegible] Mann



Ferme Macquincourt. F. d. A. Z. gez. v. Sergt. Haas.

wundete, 10 000 Offiziere, 285 000 Gefangene. Die Gesamteinbusse des Feindes seit Beginn des Krieges betraegt rund 2250000 Menschen. An italienischem Kriegsgeraet wurden bis Ende Maerz von uns 2000 Geschütze geborgen, davon die Haelfte von über 10,2 Zentimeter Kaliber, 3000 Maschinengewehre, 150 000 Infanteriegewehre mit 52 Millionen Patronen, 400 Minenwerfer, eine Million Handgranaten, 1½ Million Artilleriegeschosse. Das Gesamtgewicht der sonstigen Beute betraegt 4531 Waggonladungen zu je 10 000 Kilogramm, einen grossen Teil davon Automobile, Trains, Telegraphen, Telephone und sonstiges technisches Material, Monturen, Ausrüstungsstücke, sowie Flugzeuge.

Mai.

** Unendlich viel ist in deutscher Zunge, in Vers und Prosa der Mai besungen worden, und immer finden die Dichter aufs Neue Worte zu seinem Preise. Gibt es auch einen schoeneren Monat als ihn, in dem sich die Natur mit ihrem Blütenkleide schmückt und alles in festlichem Glanz dasteht?

In welch' tiefem Gegensatz zu diesem Blühen und Prangen aber steht der Krieg mit seinem Toeten und Verderben, mit seinem Eisen und seinen Gasen!

Mai im Schützengraben! Es ist die Zeit, wo wir bei Sonnenschein aus dem Stollen herauskriechen und uns in den Graben setzen und uns von der Maisonne durchwaermen lassen! — Es ist nur ein kleiner Ausschnitt von der gütigen Waermespenderin, den die Grabenwaende hineinlassen! Aber es ist doch Sonne, Maiensonne! Und man dehnt und streckt die im Unterstand steif gewordenen Glieder und zieht den Rock aus und freut sich, dass uns noch die Maisonne bescheint und wir den Wonnemonat noch erleben durften, und es uns nicht so geht, wie vielen braven Kameraden, die schon lange die kühle Erde deckt und zu denen kein Strahl der Maisonne mehr hinunterdringt. Man muss als Soldat von Tag zu Tag leben und darf nicht in die Zukunft schauen und nicht an die Vergangenheit denken! Freuen wir uns, dass es Mai ist! Wie lind sind schon die Naechte! Nachts auf Posten im Drahtverhau toent das Quaken der Froesche zu uns und ein Zirpen schwingt durch Luft. Bald schon setzt der Kuckuck mit seinem Rufen ein! [illegible] Zahl der Jahre, die er ruft, die wir noch zu leben [illegible] Zahl der Tage? Und regnet es in diesen Naechten [illegible] warmer Frühlingsregen voll von Zeugungsschein [illegible] Sprossung. Wie moegen jetzt in der Heimat die Saaten spriessen und uns eine neue gute Ernte verheissen, davon sehen wir ja hier draussen nichts in der Wildnis, hier wuchert nur in ungebundener Vollkraft Gras und Unkraut, hier lenkt keine Menschenhand den Pflug über den Boden, hier und da steht noch zwischen zerschossenen Baeumen einer der frische Triebe angesetzt hat und der all dem Sterben um ihn zum Trotz zeigen will, dass das Leben doch immer wieder über den Tod triumphiert! — — — — Er treibt seine Blüten unbekümmert um die Geschosse, die um ihn sausen, bis auch ihn einmal eine Granate mitten in seiner Blütenpracht faellt!

In den er[illegible]
die sich besonder[illegible]
liebe als der sie trei[illegible]
im Sinne des Staatsgefü[illegible]

Und alles scheint im Mai soviel leichter zu sein und die ganze Welt hoffnungsfreudiger auszuschauen, auch für uns hier draussen in vorderster Linie.

Wohl denken auch wir, ob wir es wollen oder nicht, an vergangene Maimonde, in denen wir in glücklichen Tagen frohvergnügt vor die Tore der Stadt gezogen sind und die Mailuft freudig genossen haben! Damals als unser Leben noch nicht so einschichtig war, sondern verschoent vom Zauber holder Weiblichkeit!

«Im wunderschoenen Monat Mai, als alle Knospen sprangen, da ist in unserm Herzen, die Liebe aufgegangen!»

Jugendjahre, wo seid ihr entschwunden im Toben des Weltkrieges, der keine Rücksicht nehmen darf auf das Liebesglück des Einzelnen, der das Opfer und den Verzicht von jedem heischt!

«Wenn auch die Jahre entschwinden, bleibt die Erinnerung doch», von ihr müssen wir zehren in diesem vierten Kriegsmaimond hier draussen im Schützengraben und wenn wir von vergangenem Maiglück erzaehlen, so müssen wir unseren Bericht anfangen, wie Grossmutter, wenn sie einst Maerchen erzaehlte mit den Worten: «Es war einmal.»

Untffz. Dr. Cohn.

Das Læcheln.

Auch eine Pfingstgeschichte

Von Kurt Münzer.

Der Leutnant sass daheim, in der lieben alten Stadt, im kleinen Hausgarten, der von Laub, Blüten und Duft überfloss. Es war Abend, Mai, die Sterne blitzten, und die ganze Wonne der Pfingstnacht entstroemte der heiligen Stunde. Die Glocken hatten ausgeklungen, auf der Strasse kein Schritt mehr, auch die Hunde hielten Frieden.

Er sass zwischen der Mutter und seinem Maedchen auf der grünen Bank am Hause. Wolf, der Setter, schlief zu seinen Füssen, von seiner Hundeliebe zu dem Heimgekehrten überwaeltigt. Aber die beiden Frauen suchten immer noch in der Daemmerung das geliebte Gesicht des Urlaubers zu erspaehen. Etwas ihnen Neues war darin, ein Ausdruck von heiligem Glück, von wunderbarem Seelenfrieden: es trug ein Laecheln, so fromm, ernst und tief, als stammte es nicht von dieser Welt. Maertyrer, die den Himmel offen sehen, mochten so gelaechelt haben.

Die Mutter hatte ihn leise gefragt:

«Was ist dir begegnet, mein Junge? Du siehst ja ganz verklaert aus. Macht das die Heimat, die du ein Jahr nicht gesehen hast? Du laechelst so entrückt.»

«O Mutter, mein Laecheln hat eine Geschichte», hatte er geantwortet. «Ich erzaehle sie euch einmal. Ich habe etwas Herrliches erlebt, den Frieden im Kriege.»

Das klang geheimnisvoll. Und jetzt drückte die Mutter ihm die Hand; es war wie eine zart ungeduldige, liebevolle Mahnung. Sein Maedchen hielt ihm die andere Hand. Der Hund seufzte im Schlaf. Der Flieder atmete Duft aus. Es war eine Stunde, selbst heilige Dinge zu gestehen.

Und so erzaehlte er.

❖

Es war vor einem Jahr, um diese selbe Zeit, und wir lagen in den Schützengraeben von B..... Für einen Morgen um vier Uhr, wo es schon daemmerte, war ein Sturmangriff angesetzt. In der Nacht waren wir still und beklommen, indes unser Trommelfeuer über uns hinweg, durch die sternfunkelnde Nacht hindurch, die Stellungen des Feindes zerstoerte. Und dann kam der Augenblick, wo es schwieg. Tiefe Stille, Kommandos, Pfiffe. — Und wir entstiegen den Graeben, kehrten auf die Oberwelt zurück, aber nicht alle, um uns des Tages und des Lebens neu zu freuen.

Ich war meinen braven Füsilieren voran. Es waren junge, tüchtige Burschen, meist Bauerngeblüt, ein erdsicheres Geschlecht. Keine Einzelheiten! Genug: wir drangen in die feindlichen Graeben, saeuberten sie, und indes einige

noch in den Graeben und Hoehlen Leib an Leib kaempften, stürmten andere schon wieder weiter, fielen in Franzosennester ein, die aus Granattrichtern entstanden waren. Man hoert Rufe, Schreie, kurzes Knallen, schnelle, kleine Explosionen. Als ich aus dem Graben hinaus und weiter wollte, traf es mich. Ein Messer war es, mit dem ein Liegender nach mir stiess. In den Schenkel fuhr es mir, Blut schoss heraus, nach zwei Schritten taumelte ich, fiel hinab in den aufgewühlten, zerstampften Graben.

Als ich erwachte, verdünsteten die Rauchwolken, die auf dem Gelaende gelegen hatten, die Sonne durchbrach sie. Die Frühlingssonne, alles nur eitel Silber. Ringsum schien es mir still zu sein. Ich fühlte mich sehr schwach, ganz kraftlos, konnte mich nicht regen, tastete nach meiner Wunde und fand mich notdürftig verbunden. Ein guter Kamerad!

Und dann liess ich die Augen wandern; und da sah ich's. Neben mir lagen zwei Sterbende, einer von meinen lieben Füsilieren, eine Kugel im Bauch, und ein Franzose, dem Blut über das Gesicht floss. Und dieser Franzose stoehnte ploetzlich laut und jaemmerlich:

«Maman», rief er, «maman.»

Er rief nach seiner Mutter...

Mutter. — Gewiss ist es jedes Menschen letzter Gedanke. Noch der Mann, selbst schon Vater — mag in der Todesstunde nach seiner Lebensspenderin rufen, dass sie ihm den Todesschweiss von der Stirn wische wie einst dem Kinde den Spielschweiss.

So rief nun der sterbende Franzose die Mutter herbei. Er war ein baertiger Mann, hager und gross, seine Augen irrten entsetzt umher. Und da geschah's: — Mein kleiner Füsilier kroch zu ihm hinüber. Sein Gesicht war verzerrt, gewiss litt er sehr. Er hob das blutige Haupt des Feindes auf und legte es sich in den Schoss. Mit einem Tuch wischte er ihm das Blut von Stirn und Augen. Und ich ahnte: in diesem Augenblick wurde seine harte, rauhe Hand weich und milde, tat gut, stillte Schmerz und gab Trost.



Studie. F. d. A. Z. gez. v. Grenadier Kretschmann

Der Franzose sah zu ihm hinauf, er erkannte wohl nichts mehr, spürte nur die Wohltat. Und da hob er die Arme, schlang sie um den Menschen, der sich über ihn beugte, und wiederholte leise, zaertlich, dankbar sein Kinderwort. Vom Tod umwoelkt glaubte er wohl, die Mutter herze ihn und erleichtere ihm den letzten Schmerz.

Und mein kleiner Füsilier! Den Tod im Leib, half er dem sterbenden Feind. Er spielte ihm die Mutter, war ein Junge von zwanzig Jahren, hatte vielleicht noch kein Maedchen zaertlich und behutsam angefasst und kannte nun ploetzlich doch das Geheimnis der himmlischen Liebe...

Er bückte sich und küsste seinen Feind, trocknete ihm die Stirn vom Todesschweiss, streichelte sein Haar, seine Haende und vollbrachte das Wunder, ihn laechelnd sterben zu lassen. Er schloss ihm die Augen, legte ihn sanft auf die Erde, und dann lehnte er sich selbst an die Wand, um sitzend, aufrecht selbst zu sterben.

Da sah er mich, sah, dass ich ihn beobachtet hatte. Er laechelte mich an. Hilflos, um Verzeihung bittend, flehend. Und er flüsterte:

«Ich kann nicht hassen...»

Ich hoerte es kaum.

Ich sah nur dieses Laecheln aus Liebe und Güte, diesen Ausdruck im Gesicht von Erbarmen und Milde. Und er laechelte noch immer, als er schon laengst gestorben war. Gewiss war sein Tod ihm leicht und schoen gewesen.

Ich verlor wieder das Bewusstsein und erwachte dann erst von einem ungeheuren Droehnen. Ich konnte es nicht deuten, ich lag in einem weissen Bett, ein stilles, sanftes Frauengesicht schwebte über mir, eine pflegende Schwester. Sie verstand wohl die stumme Frage meiner Augen und sagte:

«Es sind die Glocken von Laon. Es ist Pfingstsonntag heut.» — Pfingstsonntag — da erwachte ich erst ganz. Ich sah die Sonne auf meinem Bett liegen, sah grüne Wipfel vor dem Fenster, Himmelsblau, u. Wolkenweiss, ich hoerte den Lebensjubel der Voegel mitten im Glokkendroehnen.

Und in all dem Licht und Getoen, in der Musik und Schoenheit des Tages sah ich etwas: es war das Gesicht meines sterbenden kleinen Füsiliers, der in Liebe gestorben war. Ich sah sein Laecheln, das von Gott stammte, und ich spürte, wie sein Abglanz in diesem Augenblick auf mich fiel.

Alles begriff ich: Pfingsten! und das hiess: Auferstehung, ewige Wiederkehr, unsterbliches Leben, Sieg der Liebe bewusst und sicher, die alles überwindet, die staerker ist als Hass und Tod. Nicht Liebe von Mann zu Weib, Mutter zu Kind — noch mehr: von Mensch zu Mensch! Denn das ist die hoechste... Das ist die Liebe, die Gott will und die uns zu Gott führt...

Mein kleiner Füsilier — ich moechte, wenn ich koennte, ein Lied von ihm dichten in allen Menschensprachen: mein kleiner Füsilier! Und das sollte von seinem Sterben und Helfen, von seiner Liebe und «ich kann nicht hassen» berichten.

Und dieses Laecheln der grossen Liebe zu jeder Kreatur, das ist es, wovon ich einen Strahl im Gesicht behalten habe.

❖

Die beiden Frauen hatten die Haende des Erzaehlenden nicht losgelassen. Nun hoben beide zugleich sie auf und küssten sie, die den Saebel führten, um wieder der Liebe die Welt zu erkaempfen. Und indessen war es Nacht geworden. Aber es war ja die Nacht vor dem Tage der Auferstehung der Liebe.

Fliegerabschuss in Flandern!

Skizze von Untffz. Hugo Priess, in einer M.-G.-K.

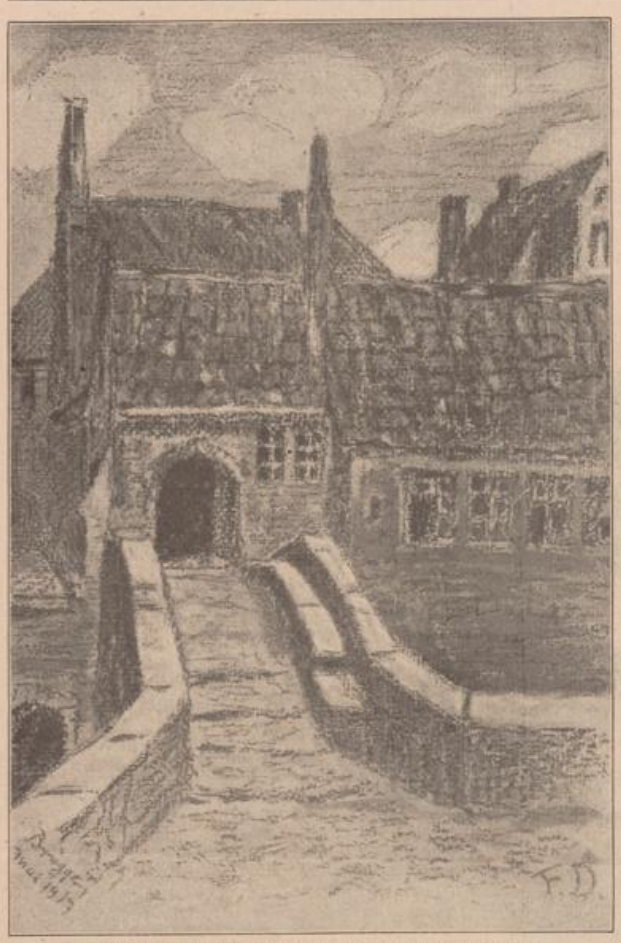
(Fortsetzung aus Nr. 507).

II.

Die Zeit war da!

Das deutche Artilleriefeuer verlegte sich weiter nach hinten, und ging zum Sperrfeuer über.

«Marsch!», erscholl es nun allseitig, der Sturm setzte ein. In kurzem, schnellem Lauf setzte der Schwarm sich in Bewegung. Vorne aus den feindlichen Graeben kamen einige Schüsse, dann stiegen Leuchtkugeln auf.



Motiv aus Brügge. F. d. A. Z. gez. v. Leutnant Droysen.

Das Feuer wurde lebhafter, hielt aber die Stürmer nicht auf. Einzelne sanken —, andere schrien leicht auf, doch liefen sie nach kurzer Stockung weiter, — nur nicht vom Sperrfeuer packen lassen, dann wars gewiss vorbei.

Nun setzte ein M.-G. ein, verschwommene Befehle klangen auf kurze Entfernung herüber. Alles warf sich hin, nahm das Feuer auf. Bitzschnell ging Hauer mit seiner Bedienung in Stellung.

Das M.-G. wurde vom «Langen» auf die Hilfslafette montiert. Bubi führte den Gurt zu. Zu Hauer wurde der Befehl: «Feuer auf feindliches M.-G. eroeffnen», durchgegeben.

Das Glas vor den Augen gab er den Feuerbefehl. «Halbrechts ein abgeschossener Baum, rechts davon Erdaufwurf.» — «Erkannt», rief Hamann. «Dahinter feindliches M.-G., Standvisier, — richten.» «Fertig», kams vom Richtschützen. «½ Strich, — Achtung, Punktfeuer!» Zischend fuhren die Kugeln aus dem Lauf. Drüben waren nach kurzer Zeit die Einschlaege, vorm Ziel liegend, zu erkennen.

Die Hand des Gewehrführers fuhr den Rücken des Richtschützen herauf. Die Garbe hob sich, ein kurzes Tasten, noch eine Korrektur, dann war das schiessende M.-G. gefasst. Nun schwieg es ganz. Dann war der Gurt durch, ein neuer durchgeladen. Das feindliche M.-G. nahm das Feuer nicht auf, noch ein paar Schuss hinüber, dann «stopfen.»

Weiter stürmten die Kerls, der neu aufblitzenden Schüsse nicht achtend. Bald waren sie ran. Kurzer, schwacher Nahkampf noch, der Rest hob die Haende.

Die Trichter der ersten Linie waren unser! —

Leichtverwundete sammelten und führten die Gefangenen ab. Hauer kam nun auch, und besetzte einen Trichter.

«Kerls, kein Aufenthalt, immer weiter!» befahl der Sturmführer. Von neuem setzte sich alles in raschen Lauf. Ein geordnetes Feuer empfing sie, nun hiess es springen. Von Deckung zu Deckung, Trichter zu Trichter. Dicht ran arbeiten.

In 150 Meter Entfernung war ein noch gut erhaltenes, aber schmales Grabenstück, links und rechts in Trichter auslaufend. Hier sassen zwei M.-G. und eroeffneten das Feuer.

Der Sturm stockte. «Deckung» hoerte man rufen. Haarscharf über den Rand der Trichter pfiffen die Kugeln. Jetzt bedeutete ein Sprung den Untergang.

Hauer erkannte sie, als das Feuer eroeffnet wurde. Sein Gewehr war in Stellung. Gerade sollte der Feuerbefehl folgen, da sassen die M.-G.-Schüsse in seiner Naehe, tasteten sich dichter heran. Er war erkannt. — «Stellungswechsel!»

Kurze Pause, eifriges Hantieren des Richtschützen. «Lauf und Ausstossrohr frei.» «Einzeln springen», befahl Hauer.

«Zuerst du Bubi mit den Patronen, dann das Gewehr, die andern folgen, — ich gehe voran, — los!»

Seine Hand packte den Wasserkessel, in kurzem Sprung lief er gut fünfzig Schritt seitwaerts, gleichzeitig etwas vor. Um ihn herum spritzten die Kugeln. Noch ein Sprung, — und ein grosser Trichter nahm Hauer auf.

In ihm sass Oberleutnant B. mit zwei Gefechtsordonnanzen. «Kommen Sie hierher Hauer», rief der Führer dem Springenden zu. «Nehmen Sie von hier aus das Grabenstück mit den verfluchten M.-G. unter Feuer. Sobald die Dingerchen in der Garbe liegen, gehen wir vor, Sie schiessen weiter!»

Der Oberleutnant verliess in kurzem Anlauf den Trichter, seine Leute folgten. Bubi langte nun bei Hauer an.

Sein Gesicht strahlte: «Nischt abbekommen Korporal? —, ich auch nicht. Das Gewehr kommt schon. Unser Unikum ist leider verwundet worden, darum bin ich etwas aufgehalten.»

«Schwer?» fragte Hauer. «Ach nee, am Kopf und Bein geschrammt, der Arm baumelt nur noch.»

Hauer musste laecheln über seinen Jüngsten, dann sprang Hamann mit der Knarre in das Loch. Sofort folgte der Lange mit der Hilfslafette. Die beiden Infanteristen warfen ihre Patronenkaesten in den Trichter, nahmen im naechsten Deckung, und griffen zu den Karabinern.

Das Gewehr stand, Bubi führte den Gurt zu. «Nun Bruno, zeig' deine Kunst, drüben schiessen sie verdammt gut», rief er Hamann zu, der schon auf den Feuerbefehl wartete.

«Geradeaus, ein Grabenstück, drinnen feindliche M.-G. Zielgrenze rechts das Ende vom Grabenstück. Standvisier, — richten!» — «Erkannt, — — — fertig!»

«Ein ½ Strich, Achtung — Dauerfeuer!»

Sobald das bekannte tak—tak—tak des Gewehrs ertoente, sprang die Infanterie auf und stürmte weiter, mit lautem «Hurra!»

Der Richtschütze hatte das Grabenstück gut in der Garbe. Ein M.-G. versuchte nach der ersten Ueberraschung weiter zu schiessen. Nur nicht lange.

«Sieh' mal Langer, den Tommy-Flieger, so'n Frechdachs, mit der Mütze kann man ihn beinahe schlagen», rief Bubi beim neuen Durchladen dem Kameraden zu.

Der englische Flieger hatte die bedraengte Lage seiner Infanterie erkannt, und ebenso schnell Hauers Gewehr. Schnell dirigierte er den Führer über den M.-G.-Trichter, dabei tiefer gehend.

Hauer erfasste die neue Lage sofort, kannte auch die Frechheit der englischen Flieger. Er sah sich um. Rechts waren die Stürmer in gleicher Hoehe mit dem Grabenstück und griffen bereits flankierend an. Links war noch etwas mehr Entfernung. Hamann schoss ruhig fort.

Die Kurven des Fliegers wurden kürzer. Einigemal takte sein M.-G. auf, kam aber nicht richtig vor. Tommy flog noch tiefer.

Nun erreichte auch links die Infanterie in kurzem Sturmlauf gleiche Hoehe mit dem Grabenstück.

Die M.-G drehten, und verteidigten sich nach den Seiten.

«Weiter feuern», befahl Hauer.

« — Tak-tak», kam's von oben, mahnte Hauer zur Vorsicht.

Hauer sah nun den Handgranatentrupp vorgehen. Die Handgranaten flogen in das Grabenstück und krepierten. «Tak-tak-tak», kam's von oben. Nur 50 Meter war Tommy noch hoch. Die Schützen eroeffneten das Feuer mit den Karabinern.

Bubi steckte einen neuen Gurt ein. Waehrend des Ladens warf Hamann einen Blick nach oben. Fast konnte er die Gesichter der Flieger erkennen, dann schoss er weiter. —

Tak-tak-tak — —, die Erde spritzte auf, sssssstst — sssssstst, — ganz in der Naehe schlugen die Kugeln ein, dann wieder Schluss. Bei der naechsten Kurve musste er treffen, wenns kein Schlumpschütze war. «Stopfen», schrie Hauer. «Oben Flieger, runter das Gewehr —, Bubi die Patronen!» Schnell riss Hamann sein Gewehr hinunter, die Mündung starrte nach oben. Noch ein Rütteln, so, der Winkel war da. Wieder das tak-tak-tak, und sssssssstst, sssssstst —!»

Hauer schrie leise auf, seine Schulter war getroffen. Bubi vergrub das Gesicht in die Haende. Das Blut rann ihm über die Augen. Die Stirn war eingeschnitten, seine Nase verletzt. «Sauhund», brummte er vor sich hin. «Achtung, Visier 600, 4 Flugzeuglaengen vorhalten beim Seitenflug, Tiefenfeuer bei

An- und Abflug. Doppelstrich!» Wieder sauste der Flieger in schneller Kurve herum. Bubi sah nichts, der Lange sprang zum Patronengurt.

«Feuer» schrie Hauer erregt, jetzt musste es kommen — —! Einen Moment schien es, als ginge die Garbe vorbei.

Hamann folgte dem Flieger sicher, er hatte grosse Fertigkeit im Fliegerbeschuss. Der Flieger gab ploetzlich Hoehensteuer, also doch drin. Nun flog er auf das M.-G. zu. «Pass auf, Hamann, nun kommts», schrie Bubi, der vor Aufregung seine Schmerzen vergass.

Wie ein Habicht stiess jetzt der Flieger fast senkrecht auf den Trichter zu. Pfeifend verliessen die Kugeln beider M.-G. oben und unten den Lauf. Unten schlugen sie nahe herum ein. Der Lange knickte ein und liess für einen Moment den Gurt fahren. Aus dem Trichter nebenan ertoente ein Schrei.

Eisern hielt Hamann das Gewehr nach oben, drückte sicher durch. Das Flugzeug baeumte steil auf. Bubi schrie freudig auf.

Noch eine Rechtsbewegung, ein Rauchschwaden zog ab. Dann schlugen helle Flammen heraus, und sausend gings zur Erde, in 30 Schritt Entfernung von Hauers Trichter aufschlagend und zerschellend.

Hauer griff zur Pistole und wollte hinspringen.

Da setzte aus dem Fliegergestell noch einmal Feuer ein. Sollte der Kerl noch schiessen?

Nein, die grosse Hitze des brennenden Benzin brachte die restliche M.-G.-Munition zur Entzündung.

Nun sprang Hauer hin.

Neben der Maschine lag der Führer, halbverkohlt. Der Arm im rechten Schultergelenk mehrfach durchschossen.

Der Beobachter war weniger verbrannt, aber sehr stark von Hamann getroffen. Der M.-G.-Kompagnieführer eilte herbei. Hauer meldete den Abschuss.

«Verflixt zaehe Kerle», meinte Leutnant W. «Der Angriff ist gelungen, Hauer», fuhr der Leutnant fort. «Sie haben das Grabenstück boes zugerichtet. 6 Tote und 4 Verwundete fanden wir, durch ihr Gewehr angeschossen, — doch wo ist Hamann?»

Hauer führte seinen Leutnant zu dem Trichter. Bubi hatte einen Kopfverband bekommen, und lachte schon wieder.

Der Lange wurde ebenfalls von einem Sanitaeter, der dem Kampf zugesehen hatte, verbunden. Leutnant W. trat auf Hamann zu: «Gratuliere lieber Hamann, ganz famos, Sie haben die Kiste geschmissen! Sind Sie verwundet?» «Kleinigkeiten, Herr Leutnant.»

Nun erst bemerkte Hauer,dass auch sein Richtschütze nicht ohne Zeichnung davongekommen war. Seine Schulter meldete sich wieder. «Schade», sagte Leutnant W., «dass ich Ihre Bedienung verlieren muss.

Gehen Sie mit Ihren Leuten zur Verbandstelle. Zeigen Sie mir sofort Ihr Lazarett an. Die Belohnung wird nicht ausbleiben.»

Jedem gab er zum Abschied die Hand. 3 Wochen spaeter wurde ich selbst verwundet und kam ins Feldlazarett zu A. Dort fand ich die Bedienung Hauer vor.

Stolz begrüsste ich meinen alten Richtschützen der letzten Somme- und Arrasschlachten.

Jetzt Vizefeldwebel Hauer, Inhaber vom E. K. I. Klasse. Ebenso den Unteroffizier Hamann, Inhaber vom E. K. I. Klasse. Bubi ist Gefreiter geworden, sicher Majestaets jüngster Knopftraeger.

«Gott sei Dank, etatsmaessig», rief er lachend. «So als überflüssiger herumlaufen, passt mir nicht, — man hat doch auch seinen Stolz!»

Auch der Lange war Gefreiter geworden und hatte sein Lübecker Hanseatenkreuz bekommen.

Nur das Kompagnieunikum fehlte. Nachdem Guler verwundet war, ging er zum Verbandplatz und wurde kurz vorm Ziel von einer Granate gefasst. Guler starb unter den Haenden des Arztes. Das für ihn bestimmte, laengst gewünschte Eiserne Kreuz wurde seinen Eltern geschickt.

Wo mag nun die Bedienung Hauer sein, fragst du lieber Leser? Du fragst zuviel.

Nur eins weiss ich. Ihr Wunsch, geschlossen wieder an die Front zu kommen, konnte nicht erfüllt werden. Alle stehen wieder vor dem Feind. Der brennende Wunsch, bei der letzten Abrechnung dabei zu sein, trieb sie hinaus.

Doch diesmal nach verschiedenen Himmelsrichtungen.

Vielleicht kommt die Abrechnung, die Quittung zum Frieden bald!? (Schluss.)

Von den Pionieren.

Es wird uns geschrieben: Das Pionierbataillon, dessen Arbeit ich aus der Naehe beobachten konnte, hatte schon bei der grossen Durchbruchsschlacht im Maerz Verwendung gefunden. Kaum war dort die Arbeit vollendet, da rückte es in Hilmaerschen nach Norden. Die letzte Kompagnie traf am 7. April in der Gegend von Aubers ein. Bereits am 9. April begann der neue Angriff an der Lys. Kaum blieb Zeit genug, Material für die Brucken, als da sind Bohlen, Bahnen, Faschinen, Schotter, Handwerkzeug usw. noch rechtzeitig bereitzustellen. Es regnete in Stroemen. Das zerschossene Gelaende war versumpft und verschlammt. Grosse Wasserflaechen waren zwischen den Stellungen sichtbar, und im zaehen Lehmboden blieb alles stecken. Aber der Angriff war befohlen, und daher gab es für die Pioniere kein Hindernis mehr. Am 9. April 3½ Uhr vormittags stand das Bataillon verstaerkt durch eine weitere Pionierkompagnie unmittelbar hinter der Sturminfanterie bereit. Bis 8 3/4 Uhr hatte das vorbereitende Artilleriefeuer gedauert. Die Sturminfanterie brach vor, mit ihr eine Anzahl starker Pionieroffizier-Patrouillen zur Erkundung des Gelaendes. Gleich hinter der Sturminfanterie folgten die Pionierkompagnien, verteilt auf die zu waehlende Nachschubstrasse. Waehrend die Infanterie dem geworfenen Gegner folgte, begannen die Pioniere ihre harte Arbeit, um das Nachziehen der Artillerie und der Munition zu ermoeglichen. Mit unsaeglicher Mühe gelang es, zunaechst einige Geschütze mit vereinten Pferde- und Mannschaftskraeften durch das Schlammgelaende zu ziehen. Die Pferde stürzten in die mit Wasser gefüllten Granattrichter, Wagen und Geschütze versanken. Dennoch gelang es. Für den Nachschub von den vielen folgenden Munitions-, Proviant- und Bagagewagen musste jedoch schnellstens eine Strasse geschaffen werden. Hier mussten erhebliche Erdarbeiten im Schlamm geleistet, Brücken und Bohlenbahnen gebaut werden. Die Schwierigkeiten stellten sich als weit groesser heraus, als angenommen war. Was half es, es musste geschafft werden. Unmenschliches leisteten die Pioniere, Traegerkolonnen brachten das Baumaterial auf den engen durch Fahrzeuge stark belegten Strassen heran. Ganze Kompagnien schaufelten den Schlamm von den Strassen. Durch das energische Eingreifen der Pionier- und Hilfsmannschaften gelang es, bereits bis 7½ Uhr abends die für die Kampfdivision bestimmte Artillerie durchzubringen. Und dann rückten auf ein und derselben Strasse in zweimal 24 Stunden 4 Divisionen mit all ihren Fahrzeugen vor. Brach ein Fahrzeug ein, so waren sofort die Pioniere zur Hand, um es wieder flott zu machen. War eine Kolonne durch, so wurde der Weg neu aufgeschottert und die schadhaften Stellen mit vielen Bohlen belegt. Am zweiten Tage nach dem Angriff war eine richtige Marschstrasse durch das für voellig unwegsam gehaltene Gelaende vorhanden, sodass der gesamte Verkehr nunmehr glatt verlief.

Mit einem Andern . . .

Hoert eine kleine Geschichte aus Flandern!
Da bekommt mein Kamerad Max einen Brief,
darinnen steht, er kann es nicht fassen,
er ist voll Verachtung, er ist voll Hassen,
da steht: «Deine Braut geht mit einem andern»,
Seine lieben
Eltern haben es selbst geschrieben!
Max kann vor Schreck nicht weiterlesen,
so etwas ist noch nicht dagewesen!
Er wirft dem Braeutchen Wutworte an' Kopf,
er schleift sie im Geiste an der Haare Schopf
hier mitten durch den flandrischen Dreck!
Unser Kamerad Maxe ist wirklich ganz weg!
Ich sage: «Zeig doch den Brief einmal her!
Nimm's nicht so schwer!»
Und Traenen im Auge, Traenen der Wut,
reicht er ihn mir: «— dritte Seite unten!»
Richtig, da hatte ich's schon gefunden,
hier: «Deine Braut geht mit einem andern —»
doch ich drehe die Seite herum, da steht — — —
O das daemlichsel'ge Antlitz von Maxe seht!
Da steht:
«Deine Braut geht mit einem andern — — — Hut!»

Kriegsfreiw. Alfred Hein.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

20. Mai 1916: Erfolgreiche deutsche Angriffe am Toten Mann. Hoehe 285 genommen.

20. Mai 1917: Englischer Angriff in 12 km Breite beiderseits der Strasse Arras—Cambrai abgeschlagen. Schlacht in der Champagne. Angriff der Franzosen noerdlich Prosnes. Hochberg und Poehlberg nach Wegnahme wiedererobert.

Die letzten Heeresberichte.

16. Mai. Westlicher Kriegsschauplatz: Nach Abschluss der gestrigen Infanteriegefechte noerdlich vom Kemmel, in dem wir den Franzosen aus oertlichen Einbruchsstellen wieder zurückwarfen, flaute der Artilleriekampf im Kemmelgebiet ab. Auch an den anderen Kampffronten liess die Artillerietaetigkeit nach. Heftige Feuerüberfaelle dauerten gegen unsere Infanterie- und Artilleriestellungen beiderseits des La Bassée-Kanals sowie zwischen Somme und Avre an. Auf dem Westufer der Avre stiess der Feind gestern früh aus dem Sennecat-Walde mit starken Kraeften vor. Unter schweren Verlusten wurde er zurückgeschlagen. An der übrigen Front kleinere Vorfeldkaempfe.

Starker Fliegereinsatz an den Kampffronten führte zu zahlreichen Luftkaempfen. Wir schossen 33 feindliche Flugzeuge ab; 14 von ihnen brachte wiederum das früher von Rittmeister Freiherr von Richthofen geführte Jagdgeschwader zum Absturz. Leutnant Windisch errang seinen 20. Luftsieg.

Von den anderen Kriegsschauplaetzen nichts Neues.

17. Mai. Westlicher Kriegsschauplatz: An den Kampffronten war die Feuertaetigkeit nur in wenigen Abschnitten gesteigert. Rege Erkundungstaetigkeit. Englische Vorstoesse noerdlich der Scarpe und bei Beaumont-Hamel wurden abgewiesen.

Gestern wurden 18 feindliche Flugzeuge und 1 Fesselballon abgeschossen.

WTB. Petersburg, 15. Mai. (Reuter). Ein Kampf zwischen Bolschewiki und Anarchisten hat gestern Nacht in Moskau begonnen. Sowjet-Truppen umzingelten die Gebaeude der Anarchisten, darunter ihr Hauptquartier, den früheren kaufmaennischen Klub, auf dem eine grosse schwarze Fahne mit der Aufschrift «Anarchie» wehte. Die Anarchisten lehnten die Uebergabe ab und verteidigten sich mit Geschützen, Panzerwagen und Handgranaten. Aehnliche Kaempfe fanden in anderen Strassen statt. Die sogenannten Foerderalisten zogen nach halbstündiger Beschiessung die weisse Flagge. Die beiderseitigen Verluste sind bisher nicht bekannt. Beim Kremel, dem Sitz der Volks-Kommissare sind viele Geschütze aufgestellt. Heute mittag dauerte der Kampf noch an.

Lustige Ecke.

Liebe Armeezeitung!

* Kamerad Schmachtlocke ist eifriger Mitarbeiter der Feldzeitung. Eines Tages — er brütet gerade eine neue Glanzleistung aus — tritt Kamerad Spiegel (nicht zu verwechseln mit Spiegel e i) zu ihm. Es entspinnt sich folgendes Gespraech:

«Wat machst'n, Kamerad?»
«Ich schriftstellere.»
«Wat is'n d e t?»
«Na, ich schreibe Geschichten.»
«Un wat machst'n mit die Jeschichten?»
«Ich schicke sie an die Feldzeitung.»
«Un d i e?»
«Die druckt sie ab.»
«Musst du das Drucken bezahl'n?»
«Nein.»
«Kriechst d u villeicht wat dafor?»
«Nein.»
«Na un warum machst'n dir die Arbeet?»
«Ja sieh mal, lieber Spiegeleul, das ist nicht so schnell gesagt. Kennst du das Sprichwort «Arbeite in der Jugend, dann hast du etwas im Alter»?
«Na ja, un weita?»
«Nun: Ich schriftstellere in der Jugend, dann lasse ich es drucken; s o habe ich im Alter was gutes zu lesen!!»

Gefr. Willy Erthal.

***

Nur Mut.

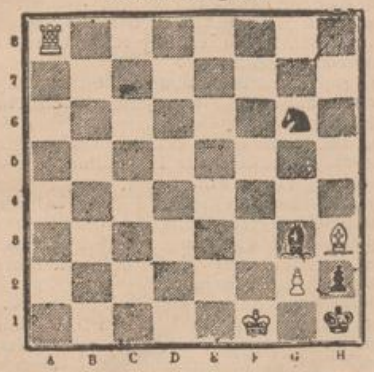
Auf Grund des Angebotes eines Menageriebesitzers: «Siebenhundert Taler demjenigen, der in den Loewenkaefig geht», erklaerte sich ein Bauer sofort bereit; aber auf die Aufforderung, hineinzugehen, sagte er: «Jawohl, aber erst muss das Biest heraus!»

Im Kino.

Ort: Eines jener voll besetzten Feld-Kinos nahe der Front.
Film: Lustspiel; zwischen Ihr und Ihm Eifersuchtsszenen, die im Superlativ zur Entscheidung draengen. Schürzung des Knotens: Das Schicksal führt die Geschiedenen ein Jahr spaeter aufs neue zusammen. Katastrophe: Versoehnung und Hochzeit.
Das Schlussbild (wiederum ein Jahr darauf) zeigt den süsssauer schmunzelnden Ehemann mit drei allerliebsten Neugeborenen. — — —
Links unten das Klavier: «Und ich haaab — sie doch nur — auf die Schulter geküsst!»

Raetsel-Ecke.

Schach-Aufgabe.



Weiss zieht an und setzt mit dem 5. Zuge matt.
(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Anagramm-Scherze.

Die zu ergaenzenden Woerter bestehen aus denselben Buchstaben in verschiedener Reihenfolge.

1. Der Feldherr geniesst beim — die groesste —.
2. Nach — Zeit fing der — wieder einen Fisch.
3. Der — dieser Schule ist ein recht anmassender, — Herr.
4. Es war das erste —, dass ich im Gebirge eine — sah.
5. «Wie mag es kommen», sagte der angehende Poet, «dass die Verse — Muse so schlecht —?»
6. Der — liegt auf der Karte in dem — umraenderten Lande.
7. Oft — Diebe den — einen Teil ihrer Ernte.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung des Silben-Raetsels aus voriger Nummer.

1. **Titus**. 2. **Arbeit**. 3. **Niederung**. 4. **Kairo**. 5. **Sackgasse**. 6. **Clara**. 7. **Hammer**. 8. **Lebkuchen**. 9. **Akrobat**. 10. **Charité**. 11. **Heide**.

Tankschlacht bei Cambrai.

***

Aufloesung des Diamant-Raetsels aus voriger Nummer:



Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 511. (4. Kriegsjahr) 30. Mai 1918.

«Seines Glückes Schmied» — stolzer Ruhm!
«Seines Unglücks Meister» — Heldentum.
Schoenthan.

Abend an der Somme.

(Vollendet 22. 4. 18.)

Im vierten Jahre war's, die Menschheit kriegesmüd.
Nirgend klang ein wildes, stolzes Siegeslied.
Im vierten Frühling war's, der Buntspecht laermt im Holz,
im knospenden Busch schlug schwarzweisse Elster Kobolz.
Unter Staubfahnen ziehen Kolonnen ohne Ruh
qualmenden Quartieren, blutrotem Abend zu.
Geschütze, Wagen, Pferde in einem Trott und Tritt.
Zerknitterte Landser in müdem, stillem Schritt.
Staub mahlt in den Zaehnen, Gesichter sind verwittert.
Links und rechts droehnende Granate zersplittert.
Links und rechts gestapelte Berge von Munition,
Leichen und Trümmer des geschlagenen Albion.
Links und rechts manch wimmernder englischer Soldat;
zaeher Feind im Tode selbst nicht Gnade erbat.
Zum roten Abend donnert grollendes Geschütz,
Rauchwolken qualmen, darein sprüht Blitz auf Blitz.
Doch schlimmer als der Grimm, der zum zuckenden Himmel schrie,
als Sterbegestoehn und Krachen der schweren Artillerie,
ist der stumme Schrei des toten Hügellands,
erstickt in Stroemen Bluts, in Flammen Kriegesbrands.
Aus dem klaffenden, grausen Grinsen der Graeber waechst es empor,
aus trüben Trichtern, Strünken und Stümpfen quillt es hervor,
waechst drohend bis in das schwache, fahlschimmernde Sternenlicht.
Hoert Ihr Menschen die Klagen der Mütter und Witwen nicht?—
Nieder taut feiner Nebel wie zitternder Traenenflor,
Trommeln wirbeln, rauh klingt Landsknechtschor.
In müdem, klapperndem Schritt endlose nackte Reihn.
Zerhau'ne Schaedel, wie zermürbtes Totenbein.
Die toten Soldaten, — von Morgen bis Abend ein Zug,
schleppt sich durch Blutmorast mit wildem Sterbefluch.
Die toten Soldaten klagen die Menschheit bitter an.
Warum mussten sterben Kind, Jüngling und Mann?
Warum musste darben ein ganzes Geschlecht?
Warum muss verderben was wahr ist und echt? —
Im Sommetal wogen Nebel, es graut ein müder Tag.
Kaum, dass ein Sieger in ruhigem Schlafe lag.
Im Tal die erste Lerche vom neuen Frühling singt.
Nirgend mehr auf Erden ein Siegeslied verklingt.

Paul Lingens.

Bukarest.

Aus Rumaenien wird uns geschrieben:

Als in den harten und herrlichen Wintertagen des Feldzuges in Rumaenien deutsche Divisionen zum Sereth draengten, kam in den Marschpausen oft das Gespraech auf die Torheit Rumaniens. Verschmitzte Kameraden erklaerten, indess das Huhn im Topfe brodelte, mit der schmunzelnden Weisheit des befriedigten Philosophen, im Grunde und ganz im Geheimen sei Rumaenien unser Verbündeter. «Sie haben es sich in den Kopf gesetzt, uns zu helfen». Durcheinander gingen da die Stimmen: «Mit Menschen für die Landwirtschaft». «Mit Kanonen für die russische Front». «Mit Schweinen für die Feldküchen». «Mit Hafer für die Gaeule». «Mit Weizen für die Heimat». Und ganz besonders Gescheite ergaenzten: «Mit Petroleum für unsere U-Boote». Vormarsch und Erfolge machen stets froehlich; wir waren im stillen überzeugt, dass Rumaenien uns mit seiner Kriegserklaerung wider seinen Willen einen Riesengefallen getan habe. Wenn dann am naechsten Tage die rumaenischen M.-G. wieder tackten und russische Haubitzen ihre Qualmsaeulen in die naehere Umgebung malten, platzten zwar solche Seifenblasen soldatischen Uebermutes bald; aber in der kargen Ruhe des frischeroberten Quartiers bliesen wir sie froehlich aufs neue.

Achtzehn Monate sind seitdem dahin. Im schoenen und — wie uns unverwoehnten Landsknechten schien — trotz aller Kriegsnot recht heiteren und daseinsfreudigen Bukarest ist der Friede unterzeichnet. Erinnerung an manch schweren walachischen Tag erwacht. Was brachte uns dies Ringen? Dürfen die Treuen, die wir in den harten Steinboden der Karpathen, in dem schweren Lehm der Walachei unter kargen Kreuzlein betten mussten, dürfen sie ruhig weiterschlummern?

✣

Sie gaben ihr Koestlichstes, ihr deutsches Leben: für Deutschlands kommende Tage. Der Friede ist ihrer würdig. Er gewaehrt, was unsere Heimat braucht und unsere Kinder erst voll ermessen werden. In vielen wichtigen Lebensnotwendigkeiten macht er uns auf lange frei von der Abhaengigkeit von allen Feinden: und befreit die Bahn für friedliche Arbeit der Zukunft. Für uns stand Landerwerb in Rumaenien ja nie in Frage. Dieser Friede aber gibt die Gewissheit wirtschaftlicher Sicherungen, die — schon im Kriege von gewaltigem Gewicht — erst mit dem Frieden ihre Zukunftsmoeglichkeiten voll enthüllen werden.

Zweierlei gewaehrt uns der Vertrag mit den Rumaenen: Brot und Licht. Brot: indem er die gewaltigen Ausfuhrmengen an Getreide, die ein in friedlicher Arbeit wiedererstarkendes Rumaenien hervorbringt, uns zusichert. Licht: indem die grosse rumaenische Petroleumindustrie, die schon vor dem Kriege um die Haelfte mehr Erdoel gab, als das gesamte 70-Millionen-Deutschland brauchte, so starken deutschen Einfluss in sich aufnimmt, dass wir uns hierin fortan von den Yankees unabhaengig fühlen dürfen.

Hinter dieser von Rumaenien in sehr weitgehendem Masse gewaehrten dauernden Vormachtsstellung der deutschen Wirtschaft innerhalb der rumaenischen Erdoelindustrie aber schlummert der Keim eines Wirtschaftsbündnisses, der der deutschen Friedensarbeit die Bahn zum Osten erst wirklich oeffnet. Die Bahn zum Hafen Constantza wird deutsche Verwaltung in sich aufnehmen: dahinter oeffnet sich der Blick auf ein Schwarzes Meer, der deutscher Reedertüchtigkeit neue und unabsehbare Moeglichkeiten verheisst.

Wenn Kleinmütige bisweilen sorgen, wie lange nach diesem Kriege es wohl dauern moege, bis unserer jetzigen Feinde gelber Hass gegen deutschen Geist sich mildert, gebe man ihnen Landkarte, Statistik und den Frieden von Bukarest in die Hand und sage: lest! Macht Eure Augen auf und seht. Und schliesst sie wieder: und denkt.

❖

Friedliche Eroberungen von unabsehbaren Zukunftsmoeglichkeiten oeffnen sich dem Sinne. Wir haben Arbeit nie gescheut; nichts Besseres begehren wir ja, als sie bald wieder mit beiden Haenden anpacken zu dürfen — sobald der Tommy zahm geworden und umgaenglicher als je vordem.

Auch dieser Tag schiebt sich naeher. Dann werden wir, deren Sinn heute in gewaltigem Endkampfe dem Briten zugewandt bleibt, den Frieden von Bukarest und seine nüchterne Paragraphenfülle wieder durchlesen mit Augen, die wieder friedlich sehen, und mit freien Armen, die Raum zu friedlicher Arbeit fordern. Dann erst werden wir voll erfassen, wie Grosses unserer Zukunft in der Walachei erstritten wurde. — Die Kameraden, die am Roten Turm, am Vulkan, bei Targu Jiu und am Argesul, vor Foksani und am Sereth ausruhen, sie schenkten ihren Brüdern koestliches Erbe. Ihr Werk ihrer würdig zu vollenden, bleibt Ziel der kommenden Tage. —d.



Lagerleben auf dem Vormarsch. F. d. A. Z. gez. v. Grenadier Kretschmann.

Träume vom Wirtschaftskrieg.

«Wir gingen aus reiner Ritterlichkeit in den Krieg, um die Schwachen zu schützen!» sagte Edward Grey, der englische Auslandsminister, am 13. November 1914, und alle Welt tat, als ob es die reine Wahrheit sei, an der nicht zu zweifeln sei. England hatte den Vorteil, als Hort der Freiheit und des Rechts der Kleinen gepriesen zu werden, das gleiche England, das sich bei seinem Emporkommen nicht einen Deut um die Rechte anderer Voelker gekümmert hat. Es war ein Schlagwort und es zog. Dem Kundigen war laengst klar, die Kriegsziele Englands liegen auf anderem Gebiete. Es bedurfte kaum noch der Erklaerung des englischen Regierungsblattes «Times», das mit brutaler Rücksichtslosigkeit den Schleier von den Dingen zog und ausführte, England haette unter keinen Umstaenden neutral bleiben koennen, denn es handle sich zwischen England und Deutschland um die Entscheidung, wer von beiden die ausschlaggebende Wirtschaftsmacht sein solle. Das ist des Pudels Kern.

Der Wirtschaftskrieg zeitigte denn auch die haesslichsten Auswüchse, denn er ging aus auf eine planmaessige Zerstoerung wirtschaftlicher Werte. Der tobende Hass, der die englische Bevoelkerung gegen die Deutschen ergriff, galt weniger den Angehoerigen einer feindlichen Nation, als vielmehr dem erfolgreichen geschaeftlichen Nebenbuhler. Und das sehen wir taeglich in der Eroerterung der Kriegsziele, die unverhüllt die wirtschaftliche Vernichtung Deutschlands fordern. Selbst die angeblich aus rein nationalem Ehrgeiz geforderte Annexion Elsass-Lothringens muss unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden; es handelt sich um nichts anderes als um die Durchbrechung des deutschen Kalimonopols.

Den Krieg nach dem Kriege predigten die englischen Staatsmaenner, und fanden bei den Kraemerseelen ihres Volkes begeisterten Beifall. Der Brei wird aber nie so heiss gegessen wie er gekocht wird. Unter dem gewaltigen Chor der mit einem Wirtschaftskrieg bis aufs Messer drohenden Stimmen erheben sich nun auch solche der Vernunft.

Zu diesen moechte man einen Artikel zaehlen, den der frühere franzoesische Minister und angesehene Volkswirtschaftler Yvest-Guyot im «Journal des Economistes» über die Frage, ob eine dauernde Unterbrechung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland moeglich sei, veroeffentlicht. Er kommt zu einem verneinenden Sehluss, da Deutschland Rohstoffe besitze, ohne die Frankreich auf die Dauer nicht existieren koenne. Selbst wenn Frankreich die Erzbecken Lothringens und Luxemburgs zufielen, koennte es seine Erze nicht verhütten, wenn keine deutsche Kohle zur Verfügung staende. Ohne die 5½ Millionen Tonnen Ruhrkohlen, die Deutschland früher sicherlich nach Frankreich lieferte, kann die franzoesische Eisenindustrie nicht arbeiten, so wenig wie die Belgiens ohne sieben Millionen Tonnen deutscher Kohle. Nicht einmal die Eroberung des Saarreviers koennte Frankreich helfen, da die Saarkohle nur minderwertigen, für die Eisenindustrie wenig geeigneten Koks liefere. Den Austausch von Eisenerz und Kohle, der vor dem Kriege zwischen den feindlichen Laendern bestand, kann man auf die Dauer nicht unterbinden. Die gesamte Eisenindustrie im Departement Meurthe et Moselle würde dem Untergange geweiht sein.

Eine jede nur halbwegs unbefangene Beleuchtung der Frage des Wirtschaftskrieges erbringt eben stets das Ergebnis, dass dieser Gedanke bei der engen weltwirtschaftlichen Verknüpfung der Industrie und des Handels der einzelnen Volkswirtschaften unweigerlich zur Undurchführbarkeit verdammt ist; — sobald nur der natürliche Menschenverstand — nicht hassverblendeter Chauvinismus — die Feder führt. L.

Ehrentafel.

Grosskampftag. Für die von den wochenlangen, Tag und Nacht waehrenden Fahrten erschoepften Sanitaets-Kraftwagenführer haben laengst auch aeltere Unteroffiziere einspringen müssen. Heute steuert wieder einmal Vize-Feldwebel Goebel aus Wolfshagen bei Kassel seinen Wagen auf der durch Regen und Geschosseinschlaege fast unfahrbar gewordenen Strasse dem Dorfe F. zu, um die in der schwer beschossenen Ortschaft liegenden Verwundeten so schnell als moeglich in Sicherheit zu bringen. Die sieben Mann sind glücklich verladen und die Rückfahrt ist bereits im Gange, als eine Granate unmittelbar hinter dem Wagen einschlaegt. Splitter dringen in das Differencial und Bremsgehaeuse ein, beide Hinterraeder schleifen und der Wagen stoppt.

Die schmale Strasse ist vollstaendig versperrt, ein Abschleppen unmoeglich. So macht sich denn Goebel bei Nacht und Regen daran, die Karre wieder in Gang zu bringen. Unter dem Wagen liegend, beginnt er mit Hilfe seines Begleiters die Hinterraeder abzumontieren und die Splitter aus den einzelnen Teilen zu entfernen. Nach fünfstündiger schwerster Arbeit inmitten unserer ausgeschwaermt vorgehenden Infanteristen, von denen bereits mancher durch Infanteriegeschosse verwundet wird, gelingt es ihm, den Wagen wieder einigermassen flott zu machen und unter Mitnahme einiger inzwischen noch verwundeter Leute zum naechsten Hauptverbandsplatz zu fahren. Auch die Strasse ist wieder frei, andere Verwundeten-Autos koennen ungehindert passieren. Für diese, als Fahrer eines Verwundeten-Kraftwagens bewiesene Tatkraft im feindlichen Feuer und für sein vorbildliches Auftreten als Führer eines Zuges der Sanitaets-Kraftwagen-Abteilung, der stets selbst beim Abtransport aus vorderer Linie taetig, seine Leute zu hoechster Pflichterfüllung anzuspornen verstanden hatte, erhielt Goebel das E. K. 1.

Unsere Kraftradfahrer als fechtende Truppe.

Von Oberleutnant Mielke.

Im Kraftfahrwesen hat sich der Kraftradfahrer eine immer mehr anerkannte Sonderstellung geschaffen. Naechst dem Flieger trifft wohl auf keine andere Waffe mit gleich grosser Berechtigung der Ausspruch zu: „Da tritt kein anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein.“ Der Krieg hat auch auf diesem Gebiete den Sport im Dienste des Vaterlandes zu nie geahnten Leistungen gebracht. Staunte man früher über Schnelligkeitsrekords von 70 bis 80 km die Stunde, die auf trockenen, wohlgepflegten Friedenswegen zurückgelegt waren, wie weit groessere Bewunderung muss man da erst dem Kraftradfahrer im Kriege zollen, der auf schlüpfrigen, zerfahrenen Wegen bei Nacht vielfach ohne Licht brennen zu dürfen — seinen Auftrag unter Einsatz groesster Kraft und Gewandheit getreulich ausführt. Wenn die Befehlsübermittlung in der grossen Kaiserschlacht trotz des raschen Vordringens unserer Truppen so glaenzend wie noch nie klappte, so ist das zum grossen Teil unseren geübten und ausdauernden Stafettenfahrern zuzuschreiben. Vielfach begegnete man da geradezu Kunstfahrern, die sich mit unglaublicher Geschicklichkeit durch den Riesenverkehr schlaengelten, und fragte man sie, wo sie sich diese Routine angeeignet haetten, dann erzaehlten sie uns mit leuchtenden Augen von ihren stolzen schneidigen Taten, die sie bereits als fechtende Truppe im Februar 1918 gegen die russischen Banden im unwegsamen, verschneiten Osten vollbracht hatten. In gesundem, sportmaennischem Geiste und in soldatischer Bescheidenheit haben sie nie daran gedacht, sich ihrer glaenzenden Leistungen in Russland zu rühmen; gerade deshalb verdienen diese aber, wenn auch verspaetet, einmal bekanntgegeben zu werden.

Der Gedanke, Kraftradfahrer als fechtende Truppe zu verwenden, wurde zum ersten Male beim Vormarsch über Dünaburg nach Pskow durch den kgl. bayr. Hauptmann Hindelang, Kommandeur der Kraftfahrtruppen, in die Tat umgesetzt. Ein Kommando von ausgesucht tüchtigen Fahrern war hierzu zusammengestellt worden. Der Waffenstillstand mit Russland ist abgelaufen, am 18. Februar 1918, Punkt 12 Uhr mittags ertoent zum Zeichen des Wiederbeginns der Feindseligkeiten wieder der erste Kanonenschuss, als sich auch schon eine Abteilung von 8 Kraftradfahrern unter Führung von Oberleutnant Wartze aus Berlin-Dahlem (s. Zt. aktiv beim I.-R. 141 Graudenz) zur Sicherung des Vormarsches der auf Lastkraftwagen folgenden Truppen auf Dünaburg zu in Marsch setzt. Die neutrale Zone mit ihren Schneewehen und tiefen Loechern wird glücklich genommen; weiterhin sind die Wegeverhaeltnisse leidlich, abgesehen von einigen stark verschneiten und vereisten Steigungen und 12.40 Uhr nachmittags naehert sich die Abteilung, der sich der Kommandeur der Kraftfahrtruppen im Personenwagen angeschlossen hat, der grossen Eisenbahnbrücke vor Dünaburg, die, wie man wusste, zur Sprengung vorbereitet war. Hier heisst es erst einmal halten und vorfühlen. Unteroffizier Nobbe aus Halle a. S., Kraftradfahrer Bartsch aus Grabig (Niederlausitz) und Schmorl aus Dresden, fahren als Patrouille mit glaenzendem Schneid vor und stürmen — mit dem Karabiner in der Hand — auf die aus 10 Mann bestehende Brückenwache los. Diese ist über das ploetzliche Erscheinen der Maenner im schwarzen Lederwams so bestürzt, dass sie — die Gewehre wegwerfend, — das Weite sucht. Unmittelbar darauf trifft auch schon der vom Kommandeur der Kraftfahrtruppen selbst gesteuerte Personenwagen, eskortiert von den anderen Kraftradfahrern, auf der Brücke ein, erreicht als erster das jenseitige Ufer und haelt kurz, denn der Wagen ist über das Kabel der zur Brückensprengung bestimmten Fernzündung gefahren. Rasch ist es von den Motorradfahrern durchschlagen und der Bahnwaerter, der eben in sein Haeuschen ans Telefon gestürzt ist, noch rechtzeitig verhaftet.

Nun geht es der Stadt zu. Scharen von russischen Soldaten, zu Fuss, zu Pferde, auf Schlitten, ebenfalls der Stadt zustrebend, sind bald überholt und blicken verdutzt auf, als ihnen die Kraftradfahrer energisch Halt gebieten. Einige Reiter versuchen zu entfliehen, andere stehen noch unschlüssig, bis einige Schüsse aus den Karabinern keine Zweifel mehr darüber lassen, dass die deutschen Ankoemmlinge es ernst meinen. Da gehen denn auch schon einige Dutzend Haende hoch und bald ist ein Haufen Gefangener gemacht, die gutwillig ihre Waffen ablegen. Wieder rauf auf die Maschinen! Los geht die Jagd nach einem hochgeladenen Lastkraftwagen. Bald faehrt er in umgekehrter Richtung und als die ersten deutschen Wagen mit der Infanterie eintreffen, sind bereits ein weiterer Lastkraftwagen, ein Personenwagen, ein Panzerauto und eine Haubitzbatterie von den Kraftradfahrern erbeutet. Interessant war es, dass der russische Heeresbericht desselben Tages meldete, die grosse Brücke bei Dünaburg sei gesprengt worden. Hatte man doch mit einer derartigen Ueberraschung nicht gerechnet und die Ausführung der für eine bestimmte Stunde vorgesehenen Zerstoerung für selbstverstaendlich gehalten.

Die folgende Nacht brachte harten Frost und unsere Kraftradfahrer haben morgens bei 18 Grad unter Null alle Mühe, ihre Motore in Gang zu bringen. Die Raeder setzen sich aber pünktlich alsbald in der Richtung auf Dubno in Gang. Vollkommen unbehelligt ist der Ort erreicht und vorbei an einem Lazarett, aus dem russische Offiziere, Soldaten und Rote-Kreuz-Schwestern staunend unsere verwegenen „schwarzen Reiter“ betrachten, steuert man in schlanker Fahrt dem Bahnhof zu. Hier steht gerade noch der letzte russische Militaertransportzug unter Dampf. Den Lokomotivführer, der eben abfahren will, von der Maschine herunterholen und kaltstellen, ist das Werk eines Augenblicks. Da oeffnen sich auch schon die Coupétüren und die „Fahrgaeste“, etwa 1000 Mann, ergeben sich kampflos unserer kleinen Schar. Kraftfahrer Otto aus Esch, Kreis Daun (Eifel), laesst es sich nicht nehmen, einigen fliehenden Offizieren mit seinem Karabiner noch ein paar Schüsse auf den Pelz zu brennen. Dies ist das Zeichen auch für die am Bahnhof plündernden Bauern, massenweise auf flinken Schlitten querfeldein ihr Heil schleunigst in der Flucht zu suchen. Die Beute ist riesengross: Waffen, Munition, Kammerbestaende, Feldküchen, Kraft- und Tankwagen, endlich Lebensmittel in rauhen Mengen. Die Stimmung ist unbeschreiblich.

Die herrlichen Erfolge haben von Tag zu Tag die Unternehmungslust unserer Kraftradfahrer gesteigert und alsbald verzichten sie auf den Rückhalt der ihnen bisher stets in Lastkraftwagen nachfolgenden Infanterie. So unternimmt Oberleutnant Wartze bereits am dritten Tage mit nur 12 Kraftradfahrern eine Streife in der Richtung auf Rjezyca, die auf Schritt und Tritt von Erfolg gekroent ist. Unter der Brücke von Antanopol fasst man einen russischen Pionier-Offizier mit Sprengmunition ab. Auf dem Bahnhof werden die Insassen eines zur Abfahrt bereitstehenden Militaerzuges überrascht, weiterhin zahlreiche bewaffnete Trupps entwaffnet; ein Kraftwagen mit einem russischen Parlamentaer, der einen Brief an die deutsche Regierung bei sich führt, wird zum Generalkommando zurückgeleitet. Infanteriefeuer aus Rjezyca heraus hemmt schliesslich den ungestümen Vorwaertsdrang unserer Kraftradfahrer und sie treten die Rückfahrt an, unterwegs von der Bevoelkerung freudig begrüsst. Tagesleistung 200 km. Spaet kommt man erst zur Ruhe, aber am folgenden Tage sind beim Vormarsch des Detachements die Kraftradfahrer wieder die ersten. Insbesondere zeichnen sich hier Vizefeldw. Cordes aus Hamburg, Unteroffiz. Bethmann aus Langensalza, Unteroffizier Goldau aus Gerkiemen (Ostpr.) und Unteroffizier Nobbe aus Halle aus, die eine 20 Mann starke russische Kavallerienachspitze in Rjezyca einholen und entwaffnen.

Die Gefangenen machen wichtige Aussagen: Ein aus Moskau kommender vollbesetzter Militaerzug wartet vor Rjezyca auf das Zeichen zur Einfahrt. Kurz entschlossen begibt sich Vizefeldwebel Cordes mit einem inzwischen eingetroffenen Pionier-Offizier auf den Bahnhof, faehrt auf einer Lokomotive dem Zuge entgegen und bringt ihn im Triumph ein. Der weitere Vormarsch über Ostrow nach Pskow stellt dann noch ganz besonders hohe Anforderungen an die Fahrleistungen der Kraftradfahrer. Die Strasse ist holperig und glatt, die Kaelte grimmig. Nach laengerem Halt müssen die Motore mit Loetlampen angewaermt werden, damit sie überhaupt anspringen. Das Oel in den automatischen Pumpen wird steif und muss durch heissgemachte Eisenrohre wieder flüssig gemacht werden. Frostschaeden an Haenden und Füssen sind keine Seltenheit. Bezüglich der Verpflegung ist man tagsüber fast nur auf das im Brotbeutel Mitgeführte angewiesen. Die Kraftradfahrer halten aber alle wacker durch und keiner bleibt zurück. Die herrlichen Erfolge, die durch die Erbeutung der in Pskow unversehrt vorgefundenen Autowerkstaette mit über 200 Mechanikern, zahlreichen Kraftwagen und mehreren 1000 Stück Autobereifung, Betriebsstoff und Ersatzteilen ihren Hoehepunkt erreichten, hatten alle zu ungeahnten Leistungen befaehigt.

Schneid und Ausdauer des nur 19 Koepfe starken Kraftradkommandos wurde denn durch Verleihung von Auszeichnungen und Befoerderungen für Tapferkeit vor dem Feinde auch gebührend anerkannt. Drei unserer „schwarzen Reiter“ schmückt heute das E. K. I.

Die letzten Heeresberichte.

27. Mai. **Westlicher Kriegsschauplatz:** Südwestl. von Meteren bei erfolgreicher Unternehmung wurden Englaender gefangen. Die Artillerietaetigkeit lebte an den Kampffronten erst in den Nachmittagsstunden auf. Die feindliche Artillerie war vor allem im Kemmelgebiet, auf dem Nordufer der Lys zwischen Arras und Albert und auf dem Westufer der Avre taetig. Die Erkundungstaetigkeit blieb rege.

28. Mai. **Westlicher Kriegsschauplatz:** Am Kemmel und an der Lys, auf dem Schlachtfelde zu beiden Seiten der Somme und an der Avre haben sich die Artilleriekaempfe gestern morgen verstaerkt. Zwischen Vormezeele und Loker stiessen wir in die feindlichen Linien vor und brachten mehr als 300 Gefangene ein.

Der Angriff des deutschen Kronprinzen südlich von Laon führte zu vollem Erfolge. Die dort stehenden franzoesischen und englischen Divisionen wurde vollstaendig geschlagen, Die Armee des Generals von Boehn hat den Chemin des Dames erstürmt. Der lang gestreckte Bergrücken, an dem der grosse Durchbruchsversuch der Franzosen im Frühjahr 1917 zerschellte und den wir aus strategischen Gründen im Herbst vorigen Jahres raeumten, ist wieder in unserer Hand. Nach gewaltiger Artillerievorbereitung erzwang unsere unvergleichliche Infanterie im Morgengrauen zwischen Vauxaillon und Craonne den Uebergang über die Aillette und drang weiter oestlich zwischen Corbeny und der Aisne in die englischen Linien ein. Voellig überrascht leistete die Besatzung der ersten feindlichen Linien meist nur geringen Widerstand. Schon in den frühen Morgenstunden waren Pinon, Chavignon, Fort Malmaison, Courtecon, Cerny, der Winterberg und Craonne, der Viller-Berg und die ausgebauten Werke bei und noerdlich von Berry-au-Bac erstürmt. Gegen Mittag war unter harten Kaempfen zwischen Vailly und Berry-au-Bac die Aisne erreicht. Vailly wurde genommen. Das Trichterfeld der vorjaehrigen Frühjahrs- und Herbstkaempfe war in unaufhaltsamem Angriffsdrang überwunden. Am Nachmittage ging der Angriff weiter. Zwischen Vauxaillon und Vailly stehen wir auf den Hoehen bei Neuville, Laffaux und noerdlich von Condé. Zwischen Vailly und Berry-au-Bac haben wir die Aisne überschritten und den Kampf in das seit 1914 vom Kriege unberührt gebliebene Gebiet hineingetragen. Von den befestigten Waldhoehen auf dem Südufer des Flusses wurde der Feind erneut geworfen. Wir haben zwischen Vailly und Beaurieux die Hoehen hart noerdlich des Vesle erreicht. Die Armee des Generals von Below (Fritz) warf den Feind aus seinen starken Stellungen zwischen Sapigneul und Brimont über den Aisne-Marne-Kanal zurück und erstürmte auf dem Westufer des Kanals die Orte Cormicy, Cauroy und Loivre. **Bisher wurden 15 000 Gefangene gemeldet.**

Zwischen Maas und Mosel und an der lothringischen Front lebte die Gefechtstaetigkeit auf. Vorstoesse in die feindlichen Linien brachten mehr als 150 Gefangene franzoesischer und amerikanischer Regimenter ein.

29. Mai. **Westlicher Kriegsschauplatz:** An den Kampffronten von der Yser bis zur Oise erhielt erhoehte Gefechtstaetigkeit an. Franzoesische Teilangriffe suedlich von Ypern scheiterten. Westlich von Montdidier drang der Feind bei oertlichem Vorstoss in Cantigny ein.

Die Armeen des Generalobersten von Boehn und des Generals von Below (Fritz) der Heeresgruppe deutscher Kronprinz haben gestern den Angriff siegreich fortgefuehrt. Heraneilende franzoesische und englische Reserven wurden geworfen. Auf dem rechten Fluegel haben die Divisionen des Generals von Larisch nach Abwehr franzoesischer Gegenangriffe den Ruecken von Terny-Sorny und die Hoehen nordoestlich von Soissons genommen.

Nach hartem Kampf brachen die Truppen des Generals von Wichura den Widerstand des Feindes auf der Hochflaeche von Condé. Fort Condé wurde erstuermt, Vregny und Missy genommen. Auf dem Suedufer der Aisne und Vesle wurden die Hoehe westlich von Ciry erstiegen. Die Korps der Generale von Winckler, von Conta und von Schmettow haben die Vesle ueberschritten. Braine und Fismes wurden erobert. Wir stehen auf den Hoehen hart suedlich der Vesle. Die Truppen des Generals Ilse haben die Hoehen nordoestlich von Prouilly erstuermt, Villers-Franqueux und Couroy genommen und kaempfen um die Hoehen von Thierry. Der unermuedlich vorwaertsstrebenden Infanterie, Artillerie und Minenwerfer-Waffe folgen Ballone und Nachrichtentruppen auf dem Fusse.

Kraftvolle Arbeit der Pioniere, Eisenbahnen, Armierungs- und Bautruppen hat die Ueberwindung des Angriffsfeldes und den Nachschub der Kampfmittel durch die rastlos taetigen Kolonnen ermoeglicht. In aufopfernder Taetigkeit versorgen Aerzte und Krankentraeger die Verwundeten auf dem Schlachtfelde. Trotz wechselnden Wetters griffen unsere Flugkraefte den Feind immer wieder mit Bomben und Maschinengewehren an, waehrend Infanterie- und Artillerieflieger ohne Unterbrechung den fortgreifenden Angriff und die Wirkung unseres Artilleriefeuers ueberwachten. **Die Gefangenenzahl ist auf 25 000 gestiegen,** unter ihnen ein franzoesischer und ein englischer General.

Lustige Ecke.

Ein Verlag bietet in den Tagesblaettern ein Lehrbuch der deutschen Sprache an, mit der Frage: «Mir oder Mich?»

Der Landsturmmann Zacherl beantwortet die Frage, indem er an den Verlag auf einer Feldpostkarte schreibt: «Mich!»

Jugend.

***

Salon-Gespraech.

* Nach beendigter Tafel. Frau Geheimrat: «Was halten Sie eigentlich, Herr Leutnant, von einer «Heirat ohne Liebe?»

Lt. v. St. (das Monokel fester klemmend): «Heirat ohne Liebe? Nee, meine Jnaedigste, nich in die Hand! Denn schon eher «Liebe ohne Heirat»!

Vzfw. Vogelsberger.

Raetsel-Ecke.

Synonym.

An Stelle eines jeden der nachstehenden Woerter soll ein synonymes, sinnverwandtes, Wort gesetzt werden. Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben alsdann einen hohen christlichen Festtag.

lachen, behagen, vorbereiten, kehren, doerren, aufkommen, besitzen, vernichten, verstreichen, bürgen.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung der Schach-Aufgabe aus voriger Nummer.

Weiss

1. T. A 8 — F 8 . . . . 4. G G 2 G 4 . . . . .
2. L. H 3 — F 5 . . . . 5. L. H 3 — G 2 gibt Schach
3. L. nimmt S. . . . . und Matt.

Schwarz

1. S. G 6 nimmt F 8 oder A. 3. L. beliebig.
2. S. beliebig. 4. Beliebig.

A) Weiss.

1. . . . . 3. T. F 8 nimmt F 3 . .
2. K. F 1 — E 2 . . . . 4. T. F 3 nimmt F 2 . .
5. T. F 2 — F 1 gibt Matt.

Schwarz.

1. S. G 6 — E 5. 3. L. G 3 — F 2.
2. S. E 5 — F 3. 4. K. G 1 — F 1.

Andere Varianten leicht.

***

Aufloesung der Anagramm-Scherze aus voriger Nummer.

1. Heer, Ehre. 2. langer, Angler. 3. Leiter, eitler. 4. Mai, Alm. 5. meiner, reimen. Ort, rot. 7. rauben, Bauern.

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 512. (4. Kriegsjahr) 1. Juni 1918.

Niemand lebt so, wie er moechte,
jeder lebt nur, wie er kann;
doch, wie er aus Sorg und Mühe
Rosenstraeuche sich erziehe,
sinnet stets der kluge Mann. Ortlepp.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

3. Juni 1915: Einmarsch in Przemysl.
1. und 2. Juni 1916: Erstürmung des Caillettewaldes und von Vaux.
2. Juni 1917: Englaender bei Loos, am Souchezbach und nordoestlich Monchy abgewiesen.
3. Juni 1917: Englaender bei Hulluch, Lens, am Souchezbach, bei Monchy und Cherisy abgewiesen.

Lied in Ruhe.

Heute ist das Leben frei!
Was ich denk und tue,
ist dem Hauptmann einerlei:
Ruhe, Ruhe, Ruhe!

Mit den Stiefeln zieh ich aus
Krieg und Tod und Noete,
denke an mein Vaterhaus,
schau die Abendroete.

Ist im Zigarettenrauch
ein fein laechelnd Schweben:
friedvoll wie ein Himmelshauch
geht vorbei mein Leben.

Steht vor mir ein Glas Gold-Wein,
Einsamkeit zu Gaste.
Herz wiegt mit dem Voegelein
froh am Blütenaste.

Kriegsfreiw. Alfred Hein.

Zur Kriegslage.

Die abgelaufene Woche hat den neuen deutschen Hauptschlag gebracht er ist zwischen Laon und Reims gefallen und hat einen grossen Erfolg gehabt. Trotzdem sich die Zeitungen unserer Feinde ausgiebig genug mit Zeit, Ort und Staerke des erwarteten deutschen Angriffs beschaeftigt haben, wurde, wie der amtliche deutsche Bericht vom 28. Mai mitteilte, die Besatzung der ersten feindlichen Linien am 27. Mai bei Beginn des Angriffs voellig überrascht. Im übrigen ist es schwer, über die eben begonnenen Kaempfe etwas ausführlicheres zu sagen. Die Augen der ganzen Welt blicken mit Spannung auf den Angriff, den die Armee des deutschen Kronprinzen begonnen hat. Die naechsten Tage werden es zeigen, oder haben, wenn diese Zeilen in die Haende unserer Leser kommen, es vielleicht bereits gezeigt, ob der Oberbefehlshaber der Alliierten, Foch, seine Kraefte nicht doch erheblich überschaetzt hat, als er das Schwergewicht seiner Reserven auf den linken (noerdlichen) Flügel seiner Verteidigungslinie in die vorderen englischen Abschnitte verschieben zu koennen geglaubt hat. Hierin scheint uns der Schwerpunkt für die Entwicklung des Kommenden zu liegen.

Für den italienischen Kriegsschauplatz verspricht die fortschreitende Jahreszeit auch günstigere Witterungs- und Bodenverhaeltnisse. General Diaz, der neuerdings trotz der sich über seinem Heer zusammenballenden Wolken — die italienische Presse scheint diese Gewitterstimmung als feststehende Tatsache zu betrachten — einige Truppen an die Westfront abgegeben zu haben scheint, koennte also sehr wohl in die Lage kommen, sein Feldherrntalent in neuer Feldschlacht zu erweisen. Bisher kennt man ihn nur als Organisator der italienischen Verteidigungslinie nach dem Einsturz am Isonzo, der Italien eine reiche Provinz und ganze Armeen gekostet hat. Aber es ist wohl weniger dem Talent dieses Generals als der Absicht der Mittelmaechte zuzuschreiben, wenn die Piave noch bis heute die Grenze zwischen den Heeren in Venetien bildet. Der italienische Kriegsschauplatz gehoert organisch zum franzoesischen. Eine Offensive unserer Bundesgenossen waere nichts anderes als die natürliche Folge aus der strategischen Lage und entspraeche dem Geist der gemeinsamen Kriegführung, der durch die Vertiefung des Bundesverhaeltnisses soeben für die Zukunft bewahrt worden ist.

Der Balkankrieg ist erstarrt — seit die Entente ihre Niederlage durch den Frieden von Bukarest besiegelt sieht, ist noch weniger als bisher sein Wiederaufleben zu erwarten. Die Entente kann es nicht und für die Mittelmaechte liegt kein Bedürfnis dazu vor. Umso lebhafter entwickelt sich der Kampf an der Peripherie des türkischen Reichs, wo es unseren Bundesgenossen gelungen ist, einen gefaehrlichen Anschlag der Englaender gegen die Hedschasbahn voellig zu vereiteln. Für die entscheidende Strategie des Westens belanglos, ist die Kriegslage in Asien doch ein wesentliches Argument und, wie wir nicht verkennen dürfen, auch eine wesentliche Stütze der politischen Wünsche der Englaender im nahen Orient. Der letzte türkisch-deutsche Erfolg oestlich des Jordan zeigt, dass unsere Interessen auch dort in guter Hut sind. Je staerker unsere Erfolge auf dem Hauptkriegsschauplatz, desto geringer ist auch die Bedeutung der Kriegslage in Asien.

Erwarten wir in Ruhe den Ausgang des Feldzugs, den die deutsche Heeresleitung in Frankreich so glücklich begonnen hat. Der Kaiser selbst hat kürzlich in Aachen bestaetigt, dass dieser grosse Angriffsplan viel Zeit und Geduld erfordert; aber wir haben mit Freude vernommen, dass der Oberste Kriegsherr voller Zuversicht das Ende erwartet: „die Sache wird werden."

Die Herabsetzung der Brotration daheim.

Die Herabsetzung der Mehlration von zweihundert auf hundertsechzig Gramm stellt etwa den Zustand wieder her, den im Vorjahr die entsprechende Verkürzung, damals auf hundertsiebzig Gramm, bis zur neuen Ernte geschaffen hatte. Geringer als damals wird, die auf den einzelnen Verbraucher entfallende Menge nicht sein, da sie durch Streckmittel auf etwa 180 Gramm erhoeht wird. Die Brotversorgung innerhalb der einzelnen Gemeinden wird bei der Verschiedenheit der Verhaeltnisse (Rücklagen mancher Gemeinden) geringen Schwankungen unterworfen sein.

An Zucker stehen 50000 Tonnen zur Verfügung, die eine Mehrzuteilung von 25 Gramm pro Kopf und Tag ermoeglichen. Weitere 50000 Tonnen Zucker, dessen Zufuhr als gesichert gelten kann, erwarten wir, etwa von Anfang Juni an, aus der Ukraine. An ,,Naehrmitteln" wird in Preussen wahrscheinlich das Anderthalbfache der früheren Menge zugeteilt werden koennen, so dass beispielsweise in Berlin, im Monat und auf den Kopf der Bevoelkerung gerechnet, statt der ausfallenden 1200 Gramm Mehl 750 Gramm Zucker und 450 Gramm Naehrmittel, zusammen ebenfalls 1200 Gramm, gegeben werden koennen. Als Notreserve bleiben noch Vorraete an Kohlrüben. Die Unmoeglichkeit, auch diesmal, wie im Vorjahr, die Fleischration zu erhoehen, wird aus der Tatsache klar, dass wir in Deutschland in diesem Frühjahr nur noch 5,7 Millionen Schweine hatten (im Vorjahr noch über 13 Millionen). Die vorhandene Menge reicht gerade noch zur Weiterzucht aus. Nicht so sehr an Zahl (am 1. Maerz 1918: 19 Millionen) als an Qualitaet sind die Rinderbestaende zurückgegangen; das durchschnittliche Schlachtgewicht betraegt nur noch 136 Kilogramm.

Zur Beurteilung der Schwierigkeiten muss man sich daran erinnern, dass im Jahre 1917 die Brotgetreideernte unter mittel, die Futtermittelernte beispiellos schlecht und nur die Kartoffelernte gut war. Im Jahre 1917 verbrauchten wir trotz der guten Brotgetreideernte des Jahres 1916 vom Juni an die rumaenische Zufuhr, von Anfang Juli an den Ertrag des Frühdrusches, also einige hunderttausend Tonnen der neuen Ernte. Auch jetzt koennen wir immerhin wohl auf etliche hunderttausend Tonnen aus der Ukraine rechnen, die uns die Entnahmen aus der neuen Ernte ersetzen koennen. Es kommt hinzu, dass die Belieferung mit Kartoffeln (7 Pfund woechentlich) diesmal, im Gegensatz zum Vorjahr, bis etwa zum 1. Juli gesichert scheint; von da ab werden Frühkartoffeln, zum Teil aus Holland, geliefert werden.

Die Ration der Selbstversorger ist schon am 1. April ds. Js. von 8,5 auf 6,5 Kilogramm gekürzt worden; eine weitere Verkürzung ist im Hinblick auf die geringen in Frage kommenden Mengen und mit Rücksicht auf die in der Landarbeit beschaeftigten Schwerarbeiter nicht zweckmaessig.

Auf Zufuhren aus dem Osten (Rumaenien) waren wir schon waehrend des ganzen Krieges angewiesen. Sollte die Ukraine nur 50000 Tonnen mehr liefern, als wir heute erwarten, so koennte die Verkürzung der Brotration schon im Juni wieder aufgehoben werden. Was schliesslich die Frage der Erfassung angeht, so mag darauf hingewiesen werden, dass den von Dorf zu Dorf ziehenden Kontrollkommissionen in hunderten von Faellen Vertreter der Verbraucher (Gewerkschaftsmitglieder usw.) mitgegeben worden sind und, nach ihren Berichten, sich überzeugt haben, dass in der Erfassung das Moegliche geschieht.

Dass die Herabsetzung der Brotration nicht vermieden werden konnte, ist eine Folge der Enttaeuschung, die uns, zunaechst wenigstens, die Ukraine bereitete.

Zum Vergleich einige Zahlen über die Getreideausfuhr Rumaeniens. Aus der Ernte des Jahres 1916—17 erhielt Deutschland etwa 367000 Tonnen, bei einer Gesamtabgabe Rumaeniens von 905000 Tonnen. Vom 5. August 1917 bis zum 4. Mai 1918 betrug die rumaenische Gesamtausfuhr 772000 Tonnen, wovon Deutschland 312000 Tonnen erhielt. Bis zum Ende des Erntejahres dürfte die Gesamtsumme wieder auf etwa 900000 Tonnen kommen, von denen auf Deutschland etwa die Haelfte entfaellt. Die Gesamteinfuhr Deutschlands an rumaenischen Lebensmitteln kommt etwa dem Bedarf eines Monats gleich.

Der Vertrag der Mittelmaechte mit der Ukraine, wonach diese bis zum 31. Juli 60 Millionen Pud oder annaehernd eine Million Tonnen Getreide und Futtermittel liefern sollte, ist bekannt. Den unmittelbaren Ankauf und den Verkehr mit den Kleinhaendlern (Juden) hat das ukrainische Staatsgetreidebüro übernommen. Ungünstig beeinflusst wurden die Lieferungen durch die politischen Vorgaenge in der Ukraine; die Aprillieferung von 6 Millionen Pud konnte nicht erfüllt werden. Die Preise entsprechen den Festsetzungen, die noch in der Russenzeit, der allgemeinen Teuerung und der Papiergeldüberschwemmung entsprechend, vorgenommen worden sind. Sie betragen für die Tonne Weizen (einschl. Gebühren) 840 Mark, für die Tonne Roggen, Hafer, Mais: 650 Mark. Da noch Transportkosten von 120 bis 140 Mark hinzukommen, stellt sich der Preis des Weizens auf annaehernd 1000 Mark die Tonne.

Bis zum 30. April wurden in der Ukraine 30000 Tonnen Koernerfrüchte verladen. Ueber die Grenzen gingen 227000 Tonnen, von denen 5800 auf Deutschland entfielen. Bis jetzt nach Deutschland gelangt sind 1800 Tonnen. Indessen ist an den drei Uebergangsstellen der ,,trockenen Grenze" der Umbau der Bahnanlagen soweit gefoerdert, dass vom 1. Juni ab 13 bis 14 Züge taeglich umgeladen werden koennen. Weit groessere Mengen lassen sich auf dem Wasserwege befoerdern; doch ist zu bedenken, dass von den Haefen des Schwarzen Meeres bis nach Deutschland das Getreide acht Wochen oder, bei Bahnbefoerderung von Braila ab, immerhin fast einen Monat braucht. Bis jetzt sind etwa 70000 Tonnen angekauft und auf die Bahn gesetzt; bis Ende Mai werden rund 100000 Tonnen abtransportiert sein. Diese Menge reicht freilich nicht aus. Anstatt der 130000 Tonnen, die auf Deutschland allein bis zum 15. Juni entfallen sollten, wird es nur gegen 70000 erhalten!

An unserer Fleischversorgung soll sich die Ukraine durch Lieferung von 160000 Rindern (der Seuchengefahr wegen an der Grenze geschlachteten) beteiligen. Ferner hat sich die Ukraine verpflichtet, den Mittelmaechten bis zum 30 Juni mindestens 400, moeglichst 500 Millionen Eier zu liefern. Auf Deutschland sollen 60 v. H. dieser Menge entfallen, der Kleinhandelspreis für das Stück wird etwa 40 bis 45 Pfg. betragen.

Die Einsetzung einer neuen Regierung, die der unglücklichen Landpolitik der Rada ein Ende gemacht hat, bedeutet für die wirtschaftlichen Beziehungen zu den Mittelmaechten unter allen Umstaenden eine Verbesserung. Die Bereitwilligkeit der Ukraine, mit uns in Austausch zu treten, wird schon durch ihren ausserordentlichen Bedarf an landwirtschaftlichen Maschinen und Kleineisenware gesichert (ein Hufeisen kostet in der Ukraine gegenwaertig 9 Rubel!). Bis jetzt sind etwa 30000 Tonnen derartiger Waren nach der Ukraine geschafft worden. Zu einer pessimistischen Beurteilung der Verhaeltnisse in der Zukunft ist kein Anlass, da der Handel einer inneren, von politischen Sympathien oder Antipathien ziemlich unabhaengigen Notwendigkeit folgt.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Unser neuer Vorstoss im Westen. Ende Oktober 1917 hatten die Franzosen unter Aufgebot einer gewaltigen Ueberlegenheit an Streitkraeften wie Material unsre Stellung am westlichen Beginn des Chemin-des-Dames, die sogenannte Ecke von Laffaux, in ihren Besitz gebracht. Die deutsche Führung nahm ihre Truppen in ihre Linie zurück, die von dem Massiv von St. Gobain noerdlich des Waldes von Pinon und am Oise-Aisne-Kanal entlang zur Ailette zog und sich dann am Rande des Chemin-des-Dames bis Berry-au-Bac fortsetzte. Diese Front wurde gehalten, übrigens auch seitdem nicht mehr mit Nachdruck angegriffen. Die Aisneschlacht Ende Oktober 1917 brachte den franzoesischen Angreifern nach 20taegigem Ringen einen Gelaende-

gewinn von 100 Quadratkilometern, den sie zum groessten Teil der ungestoerten freiwilligen Rücknahme der deutschen Front am 1. November verdankten. Der franzoesische Minister-Praesident Painlevé nannte den Angriff am 23. Oktober, der in der Breite von 2 Meilen bis in die Hoechsttiefe von knapp 4 Kilometer vordrang und den Franzosen 7500 Gefangene einbrachte, „eine der glaenzendsten Waffentaten dieses Krieges." Jetzt überrannten die Deutschen im ersten Anlauf die gesamten franzoesischen Stellungen auf dem Chemin-des-Dames und weiter oestlich bis Brimont in über 50 Kilometer Breite. Am Abend des ersten Schlachttages waren bereits über 400 Quadratkilometer erobert. Das bedeutet in einem Tage den vierfachen Gelaendegewinn der Franzosen in der zehntaegigen Schlacht vom 28. Oktober bis 7. November 1917. Die Einbruchtiefe von 18 Kilometern am ersten Kampftage ist das Hoechstmass des bisher in einer Durchbruchsschlacht Erreichten. 25 000 Gefangene waren bereits am zweiten Schlachttage gezaehlt. — Der neue deutsche Offensiv-Erfolg hat in Paris sehr starken Eindruck gemacht, wenn gleich die Regierung sichtlich den Versuch macht, die Oeffentlichkeit zu beruhigen und durch beschwichtigende Kommentare den Eindruck zu erwecken, als sei nichts geschehen, was man nicht erwartet haette. Aus Schilderungen westschweizer Blaetter geht aber trotz vorsichtiger Darstellungsweise hervor, dass die Bevoelkerung der franzoesischen Hauptstadt sich in lebhafter Spannung befindet. Die englischen Zeitungen ergehen sich in Beschwichtigungsartikeln, ein Zeichen dafür, wie gedrückt die Stimmung des Volkes dort ist. So heisst es: „Obwohl der Angriff der Deutschen im Abschnitt von Reims und Soissons kaum erwartet war, so fand doch die Wiederaufnahme der lange überfaelligen Offensive die Alliierten überall vorbereitet."

Alle Zeitungen sprechen ihre Zuversicht aus, dass der Versuch der Deutschen gegen die Armeen der Alliierten fehlschlagen werde. Eine jaemmerliche Verlegenheitsphrase angesichts des grossen Erfolges, den wir bereits errungen haben.

Von einem österreichischen Dichter.

** In vier langen Kriegsjahren hat sich das deutsch-oesterreichische Bündnis bewaehrt und das Wort von «dem Schulter an Schulter kaempfen» ist ein Teil unseres Sprachschatzes geworden.

Soll dieses Beieinanderstehen auch seinen Segen in die Friedenszeit mit hinübernehmen, so muss ein inneres Verstehen die aeussere Waffenbrüderschaft begleiten. Wir müssen uns hineindenken in das oesterreichische Geistesleben und zu finden suchen, wo die Wurzeln seiner Kraft sitzen.

Nirgends aber ist das leichter zu erreichen, als wenn wir uns in seine Dichter versenken, die ja ihr Land kennen und seine Stimmen sind. Der Besten einer ist Rudolf Hans Bartsch. Aus der grünen Steiermark stammend, ist er dem deutschen Volke schon lange kein Unbekannter mehr! — Wie viele begeisterte Leser hat sein schoenes Buch von den «Zwoelfen aus der Steiermark» gefunden, nicht weniger als seine «Bittersüssen Lebensgeschichten». Und wenn heute im «Dreimaederlhaus» die Schubertschen Melodien in unvergleichlicher Schoenheit zu unserer Seele sprechen, dann wollen wir dabei nicht vergessen, dass es Rudolf Hans Bartsch gewesen ist, der uns die Geschichte von «Schwammerl» erzaehlt hat. Er hat uns ein neues Buch geschenkt, von dem wir heute ein wenig plaudern wollen. «Lukas Rabesam», so heisst es, und ist im Verlag von L. Staackmann in Leipzig erschienen!

Es steht in einem inneren Zusammenhang mit jenem schon erwaehnten «die Zwoelf aus der Steiermark» und ist doch ein Werk für sich! Wieder spielt es in dem sonnigen Graz, jener deutschen Stadt in der Steiermark, über der doch schon der Glanz des Südens liegt! — Diese Geschichte von dem Gottsucher Lukas Rabesam birgt alle Noete unserer Zeit. Es ist kein Kriegsroman, wie sie leider in solch grosser Auswahl oberflaechlich gearbeitet auf den Markt geworfen werden! — In diese traeumende Welt jener Menschen, die das Leben nicht bloss als eine Hetzjagd auffassen, ist der Krieg mit rauher Hand getreten. Nicht bloss ihr Koerper, auch ihre Seele hat sich mit ihm abzufinden und davon erzaehlt uns Bartsch! Und gar mancher wird, wenn er den Roman in einer stillen Stunde liest, leise sich sagen: «Ist es dir nicht auch so gegangen?» Hast du nicht auch wie ein Traeumer gelebt und aus versonnenen Augen in die Welt geblickt, als der Krieg kam und dich aus allem herausriss und ist dann nicht im Laufe der Jahre ein anderer Mensch aus dir geworden! Noch leben wir ja in der Zeit, in der das Wort «Eisen» immer und immer wieder ertoent! Wenn aber einst einmal wieder die Kanonen verstummen werden und der Frieden zurückkehrt, dann wollen wir hoffen, dass es noch Traeumer gibt und Menschen, die im Zeitalter der Maschine auf die Sprache der Seele lauschen und in jenen Stunden der Menschheit Ewigkeitswerte schaffen. Denn wenn schon lange Bauten und Palaeste, Maschinen und Fabriken verbraucht und veraltet sind, dann erklingt noch das Wort des Dichters. Er ist, wenn er ein wahrhaft Grosser ist, unvergaenglich. Wir haben uns scheinbar etwas von «Lukas Rabesam» entfernt, und doch nicht ganz. Im weiten deutschen Sprachgebiet stellt eben gerade Oesterreich jene traeumende Seite dar. Für die deutsche Seele hat diese ihre garnicht hoch genug einzuschaetzende Bedeutung. —

Und wir müssen dankbar sein, dass uns das Geschick im Rasen und Hasten der Gegenwart Dichter wie Rudolf Hans Bartsch geschenkt hat, die Werke schaffen, wie dieser ganz wundersame Lukas Rabesam, von dem wir wünschen moechten, dass er recht vielen die gleichen schoenen Stunden bereiten moechte, wie dem Schreiber dieser Zeilen! —

Untffz. Dr. Willy Cohn.

Briefkasten.

Sanitaets-Untffz. M. Wenn es Ihnen nicht anders befohlen wird, so haben Sie mit anzutreten.

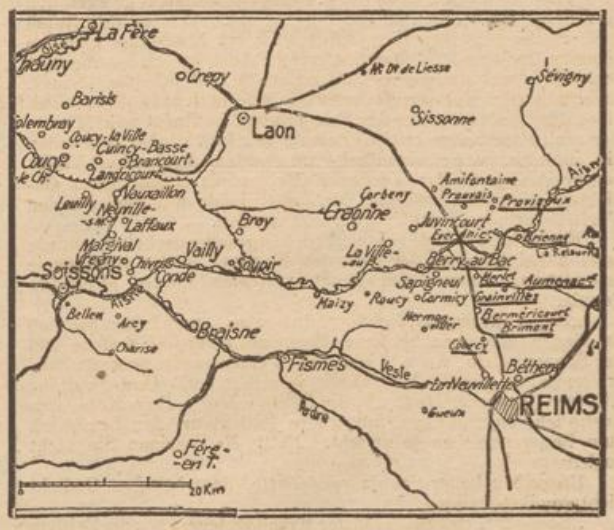
Vizewachtmeister H. Sie sind aktiver Vizewachtmeister.

Untffz. G. Von Kursen zur Vorbereitung für die Einjaehrigen-Prüfung, die an der Westfront eingerichtet sein sollen, ist uns nichts bekannt.

Die letzten Heeresberichte.

30. Mai **Westlicher Kriegsschauplatz:** An den Kampffronten zwischen Yser und Oise nahm die Gefechtstaetigkeit vielfach zu. Oertliche Infanteriegefechte.

Der Angriff der Kampfarmeen des deutschen Kronprinzen schreitet siegreich vorwaerts. Noerdlich der Aisne wurde in hartem Kampf bei Crecy-au-Mont, Juvigny und Cuffies Gelaende gewonnen. **Brandenburgische Truppen haben Soissons genommen.** Südlich der Vesle brach die in der Bildung begriffene neue Front der Franzosen in den unaufhaltsamen Angriffen unserer Divisionen zusammen. Wir warfen den Feind nach hartnaeckigem Widerstand bis über die Linie Villemontoire-Fère-en-Tardenois—Coulonges—Brouillet—Branscourt zurück. **Die Forts der Nordwestfront von Reims sind gefallen.** Der Nordteil von La Neuvillette und Bétheny wurde genommen. **Die Gefangenenzahl ist auf über 35 000 gestiegen.** Die Beute an Artillerie- und Kriegsmaterial ist gewaltig. Geschütze aller Art bis zu Eisenbahngeschützen schwersten Kalibers wurden erobert. Das stürmische Vordringen unserer Angriffstruppen ver-



wehrte dem Feinde, die im eroberten Gebiete aufgestapelten reichen Kriegsvorraete zurückzuführen. Grosse Bestaende fielen in Soissons, Braine und Fismes in unsere Hand. Ausgedehnte Munitionslager, Eisenbahnzüge, Lazarettanlagen mit zahlreichen Sanitaetsausrüstungen kamen in unseren Besitz. Flughaefen mit startbereiten Maschinen und Flugzeugmaterial wurden erbeutet.

Bei den Heeresgruppen Gallwitz und Herzog Albrecht lebte die Gefechtstaetigkeit nur zeitweilig auf.

Unsere Flieger schossen in den letzten 3 Tagen 38 feindliche Flugzeuge ab. Oberleutnant Berthold errang seinen 29. Luftsieg. Leutnant Roeth brachte in einem Fluge von Dixmuide bis südlich von Ypern 5 feindliche Fesselballone brennend zum Absturz.

31. Mai. **Westlicher Kriegsschauplatz:** Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Artilleriekaempfe in wechselnder Staerke. Kleinere Infanteriegefechte.

Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Den an der Aillette-Front südlich der Oise weichenden Feind stiessen wir über die Oise und Aillette nach und gewannen die Linie Brétigny-St. Paul-Troisly-Loire. Noerdlich der Aisne warfen wir in stetem Kampf den Feind über Bieuxy-Chavigny zurück. Südlich von Soissons führte der Franzose Kavallerie und Infanterie zu heftigen Gegenangriffen vor. Er wurde von unserem Feuer vernichtend gefasst und geschlagen. Wir haben die Strasse Soissons-Hartennes überschritten. Die in Richtung auf Fère-en-Tardenois über die Marne und von Südosten her herangeführten franzoesischen Divisionen vermochten trotz verzweifelter Gegenangriffe nirgends unseren vorwaertsdraengenden Korps erfolgreichen Widerstand zu leisten. Rückwaertige Stellungen des Feindes bei Arcy und Grand Rozoy wurden durchstossen.

Südlich von Fère-en-Tardenois haben wir die Marne erreicht. Die Hoehen bei Champvoisy, St. Gemme und Romigny sind in unserem Besitz. Auf dem Südufer der Vesle (westlich von Reims) wurden Germigny, Gueux und Thillois genommen. Gefangenenenzahl und Beute sind staendig im Wachsen. **Mehr als 45 000 Gefangeue, weit über 400 Geschütze, tausende von Maschinengewehren.**

Lustige Ecke.

Liebe Armee-Zeitung!

* Leutnant Schulz von der 3. Kompagnie schickt gelegentlich eine kleine Geschichte an die Feldzeitung. Wie es der Zufall will, ist bei derselben Kompagnie auch ein Musketier gleichen Namens, der ebenfalls eine dichterische Ader hat und seine Musenkinder durch die gleiche Zeitung an die Oeffentlichkeit bringt. Innerhalb der Kompagnie werden, jedesmal nach Erscheinen eines der Geistesblitze in der Feldzeitung, Leutnant wie Musketier nach allen Seiten kritisch beleuchtet. Leider aber weiss man nie sogleich, w e r eigentlich von beiden dichtenden Vaterlandsverteidigern der Verfasser des jeweils abgedruckten Gedichtes ist, da Leutnant und Musketier beide mit dem simplen Verfassernamen „Schulz" gedruckt werden. —

Ein Stimmungsgedicht „Fruehlingssonnenschein" wurde neulich bei Eingang der neuesten Nummer in der Kompagnie besprochen. Unteroffizier Krach ruft sich unsern Musketier Schulz.

„Sagen Sie einmal, Schulz", fing er an, „was haben Sie sich da wieder fuer einen heillosen Bockmist geleistet! Erstens mal der Sonnenschein, wo wir jetzt bald 3 Wochen das groesste Sauwetter haben, das die Menschheit je erlebt hat. Und dann Ihr „Herzen jauchzen" und „in die Ferne eilen". So'n Kohl, den haette ich, anjenommen, ich waere Redakteur, den haette ich zum Feueranmachen jebraucht. Jlatt! Na, meinen Sie nicht auch?"

Unser Musketier Schulz versicherte, dass besagtes Gedicht nicht von ihm stamme.

„Soooo??", rief Unteroffizier Krach verlegen, zog die Zeitung aus der Tasche, las das Gedicht ein ums andere Mal gruendlich durch und meinte dann: „Wissen Sie, Schulz, offen raus, wenn man das Gedicht aufmerksam, so ganz aufmerksam liest, ist es doch wirklich nett; ich kann mir nicht helfen, vernuenftiger als I h r ganzes Geschreibsel. — Na is gut." — —

„W i e aber, Herr Unteroffizier, wenn das Gedicht d o c h von mir waere?"

„Also doch von Ihnen? Na ja, ich dachte es mir ja gleich!" —

„Es ist ja garnicht von mir. Ich meinte nur bloss: w e n n —

„Na nu ab trimo!!"

„Ich trimo-e ja schon ab, Herr Unteroffizier."

Gefr. Willy Erthal.

F. d. A. Z. gez. v. Gefr. Gebhardt.



Hier Emil, rooche mal ehne mit — — «Marke Frohsinn», wir woll'n froh sinn, wenn sie alle sin.

***

Wir hatten bei uns sehr viele Rueben gebaut, deshalb wurde angeordnet, dass Rueben auch an Pferde verfuettert werden sollten.

Einige Tage spaeter meldet unser Rittmeister der Division: „Die Pferde fressen die Rueben nicht."

Daraufhin kommt die Umfrage: „Warum fressen die Pferde die Rueben nicht?"

Und umgehend folgt die Antwort: „Eine Umfrage bei den Pferden ergab keine naehere Aufklaerung."

Jugend.

Raetsel-Ecke.

Magisches Figuren-Raetsel.

—e		—a
	—e	
—i		—a

Die Buchstaben e, e, a und i, e, a sind je die zweiten, vierten und sechsten zweier Woerter. Welche Buchstaben sind zur Ergaenzung erforderlich, bezw. wie lauten die beiden Woerter? Sie bdeuten: 1. Eine Blume. 2. Einen weiblichen Personennamen.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung des Synonyms aus voriger Nummer.

kichern anstehen rüsten fegen roesten einstehen innehalten tilgen ablaufen gewaehrleisten. — Karfreitag.

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Lt. Wittich. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 514. (4. Kriegsjahr) 7. Juni 1918.

Halt immer offen die Ohren
und meistens geschlossen den Mund,
so wird dir der andern Torheit,
doch deine eigne nicht kund. Reicke.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

7. Juni 1917: Schlacht am Wytschaetebogen zwischen Ypern und dem Ploegsteert—Wald. Wytschaete und Messines in Feindeshand.

Weh dir Welschland!

Weh dir Frankreich! Fremde Pferde
Pflügen fürchend deine Erde,
Saatkorn, das am Belt erstand,
Hat aus deinem Acker Proben
Hoch zu Halm und Frucht erhoben,
So bezwang der Feind dein Land!

So bist du von uns gezwungen. — —
Da wir singend eingedrungen,
Ward dein Wein uns untertan.
Deutsche Winzer, Welschland, ernten — —
Wie sie es am Rheine lernten — —
Deiner Reben Rot fortan . . . .

Deine Waelder, Welschland, sollen
Recht zur Stütze unserer Stollen
Fürder fallen. Und dein Erz
Wird nun schon im vierten Jahre
Deutscher Faust entwachsene Ware . . . .
Griff dir das noch nie ans Herz?

Laesst du, Welschland, dir den Glauben
An den Endsieg noch nicht rauben?
Traeumst noch von der deutschen Flucht!
Willst du dich nicht ganz entehren,
Lass dich durch dies Weh belehren:
Sieh, dein Land traegt fremde Frucht!

Herbert Hirschberg (im Felde).

Ein Held des Schweigens.

Bei der 2. Armee wurde ein englisches Nachrichtenblatt erbeutet, aus welchem hervorgeht, dass der Soldat Wiegand von der 3. Kompagnie des Infanterie-Regiments 60 der 121. Division nach seiner Gefangennahme am 20. 8. 17 jede Aussage verweigerte.

Die Uebersetzung des entsprechenden Abschnitts lautet: „Der Gefangene, roemisch-katholischer Religion, sagte, dass er beim Eintritt in die deutsche Armee einen Eid geleistet habe, im Falle seiner Gefangennahme keinerlei Angaben zu machen, welche die Sicherheit seiner Kameraden gefaehrden koennten. Sein Benehmen war achtunggebietend und steht im vollen Einklang mit den besten Traditionen militaerischen Ehrgefühls. — In der Tat konnten keinerlei Angaben von dem Gefangenen, der 19 Jahre alt ist, erlangt werden."

Seine Exzellenz der erste Herr Generalquartiermeister Ludendorff hat angeordnet, dieses Beispiel pflichttreuen Verhaltens saemtlichen Truppen bekannt zu geben. Kamerad Wiegand hat von dieser Ehrung so wenig eine Ahnung wie von der oben angeführten Anerkennung seitens des Gegners. Er hat die Aussage verweigert, ohne daran zu denken, dass die englischen Akten über seine Vernehmung einmal in deutsche Haende fallen koennten. Solcher Zufaelle gibt es aber in Zeiten des Bewegungskrieges die Menge. Haette sich Wiegand durch die Drohungen und die schlechte Behandlung seitens des englischen Vernehmungsoffiziers zu der kleinsten Pflichtwidrigkeit hinreissen lassen, so stünde er jetzt vor unseren Augen gebrandmarkt als Verraeter. Die Sonne bringt alles an den Tag. Hier hat sie das strahlende Bild der Treue aufgedeckt, das eine jugendliche Heldenseele im Schmucke reifer Mannhaftigkeit zeigt.

Die Antwort des Musketiers Wiegand, so schlicht und klar und würdevoll, gereicht ihm selbst, seiner Kompagnie, der ganzen deutschen Armee zur Ehre.

Englands Kriegsziel im Orient*)

Von Sven Hedin.

Was ist Englands Ziel im Kriege gegen die Türkei? Es will seine Herrschaft über Aegypten befestigen und den Besitz Indiens sichern.

Aber glaubt ihr, England, das den Brand des Weltkrieges entzündete und die verheerende Glut zu seinem eigenen Vorteil lenken zu koennen meinte, werde sich mit den ungeheuren Gebieten begnügen, die es bereits durch Gewalt oder List andern Voelkern geraubt hat? Ein Reich wie dieses kann nur durch immer neue Eroberungen zusammengehalten werden. Breitet die Weltkarte vor euch aus, bezeichnet die britischen Besitzungen mit den Jahreszahlen ihrer Eroberung — und dann entscheidet, ob diese Behauptung wahr ist oder nicht.

Englands Ziel geht weiter: Aegypten soll mit Indien durch eine Brücke verbunden werden, deren Landmasse zehnmal so gross ist wie mein Vaterland Schweden! Von Suës und der Wüste Sinai haben sich englische Kolonnen an Jerusalem herangearbeitet — sie werden sich auch durch die Taurischen Gebirge nicht aufhalten lassen. Dort wollen sie mit den Kampfgenossen zusammentreffen, die auf dem Weg durch Mesopotamien bereits Basra, Bagdad und Samarra hinter sich gelassen haben.

Durch die Landung in Dschidda und die Einverleibung von Mekka ist Arabien bereits in englischer Gewalt, und

*) Aus: Hedin, „Jerusalem" (Leipzig Brockhaus, Feldpostausgabe 1,50 Mk.)

bleischwer lastet nach der russischen Katastrophe Englands Hand auf Persien.

Die Brücke zwischen Aegyten und Indien ist also tatsaechlich schon geschlagen! England ist glücklicher Besitzer der heiligsten Orte des Islam: Mekka, Kerbela und Nedschef, und selbst die Stadt auf Zions Berg ist ihm schon zur Beute gefallen.

Damit erreicht England auch sein zweites Ziel: Es durchschneidet die Bagdadbahn und hemmt das Vordringen des deutschen Handels nach dem Orient.

Als es den Englaendern in einem früheren Abschnitt des Krieges schlecht ging, versprachen sie mit schmeichelnden, verführerischen Worten dem Weissen Zaren die Dardanellen



und Konstantinopel. Ist jemals ein Ehrenwort treuer gehalten worden? Als der Friedenswille des Zaren für Englands Plaene gefaehrlich zu werden drohte, hiess es einfach: Hinunter mit ihm auf den Müllhaufen! Glaubt heute noch ein Tor in dieser sonst so einfaeltigen Welt, dass Russland jemals den Rauch Konstantinopels erblicken werde? Nein! Von jeher beherrschte die englischen Eroberer der eine Gedanke: Nur die Fahne Britanniens soll über den Moscheen von Stambul flattern!

Das von dem englischen Handlanger Venizelos unterminierte Griechenland, dessen Thron ein tapferer Koenig aufgeben musste, um einem willigen Prinzen Platz zu machen, dient mit allen Insel des Archipels als Stütz- und Ausgangspunkt für weitere Unternehmungen gegen Konstantinopel und das Schwarze Meer. England hat seine Verbündeten immer nur zur Erreichung eigener selbstsüchtiger Ziele missbraucht. Bundesgenossen, Gegner, Schützlinge — alle werden sie gleich behandelt. Zweifellos liegt etwas Grossartiges in diesem rücksichtslosen Streben, auf Kosten aller andern die Herrschaft über die ganze Welt an sich zu reissen.

Jetzt ist England dabei, sich von einer andern Seite her des gemarterten russischen Freundes anzunehmen, der auch in früheren, wohlbekannten Faellen einer der Haupttrümpfe in dem englischen Spiel gewesen ist. Irregeführte Troepfe glauben, die skandinavischen Staaten, die hier im Wege liegen, würden mehr Schonung finden als Griechenland. Sie werden furchtbar erwachen, wenn erst die Totenglocke über ihnen laeutet! Denn auch hier geht Englands Weg über gestürzte Throne, zerschlagene Koenigskronen und zerfleischte, ausgehungerte Voelker.

Das einzige, was die Welt von diesem Vampyr befreien kann, ist Deutschlands siegreichs Schwert!

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Die Kaempfe bei Soissons. WTB. Berlin, 3. Juni. Die schon gestern gemeldeten harten oertlichen Kaempfe bei Soissons haben sich zu einer grossen Schlacht entwickelt. Der Gegner hatte alle verfügbaren Kraefte in einem gross angelegten Flankenstoss mit der Absicht zusammengefasst, Soissons wieder zu nehmen. Die dort befindlichen alten Stellungen gaben ihm vorzügliche Stützpunkte. Er liess nichts unversucht. So attackierte die Kavallerie bei Bucanoy deutsche Begleitbatterien, die unserer Infanterie auf dem Fusse folgte. Es gelang ihr, die Bespannung zu erreichen, da wurde sie durch wohlgezieltes Maschinengewehrfeuer aufgerieben. Am Nachmittag griff ein grosses Tankgeschwader aus der Linie Missy—Chaudun kommend, zu beiden Seiten der grossen Strasse Paris—Soissons erfolglos an. Fünf der Tanks liegen westlich Vauxbuin zerschossen im Gelaende. Ueberaus starke feindliche Schlachtgeschwader griffen unsere Artillerie und Infanterie an, waehrend zu gleicher Zeit Bombengeschwader das Innere der Stadt Soissons bewarfen. Die besten Truppen Frankreichs, das erste Eiserne Korps mit einer marokkanischen Division, sind südwestlich Soissons eingesetzt worden. Es hatte schwere Verluste, 2400 Gefangene sind schon gemeldet. In der Nacht vom 31. Mai bis zum 1. Juni flaute das Feuer bei Soissons ab. Maechtige Braende wüten im Stadtinnern. Die beiden grossen Heerde befinden sich noerdlich der Kathedrale und im oestlichen Stadtteil an der Aisne.

Die Einbusse des Verbandes an Material. Vom 21. Maerz bis zum 1. Juni 1918, also in zehn Wochen, sind in den Kaempfen an der Westfront den Deutsohen über 175 000 Gefangene und weit über 2000 Geschütze in die Haende gefallen. Die Zahl der Maschinengewehre, die ungezaehlte Tausende betraegt, und der Umfang des sonstigen unübersehbaren erbeuteten Kriegsgeraets laesst sich vorlaeufig auch nicht annaehernd angeben. Dazu kommen die grossen Bekleidungs-, Verpflegungs- und Geraetedepots, die Lazarette, ferner ausgedehnte, unversehrte Munitionslager schwerster Kaliber, Grabenwaffen, Flugzeuge, Flugzeughallen, Lokomotiven, Eisenbahnwagen, Kraftfahrzeuge, Tanks und Zeltlager. Von den in den Aisnegegend vorgefundenen Munitionslagern enthielt, wie früher gemeldet, ein einziges allein 100 000 Schuss aller Kaliber. Die Werte, die der Verband an eingebautem Material, an Holz, Draht, Beton, Feldbahngeraet, Telephonleitungen usw., an den mehrere hundert Kilometer langen Angriffsfronten mit den zahlreichen hintereinanderliegenden Verteidigungslinien verloren hat, lassen sich ebenfalls kaum abschaetzen. Die weiten von den Deutschen eroberten Gebiete mit den bebauten Feldern verschaerfern die Ernaehrungsschwierigkeiten Frankreichs, zumal eine ganze Reihe der wichtigsten Bahnen der Benutzung entzogen ist und so die Zufuhrmoeglichkeit erschwert ist. Mehr als je muss der Ueberseetransport zur Ergaenzung der verlorenen Bestaende in Anspruch genommen werden, was bei dem Schiffsraummangel doppelt ins Gewicht faellt. Die hohe Zahl der Gefangenen und der blutigen Verluste vermindern jedoch gleichzeitig die Leistungsfaehigkeit der Kriegsindustrie und der der Schiffbauwerften. Die Zertrümmerung der feindlichen Kampfmittel und Kampfkraft ist damit ihrem Endziel wieder einen grossen Schritt naehergekommen.

Flüchtlinge in Paris. Wie Lyoner Blaetter aus Paris berichten, treffen dort staendig Stroeme von Flüchtlingen ein, die ein klaegliches Bild bieten. Die Flüchtlinge kommen vor allem aus Château-Thierry und den dortigen Gebieten. In Meaux und Ferte-sous-Jouarre wurden die Schulen geschlossen und wurde mit der Raemung der Spitaeler begonnen. Zahlreiche Einwohner auch dieser Staedte sind geflohen, obwohl die Raeumung beider Staedte amtlich noch nicht angeordnet war. Die Flüchtlinge aus Château-Thierry erklaeren, dass die Beschiessung der Stadt geradezu hoellisch sei.

„Erinnerung ist ein Paradies . . . ."

Von Dr. Erich Becker.

" „Das war in Schoeneberg im Monat Mai . . . .", wie oft haben wir es damals gesungen im Mai vor drei Jahren im ersten Kriegsfrühling im Land der schwarzen Madonna im Bannkreis von Czenstochau, wo wir uns die ersten militaerischen Sporen verdienten und im Schweisse unseres Angesichts Schützengraeben aushoben achtzig Kilometer oder noch mehr hinter der Front. Die Heldenschar der achten Korporalschaft — was mag aus ihr geworden sein in langen drei Jahren? Urploetzlich über Nacht waren wir Soldaten geworden, aus der Reichshauptstadt (genauer aus einem Schulhof ausgerechnet in Schoeneberg) in das winzige

polnische Nest an der Warthe verschlagen mit dem fabelhaft grossen Marktplatz, auf dem die kleine Stanislowa am dampfenden Samowar „Tei mit Citrin" verkaufte (das Glas zu 10 Pfg.) und wo man gekochte Eier zum vorschriftsmaessigen Hoechstpreis das Stück für sechs Pfennige kaufen konnte. Wie wurde mir doch kürzlich von geschaetzter Seite so sehr richtig geschrieben: „Erinnerung ist ein Paradies, aus dem nichts uns vertreiben kann!" Merkwürdig nur, dass wir Undankbaren damals diesen Ort keineswegs als Paradies ansahen, und die ungewohnte Konsonnantenverbindung seines Namens kurz und bündig in Misthof übersetzten (ich hoffe mit dieser Andeutung keinen Verrat militaerischer Geheimnisse zu begehen).

Noch heute muss ich es als erstaunlich bezeichnen, wie schnell wir eigentlich alle uns in die neue Rolle hineinfanden, wie schnell wir es weg hatten, dass es stets darauf ankomme „auf den Schwung zu passen" und niemals und nirgends weder im Guten noch im Boesen aufzufallen. Nur du o Sally musstest immer auffallen. Wo immer du standest oder nicht standest bezw. stehen solltest, umtoente dich das Leitmotiv: „Komisch! Immer dieselben!" Den entschiedenen Bruch mit der Vergangenheit zu machen, mit allen süssen Gewohnheiten des Zivils zu brechen, du brachtest es nicht über's Herz. Du redetest vorgesetzte Unteroffiziere mit Sie an und fasstest einen alten Sergeanten im Eifer der Rede am Uniformknopf und bekamst du einmal einen Anschnauzer, dann begannst du im Gefühl gekraenkter Unschuld auf der Stelle mit grosser Lebhaftigkeit ausführliche Verteidigungsreden.

Ewig denkwürdig war der Tag unseres Auszuges aus jener ehrwürdigen Stadt Polens. Sally hatte eine Erfindung gemacht, um das Drücken der Tragriemen auf der Schulter, das ihm vom ersten Gepaeckmarsch her in schlimmster Erinnerung war, zu mildern. Aus seinem Strohlager fertigte er zum Abschied kunstgerecht zwei Strohwische, die er beim Marsch unter die Riemen zu stopfen beabsichtigte, vorlaeufig aber auf seiner rückwaertigen Front am Koppel befestigte. Die Kompagnie stand zum Abmarsch aufgebaut. Der Feldwebel musterte prüfend die Heldenschar. Ploetzlich musste ihm etwas auffallen. Er schritt auf die „achte" zu. Der Unteroffizier folgte misstrauisch der Richtung des Blicks und knirschte sein: „Immer dieselben!" Der Feldwebel fasste Sally und drehte ihn um. „.....???? Mensch ????? Wollen Sie das vielleicht auffressen?" Die Kompagnie brüllte vor Lachen. Sally trug mit froehlichem Eifer seine Erfindung vor. Der Feldwebel bog sich. Die Kompagnie brüllte, dass die Haeuser zitterten. Es war jenes rohe Lachen, mit dem seit Urzeiten all jene Wohltaeter der leidenden Menschheit: die Erfinder von Dampfschiffen, Erdumdrehungen, Gummiwaesche, Unterseebooten, Patentsophas, philosophischen Ideen und Flugzeugen von der blinden, urteilslosen und undankbaren Mitwelt überschüttet und verhoehnt worden sind. Sally aber sagte: Dennoch! Und mit der Unbeugsamkeit grosser Erfinder verbesserte er seine Verbindung spaeter. Da sie m. W. nicht als Patent angemeldet worden ist, so teile ich die verbesserte Erfindung zum besten der notleidenden Menschheit an dieser Stelle der Oeffentlichkeit mit: man kann auch wollene Strümpfe zur Milderung des Druckes unter dem Waffenrock unter dem Riemen tragen. Das ist die vervollkommnete Methode der Strohbündel.

Auch auf anderen Gebieten suchte Sally Verbesserungen einzuführen und das rauhe Soldatenleben durch einen Schimmer von Zivilisation zu verklaeren. Waehrend wir andern in unserem Rückfall in weitzurückliegende Epochen der Kultur oder Unkultur mit einer gewissen Wonne einen und denselben Napf umschichtig als Essgeschirr und als Waschbecken benutzten, fand Sally diese Verbindung eines Kulturmenschen für unwürdig. Eines Tages überraschte er uns — wir waren übrigens inzwischen nach einer unvergesslichen Fahrt durch Deutschlands im Frühlingsschmuck prangende Gaue an die Mosel gekommen — durch den Ankauf eines massiven Porzellanfellers. Unsern materialistischen Einwand, dass in unsern Napf „mehr" hineinginge, beantwortete er mit laengeren Ausführungen über aesthetische und sanitaere Grundsaetze die über quantitativen Masstaeben stehen müssten. Der Essensempfang kam. Strahlend naeherte sich Sally der dampfenden Feldküche. Grinsend zwinkerte der Mann mit der Kelle uns zu. Klack, schwang er die glühendheisse Brühe auf den Teller. Klackerabums — ein Entsetzensschrei, in tausend Scherben lag der Kulturteller auf dem Boden und die Elefantenzaehne spritzten nach allen Seiten. Es waren noch jene guten, alten, fetten Zeiten, wo man es mit solchen Dingen nicht tragisch nahm. Des freute sich das entmenschte Paar am Feuerofen mit roher Henkerslust. Aber auch hier zeigte sich wieder bei Sally der echte Erfindergeist, der aller Roheit, allem Hohn und Spott der Masse zu Trotz rastlos vervollkommnet, bis endlich der Erfolg die Mühe kroent. Einige Tage spaeter erschien Sally mit einem neuen Teller znm Essenfassen, den er diesmal stolz auf einem Brett wie auf einem silbernen Tablett balanzierte. „Mensch, nu siehste aus wie ein Kaffeehauskellner", bemerkte der Rammer-Karl trocken und treffend. Zum besseren Verstaendnis muss ich dazu bemerken, dass es damals noch weisse Drillichanzüge gab, die befehlsgemaess an jedem Sonnabend in der Mosel mit Seife behandelt wurden. Sally wusste es dank besonderer Beziehungen zu einer Waescherin einzurichten, dass, waehrend unsere Drilliche am Sonntag noch auf der Leine hingen. er an diesem Tage bereits in blütenweissem Anzug mit koketter Bügelfalte (!) und Extramütze als „Gent" auftreten konnte.



Beim Lesen im Unterstand. F. d. A. Z. gez. v. Leutnant Brün.

Nur wie Sally überall vom Unglück verfolgt wurde, so sollten ihm auch jene schon angedeuteten Beziehungen zu der Waescherin, zum Unheil ausschlagen. Als er eines Tages stolz mit seiner sauberen Waesche ankam, wies ich ihm nach, dass auf der reinen Waesche gewisse Lebewesen herumspazierten. Als einige Tage spaeter wieder der ominoese Ruf ertoente: „Wer Lause hat, 'mal vortreten", trat Sally, der Reinlichkeitsfanatiker, vor, beteiligte sich still und ergeben am naechsten Tage an einer Pilgerfahrt zu einem Lausoleum, kam von den Strapazen sehr erschoepft zurück, um dann nach drei Tagen festzustellen, dass es doch alles umsonst gewesen. Wir bekamen sie danach alle.

Sally betrieb eine Liebesgabenkorrespondenz im groessten Stil. Er scheute auch hier nicht die Betriebskosten, kaufte sogar mehrmals richtige Tinte und schrieb in jeder freien Minute auf Leben und Tod. Der Erfolg war offenkundig. Bei jedem Postempfang heimste er unter allgemeiner Anteilnahme den Loewenanteil ein. Es waere gemütsroh, hier eine Aufzaehlung davon vorzurechnen, was er vereinnahmte. Die meisten Gegenstaende gehoeren jetzt laengst in das Reich der Sage. Nur einer Büchse sei gedacht, einer unsterblichen Büchse. Sie enthielt kondensierte Milch. Wenn wir morgens und abends die empfangene braune Flüssigkeit in natürlichem Zustand zu uns nahmen, griff Sally zu seiner Büchse, traeufelte einige koestliche Tropfen aus einer kleinen Oeffnung hinein, und ein Schimmer der Verklaerung ging über die Flüssigkeit. Es war erstaunlich, wie lange die Büchse reichte. Ich glaube sie kam als Gabe der Liebe im Juni an, sie reichte den Juli über, sie reichte den August und auch im September war sie noch unerschoepflich und, nach ihrem Gewicht zu urteilen, musste sie noch einen Winterfeldzug über reichen. Aber einmal, als wir wieder fliegenumsummt auf jenem alten

Klosterboden unsern 5 Uhr-Kaffee einnahmen (was man früher mit einem englischen Ausdruck bezeichnete), stockte der Betrieb. Leer konnte die Büchse nicht sein, aber es kam nichts mehr heraus. Also hatte sie sich verstopft. Sally schritt zu einer Operation mittels Büchsenoeffners. Ploetzlich ein markerschuetternder Schrei! Sally war nach rückwaerts gesunken. Wir brüllten nach dem Sanitaeter. Sally wehrte mit dem letzten Rest der Kraft, der ihm geblieben war, ab. Einer nahm die Büchse und wir schauten alle hinein. Da drinnen aber war's fürchterlich: Durch die kleine Oeffnung war im Lauf der Monate eine vorwitzige Fliege nach der anderen hineinspaziert. Aber über dieser Pforte stand wie über jener in Dante's Inferno: „Lasciate ogni speranza" (Lasst alle Hoffnung fahren). Keine war zurückgekehrt. Alle waren sie elendiglich in der Milch ersoffen. Und aus diesem Massengrab von Fliegen hatte Sally monatelang unter allgemeinem Neid die hoechste Wonne des Tages gesogen .... Der Weise aber abstrahiert aus diesem Einzelfall die allgemeine Wahrheit, dass der groesste Teil menschlicher Genüsse auf Einbildung beruht. Darum lieber Leser lerne von Sally und versuche die Goetter nicht und begehre nun und nimmer zu schauen was sie gnaedig bedecken mit Nacht und Grauen. Solltest du aber im Laufe dieses Feldzuges o Wanderer zwar nicht nach Sparta wohl aber nach Saïs kommen — moeglich ist ja in diesem Kriege alles — so entschleiere dort keine verhüllten Bilder, sondern denke an Sallys Büchse mit der kondensierten Milch.

Die Toten auf dem Kampffelde.

* Wie viele von euch sah ich, in Graeben, in Erdloechern, auf freiem Felde zwischen der sprossenden Saat. Friedlich auf dem Rücken lagt ihr da, als waere es Sommer und ihr traeumtet in duftigem Gras und schautet in den sonnigen blauen Himmel eurer Heimat. Ob euer Gesicht noch weiss war wie die Linnen des Todes oder schon gedunkelt wie die braune Erde, die euch aufsaugen wird, immer war etwas darin, das mich seltsam berührte, ein Laecheln, ein Erwarten, ein erstblühendes Hoffen.

Ich schritt über euch hinweg und hatte nicht Zeit, euch in die Erde zu bergen. Das Feuer war zu arg und die Sturmwelle ging voran. Mit den Schuhen musste ich in die Lachen eures Blutes treten und ich schauderte vor der Entweihung. Aber das Blühen auf eurem Gesicht grüsste mich heimlich und stark, und ich hoerte euch sagen: „Kinder, es ist nicht so schlimm, es ist laengst nicht so schlimm, wie ihr denkt!"

Ihr habt, tote Kameraden, eure Ruhe, eure sanfte, ewige Ruhe, die keine Roheit und Gewalt mehr stoert. Und wenn es mich treffen sollte wie euch, schrecke ich nicht davor zurück, denn in keines Lebenden Gesicht sah ich je solch stilles Laecheln und Blühen. Ich nehme den Blick nach vorn, und meine Augen, ungeschützt und jung wie sie sind, sehen dem Walten des Schicksals entgegen. Hans Hahn, Lt. d. Res.

Die letzten Heeresberichte.

5. Juni. **Westlicher Kriegsschauplatz:** Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Erfolgreiche Vorstoesse in Flandern brachten Gefangene ein. An der ganzen Front hielt rege Erkundungstaetigkeit an. Der Artilleriekampf lebte vorübergehend auf.

Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In Erweiterung unserer Erfolge auf dem Südufer der Aisne warfen wir den Feind auf Emblény-Cutry zurück und nahmen seine Stellungen noerdlich von Dommiers. Oertliche Kampfhandlungen beiderseits des Ourcq-Flusses. Im übrigen ist die Lage unveraendert.

Leutnant Loewenhardt errang seinen 26. Luftsieg.

6. Juni. **Westlicher Kriegsschauplatz:** Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Artillerietaetigkeit wechselnder Staerke. Mehrfach brachten Erkundungsgefechte Gefangene ein.

Heeresgruppe deutscher Kronprinz: An der Schlachtfront ist die Lage unveraendert. Oertliche Kampfhandlungen westlich von Pontoise, noerdlich der Aisne und am Savières-Grund brachten uns in den Besitz feindlicher Erdwerke und Graeben. Der Artilleriekampf war vielfach lebhaft. Château-Thierry lag unter anhaltendem Zerstoerungsfeuer der Franzosen.

Die Beute der Heeresgruppe deutscher Kronprinz seit 27. Mai betraegt nach bisherigen Feststellungen mehr als 55 000 Gefangene, darunter über 1500 Offiziere, mehr als 650 Geschütze und weit über 2000 Maschinengewehre.

In den beiden letzten Tagen wurden 56 feindliche Flugzeuge und 4 Fesselballons zum Absturz gebracht. Jagdgeschwader Richthofen schoss gestern 15 feindliche Flugzeuge ab. Hauptmann Berthold und Leutnant Menckhoff errang ihren 31., Leutnant Loewenhardt seinen 27., Leutnant Udet seinen 26., Leutnant Kirstein seinen 21. und 22. Luftsieg.

Lustige Ecke.

Instruktionsstunde.

Unteroffizier Dachhauer haelt Vortrag über das militaerische Benehmen. Ploetzlich erhebt sich tonlos Flugzeugschüler Spanndraht und will anscheinend den Unterrichtsraum verlassen. Dachhauer sinnt vergeblich über einen passenden Ausdruck, um den Flüchtling an seinen Platz zurückzuschmettern. Da meldet sich gehorsamst Gefreiter Bammel zum Wort: „Herr Unteroffizier, erschrecken Sie'en bloss nicht, der wandelt immer im Schlaf.

Der Flieger.

Ich bin Oberbayer, und es wird behauptet, dass auch mein Dialekt nichts zu wünschen übrig lasse. Da ich einen starken Bart habe und mich nicht selbst rasieren kann, bringt mir mein Bursche einen Armierungssoldaten, der dieses Geschaeft besorgen soll. Ich kenne ihn nicht und frage: „San Sie Bader?"

„Nee."

Da ich mit solchen Amateurbadern schon trübe Erfahrungen gemacht hatte, fahre ich im Vorgefühl des zu erwartenden Martyriums entsetzt auf: „Was, Sie san koa Bada?"

„Nee, ich bin Preusse," antwortet er ganz beleidigt. Ich nehme mein ganzes Hochdeutsch zusammen und frage ihn nach seinem Zivilberuf und erhalte zur Antwort:

„In Zivil bin ich Friseur."

Endlich — nach acht langen Tagen kommt wieder einmal Post in die Stellung! Kamerad Thausinger bekommt gleich drei Briefe, und er stürzt sich darauf mit fliegenden Haenden. Aber die Nachrichten sind nicht gut: sein Aeltester ist im Examen durchgefallen — ein Haupt-Kunde hat Konkurs gemacht — den Hühnerstall haben sie nachts ausgeraeumt! — „Armer Kerl!" — sagte ich — „das ist ein biss'l viel auf einmal!" — „Schad't nix!„ meint er — „man freut sich doch jedesmal, wenn man Post kriegt!" Jugend.

Raetsel-Ecke.

Zitaten-Raetsel.

Aus folgenden Zitaten ist je ein Wort zu entnehmen, um wiederum ein Zitat aus Schiller's „Wilhelm Tell" zu erhalten:

1. Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen —
2. Gedanken sind zollfrei
3. Ein freies Leben führen wir
4. Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen
5. Und es wallet, und siedet, und brauset, und zischt
6. Darüber sind die Gelehrten noch nicht einig
7. Wir wollen die Pforte verschliessen
8. O, mit der Zeit waeren wir fertig
9. Ich will mit Euch handeln und wandeln.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

Aufloesung des Verwandlungs-Raetsels aus voriger Nr.
bock reis enow sago taft lori. — Brest-Litowsk.

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Oberlt. Mielke. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 516. (4. Kriegsjahr) 14. Juni 1918.

Viele kommen heutzutage nicht auf die Beine oder bleiben nicht auf den Beinen, weil sie zu viel fahren; alles würde besser gehen, wenn man mehr ginge. Weber.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

17. Juni 1915: Einnahme von Tarnogrod.

14.—18. Juni 1915: Westlich Wisniowczyk und noerdlich Przewloka russische Angriffe abgeschlagen.

14. Juni 1917: Englische Angriffe zwischen Ypern und Armentières, oestlich Loos und oestlich Monchy.

16. Juni 1917: Bergnase noerdlich Gehoeft Hurtebise erstürmt.

17. Juni 1917: Oestlich Croisilles drei englische Angriffe fehlgeschlagen.

Soldatengrab.

Ein Blütenrain, schwellenden Kornes Segen;
Ein Schlaflied sangen maechtiger Buchen Kronen.
Leuchtkugeln fern. — Nach vorn! Freund sei gegrüsst!
Ein Blick. — Vorbei! Magst du in Frieden wohnen.
— Zerwühlte Flur. Es geigt der Tod den Reigen.
So nahe bin ich, geb dir fast die Haende.
Soll fallen ich, dann sei's ganz vorn wie du, —
Dass ich zu dir mich selig laechelnd faende!

Gefr. Melchers.

Ein Ehrentag der 78er.

von Hauptmann Mielke.

In der Zeit zwischen unseren beiden grossen Frühjahrsoffensiven bilden die erbitterten Kaempfe um und bei Villers-Bretonneux, dem starken vor Amiens liegenden Riegel, ein Kapitel besonders heissen blutigen Ringens. Die Lage wurde hier von vornherein überaus kritisch, als das Vorhaben unseres ersten, mit praechtigem Schneid ausgeführten Stosses gegen die dortigen Stellungen in schaendlicher Weise dem Feinde so rechtzeitig verraten war, dass er überlegene, zum Teil erstklassige Kraefte beizeiten zum Gegenstoss heranführen konnte.

So kam es, dass das Infanterie-Regiment Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig (ostfries.) Nr. 78, das am Abend des 25. April zur Ablosung abgekaempfter, durcheinandergeworfener Verbaende zwischen Villers-Bretonneux und dem Hangard-Walde eingesetzt wurde, morgens starken frischen neuen Kraeften der marokkanischen Division — der sogenannten „première division de la France" — gegenüberstand.

Am 26. April 6 Uhr morgens setzt schlagartig heftiges feindliches Artilleriefeuer auf die beiden vorderen Bataillone des Regiments ein. Zehn Minuten spaeter tauchen die ersten Angriffswellen, gefolgt von dichten Kolonnen, auf. Ihnen voraus rollt eine mustergiltig geschlossene Feuerwalze. Aber unsere Infanterie ist auf dem Posten. Gewehre und Maschinengewehre eroeffnen ein wohlgezieltes vernichtendes Feuer auf die anstürmenden Marokkaner. Ihr Angriff bricht unter grossen Verlusten vor der Front zusammen. Gefangene sagten spaeter aus, die Toten haetten dagelegen „comme les mouches" (wie die Fliegen). Doch die Hauptarbeit soll für unser ostfriesisches Regiment erst noch kommen. Bald geht es durch die Reihen: „Der Gegner ist rechts von uns durchgebrochen, der Anschluss zum Nachbar abgerissen." Da stossen auch schon starke feindliche Kraefte gegen unsere rechte Flanke vor. Aber die Kompagnie Blasius (6.) kennt kein Zurück. In zaehem Nahkampf haelt sie den immer von neuem anstürmenden Gegner im Schach, bis die links anschliessende Kompagnie Bernhard Meyer (7.) kurz entschlossen zu einem Gegenstoss ansetzt und unter dem Signal „rasch vorwaerts" losstürmt. In praechtigem Draufgehen dringt sie bis 700 m tief in die feindliche Ausgangsstellung ein. Die tapfere Kleinarbeit unserer Unterführer leistet hier Mustergiltiges. Vizefeldwebel Grensemann, die Unteroffiziere Weber — bereits seit 1915 Ritter des E. K. 1 —, Ortmann und Cremer mit ihren Sturmtrupps überwaeltigen die feindlichen M. G.-Nester und richten sie sofort für sich ein, um dem zurückflutenden Gegner empfindliche Verluste beizubringen. 60 Gefangene, mehrere M. G.'s blieben in der Hand der Stürmer. Dadurch ist unserer rechten Flanke ordentlich Luft gemacht und als der Bataillonsführer, Hauptmann Kraut, in schneller Erkenntnis der Lage zwei in seiner Naehe befindliche Kompagnien des rechten Nachbarregiments zum Gegenstoss ansetzt, gelingt es, den Anschluss und die Lage wieder herzustellen.

Inzwischen hat der Feind gegen die Front des linken Bataillons unaufhoerlich frische Truppen ins Gefecht geworfen. Mit groesster Entschlossenheit und mit rücksichtslosem Kraefteeinsatz versucht er immer aufs Neue den unerschütterlichen Widerstand unserer tapfern Leute zu brechen. Durch seine ungeheuren Verluste und das erfolgreiche Vordringen unseres rechten Bataillons treten aber schliesslich bei ihm rücklaufende Bewegungen ein, die sofort von unseren tatkraeftigen Unterführern ausgenutzt werden. Ein Zug unter Leutnant d. L. Scheurmann, zwei Stosstrupps unter Unteroffizier Niewerth und Musketier Volm gehen dem Gegner gehoerig zu Leibe und kehren mit Gefangenen und Beute zurück. Die tapferen Führer Niewerth und Volm finden hierbei den Heldentod.

Doch da gibt es auch für den linken Flügel eine unliebsame Ueberraschung. Aus dem Hangard-Wald heraustretend erscheint ploetzlich in unserem Rücken eine feindliche Schützenlinie von 150 m Frontbreite, waehrend zwei Tanks die vorderste Linie aus der Flanke annehmen. In Anbe-



Allmaehlich hüllten der Staub und der Rauch die ganze Gegend in einen undurchdringlichen Schleier. Von rückwaerts traben die Munitionskolonnen auf den Strassen in südl. Richtung. Die gesamte erste feindliche Stellung ist in unserer Hand. Das von Flusslaeufen und Taelern durchzogene Gelaende aehnelt dem am Chemin des Dames. Ueber Mortemer und Villers geht der Stoss hinaus. Cuvilly und Ricquebourg sind in unserer Hand. Oestlich der Matz wurde die erste feindliche Stellung genommen und die Hoehe von Gury Mareuil u. Thiescourt erstürmt. Am 10. Juni geht der Angriff weiter. Beiderseits der grossen Strasse Roye-Estrées-St. Denis wurde der Hoehenrücken oestlich von Méry erobert und die vierte feindliche Linie durchstossen und den Feind auf die Aronde geworfen. Trotz zaeher feindlicher Gegenwehr erkaempften sich die Truppen den Uebergang über die Matz. Nach Erstürmung der Hoehe von Marquéglise und des Vignemont-Berges drangen sie in unaufhaltsamen Angriff bis Antheuil vor. Das feindliche Stellungsgewirr auf den Hoehen südlich von Thiescourt ist durchstossen. Auf den nach Süden zur Oise abfallenden Haengen drangen wir bis Ribécourt vor, bis zum 10. Juni wurden 10000 Gefangene gezaehlt.

tracht der hierdurch drohenden Umfassung bleibt der linken Flügelkompagnie zunaechst nichts anderes übrig, als die Flanke zurückzunehmen, was ihr unter dem Feuerschutz ihrer M. G. ordnungsgemaess und ohne nennenswerte Verluste gelingt. In diesem Augenblick laesst der Bataillonsführer, Hauptmann Ebeling, die kritische Lage rascher kennend, eine Kompagnie zum Gegenstoss auf den Wald vorführen. Sie hat bald Teile der linken Flügelkompagnie noch mit aufgenommen und unaufhaltsam gehen die Kompagnieführer Leutnant Kreuzkamp und Leutnant Sander mit ihren Leuten dem Gegner zu Leibe. Im erbitterten Handgemenge mit einer an Zahl weit überlegenen, sich tapfer wehrenden franzoesischen Elitetruppe gelingt es, den Feind wieder in den Wald zurückzudraengen, wodurch gleichzeitig bedraengten Teilen des linken Nachbarregiments die ersehnte Hilfe gebracht wird. Leider faellt von den beiden schneidigen Führern Leutnant Kreuzkamp, waehrend Leutnant Sander verwundet wird. Die beiden Tanks werden von unseren M. G. unter so wirkungsvolles Feuer genommen, dass sie — schon auf 50 m heran — sich ploetzlich mehrere Male um sich selbst drehen und anscheinend schwer beschaedigt nach Westen abrücken. So ist auch auf dem linken Flügel die Lage wieder hergestellt und um 8.40 Uhr vorm. kann das Regiment bereits stolz melden, dass es den feindlichen Angriff abgeschlagen hat.

Wie der Fels eines Molenkopfes, an dem sich die wütenden Wellen der Sturmflut ohnmaechtig zerschlagen, so hatten hier Ostfriesen und Hannoveraner gestanden und gehalten. Auf beiden Seiten drohte die Umfassung, rechts und links herrschte panikartige Verwirrung, waehrend der Feind stets aufs Neue ausgeruhte Kerntruppen ins Gefecht führte. So stempelten zaehe Standhaftigkeit und herrlicher Angriffsgeist den 26. April 1918 zu einem Ehrentag des Regiments Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig.

Die Erfolge südwestlich von Noyon.

Südwestlich von Noyon wurde der Feind am 9. Juni erneut angegriffen. Nach starker zusammengefasster Artillerievorbereitung in der Nacht vom 8. zum 9. Juni trat die Infanterie in den ganzen Linien zwischen Montdidier und Noyon zum Sturme an. Nach kurzem Kampfe war auch Villers genommen, Mortemer erstürmt. Die feindliche Artillerie antwortete nach unserer Feuervorbereitung schwach. Von allen Seiten her trafen Meldungen ein. Stafetten und Autos kommen und gehen; Flieger und Brieftauben befoerdern die Meldungen. Bald treffen die ersten Kolonnen der Gefangenen ein; es sind etwa 5000 Mann der 125. franzoesischen Division, alle von dem 113. Regiment. Sie geben an, es sei fast ihr ganzes Regiment aufgerieben oder gefangen.

Eine deutsche Musterstadt als Kriegserinnerung.

Die Verwirklichung einer Idee, die nicht nur als das schoenste Erinnerungszeichen an den Weltkrieg zu betrachten waere, sondern ausserdem hohen und praktischen Wert haette, schlaegt der Grossherzoglich Badische Landeswohnungsinspektor Dr. Hans Kampffmeyer in einer Schrift vor, aus der der Prometheus das Wesentlichste mitzuteilen weiss. Es soll als Kriegsdenkmal und gleichzeitig als Mustersiedelung eine neue deutsche Stadt gegründet werden. Dass dies das grossartigste Wahrzeichen zur Verewigung der Leistungen in den Kriegsjahren waere, bedarf keiner naeheren Erlaeuterung, noch mehr ins Auge springend aber ist die praktische Bedeutung einer solchen Gründung, da diese Stadt als Vorbild für das deutsche Siedlungswesen in der Zukunft dienen müsste. Ein solches Vorbild brauchen wir unbedingt, da nach dem Kriege auf alle Faelle eine moeglichst grosszügige Bevoelkerungspolitik einsetzen muss. Der Boden, auf dem die künftige Stadt sich erheben soll, müsste in den Besitz der Gemeinde übergehen, damit von vornherein jede Bodenspekulation unmoeglich waere. Ausserdem koennte dann der allmaehliche Wertzuwachs für gemeinschaftliche Zwecke verwendet werden. Architektonisch soll diese Stadt, nach dem Muster der Gartenstaedte, nur aus Einzelhaeusern mit Gaerten bestehen. Es wird vorgeschlagen, dass für kein Haus, auch nicht in den Geschaeftsstrassen, eine Hoehe von mehr als drei Stockwerken zugelassen werden koenne. Zur Errichtung der Wohnstaetten sollten gemeinnützige Baugenossenschaften gegründet werden, die auch den Erwerb der Haeuser erleichtern sollten, und zwar nach dem Prinzip, dass jedes Haus nur durch seine Bewohner erworben werden kann. Die Geschaeftshaeuser und Laeden müssten durch die Stadtgemeinde erbaut und vermietet werden. Die Theater und saemtliche anderen Staetten, die dem Vergnügen und der Erholung dienen, müssten sich dauernd im Besitz der Gemeinde befinden. Als Ort für die Anlage dieser Musterstadt kaeme natürlich nur eine für Industrie und Gewerbe günstige Gegend in Betracht, wobei gute Bahn- und Wasserverbindungen unerlaesslich sind. Nach Ansicht Dr. Kampffmeyers liegt es durchaus im Bereich des Moeglichen, auch in der ersten Zeit nach dem Kriege die Mittel für die Verwirklichung dieses Planes zu beschaffen. Am besten koennte dies durch eine Reichsstiftung geschehen, die durch Sammlungen verstaerkt werden müsste. Für den Erwerb und die Aufschliessung des Gelaendes wird die Gesamtsumme von 12,5 Millionen Mark in Rechnung gestellt.

Die Baukosten für die Wohnstaetten, die anfangs für eine Einwohnerschaft von 20 000 Menschen ausreichend sein sollten, müssten, in der Hoehe von ungefaehr 35 Millionen Mark zu 90 Prozent durch Beleihung durch die Landesversicherungsanstalten und andere oeffentliche Kassen beschafft werden, die restlichen 10 Prozent haetten die Bewohner selbst aufzubringen, und die Bundesstaaten, Provinzen und Staedte koennten hier durch die Uebernahme von Patenschaften hilfreich wirken. Auch für die Aufbringung der Mittel für die oeffentlichen und gemeinnützigen Einrichtungen der neuen Stadt macht Dr. Kampffmeyer eine Reihe praktischer und schoener Vorschlaege. Das Rathhaus z. B. koennte eine gemeinsame Stiftung saemtlicher deutschen Staedte werden, die Gas-, Elektrizitaets- und Wasserwerke sollten die am Bau derartiger Werke interessierten Industrien stiften. Eine solche Stadt waere tatsaechlich das grosszügigste bleibende Denkmal der seit vier Jahren durchlebten Zeit, und dem Siedelungswesen würde sie als bestes Lehrobjekt dienen.

Josef Goerres und Jakob Grimm über das deutsche Elsass vor 100 Jahren.

Die franzoesische Propaganda sucht immer wieder bei ihren Verbündeten und bei den Neutralen die falsche Vorstellung zu erwecken, dass Elsass-Lothringen in der Zeit, da dieses urdeutsche Kleinod durch den gallischen Raub vom Mutterlande abgerissen war, franzoesisch geworden sei. Unzaehlige Zeugen aus dieser Epoche bekunden, dass dieses alte Grenzland immer deutsch geblieben ist. Zwei klassische Kronzeugen, die gerade jetzt der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen, sind Josef Goerres und Jakob Grimm. Goerres gehoerte mit dem Freiherrn vom Stein zu den glühendsten Vorkaempfern der Forderung, dass Elsass-Lothringen bereits auf dem Wiener Kongress wieder an Deutschland zurückgegeben werde. In seiner berühmten Zeitschrift „Der Rheinische Merkur" trat er vorher begeistert für das Recht der Elsass-Lothringer ein, aus Frankreichs Haenden befreit zu werden. „Zur Zeit, als Deutschland durch Verrat und Erbaermlichkeit die Elsaesser den Franzosen in die Haende gespielt, sind sie bessere Deutsche gewesen als die Deutschen jenseits des Rheines selbst," sagt er und zitiert das Wort des grossen franzoesischen Denkers Bayle von ihnen: „Man muss fürchten, dass ein von deutschem Ruhm erfülltes Volk, das durch hundert falsche Ideen von der franzoesischen Eitelkeit gegen uns eingenommen ist, mit all seiner Macht dazu beitragen wird, die Ehre Deutschlands wiederherzustellen."

An einer anderen Stelle erzaehlt Goerres eine verbürgte Geschichte zum Beweise dafür, wie scharf und unvertilgbar der Gegensatz zwischen Elsass-Lothringen und Franzosen sei: Im preussischen Kriege 1807 stand ein franzoesisches Husarenregiment, das aus lauter Elsaessern und Lothringern bestand, zum Angriff bereit. Ein Adjutant, der den Befehl zum Vorrücken brachte, nannte dabei die Feinde mit ehrenrührigen Beiwoertern, sodass die Husaren es hoerten. „Sofort rebellierte das ganze Regiment, und alle Husaren sassen ab, einmütig erklaerend, dass sie durch die ehrenrührige Benennung der Deutschen selbst beschimpft seien und nicht kaempfen wollten, ehe sie Genugtuung erhielten. Der Augenblick war kritisch, und so sprach ihnen ihr Anführer gut zu, verhiess ihnen Genugtuung, und die Sache wurde ausgeglichen. So hielten die Elsaesser auf deutsche Ehre." Besonders überzeugend wendet sich ein Aufsatz des „Rheinischen Merkur", an dem kein geringerer als Jakob Grimm mitgearbeitet hat, gegen die Beschuldigung, die Elsaesser seien undeutsch geworden. Grimm sandte an Goerres am 10. Juli 1814 einen Beitrag, in dem es heisst: „Es ist so grundfalsch zu behaupten, das Elsass und sein Volk sei undeutsch geworden und gar franzoesisch, dass, wer etwa von Karlsruhe oder Stuttgart nach Strassburg reist, nicht in Frankreich einzutreten, sondern aus der Fremde in eine recht deutsche heimatliche Stadt zu kommen meint, so vertraut sehen einen Menschen und Haeuser an, trotz aller angeklebten franzoesischen Affichen und der umlaufenden Garnison. Jeder, der sich im tieferen Deutschland aus einer Fürsten- in eine freie Reichsstadt versetzt, aus Hannover nach Bremen, aus Cassel nach Frankfurt, wird das verstehen, weil er dabei etwas Aehnliches, wenn auch Schwaecheres gefühlt hat. Die Masse ist in den Reichsstaedten reiner, freier und sich treuer geblieben. Eben so ist ein deutscher Volksstamm vor dem andern staerker, haerter und ungetrübter; denn zusammen haengt am festesten, was schon lange zusammengehangen und miteinander eine Geschichte gehabt hat. Ein solcher gesunder, haltfester Schlag Menschen sind auch die Elsaesser; seit er vor mehr

F. d. A. Z. gez. v. Grenadier Kretschmann



Gefangener Australier.

als hundert Jahren schmachlich von Kaiser und Reich im Stich gelassen war, hat er sich selbst beigestanden, Sprache, Sitten und Trachten aufrecht erhalten, welches nicht beschrieben, sondern nur mit Augen angeschaut werden kann, weil es bis in die Mienen, Redensarten, Hausgeraet und Einrichtung der Stuben geht. Fragt man nach der Sprache, die deutsche ist überall die herrschende, selbst unter den Vornehmen die haeusliche, traufliche; dass mehr franzoesisch als vor fünfzig Jahren gesprochen wird, folgt unvermeidlich, besonders aus der alles mischenden, mengenden Revolution; leicht aber ist verhaeltnismaessig mehr franzoesisch in Mainz oder Koblenz im Verlauf von zwanzig Jahren eingedrungen, als in Strassburg seit der ersten Besitznahme. Wir allein nennen das Franzoesische nur franzoesisch, der Elsaesser nennt es immerfort lieber welsch; und welsch und fremd, unheimlich und unvereinlich ist es ihm, Gott sei Dank, bisher geblieben."

Frühlingsgewitter.

Von Kanonier Paul Feger.

** Dieser Tag war nicht schwuel. Mit graugeflecktem Himmel, kalt und nass, war er heraufgezogen. Und doch, er brachte uns Licht nach einer schwarzen, unheimlichen Nacht. Nur die Sonne liess sich nicht sehen. Aber ich wusste zu jeder Stunde, wo sie stand. Es war dort heller und der Kampf der Wolkenwand gegen ihre reinen Strahlen aus dem Unendlichen war gleichsam zu fuehlen. Die Seele wusste um ein hohes, stolzes Gleichnis. Denn es war doch Fruehlingszeit und jenes einzige, wunderwirkende Muttergestirn wuerde siegreich sein, wie die Wahrheit und die Gerechtigkeit, so sehr die Tugenden, die wir lieben, verschuettet und erstickt scheinen. Nur heute war ihr der Sieg nicht beschieden. Und gegen Abend, ganz urploetzlich, nachdem der Wind sich zum Sturm ausgewachsen hatte und durch das grosse Truemmergrab des kleinen Doerfchens raste mit teuflischem Geaechze, nachdem Weg und Steg schluepfrig und schmutzig geregnet waren, grellte in die Trostlosigkeit der gewaltige, schwertgezackte, flammende Blitz, gefolgt von ueberweltlichem, langhinziehendem Donner, der stuermend in weiten Fernen verhallte. Dann hackte wieder der Regen hart

und einfoermig auf das einsame Dach. Und es wurde wieder dunkel und wieder wird eine schwarze, unheimliche Nacht anbrechen . . . .

Standen wir nicht im Finstern auf den 21. bereit, den Fruehling zu erwarten? Ja doch, ja! Millionen sagen es! Und dann hatten sie zusammengegriffen und sind mit der Zeit wie eine Saat marschiert, den Atem nach Sueden und nach Westen ausstossend. Der starre, frostige Wintertrotz, der sich giftig und verzweifelt zum Aeussersten entgegenstemmte, musste dem eindringenden Gluthauch der werdenden Tat weichen. Er fluechtete und der Fruehling zog nach wie eine Sonne, die ein Gebirge geballter Wolken bedraengt. Was war das fuer ein Gewittern, Blitzen und Donnern! Es sollte Fruehling werden. Die Ernte muss errungen sein. . . .

Nun duerfen wir stille denken und duerfen uns Ruhe goennen. Der Sturm hat Erfolg gehabt. Viel Duesterkeit ist vor uns gewichen. Viele Wolken haben wir, in Fetzen zerteilt, hinter uns gelassen. Wir sind maechtiger geworden. Die uns entgegenstehen, sind geschwaecht. Wir kommen wie ein Naturgesetz. Wir wachsen an der Zeit, die an unsern Feinden zehrt. Keine aufbrausende Begeisterung ist unser Wollen, das im Sommer ernten und dann ruhen will zu anderen Kaempfen, zu anderen Vollendungen. Vor uns sehen wir noch eine Wolkenwand. Lassen wir sie bis zu ihrer Stunde stehen. Wo wir auch hinstrahlen, das Schwarze zu brechen, alles, alles leitet eine Sonne, alles, alles waermt ein Wille: zu ernten und zu ruhen, um Anderes zu vollenden. Wie das Fruehlingsgewitter sind wir: keine Schwuele bereitet unsern Schwertstreich vor. Der Schlachtlaerm verhallt nimmermehr. Aber dann und wann, gegen Morgen oder gegen Abend, flammt der gewaltige Blitz wieder auf, gefolgt von rollendem Donner, der von Sueden und nach Westen zieht und in weiter Ferne verhallt. Er kommt immer wieder, denn dieser Blitz ist unser Wille, und unsere Hoffnung ein Naturgesetz und Sieg.

Die letzten Heeresberichte.

12. Juni. **Westlicher Kriegsschauplatz:** Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Artilleriekampf in wechselnder Staerke. Die Infanterietaetigkeit blieb auf Erkundungsgefechte beschraenkt.

Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In schweren Kaempfen hat die Armee des Generals von Hutier gestern den erwarteten, zur Wiedernahme des Hoehenblocks südwestlich von Noyon gefuehrten grossen Gegenangriff mehrerer franzoesischer Divisionen zum Scheitern gebracht. Unter schwersten Verlusten wurde der Feind auf seiner ganzen Angriffsfront von Le Ployron bis Antheuil zurückgeworfen. Seine in grosser Zahl zum Einsatz gebrachten Panzerwagen liegen zerschossen auf dem Kampffelde. Zwischen Méry und Belloy, wo der feindliche Ansturm an unserem Gegenstoss zerschellte, dauerten erbitterte Kaempfe bis zur Dunkelheit an. Das westliche Oise-Ufer noerdlich der Matz-Muendung wurde vom Feinde gesaeubert. Die Zahl der von der Armee eingebrachten Gefangenen hat sich auf mehr als 13000 erhoeht. Der Verlust der Hoehen südwestlich von Noyon zwang den Feind zur Raeumung seiner Stellungen im Carlepont-Walde auf dem Ostufer der Oise. Dem weichenden Feind stiessen wir über Carlepont und Caisnes scharf nach und erreichten kaempfend die Linie noerdlich von Bailly—Tracy-le-Val—westlich Nampcel. — Hartnaeckig und keine Opfer scheuend setzte der Feind seine vergeblichen Angriffe nordwestlich von Château-Thierry fort. Mehrfacher Ansturm brach hier blutig zusammen.

13. Juni. **Westlicher Kriegsschauplatz:** Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Zeitweilig aufiebender Artilleriekampf. Oertliche Infanteriegefechte.

Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Südwestlich von Noyon führte der Franzose erneut starke Gegenangriffe beiderseits der grossen Strasse Roye-Entrées St. Denis. Unter schwersten Verlusten brach auch dieser Ansturm zusammen. Mehr als 60 Panzerwagen liegen zerschossen auf dem Kampffelde. Die Gefangenenzahl ist auf über 15000 gestiegen. Die Beute an Geschützen betraegt nach bisherigen Feststellungen mehr als 150. Bei Abwehr der feindlichen Gegenangriffe fielen einige unserer bis in die vorderen Infanterielinien hinein aufgefahrenen Geschütze in Feindeshand. Noerdlich der Aisne drangen Sturmabteilungen in die feindlichen Graeben. Südlich der Aisne griffen wir nach starker Artilleriewirkung den Feind an und warfen ihn aus seinen Linien oestlich von Cutry-Dommiers über diese Orte hinaus zurück. Noerdlich von Corcy wurde der Savières-Grund vom Feinde gesaeubert. Wir machten mehr als 1500 Gefangene. Mehrfach wiederholte feindliche Angriffe nordwestlich von Château-Thierry brachen verlustreich zusammen.

In den beiden letzten Tagen wurden 35 feindliche Flugzeuge abgeschossen. Hauptmann Berthold und Leutnant Menckhoff errangen ihren 33., Oberleutnant Schleich seinen 29. und 30., Leutnant Veltjens seinen 20. und 21., Hauptmann Reinhardt seinen 20. Luftsieg.

Lustige Ecke.

Ein bekannter Arzt, zur Zeit Chef eines Lazarettes, erfreut sich dank seiner grossen Zerstreutheit einer allgemeinen Berühmtheit. Eines Tages untersucht er einen lungenkranken Soldaten und setzt sich, da der Patient sehr schwach ist, auf sein Bett. Als er die Brust abgeklopft hat, zieht er sein Rohr und horcht ab. Nachdem er schon an einigen Stellen gehorcht hat, laesst er das Rohr ploetzlich an einem Punkte sitzen.

Alles haelt ehrfurchtsvoll den Atem an, um den hohen Chef nicht zu stoeren. Der scheint etwas gefunden zu haben. Den Kopf geneigt, lauscht er schon eine Minute und laenger. Da ploetzlich beginnt er zu sprechen. Doch statt der erwarteten Diagnose hoert der erstaunte Assistenzarzt die Worte: „Hier Sanitaetsrat Huber, wer dort?“ Jugend.

***

Kriegszeit.

Hans zur Mutter‘ als sie dem Vater im Felde mitteilt, dass Haenschen ein kleines Schwesterchen bekommen hat:

„Na, das dumme Gesicht vom Vater moecht‘ ich sehen, wenn er hoert, dass wir hier noch ’n Kind gekriegt haben!“

***

Manoever-Idyll.

* Ein Leutnant schickt seinen Burschen in das naechste Dorf, gibt ihm 12 Pfennige mit dem Auftrage, er soll 2 Pfannkuchen holen. „Beeile Dich!“ sagt er „wir rücken bald wieder ab, kommst du schnell wieder, soll einer davon für dich sein!“ Der Bursche nahms mit seinem Auftrage genau und machte sich im Laufschritt davon. Es verging lange Zeit, der Leutnant stand wie auf Kohlen. Der Komp.-Führer liess inzwischen schon wieder sammeln und antreten. Der Leutnant erblickt seinen Burschen von Weitem, er winkt! Der Bursche ist auch endlich herangekommen, schiebt sich den letzten Rest eines Pfannkuchens in das grosse Loch im Gesicht, nimmt Stellung vor seinem Leutnant legt ihm 6 Pfennige in die Hand und meldet: Herr Leitnant, se hatten bloss nooh een! Gefr. H.

Raetsel-Ecke.

Silben-Verschieberaetsel.

Aus nachstehenden Silben sind Worte zu bilden und untereinander zu schreiben. Dieselben sind dann seitlich so zu verschieben, dass zwei nebeneinander liegende senkrechte Buchstabenreihen eine kriegswirtschaftliche Massnahme des letzten Winters benennen. Die Worte bedeuten: 1. Schiffstyp, 2. Baltische Insel, 3. Geflügel, 4. Bewegtes Wasser, 5. Hausgeraet, 6. Nordfranzoesische Stadt, 7. Arbeitspferd, 8. Stadt, 9. Gestirn.

chen, dam, hahn, le, lei, lens, muen, ne, ve, pack, pfer, sel, son, tank, ter, tier, wel.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung der Anfügungs-Aufgabe aus voriger Nr.

Kanton, Orange, Hanna, Lotto, Esau, Nadel, Neid, Oheim, Teller.

Kohlennot.

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Hauptm. Mielke. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 517. (4. Kriegsjahr) 18. Juni 1918.

Das ist der Vorzug des Menschen, dass er etwas Hoeheres und Besseres, als er selbst ist, zu erkennen vermag.
Aristoteles.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

19. Juni 1915: Die Grodekstellung genommen.
18. Juni 1916: Czernowitz von den Russen besetzt.
19. Juni 1916: Kiselin genommen.
18. Juni 1917. Südwestlich des Hochbergs Franzosen in vorspringenden Stellungsteil gedrungen.
19. Juni 1917: Von da an bis zum 2. Juli Kaempfe um den Lens-Bogen.
Schlacht auf der Hochflaeche der Sieben Gemeinden.

Unser Kaiser.

Am 15. Juni waren es dreissig Jahre, dass unser Oberster Kriegsherr den deutschen Kaiserthron bestiegen hat. In jungen Jahren hat er die Zügel der Regierung in die Hand bekommen und zu einer Zeit, da das neue Deutsche Reich den Sturmlauf zu einer Entwicklung antrat, deren ungeahnte Groesse erst in der harten Probe dieses Krieges richtig hervortrat. Ein Pflichtgefühl von seltener Hoehe, innerliche Treue von ungewoehnlicher Hingabe aus tiefstem Herzensgrund, das waren die Leitsterne; der Ausbau der sozialen Fürsorge und die Erhaltung des Friedens, die grossen Ziele seiner glanzvollen Regierung. Was das deutsche Volk seinem ersten und fleissigsten Arbeiter an Gütern des Friedens verdankt, lehren der Aufschwung unserer Wirtschaft, die Hebung des allgemeinen Wohlstandes und die Leistungen unserer Fürsorgeversicherungen. In keinem anderen Grosstaate sind die Lebensverhaeltnisse der verschiedenen Bevoelkerungsschichten so ausgeglichen, in keinem anderen die Beitraege der Gemeinschaft für das Wohl des Einzelnen so reichlich bemessen, wie bei uns. Im Bündnisse mit Oesterreich-Ungarn besassen wir lange Jahre ein Unterpfand für die Verwirklichung des Lieblingsgedankens unseres Kaisers, der Erhaltung des Weltfriedens. Es ist das Tragische in dem reichgesegneten Leben des hochgearteten Monarchen, dass dieses Werk, dem er die ganze Kraft seiner feinempfindenden Seele weihte, seinen Haenden entgleiten musste. Es ist aber auch ein Zeichen wahrer Groesse, dass ihn die Enttaeuschung hierüber an seiner Sendung nicht verzweifeln liess. Mit einem Heere, dessen Bestand und Kampfeskraft seine taegliche Sorge galt, mit einer Flotte, die ihr Entstehen seinem Weitblick verdankte, hat er den aufgezwungenen Kampf bis hierher siegreich durchgefochten. Das Groesste aber ist an unserem Kaiser sein felsenfestes Vertrauen auf unsere heilige Sache, der sichere Ernst, den sein Wesen ausstrahlt, so oft er in unseren Reihen weilt. Die ruhige Zuversicht, mit der er an die Betten der Verwundeten tritt, um von den Erfolgen der jüngsten Vergangenheit oder der Hoffnung der Zukunft zu erzaehlen, sollen auch in unseren Seelen Eingang erhalten, dann wird der Sieg Herzenswunsch und Sehnen von Herrscher und Volk mit Erfüllung kroenen. Frei von Sorge wird der Kriegsherr das Schwert in die Ecke stellen, beseligt von dem Glück, fürderhin das sein zu koennen, wozu ihn sein innerster Beruf bestimmt, Kaiser und Koenig, Friedensfürst.

Oblt. Flach.

Sammeln aber nicht zerstoeren!

Die Armeezeitung hat ihre Leser schon oft zu reger Sammeltaetigkeit ermahnt. Bald hiess es: sammelt Altmetalle, bald: Munition, wieder handelte es sich um leere Flaschen und Faesser, dann um Brennesseln und Knochen. Inzwischen ist ja das laengst alles behoerdlich geregelt und für jede Sammeltaetigkeit ist eine bestimmte Entlohnung festgesetzt worden. Nichts darf mehr ungenutzt umkommen. Das ist angesichts der uns von unseren Feinden beschnittenen Rohstoffzufuhr durchaus notwendig und für unser wirtschaftliches Durchhalten unerlaesslich. Wir nehmen nichts zurück von dem, was wir über die Notwendigkeit der Sammeltaetigkeit bisher geschrieben haben. Aber gegen die Auswüchse, die sich letzter Zeit beim Sammeln herausgestellt haben, müssen wir heute einmal ein kraeftiges Wort sagen.

Sammeln heisst Werte schaffen, aber nicht vernichten, wie das in dem von uns bei der Frühjahrsoffensive wiedergewonnenen Gebiet leider nur zu haeufig vorgekommen ist. So hat sich z. B. herausgestellt, dass eine erschreckende Anzahl Zerstoerungen von dort angelegten englischen Wasserleitungen durch unsere eigenen Leute stattgefunden hat, um den Bergelohn für das an den Motorpumpen befindliche Kupfer, Messing usw. zu erlangen. Die Messing- und Kupferteile sind vielfach abgeschlagen, Gummischlaeuche abgeschnitten worden und die Anlagen dadurch für Instandsetzung der Wasserleitungen nach den wasserarmen Orten jenes Gebietes unbrauchbar gemacht. Unter erheblichen Schwierigkeiten und mit grossen Kosten müssen diese Anlagen von unserer Heeresverwaltung wieder neu hergestellt werden, bloss weil ein paar allzu geldgierige Kameraden nicht genug Bergelohn in ihren Brustbeutel stecken konnten. Zwei besonders krasse Faelle seien hier naeher angeführt:

Nach Aussage eines Eisenbahners, dessen Formation am 31. Mai dieses Jahres in Baracken am Kleinbahnhof südoestlich Mt. St. Quentin lag, ist von ein paar Infanteristen der Motor der Pumpstation in der Fabrik dortselbst beschaedigt worden. Sie haben alle loesbaren Messing- und Kupferteile entfernt und transportgerecht deformiert. Dem Motor hatte nur der Magnet gefehlt, er sollte von einem Fliegerhauptmann ersetzt werden. Der Magnet traf ein, inzwischen waren aber vorstehende Beschaedigungen eingetreten.

F d. A. Z. gez. Gefr. Schroeder.



Der zerschossene Friedhof von Maricourt bei Albert.

Eine englische Motorpumpe im Tale südoestlich Driencourt mit Leitungen zu Zapfstellen im Orte war noch bei deutscher Besetzung betriebsfaehig. Trotz Inschutznahme durch die Ortskommandantur Driencourt wurde der Motor zerstoert und die Pumpe dadurch unbrauchbar gemacht. Da englische Motorteile nicht zu ersetzen sind, musste die Maschinepumpe durch Heraushebung des starken Pumpenrohres bis zu 40 m Tiefe und Einführung eines schwaecheren Rohres und Einrichten der Pumpe für Handbetrieb von der Abteilung Frontwasserversorgung, Baudirektion 2, umgebaut werden. Versorgung des Dorfes unmittelbar durch die Zapfstellen der Leitung dadurch unmoeglich.

Entfernen von Kupfer- und Messingteilen an der eigenen scharfen Munition sind leider keine Seltenheiten mehr. Solch ein Sammeln ist grober Unfug und erhoeht nur unnütz die Kosten der Kriegführung. Das deutsche Volk aber und somit schliesslich jeder von uns hat für den Schaden einzustehen, den einzelne Kameraden in ihrem Leichtsinn oder in ihrer Geldgier angerichtet haben. Solche Zerstoerungen sind auch ein grosses Unrecht gegen die übrigen Kameraden. Weil dieser oder jener ein paar Mark verdienen will, müssen vielleicht Tausende eine zeitlang unter Wassermangel leiden und sind unter Umstaenden infolge der schlechten Trinkwasserverhaeltnisse gar der Gefahr von Erkrankungen ausgesetzt. Die Heeresleitung wird sich angesichts solcher Vorgaenge bei künftigen Gelegenheiten zu den schaerfsten Gegenmassnahmen gezwungen sehen und wenn dadurch die ehrlichen Sammler um ihren Gewinn aus dem Bergelohn geschaedigt werden, so koennen sie sich bei denen bedanken, die in bloeder Zerstoerungswut alles zusammengeschlagen haben. Lasst die Haende von unbeschaedigten maschinellen Anlagen! Wenn es daran wirklich etwas zu bergen gibt, das für unsere Kriegswirtschaft wertvoll ist, so wird das schon unter fachmaennischer Leitung besorgt werden. Es gibt genug dort zu sammeln, wo der Krieg schon zerstoert hat. Wo er uns aber Gebrauchsfaehiges und Ganzes überlassen hat, da ist es unverantwortlich, dies nachtraeglich noch zusammenzuschlagen, um ein paar Mark Bergelohn zu verdienen.

Bei den Minenwerfern.

Von der Front wird uns geschrieben: Nordwestlich La Bassée stosse ich auf ein Minenwerferbataillon, das eingesetzt worden ist, um mitzuhelfen, die feindlichen Stellungen zum Sturm niederzukaempfen. Heiss geht es her. Der Feind antwortet wacker mit Minen, schwerer Artillerie und Gasbeschiessung. Ein Unteroffizier verliert gleich zu Beginn die ganze Bedienungsmannschaft seines Werfers bis auf einen Mann. Bei den schweren Verlusten seiner Kompagnie an diesem Tage kann ihm kein anderer Pionier zur Bedienung seines Werfers abgegeben werden. Mit derselben Schnelligkeit und Genauigkeit wie die anderen gelingt es ihm trotzdem, dieselbe Schusszahl herauszuschiessen. Im Werferstand I wird durch den Splitter einer feindlichen Granate der Zeitzünder einer Mine scharf, die bereits zum Schuss fertig im Rohr steckte. Schnell entschlossen will einer der Pioniere die Reissleine abziehen. Sie versagt. Mit groesster Kaltblütigkeit schraubt er schnell eine neue Zündschraube ein und zieht ab. Die Mine detoniert nur wenige Meter über dem Werferstand, ohne Schaden anzurichten. Die Mannschaft ist durch diese mutige, schnelle Tat gerettet. Ein dritter Werfer wird durch das schwere feindliche Feuer verschüttet. Die Pioniere graben ihn wieder aus, und bald speit er von neuem Verderben in die Feinde. Die Telephonleitungen sind so zerschossen, dass die Verbindung zwischen den Werfern nicht mehr aufrechterhalten werden kann. Da erbieten sich zwei Pioniere, die wichtigsten Meldungen und Befehle persoenlich zu überbringen. Im schwersten flankierenden Maschinengewehrfeuer rennen sie durch die versumpften schlammigen Stellungen, des Feuers nicht achtend. — Einem Pionier wird sein Rohrwischer zerschossen. Die Gefahr des Verbrennens nicht scheuend, versieht er trotzdem seinen Dienst am Minenwerfer weiter. — Ein Minenwerfer zerspringt durch einen Rohrkrepierer. Nun müssen die anderen die Feuergeschwindigkeit aufs hoechste steigern. Ein anderer Minenwerfer wird so erhitzt, dass durch seine Restfunken im Rohr die Treibladung vorzeitig zur Entladung kommt, wodurch der Pionier, der ihn bedient, am Arm schwer verletzt wird. Durch seine Entschlossenheit und durch seinen Mut trat der Ausfall des zersprungenen Werfers jedoch nicht in die Erscheinung. — Ein Volltreffer verschüttete den Unterstand einer Kompagnie. 17 Mann liegen unter den Trümmern. Ein Zug der 4. Kompagnie wird zum Ausgraben angesetzt. Ein Pionier kriecht durch ein kleines Loch, die Gefahr des Selbstverschüttetwerdens nicht achtend, hinein. Er stellt fest, dass noch einige der Mannschaften leben. Fieberhaft wird gearbeitet, trotz starker Beschiessung, und die Kameraden werden gerettet. Die feindlichen Stellungen werden schliesslich gestürmt. Die Minenwerfer müssen folgen. Im schneidigen Draufgehen folgt ein Vizefeldwebel als selbstaendiger Führer einer leichten Werfergruppe der vorgehenden Infanterie trotz staerksten feindlichen Feuers auf dem Fusse und schiesst zwei feindliche Maschinengewehrnester zusammen. Bei anbrechender Dunkelheit wird die schwere Minenmunition mit mehreren Fahrzeugen zu den Werfern herangekarrt. Ein feindlicher Feuerüberfall toetet die Pferde des vordersten Wagens. Er stürzt in ein Granatloch und hemmt den ganzen Transport. Ein Vizefeldwebel laesst ihn trotz schwersten Feuers wieder herausheben. Obgleich der Wagen noch fünfmal umschlaegt, laesst der Vizefeldwebel nicht nach. Die Munition — muss — nach vorne! Also wird der Wagen fünfmal aufgerichtet. Und der Transport kommt schliesslich an.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Soissons' Ende. Uns wird geschrieben: Ausgestorben, mit erbrochenen Laeden und leergeplündert war die Stadt,



als die Brandenburger sie nahmen. Vier Tage spaeter war Soissons ein Trümmerhaufen. Etwa 4 km südwestlich der Kathedrale, am Rande der Hoehe lagen die Linien der deutschen Divisionen, die alle die wütenden Gegenangriffe abzuwehren hatten, die der Franzose mit voller Kraft auf Soissons ansetzte. Solange ihm die Hoffnung nicht erstorben war, die Stadt, wenn auch unter Menschenopfern ohne Zahl, wieder zu gewinnen, fiel kein Schuss auf das entvoelkerte Stadtbild. Als aber drei Tage nach der Einnahme der unter unerhoert blutigen Verlusten in sinnlosem Ansturm anlaufende Franzose immer wieder abprallte, und das umfassende Vordringen benachbarter deutscher Angriffstruppen jede Hoffnung auf den Wiedergewinn der Aisnestadt zerschellen liess, fasste der Franzose den Entschluss, der unglücklichen Stadt ein Ende zu bereiten. Franzoesische Historiker moegen dereinst ergründen, welcher franzoesische General den Entschluss fasste, Soissons zu zerstoeren. Zehntausende von Landsleuten hat er damit um Hab und Gut gebracht, ohne seinem Vaterland zu nutzen, denn für die deutschen Operationen ist es belanglos, ob an dem Erdfleck, an dem Soissons stand, eine franzoesische Stadt oder ein franzoesischer Trümmerhaufen liegt... Am Freitag mittag begann die Beschiessung mit schwerster Artillerie. Deutsche Truppen waren nicht in Soissons. Aus der Ferne konnten sie der Beschiessung als einem grausigen Schauspiel und als einem Ausbruch ohnmaechtiger Wut des Gegners folgen. Das Herz der Stadt, das gesamte Strassennetz von der Aisne bis in die Hoehe der Kathedrale, war offenbar dem franzoesischen Artilleriekommandanten und seiner Armeeleitung als Zielstreifen zugewiesen worden. Schuss um Schuss schwersten Kalibers rollte als Frankreichs Abschiedsgruss an sein Soissons in die unglückliche Stadt. Bald brachen Braende aus, die in dem menschen- und truppenleeren Haeusermeer niemand fanden, der ihnen Einhalt bieten konnte. Was nicht von schweren Granaten, die beim Dachstuhl eindringend, ihre Verwüstungen bis in die ersten Stockwerke streckten und oft mit einem einzigen Schuss ein ganzes Haus zum Einsturz brachten, vernichtet wurde, fiel dem Feuer zum Opfer, das sich schnell ausbreitete und in den vollmoeblierten Zimmern und Wohnungen der Bürger leckere Nahrung fand. In erster Linie ist es das Hauptgeschaeftsviertel mit den Wohnungen der Geschaeftsleute, das der Zerstoerung anheimfiel. Das ganze Stadtviertel noerdlich der Kathedrale kann als vernichtet gelten. In der Rue du Collège, der Rue St. Christophe, südwaerts bis zur Place steht kein Haus mehr. Unpassierbar sind die Strassen und als solche kaum noch kenntlich. Meterhoch türmen sich hier die Trümmer der eingestürzten Haeuser, wahre Berge des schoenen charakteristischen hellen Sandsteins, der in Soissons das bevorzugte Baumaterial war....

Die Gesamtbeute im Westen seit dem 21. Maerz. Durch die Erfolge der siegreichen Armee des deutschen Kronprinzen wuchs die Beute aus den grossen Kaempfen im Westen seit 21. Maerz nunmehr auf 185 000 Gefangene, über 2250 Geschütze und viele tausende von Maschinengewehren an. Die Einbusse an nicht annaehernd zu schaetzendem Kriegsmaterial und Geraet aller Art kostete die Entente ungeheure Werte.

Ehrentafel.

Selbstaendiges Handeln in schwersten feindlichen Feuer und treueste Pflichterfüllung bis zum Letzten zeigte in der Angriffsschlacht der Gefreite Holtz von der 4. Kompagnie des Infanterie-Regiments v. Stülpnagel (6. brandenb.) Nr. 48 aus Cüstrin. Starke Regenschauer hatten schon Tage vorher das Gelaende zu einem breiigen Lehmfeld verwandelt. Und als die Mannschaften zur festgesetzten Zeit zum Sturm gegen die englische Stellung vorbrachen, waren sie buchstaeblich bis auf die Haut durchnaesst und durch das Auf und Nieder beim Vorwaertsstürmen über das weiche Feld von Trichtern starrten auch naturgemaess die Waffen und Ausrüstungsstücke voller Lehm. Die Tapferen aber liessen sich durch Witterungseinflüsse keine Hindernisse setzen. Sie stürmten die stark ausgebaute Stellung des Gegners und weit darüber hinaus gegen eine Hoehe, die der Gegner mit neuen, schnell herangeführten Kraeften zu besetzen begann. Der Wichtigkeit dieser Hoehe wohl bewusst, scheuten sich die Reserven nicht, in Gruppenkolonne in Stellung zu gehen. Jeder der Musketiere brannte nun darauf, das lohnende Ziel wirksam unter Feuer zu nehmen. Der unvermeidliche Schmutz an den Gewehren aber schwaechte die Feuerkraft ganz erheblich. Da sprang denn der Gefreite Holtz mit seinem leichten Maschinengewehr, das noch intakt war, seine Besatzung anspornend, vorwaerts. Er feuerte unablaessig und glich so den Ausfall der Feuerkraft innerhalb seiner Kompagnie in erfolgreicher Weise aus. Auch die Englaender hatten bald erkannt, dass ihnen das andauernd feuernde Maschinengewehr hoechst unangenehm war, weil es ihnen schwerste Verluste beibrachte. — So richteten sie denn ihr schwerstes Feuer gegen die kleine Teufelsmaschine und verwundeten einen Schützen nach dem andern. Schliesslich hielt Holtz allein noch immer tapfer an seiner Waffe aus und feuerte solange, bis die letzte Kugel aus dem Laufe war und eine feindliche Granate, die in der Naehe einschlug, das Maschinengewehr unbrauchbar machte. Nun hatte zwar der Feind dem Gefreiten die Waffe aus der Hand genommen, aber den Tapferen selbst nicht unbrauchbar gemacht. Er pirschte sich durch das schwerste feindliche Feuer zu seinem Kompagnieführer, meldete sein Geschick und tat nun als Gefechtsordonnanz im Ueberbringen von Meldungen und Befehlen weiter seine Pflicht im Kampfe gegen den Feind. Die Anerkennung über das tapfere vorbildliche Verhalten des Gefreiten Holtz durch den Divisions-Kommandeur blieb nicht aus.

Entfesselte Fesselballons.

Zu den verschiedentlichen, sich oefter wiederholenden Unglücksfaellen im Felde gehoert auch das Losreissen der meist zu Beobachtungszwecken aufgestiegenen Fesselballons. Verschiedene Ursachen koennen dazu führen, dass das den Ballon mit der Erde verbindende Kabel reisst, und nun beginnt der nicht mehr seines Namens würdige, aller Steuerungsmittel entbloesste Fesselballon eine Reise ins Unbekannte, die manchmal nichts an Abenteuerlichkeit zu wünschen übrig laesst. So wurde, wie Charles Rabot in der Zeitschrift Geographie erzaehlt, im vorigen Jahre und zwar am 7. Oktober in Stavanger zwischen dem Skagerrak und der Nordsee ein wahrscheinlich von der Front entkommener Fesselballon gesichtet. Er trieb sehr schnell dahin, in einer Hoehe von 200—250 m. Ein langes Stahlkabel, das herabhing, berührte manchmal fast die Erde. Welcher Armee der Ballon gehoert hatte, konnte nicht festgestellt werden. In Stavanger wurde man auf seine Vorbeifahrt durch einen ernsthaften Unglücksfall aufmerksam. Das Kabel riss naemlich einige Pfaehle des Telephonnetzes nieder und kam mit den Stromver-

teilungskabeln in Berührung. Hierdurch wurden eine Reihe heftiger Entladungen und Blitze hervorgerufen, und die Einwohner stürzten entsetzt aus den Haeusern, in dem Glauben, sie würden irrtümlich von einem Zeppelin angegriffen. Der geheimnisvolle Ballon aber setzte seine Reise fort,am naechsten Tage war er bereits 500 km weiter gelangt, und man konnte ihn von Drontheim aus sehen. Auch hier trieb er vrbei, und man nimmt an, dass er irgendwo in Schwedisch-Lappland zugrunde ging. Ein anderer entfesselter Fesselballon wurde einige Tage spaeter erblickt und verursachte groessere Beschaedigungen im daenischen Hafen Esbjerg, an der Westküste von Jütland. Der am Kabel angebrachte Anker hakte an einem Pfahl fest, von dem mehrere Starkstromkabel ausgingen. Es kam zu einem Kurzschluss, der gleichzeitig den Leitungstraeger und den Ballon verniehtete.

7 984 000 000 Mark für Getraenke? Was gab das deutsche Volk vor dem Krieg für geistige Getraenke aus? Eine Frage, die sich einem durch verschiedene Erwaegungen: den Vergleich mit dem jetzigen offensichtlich durch die Zeitverhaeltnisse stark verringerten Alkoholverbrauch, die Rohstofffragen im Blick auf die Zeit nach dem Kriege, die kürzlich veroeffentlichten Steuerplaene, usw. oefters nahelegt. Für den Zeitraum 1904—08 hatte das Kaiserliche Statistische Amt 2850 Millionen im Jahre errechnet. Für 1910 wurden von sachkundiger Seite etwa 3800, für etwa 1911—13 von Lissner in „Die Zukunft der Verbrauchssteuern in Deutschland" (1914) 4026 Millionen angegeben. Neuerdings kommt nun der bekannte Hamburger Volkswirt R. E. May (in seinem Buche „Die deutsche Volksernaehrung gemessen am tatsaechlichen Konsum grosser Konsumentenkreise", 1917, Duncker u. Humblot, München-Leipzig) zu einem noch betraechtlich hoeheren Ergebnis: In Anlehnung an die bekannte Eltzbachersche Denkschrift „Die deutsche Volksernaehrung und der englische Aushungerungsplan" errechnet er für die Jahre 1912 und 1913, unter Zugrundelegung von 68 Millionen Bevoelkerung, maessigem, angemessenem Preisansatz (im übrigen Berücksichtigung des „Trinkgelds" und aehnliche Nebenumstaende noch nicht mitgerechnet) im Ausschank: 7984 Millionen oder rund 8 Milliarden im Jahre. Auf den Kopf bedeutet jene Ausgabe nach May 118, auf die Durchschnittsfamilie 555 Mark (!).

Die letzten Heeresberichte.

16. Juni. **Westlicher Kriegsschauplatz:** Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Südwestlich von Merris und noerdlich von Béthune wurden englische Teilangriffe, bei denen der Feind westlich von Lozon in unsere vorderen Linien eindrang, im Nahkampf abgewiesen. An den übrigen Fronten blieb die Infanterietaetigkeit auf Erkundungsgefechte beschraenkt. Der Artilleriekampf lebte am Abend noerdlich der Lys, noerdlich der Scarpe und beiderseits der Somme auf.

Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Infanteriegefechte auf dem Kampffelde südwestlich von Noyon. Südlich der Aisne dauerte die erhoehte Gefechtstaetigkeit an. Starke Angriffe der Franzosen gegen Dommiers wurden zum Scheitern gebracht. Ebenso brach ein gegen unsere Linien im Walde von Villers-Cotterets gerichteter Angriff verlustreich zusammen.

Leutnant Menckhoff errang seinen 34. Luftsieg.

17. Juni. **Westlicher Kriegsschauplatz:** Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Rege Erkundungstaetigkeit führte an vielen Stellen der Front zu heftigen Infanteriegefechten. Südwestlich von Noyon nahm die Artillerietaetigfleit am Abend auf.

Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Auf dem Kampffelde südwestlich von Noyon nahm die Artillerietaetigkeit am Abend an Staerke zu. Zwischen Ourcq und Marne machten wir bei oertlichen Unternehmungen 120 Gefangene. Die Geschützbeute aus unserem Vorstoss zwischen Montdidier und Noyon hat sich von 150 auf mehr als 300, darunter schwerstes Kaliber, erhoeht. Die Beute an Maschinengewehren betraegt weit über 1000.

Heeresgruppe Gallwitz: Zwischen Maas und Mosel fügten wir den Amerikanern durch Vorstoss beiderseits von Flirey Verluste zu und zerstoerten Teile ihrer Stellungen.

Heeresgruppe Herzog Albrecht: Erkundungsabteilungen holten in den Vogesen und im Sundgau Gefangene aus franzoesischen und amerikanischen Graeben.

Gestern wurden 8 feindliche Flugzeuge und 8 Fesselballone zum Absturz gebracht.

Der Einbruch in die italienischen Stellungen.

Wien, 15. Juni. Aus dem Kriegspresse-Quartier wird am 15. Juni abends mitgeteilt: Unsere Armeen sind heute vormittag sowohl auf der Hochflaeche der Sieben Gemeinden als auch über die Piave hinweg in die feindlichen Linien eingebrochen. Bis um mittag lagen die Meldungen über 10000 gefangene Italiener, Englaender und Franzosen vor. Die Geschützbeute ist betraechtlich.

Lustige Ecke.

Behinderung.

Bubi ist mit der Mutter und der Tante in Thüringen, in der Sommerfrische. Seine Heimat ist Berlin. Der Sommerwohnung gegenüber liegt das Pfarrhaus neben der Kirche, und der Pfarrer ist eines Morgens in seinem Garten bei seinen Blumen taetig. Bubi steht am Zaun und guckt ihm zu.

„Was machst du denn da?"

Der Pfarrer, dem der kleine muntere Junge gefaellt, antwortet ihm freundlich: „Ich pflege meine Blumen, mein Kind."

„Bist du ein Gaertner?"

„Nein, ich bin Pastor."

„Was machst du denn da?"

„Jetzt erhole ich mich gerade und halte meine Beete in Ordnung, sonst aber predige ich. Verstehst du mich? Des Sonntags gehe ich dort in die Kirche und erzaehle den Leuten schoene Geschichten und mache, dass sie fromm werden."— Bubi nickte ernsthaft.

„Wo bist du denn her, mein Junge?"

„Berlin!"

„Ach, das ist eine schoene grosse Stadt. Da geht ihr wohl auch Sonntags immer zur Kirche?"— „Nee," meint Bubi, „wir haben en Kohlenjeschaeft." Lust. Bl.

Wahres Geschichtchen.

Anlaesslich des Friedens mit Russland erhielten die Insassen eines Gefangenenlagers für den Kopf einen halben Liter Wein. Der grossen Menge der Beglückten wegen musste der Wein etwas gestreckt werden.

Ich fragte einen russischen Kriegsgefangenen, der eben die Flasche von seinem Mund absetzte und mich dabei mit sauersüssem Gesicht angrinste, wie ihm der Wein schmeckte.

Da sagte er: „Ist sich dritte Sorte von Hochzeit zu Kanaan."

Jugend.

Raetsel-Ecke.

Einfügungs-Aufgabe.

Aus dem Worte „Heer" sollen durch Einfügung von je 2 der nachstehenden Buchstaben in dessen Mitte 7 neue Woerter gebildet werden. Wie lauten diese?

c d f h i k k l l l n r z

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

Aufloesung des Silbenverschiebe-Raetsels aus voriger Nr.

T A N K D A M P F E R
O E S E L
H A H N
W E L L E
L E I T E R
L E N S
P A C K T I E R
M U E N C H E N
S O N N E

Der Abdruck der mit * verschenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** verschenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Hauptm. Mielke. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 518. (4. Kriegsjahr) 21. Juni 1918.

Die Felsenberge haett' ein Wandrer überstiegen,
haett' er ein Steinchen nicht in seinem Schuhe liegen.
Wer wandern will mit Glück durchs Leben, sehe zu,
dass innen ihn nicht drück' ein Steinchen in dem Schuh.
Rückert.

Aus vergangenen Kriegsjahren!

22. Juni 1915: Einzug in Lemberg.
22. Juni 1916: Angriff franzoesischer Flieger auf Karlsruhe (30 Maenner, 5 Frauen, 82 Kinder tot).
23. Juni 1916: Hoehenrücken „Kalte Erde" und Panzerwerk „Thiaumont" erstürmt.
21. Juni 1917: Oestlich des Cornillet Franzosen in unsere Stellung gedrungen.
23. Juni 1917: Franzosen zur Raeumung des am 18. u. 21. Juni oestlich des Cornillet gewonnenen Bodens gezwungen.

Der deutschen Schwester.

Komm, dass ich dir die braune Hand
auf deinen schlichten Scheitel lege,
und danke dir, die engelgleich,
für deine opfervolle Pflege!

Komm, dass ich einmal noch, wie einst,
mich gründe in die guten Augen,
die voller Leid und Lachen sind
und allem Schmerz zum Troste taugen!

Komm, lass mich deinen reinen Mund
noch einmal fromm als Bruder küssen!
Du rührtest mir das harte Herz,
ich fühl' es, da wir scheiden müssen.

Nicht weiss ich, was mein Schicksal will,
ein andrer muss mich nun betreuen . . .
Ich grüsse dich! und will zum Dank
dir Blumen der Erinn'rung streuen.

Max Zeibig, Untffz.

U-Boote vor Neuyork.

Das wird eine Riesenüberraschung in den Vereinigten Staaten gewesen sein, als der Marineminister amtlich bekannt gab, dass deutsche Uboote an der Atlantischen Küste der Vereinigten Staaten fleissig an der Arbeit sind, Schiffe zu den Fischen hinunterzusenden. Unvergessen sind noch die Fahrten der „Deutschland", unvergessen der Besuch des Kapitaenleutnants Rose mit einem Uboot. Das war vor bald 2 Jahren. Inzwischen hat die Technik nicht gerastet. Gestützt auf einziggeartete und immer wachsende Erfahrungen wurde der Ubootbau vervollkommnet. Der Aktionsradius nahm ebenso zu, wie die artilleristische Ausrüstung. Es sind nicht mehr Boote, sondern Kreuzer, die die Hochsee befahren, den Todesring um die Azoren legen, um schliesslich an der Küste des Atlantischen Ozeans die Yankees mit Torpedos und Scharfschüssen zu begrüssen. Was heute die nordamerikanischen Haefen verlaesst, um in Schlingerfahrten Europa zu erreichen, hat nicht nur die Gefahrzone von England und Frankreich zu passieren. Allerdings hat das Marineamt der Yankees sofort eilfertig versichert, dass keine Gefahr bestünde. Es seien genug Kriegsschiffe vorhanden, um die Uboote in Schach zu halten. Wenn wir nicht sehr irren, sind um Englands Küste noch viel mehr Kriegsschiffe vorhanden, die die Aufgabe haben, die Uboote zu „vernichten". Trotzdem werden Tag für Tag 20—30000 Tonnen versenkt. Nein, die Kriegsschiffe machen die Sache nicht.

In Frankreich und Grossbritannien muss die Nachricht von den tatsaechlichen Erfolgen der deutschen Uboote nicht weniger verwirren. Dort ist es ja am besten bekannt, wie die Uboote wirken, wie sie Lücken in den Schiffsraum reissen, die selbst durch die hanebüchenen Schwindeleien Lloyd Georges nicht verstopft werden koennen. Was den Franzosen beispielsweise zugemutet wird, zu glauben, geht aus Auslassungen André Tardieus hervor, der der Mittelsmann der franzoesischen Regierung in den Vereinigten Staaten ist. Er hat dieser Tage verkündet, dass die Yankees bis Ende 1918 rund 2 Millionen Mann mit allen Ausrüstungs- und Verpflegungsgegenstaenden nach Europa verschifft haben würden. Dass hierzu eine Tonnage gehoert, über die der Vielverband nicht verfügt, ficht Tardieu nicht weiter an. Nach seiner Angabe sollen die Yankees jetzt monatlich 500 000 Tonnen bauen. Das waeren bis zum Schluss des Jahres 3 Millionen Tonnen! Aber diese Schiffe sind bei einer Mindestbauzeit von 6—9 Monaten Ende 1918 noch garnicht fertig. Wieder ist es Tardieu, der behauptet, die Vereinigten Staaten seien heute im Besitz einer Hochseeflotte von 4,5 Millonen Tonnen. Davon sind unbedingt Abstriche zu machen. Allein waere es so, dann genügten selbst diese 4,5 Millionen Tonnen nicht, selbst bei unbehinderter Fahrt bis Ende 1918 eine Million Mann mit voller Ausrüstung zu verschiffen.

Dass von den Schiffen der Yankees nicht alle die europaeischen Haefen erreichen, dafür werden unsere Uboote schon sorgen. Die Feinde moegen sich die Koepfe zerbrechen darüber, wo die Ubootkreuzer ihre Stützpunkte haben. Sie dürfen sicher sein, dass sie ausserhalb ihrer Zugriffsmoeglichkeit liegen. Immerhin hat Wilson bereits die Offensive gegen die Uboote vor Neuyork ergriffen. Er hat auch schon Erfolge erzielt, die ausgezeichnet in das Kriegsbild der Vereinigten Staaten passen. Geheimpolizisten haben naemlich die — deutschen Klubs in Neuyork überfallen, weil die Uboote von dort Signale erhielten. Es ist nichts so dumm, was nicht von den kriegskranken Yankees geglaubt wird. Nun wittern sie überall Unrat und Unheil, wobei der „Verrat" die erste Rolle spielt. Wir aber wollen uns der neuen Leistungen unserer Uboote freuen. Laengst gehoert ihnen und unbegrenzt unser Vertrauen. Auch auf die Neutralen



F. d. A. Z. gez. v. Grenadier Kretschmann.

muss es einen gewaltigen Eindruck machen, dass sich zu den 120 Kilometer-Kanonen nun die Ozeanfahrten unserer Kampf-Uboote gesellen. Wann und wo haette der Vielverband die Erde mit aehnlichen Leistungen überrascht! Wo sind die Yankeeboote, die vor Bremen und Hamburg operieren? Für Deutschlands hochwertige Technik und Industrie bedeutet das ebenso einen Erfolg, wie für Heer und Marine.

Der 18. Juni als Gedenktag.

In unserer vaterlaendischen Geschichte spielt der 18. Juni keine geringe Rolle. War es doch meist zur lauen Sommerzeit, wenn Brandenburg-Preussen-Deutschland, immer von maechtiger Meute umbelfert, sein gutes Schwert ziehen musste, um geifernden Neidern mit harten Hieben und Stoessen sein krafttrotzendes deutsches Dasein für einige Zeit in bleibende Erinnerung zu praegen.

Schon unter dem Grossen Kurfürsten wird 1675 der 18. Juni durch den grossen Sieg von Fehrbellin ein Feiertag ersten Ranges. Die von Ludwig XIV. ins Land gelockten Schweden wurden damals über die Grenze gejagt. Friedrich Wilhelms Vordringen nach Vorpommern und Rügen weist dem Feinde die Macht der Mark und legt den ersten Grundstein zu Preussens spaeterer Grossmachtstellung.

Waehrend seines siegreichen siebenjaehrigen Kampfes um des Koenigreichs Bestand packt 1757 Friedrich d. Gr. am 18. Juni den vordringenden Feind mit festen Faeusten in Boehmen bei Kolin an, muss zwar zunaechst einer zahlenmaessigen Uebermacht weichen, sichert sich aber für dieses schwerste Kriegsjahr immerhin die voellige Behauptung Schlesiens, sodass er an diesem Tage schreiben durfte: „Denken Sie nicht dass ich weichen werde. Man muss sich schützen in diesen unseligen Zeiten durch Eingeweide von Eisen und ein Herz von Erz. Der naechste Monat wird entscheiden für mein armes Land. Meine Rechnung ist: Ich werde es retten oder mit ihm untergehen!“

Nun, es ist nicht untergegangen! Im Gegenteil: 1813/14/15 schon ringen alle deutsche Staemme nach langer Zerrissenheit wieder Schulter an Schulter vereint, um die Freiheit des Vaterlandes. Blüchers gewaltiger Schlag vom 18. Juni 1815 bei Waterloo-Belle-Alliance sichert durch das rechtzeitige Eingreifen seiner 40 000 Mann den Endsieg über Napoleon. Vier Tage darauf schreibt der Feldmarschall an den Freiherrn von Stein aus Noyelle: „Ich hoffe, mein verehrter Freund, Sie sind von mich zufrieden. In acht Tagen habe ich zwei blutige Schlachten geliefert und fünf heftige Gefechte bestanden, auch 3 Festungen eingeschlossen. Nur mein Eisernen Willen und den Beistand von Gneisenau, sowie die Zuneigung der Truppen und ihre Bravour habe ich es zu danken. Napoleon hat alles verloren, sein Kasse, sein Juwelen und seine ganze Equipage; er wurde so überrascht, dass er ohne Degen und Hut aus dem Wagen sprang und sich zu Pferde rettete. Sie sind in meine Haende.“

1866 verzeichnet die Ehrentafel am 18. Juni den ersten siegreichen Zusammenstoss der vorstürmenden Mainarmee Vogels von Falkenstein vor den Toren Langensalzas, das sich dann nach nur neuntaegiger Verteidigung dem General ergeben muss.

Von solchen Soldaten konnte Bismarck seiner Gattin berichten: „Unsere Leute sind zum Küssen! Jeder so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen was sie koennen, und essen verschimmeltes Brot. Es muss doch ein tiefer Fonds von Gottesfurcht im gemeinen Mann bei uns sitzen, sonst koennte das alles nicht sein!“

Nur mit einem solchen Heer konnte die deutsche Einheit in Versailles errungen werden. Und der durch Jahrhunderte immer weiter wirkende Geist der Erstarkung musste sich auch im Weltkrieg bewaehren, dessen Kalender am 18. Juni 1915 den Sieg Linsingens am Styr und Stochod (bei Kowel-Rowno) über die Russen, die Eroberung des Hoehenrückens von Busibello gegen die Italiener verzeichnet, die an diesem Tag auch am Monte Meletta geschlagen werden.

1916 geht's am 18. Juni den Englaendern bei La Bassée und den Franzosen auf der Loretto-Hoehe ans Leder; beide werden sie aus ihren Stellungen geworfen. Im Osten wütet am gleichen Tage die Schlacht um Lemberg. Grodek und Kowarno werden erstürmt.

1917 kündet der Heeresbericht des 18. Juni eine Schlappe der Englaender bei Monchy, dazu den Rückschlag der Franzosen am Hochberg, waehrend die Italiener auf den Sieben-Gemeinden zwischen Asiago und Suganatal am heftigsten bei Monte Forno ihre Saenge beziehen.

So haben wir gesehen, wie der Geist der Geschichte auf ein Datum rein zufaellig Siegestage und Tage innerer Einkehr zusammenstellt. Moege auch alle Gegenwart und Zukunft unseren deutschen Siegerwillen nie erlahmen lassen!

H.

Wiederverwendung der aus russischer Gefangenschaft Zurückgekehrten an der Front. Als Antwort auf viele beim Kriegsministerium eingehende Anfragen wird folgendes bekannt gemacht: Die aus russischer Kriegsgefangenschaft Zurückgekehrten koennen ohne Einschraenkung wieder im Militaerdienst verwendet werden. Es würde dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht widersprechen, wenn diese Heeresangehoerigen nach Ablauf ihres Urlaubs anders verwendet würden, als die übrigen Heeresdienstpflichtigen, von denen selbst viele nach mehrfacher Verwundung der Front wieder zugeführt werden. Soweit aus besonderen Gründen, z. B. infolge vorgeschrittenen Alters oder aus Familienrücksichten von einer Verwendung abgesehen werden darf, kommen diese Sonderbestimmungen auch den aus russischer Gefangenschaft Zurückgekehrten zugute.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Die Aufzehrung der feindlichen Reserven. Der Verteidigung des Vorraums von Paris hat Foch im ganzen über 65 Divisionen widmen müssen; wir betrachten dabei die ganze Linie

von Montdidier bis zur Marne als strategische Einheit. Da die Schlachten an der Somme und an der Lys, ausser etwa 53 englischen, 49 franzoesische Divisionen beansprucht haben, so hat das franzoesische Heer also von seinen rund 130 Divisionen waehrend des am 21. Maerz eroeffneten Feldzugs bisher rund 110 Divisionen bluten lassen müssen. Viele davon wurden mehrfach eingesetzt. Trotzdem ist klar, dass diese Tatsache eine ganz enorme Inanspruchnahme der feindlichen Streitkraefte bedeutet, von den unersetzbaren Verlusten ganz abgesehen. Die Westmaechte haben von ihren rund 190 (englischen und franzoesischen) Divisionen, die sie am 21. Maerz in Frankreich zur Verfügung hatten, kaum 20 Divisionen, die nicht schon mehr oder weniger in diesem Feldzug gelitten haetten. Der Ersatz dürfte nicht ausreichend und nicht vollwertig sein. Die Amerikaner kommen vorerst in der Hauptsache nur indirekt für die Schlachten in Betracht. Andererseits ist nicht zu übersehen, dass natürlich die englische Führung die letzten Wochen benützt haben wird, um ihre zerschlagenen Armeen wieder in Stand zu setzen. Aber unsere Rechnung ist sehr einfach: Bei gleich grossen blutigen Verlusten würden die rund 200000 Gefangenen den Mehrverbrauch der Westmaechte ausmachen; tatsaechlich sind, wie stets versichert wird, die feindlichen Verluste sehr viel groesser als unsere eigenen, was sich aus der besseren Taktik und dem strategischen Uebergewicht ohne weiteres erklaert. Wenn daher gesagt wird, dass jene Reservearmee Foch nicht mehr bestehe, so wird das durch unsere Rechnung nicht nur voll bestaetigt, sondern es zeigt sich, dass die inneren Wirkungen der deutschen Strategie noch weit darüber hinausgehen.

Einsicht der Gegner? Die franzoesischen Zeitungen reden wieder einmal von einer Erschütterung der Stellung Clémenceaus. Daneben kann man in neutralen und danach auch in deutschen Zeitungen von wachsender Kriegsmüdigkeit und Friedenssehnsucht in Frankreich lesen. Die Koeln. Ztg. schreibt hierzu: „Die letzten zwei Wochen haben Stimmen laut werden lassen, die waehrend der vier Kriegsjahre noch nie so deutlich sich haben vernehmen lassen, namentlich nicht an einigen Stellen, von denen sie nunmehr ertoenen. Besonders sind es franzoesische Presseeroerterungen, die zum Teil als ein Echo deutscher Betrachtungen gelten koennen, zum Teil aber auch ohne merkbaren Anstoss von aussen her sich geben. Ob diese Stimmen freilich den echten Klang der Aufrichtigkeit haben oder ob sie nur darauf berechnet sind, einen Widerhall der Ablehnung zu wecken, ist nicht ohne weiteres herauszuhoeren. Immerhin bietet diese Diskussion vielleicht doch den Anlass, dass der Verband zu einem ruhigern Nachdenken sich anschickt, besonders wenn er noch unsre militaerische Lage auf sich wirken laesst. Eine solche Aussprache kann dazu helfen, dass das Nahen des Tages beschleunigt wird, an dem der Verband sich zu einer wirklich diskutabeln Auffassung der Gegenwart und der Zukunft aufschwingt und durchringt. Bisher ist die grundsaetzliche Geneigtheit zum Frieden immer nur von deutscher Seite geaeussert worden, ohne dass wir von der andern Seite ein Echo vernommen haetten. Wir haben immer angeboten, die Franzosen haben immer abgelehnt. Sollte die jetzige veraenderte Haltung ehrlich gemeint sein, so waere wenigstens ein kleiner Schritt vorwaerts getan auf dem Wege zum friedlichen Ende. Es waere freilich nur ein Anfang, aber doch ein Anfang."

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

21 000 Gefangene. Der Wiener Bericht vom 17. Juni besagt: An der venezianischen Gebirgsfront wurde gestern die Kampftaetigkeit durch Wetter und Nebel betraechtlich eingeschraenkt. Westlich der Brenta behaupteten alpenlaendische Regimenter die tagszuvor erkaempften Gebirgsstellungen gegen heftige Angriffe. Im Hoehengelaende des Montello schoben sich die Divisionen Geiginger kaempfend gegen Westen vor. Beiderseits der Bahn Oderzo—Treviso scheiterten starke italienische Gegenstoesse. Die am Südflügel der Heeresgruppe Feldmarschall v. Boroevicz vordringenden Streitkraefte entrissen dem Feinde westlich San Dona weiteren Boden und nahmen Capo Sile. Die Zahl der an der Südwestfront eingebrachten Gefangenen erhoehte sich auf 21 000.

Ehrentafel.

Am 24. 4. 18 war bei einem groesseren Sturm auf die englische Stellung die Kompagnie links ohne Anschluss. Zur Sicherung der linken Flanke war ein leichtes Maschinengewehr auf 4—500 m hinausgeschoben, das sich in einer Eisenbahnunterführung festsetzte und ca. 80 bis 100 Englaender, die der Kompagnie im Rücken waren, vernichtete. Das Maschinengewehr hielt sich an dieser Stelle 1½ Stunden trotz der starken feindlichen Feuerwirkung bis die Nachbardivision entsprechend vorgestossen war. Bedient wurde das Gewehr von dem Musketier Böhm aus Baerwalde in Pommern (Kreis Neu-Stettin), der immer das Gewehr wieder schussfertig brachte, trotz mehrerer Hemmungen und der noch weiterschoss, als er bereits durch Querschlaeger am Oberschenkel verwundet war.

Für sein tapferes Verhalten erhielt er das Eiserne Kreuz.

Peronne und seine Kathedrale.

Von Robert Troegel.

** Lichte Maiensonne strahlt, unbekümmert um Menschenhass und der Voelker erbittertes Streiten, um Verwüstung und Todesnot, gütig warm auf die alte Festungsstadt an den Ufern der Somme nieder. Von den Tagen Karls des Einfaeltigen an, der in der wasserbewehrten Burg gefangen sass und starb, hat die Stadt mitten in dem unruhigen Treiben der franzoesischen Geschichte gestanden; dann zehrte sie von der Vergangenheit und ward lebhafter Industrieort, bis ihr Name blutrot in den furchtbaren Kaempfen der Sommeschlacht aufleuchtete und unterging. Nun, da sie zu den Toten gehoert, ist sie zum zweitenmal unser; aber laengst Vergangenes und lebendige Gegenwart liegen in wirren Trümmern . . . .

Ich stehe auf dem Südufer des Flusses, dessen sonnenbeschienenes Band die Trümmerstadt mit mehreren Armen in grosser Umschlingung einschliesst. Und selbst die Ruinen lassen die Schoenheit des Bildes ahnen, das sie geboten haben muss, als sie noch unberührt von der Schreckensgeissel des Krieges, fest in sich geschlossen das niedrige Ufer hinanstieg. Dort ragen die Umfassungsmauern der Kathedrale, in der die fromme Stadt ihren natürlichen Mittelpunkt fand. Scharf treten die weissen Kalksteinquadern in der Sonne hervor, und die Trauer im Herzen vertieft sich beim Anblick der Reste, die wie das starre Antlitz einer Toten die einstige lebendige Schoenheit der Züge nur den erkennen lassen, der sich liebevoll trauernd in sie versenkt und die grausame Gegenwart vergisst. Der Wunsch, das Bauwerk, das dem Schicksal so vieler berühmter Schwestern verfallen ist, in der Naehe zu sehen, führt mich durch die Strassen und Gassen, deren Haeuser, in Trümmern oder dem Einsturz nahe, ohne Dach oder ohne Vorderwand in erschütternder Sprache von Glück und Leid der einstigen Bewohner reden. Eng haben sich die umliegenden Gebaeude an das Gotteshaus angeschmiegt, wie so haeufig bei mittelalterlichen Kirchen, und fast bedrückt die allzu nahe Vertraulichkeit des bescheidenen Fachbürgerhauses mit dem steinernen Bauwerk, das in allen seinen gotischen Formen hinausgestrebt hat über Kleines und Niedriges und Enges zum Ewigerhabenen. Aber dann stehe ich unmittelbar vor der Portalseite. Das zweiteilige Spitzbogentor mit dem Schmuck seines feingearbeiteten Laubornaments hat dem tausendfaeltigen Tod der Geschosse getrotzt; aber die Engelsfigur, die von der schlanken Mittelsaeule getragen wird, ist ohne Arm und Kopf. Wo die beiden Nebenpforten waren, klaffen mannshohe Loecher. Neben der fast unversehrten wundervollen Rosette ragt ein Blindgaenger aus dem Mauerwerk. Die grossen Fenster, ihres buntfarbigen Glases beraubt, das kunstvoll verschlungene Geaest der Balustrade an der Aussenseite in Hoehe des Chores, groteske Dachspeier und leicht aufstrebende Fialen: all das ist nur noch Stückwerk und spricht doch lebendig zu mir von laengst entschwundenen Zeiten, wo frommer Glaube und Himmelssucht durch die kunstreiche Hand des Steinmetzen Ausdruck gefunden hat in diesen steinernen Formen, für die Ewigkeit geschaffen.

Ueber Schutt und herabgefallenes Gestein trete ich ins Innere. Selbst jetzt noch, da der Himmel hereinschaut und die Spatzen laermen in ihrem Reich, das ihnen niemand wehrt, umfaengt mich ein Hauch jener Kühle, die den altehrwürdigen Gotteshaeusern eigen ist und den Andaechtigen ehrfurchtsvoll erschauern macht. Vom Mittelschiff steht nur noch die südliche Saeulenreihe, und das leidvolle Gesicht des zertrümmerten Christus an einer derselben spricht stumm von dem gewaltigen Menschheitsweh, das ihm erneut zu tragen auferlegt ist. Die Saeulen der noerdlichen Reihe sind in das Schiff gestürzt und liegen zerschmettert gleich gefaellten Baumriesen als gewaltiger Wall, eine Predigt von der Vergaenglichkeit alles von Menschenhand

Geschaffenen. An den alten Grabschriften zweier Chorherren aus dem 18. Jahrhundert schreite ich vorüber in die Seitenkapelle. Eine bronzene Platte unter dem grossen zerfetzten Bilde, das die Auferweckung von Jairi Toechterlein darstellt, verkündet in verschnoerkeltem Altfranzoesisch, dass sie ein Bürger der Stadt aus frommer Verehrung gestiftet hat für die heilige Mutter Gottes. Die einzige kunstgeschichtlich wertvolle Sehenswürdigkeit ist das dreiteilige Gemaelde aus dem Jahre 1601, das die ganze gegenüberliegende Wand bedeckt. Es ist ganz im Stile der Zeit gehalten, Persoenliches und christliche Symbolik vereinigend, Darstellung und Unterschrift in enger Beziehung.

En Honneur De Dieu Et De Décoration De Ceste Chapelle Noble Home Me Jehan Roussel, Conseiller Du Roi, Lieutenant Particulier Civil Et Criminel Du Gouvernement Et Prévoste De Péronne: Et Demle Jacquelinne Aubé sa Femme Ont Faict Faire Ce Tableau l'an 1601. Rest. 1851.

Da knien die beiden Eheleute zur Rechten und zur Linken mit betend erhobenen Haenden, ganz wie auf dem Basler Madonnenbild des jüngeren Holbein. Die Mitte stellt symbolisch den Kampf von Engeln und Teufeln und ihrer irdischen Verbündeten um die Seele des Sterbenden dar; die Mutter Gottes bildet die versoehnende Vermittlerin zur heiligen Dreieinigkeit. Mittel und Ort der Ausführung sind die gewoehnlichen; aber die Personen (wahrscheinlich Portraets) sind lebendig erfasst und sprechen ausdrucksvoll zum Beschauer.

Reste des Gitterwerks mit verblasster Vergoldung, das den Altarraum vom Kirchenschiff trennte, haengen schief in den Angeln. Zerschmettert liegen Heiligenbildsaeulen neben dem Gestühl der Chorherren. Nur der Hauptaltar und der rechte Seitenaltar sind durch einen glücklichen Zufall fast unversehrt geblieben; reicher Reliefschmuck ziert sie, die in edlem Barockstil gehalten sind (der Seitenaltar ist durch die Karmeliter 1659 errichtet worden). In frischen Farben treten zu beiden Seiten des Hauptaltars die überlebensgrossen Wandbilder des S. Quintinus (Namensheiliger von St. Quentin) und des Fursaeus (Rue de St. Fursy in Péronne) entgegen; laechelnd schauen sie in die Verwüstung . . . .

Von der Strasse her dringt der hastende Laerm des kriegerischen Lebens in die stille Ergriffenheit: Lastkraftwagen rattern mit Droehnen über das Pflaster, endlose Wagenreihen rollen, und Marschschritt verhallt in der Ferne. Langsam beginnt die Stadt in Trümmern ein neues zages Leben. Wann wird ihr unter der Friedenssonne die voellige Auferstehung aus Schutt und losem Gestein beschieden sein?

Die letzten Heeresberichte.

19. Juni. **Westlicher Kriegsschauplatz:** Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Rege Erkundungstaetigkeit der Infanterie. Teilangriffe des Feindes am Nieppe-Wald und nordoestlich von Béthune wurden abgewiesen. Der Artilleriekampf lebte nur in wenigen Abschnitten auf.

Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Südwestlich von Dommiers scheiterte am frühen Morgen der Angriff franzoesischer Regimenter im Nordostteile des Waldes von Villers-Cotterets. Am Tage mehrfach wiederholter Ansturm drückte unsere oestlich von Montgobert vorspringende Linie etwas in das Innere des Waldes zurück. Im Clignon-Abschnitt (nordwestlich von Château-Thierry) stiessen mehrere feindliche Kompagnien zum Angriff vor. Sie wurden von unseren Vorposten abgewiesen. Artillerie und Minenwerfer belegten mit starken Feuerüberfaellen die feindlichen Anlagen bei Reims. Nachstossende Infanterieabteilungen brachten über 50 Gefangene ein.

Gestern wurden 23 feindliche Flugzeuge und 3 Fesselballone abgeschossen. Hauptmann Berthold errang seinen 35., Leutnant Veltjen seinen 22. Luftsieg.

20. Juni. **Westlicher Kriegsschauplatz:** Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Fast an der ganzen Front nahm die Taetigkeit des Feindes am Abend zu. Das Artilleriefeuer lebte auf. Starke Infanterie-Abteilungen stiessen in zahlreichen Abschnitten gegen unsere Linien vor. Sie wurden abgewiesen.

Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Erneute Versuche des Feindes nordwestlich von Château-Thierry, über den Clignon-Abschnitt vorzudringen, scheiterten in unserem Feuer. An der übrigen Front blieb die Gefechtstaetigkeit in maessigen Grenzen.

Heeresgruppe Gallwitz: Südwestlich von Ornes wurden naechtliche Vorstoesse des Feindes abgewiesen. Zwischen Maas und Mosel drangen eigene Sturmtruppen tief in die amerikanischen Stellungen bei Seicheprey ein und fügten dem Feinde schwere Verluste zu.

Hauptmann Berthold errang seinen 36. Luftsieg.

Lustige Ecke.

Als mein Bestand an gelben Erbsen zur Neige ging, liess ich mich telephonisch mit dem Hypotheken-Makler S. Berg verbinden und bestellte zehn Kilo Erbsen, wie das letzte Mal gehabt, das Kilo zu 7,50 Mark.

„Mit wem wollen Sie denn sprechen?" hoerte ich im Apparat.

„Ist dort nicht die Firma S. Berg . . .?" forschte ich zurück.

„Nein — hier sind Meier u. Grunauer, Naehmaschinen und Fahrradzubehoerteile!"

„Falsch verbunden!" — schrie ich und wusch dem Fraeulein vom Amt den Kopf, bis ich endlich die Firma S. Berg bekam.

Zwei Stunden spaeter lieferte S. Berg die zehn Kilo Erbsen. — Meier u. Grunauer schickten das gleiche Quantum. Jugend.

***

Bühnentod.

Kurz vor der Aufführung nahm der Direktor seinen Heldenspieler beiseite und sagte: „Nur noch ein letztes Wort, ehe es anfaengt; nehmen Sie sich endlich zusammen, sonst muss ich Ihnen kündigen. Den lebendigen Julius Caesar spielen Sie ja ganz ertraeglich, aber Casars Leiche verpfuschen Sie jedesmal hundsmiserabel. Also wenn Sie als Caesar tot daliegen, — ich bitte Sie, ich beschwoere Sie, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung — ich meine, als Leiche —, wackeln Sie nicht wieder mit den Ohren!!" Lust. Bl.

Raetsel-Ecke.

Pyramiden-Raetsel.



Die Buchstaben in obiger Figur ordne man so, dass die wagerechten Reihen nennen:

1. Vokal. 2. Schweizer Kanton. 3. Mündungsarm der Weichsel. 4. Haustier. 5. Weibl. Vornamen. 6. Gebaeude einer Verkehrseinrichtung. 7. Stadt in Schlesien. 8. Maennl. Vornamen. 9. Teil des Kopfes. 10. Ein Wild. 11. Konsonanten.

Die mittelste senkrechte Reihe nennt eine südamerikanische Republik. P. u. P.

(Aufloesung folgt in naechster Nummer.)

***

Aufloesung der Einfügungs-Aufgabe aus voriger Nummer:

Hecker — Hehler — Heizer — Helfer — Heller — Henker — Herder.

Der Abdruck der mit * versehenen Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet. Bei Abdruck von mit ** versehenen Artikel, sowie bei Wiedergabe von Original-Zeichnungen und Abbildungen ist vorherige Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Armee-Zeitung erscheint woechentlich dreimal in je 30 000 Abdrücken. — Schriftleitung Hauptm. Mielke. — Armee-Druckerei.

ARMEE-ZEITUNG

der 2. Armee

Nr. 553 (5. Kriegsjahr) 28. September 1918

Nur vorwaerts!

Vom Gefreiten August Kipp

(P) Wir marschieren. Endlos dehnt sich die Landstraße im glühenden Sonnenbrand. Kein Lüftchen, das Kühlung fächelte. Von den müden Füßen aufgewirbelter Staub hüllt die Kolonne in eine weiße Schicht. Schwer drückt der Tornister, die Füße schmerzen. Tropfender Schweiß hüllt den Körper in eklen Dunst, beißender Staub sitzt in der ausgedorrten Gurgel, die wie Feuer brennt, und die Feldflasche gibt keinen Tropfen mehr. Doch im Herzen glüht die Liebe zu dir, o Heimat! Aus ihr schöpfen wir Kraft. Sie heißt uns tun, was seit Jahrtausenden unsere Ahnen taten. Schon hat Gevatter Tod die Instrumente gestimmt, der Reigen kann beginnen. Darum vorwärts, nur vorwärts in die Schlacht!

Finster ist die Regennacht. Kaum vermag man den Vordermann zu unterscheiden. Zäher Schlamm legt sich mit bleierner Schwere an die Stiefel. Ein quälendes Hungergefühl in den Eingeweiden, ein brennendes Verlangen nach Schlaf. Doch im Herzen die glühende Liebe zu dir, o Heimat, läßt uns freudig besiegeln, was wir dir in Treue schwuren. Mag Meister Tod auch reiche Ernte halten, nur vorwärts in die Schlacht!

Drüben auf halber Höhe des Abhanges, wo Buschwerk und Brombeerranken immer dichter werden, sitzt der Feind. Rasendes Artillerie- und Minenfeuer liegt auf seiner Stellung. Minuten noch, dann wird die Infanterie den Angriff vortragen. Noch einmal überlegt der blutjunge Leutnant mit dem von Wind und Sommersonne gebräunten Mädelsgesicht seine Anordnungen für den Sturm. Ein letzter Gedanke an das liebe Mütterlein zu Hause, den Garten, der, von Sonne trunken, jetzt in Rosen schwelgt, dann vorwärts, nur vorwärts in die entbrannte Schlacht. Mag auch am Abend die scheidende Sonne so manchem braven Jungen das gebrochene Auge küssen, wenn nur du, o Heimat, bleibst, was du uns noch immer bist.

Im Waldbiwak

Vom Gefreiten Paul Feger

(P) Kommt mit mir, die ihr trübe und grübelnd an den Toren des Krieges steht und ihn doch nimmer begreift. Es nützet nicht, mit mißmutigem Gesicht zu kritteln und dreinzuschauen, als sei das jüngste Gericht angebrochen, und alle eure Sünden der Kleinlichkeit und Verzagtheit würden offenbart!

Kommt und seht, wie wenige Kilometer hinter den ersten Gräben das Leben braust und sich nicht unterkriegen läßt, einerlei, welcher Wetterschlag gerade herrscht!

Freut euch, daß wir just diesen gesegneten, goldenen Sonnenschein über dem Haine liegen sehen mit seiner schützenden, andächtigen Ruhe. Sommerfäden weben durch die warme Luft. Wie unendlich wohl wird einem hier! Hochauf ragen die alten, knorrigen Laubbäume. Dichtes, nützliches Gesträuch mit lockenden, wohlbekannten Früchten, Haselnüssen und Beeren aller Art wuchert in reicher Fülle meterhoch durch allen Waldraum. Ihr seht den Weg nicht, der hindurchführt? Mit frischem Grün ist er bedeckt, damit er keinem Flieger leuchte. Achtet wohl der Hütten, deren naturbraunes Geäst da und dort so auffällig schimmert. Auffällig ist's dem Waldauge, das Menschenhände hier in die Natur greifen sieht. Wie wunderbar, wie schelmisch blitzen die gebrochenen Strahlen der Allmutter Sonne durch die leise bewegten Zweige! Freilich hallt kein Vogelsang mehr. Da hättet ihr früher mit uns gehen müssen! Aber uns, die wir seit Monaten hier eine reine Heimat gefunden haben, uns haben die köstlichen, kleinen Sänger manch schönes Stück gespielt mit aller Abgestimmtheit ihrer durch Jahrtausende überlieferten feinen Kultur: die Amseln und die Meisen, die Drosseln und Nachti[illegible] Heimweh, alle Grämlichkeit flog mit ihren Geigentönen fort, und zuletzt jubilierte allein in uns [illegible] ist die harte Probe. Aber sie wird kommen, die befreiende Stunde, die u[illegible]

Hör', was wir gelernt haben und täglich üben: da drüben die [illegible] weiter dahinter viele Kompagnien Infanterie und Pioniere: deuts[illegible] schatz der Soldaten —, der Heimats-, der Liebespoesie ist hie[illegible] dauert's, dann hat der ganze Wald es in der Brust, und unter[illegible] aus der Wellblechbude „Zum Stadtbahnbogen", die un[illegible]

Und ist der Krieg nun endlich aus, V[illegible]
Wir beide Hochzeit machen!
Dann schallet durch das ganze Haus [illegible]

Hei! wenn dem Annerl jetzt nicht di[illegible] summt es schon einer mit! Was wird d[illegible]

Das Brummen, ihr Lieben, da [illegible] Krieg! Ja, ihr hattet ihn schon [illegible] es dunkel ist, dann wird unser [illegible] der Schlacht, deren Lieder ihr [illegible] Die singen morgen weiter, a[illegible] fälschten Natur. Auch wi[illegible]

Die oesterreichische Einladung

Im Weihnachtsmonat 1916 war es unser Kaiser, der freimütig die Welt unserer Feinde aufforderte, zusammenzutreten und die Möglichkeit eines gerechten Friedens zu beraten. Der Ruf ist damals verhallt. An die gleiche Adresse richtet heute die Regierung von Oesterreich-Ungarn die gleiche Aufforderung.

Im ersten Augenblick werden viele, die von fern die politischen Vorgänge betrachten, den gewählten Zeitpunkt als wenig glücklich empfinden. Auf dem Kampfplatze trug der Gegner einen Erfolg davon. Die Presse des Feindes zeigt die Nachwirkung dieses ihm bisher ungewohnten Ereignisses. Wahllos und wild sind Hoffnungen und Ansprüche emporgeschnellt. Anmaßung spricht mit einer Stimme, die jedem Deutschen das Blut zum Gesichte treibt. Ein Uebermut waltet, der jedes Augenmaß preisgibt. Inmitten solchen Indianertanzes der Urteilslosigkeit scheint es für die Stimme der Vernunft fast sicheres Schicksal, ungehört und unbemerkt zu verhallen. Daß es so kommen kann: damit wird der klare Kopf von Anbeginn rechnen.

Allein sieht man schärfer in die von Haß entstellten Mienen unserer Feinde, so dringt der Blick bald durch die Larven der Gier und des vermeintlichen Triumphes. Das Zünglein an der Wage des militärischen Gleichgewichtes hat in diesen Jahren mehrfach kräftig ausgeschlagen; zweimal, dreimal auf unsere Seite, dann auf Feindesseite; nun steht es senkrecht in der Mitte. Was wir mit kurzen wuchtigen Hieben in den Frühjahrsmonaten durch auf wenige Tage zusammengedrängte Angriffshandlungen dem Gegner aus den Händen schlugen, hat er in sechzig Tage währendem schwerem und opfervollem Ringen wieder erhalten. Die weit vorgepreschte deutsche Linie hat den unter Zusammenraffung aller Feindeskraft zum Höchstmaß gesteigerten Druck aufgefangen und ist — streckenweise aufs höchste gespannt, streckenweise gelockert, doch nirgends durchbrochen — wieder in ihre Abwehrstellung gewandert. Seitdem wiederholt sich das Bild, das aus den Tagen der Somme-Schlacht, den Wochen der Flandern-Schlachten uns vertraut ist: Am Trotz der Abwehr findet der Feind das Halt, dem er gehorchen muß.

Es ist den denkenden Leuten beim Feinde nicht entgangen, daß des Gegners Wille zu einer schnellen militärischen Entscheidung des Krieges gescheitert ist. Gleichwertig, das scharfe Schwert schartenlos in ihrer Rechten, stehen unversehrt die Gegner einander gegenüber. Nur neue zeitliche Dehnung des Krieges gewährt dem Gegner die Möglichkeit, den Waffengang fortzusetzen: unter Opfern, die schwerer wiegen als der Preis, um den der Feind kämpft. So offenkundig liegt dieser Tatbestand vor den Augen der Welt, daß bei den klaren Köpfen im Feindeslager der Rausch eines versandeten Erfolges bereits der Ernüchterung und der Enttäuschung wich; daß Staatsmänner und Presse dieses nicht offen zugeben, ist ihres Amtes, ihre Pflicht, es kann nur Toren täuschen. Jenseits der deutschen Linien ist der Völker Sehnsucht nach dem Frieden nicht geringer als überall. Keine Regierung wird sie auf lange ganz mißachten dürfen.

Die Sprache der österreichischen Aufforderung zu unverbindlichen Vorberatungen ist glücklich, denn sie ist frei von Phrasenhaftigkeit, sie ist nüchtern, sachlich und klar und daher nicht zu überhören. Sie kommt zu einer Stunde, da beide Kriegsgegner Beweise ihrer Leistungskraft auf den Kampffeldern gegeben. Sie kommt in einem Jahre, in dem beide Parteien militärische Erfolge errangen. Sie kommt zu einer Zeit, da alle Völker unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse das Ende des Krieges ersehnen. Seit dem Friedensvorschlag des Weihnachtsmonats 1916 sind 21 Monate Weltkrieg dahingegangen. Der Osten schied aus; die Hoffn[illegible] Vernichtung Deutschlands

[illegible] litischen

Beantwortung auf jeden Fall den Friedensgedanken in ihrem Lager stärkt, gleichviel, ob deren Antwort ein halbes „Ja" sein wird oder ein ganzes „Nein".

Der Soldat, der mit der Waffe in der Hand streitet, bleibt davon unberührt. Er weiß, wofür er kämpft; er weiß auch, daß der Kampf nicht stocken kann, wenn irgendwo Diplomaten sich gegenseitig betasten. Aber bei seiner Pflichterfüllung stärkt ihn doch die Gewißheit, daß die Kräfte, die auf einen ehrenvollen Abschluß des Krieges hinarbeiten, in unseren Regierungen so stark und lebendig sind, daß sie zu Taten drängen. Es wird niemand das Kriegsende allein von einer diplomatischen Note erwarten. Wer im Graben und im Trichterfeld liegt, ist Realist; er verliert sich nicht in trügerischen Hoffnungen. Daß aber der Kampf der Waffen begleitet wird von einem Friedenskampf der Politiker, kann auch der Front recht sein. Der Handel der Diplomaten ist ja nichts als gleichsam die Verrechnung dessen, was der Soldat auf dem Kampfplatze erwirkte — und zu behaupten entschlossen bleibt.

Denn nur so lange wir kämpfen und gut kämpfen, ist dem Kriegsende die Pforte geöffnet. Jede Abnahme der Kampfkraft oder Kampfentschlossenheit muß sie versperren. Winand

Die Kehrseite des Krieges in Amerika

Soeben veröffentlichen die amerikanischen Behörden die Ziffern für den Außenhandel des am 30. Juni abgelaufenen Rechnungsjahres 1917/18. Die Ziffern sind recht lehrreich, wie schon ein Blick auf nachfolgende Tabelle zeigt.

	(In Millionen Dollars)				
	1913/14	1914/15	1915/16	1916/17	1917/18
Ausfuhr	2330	2769	4345	6190	5928
Einfuhr	1894	1674	2180	2669	2956
Ausfuhrüberschuß	436	1095	2165	3521	2972

Man sieht zunächst die Früchte, die der Krieg den Amerikanern gebracht hat. Die Ausfuhr erhöhte sich zunächst mit jedem Kriegsjahr derart, daß im Jahre 1916/17 zeitweise das Dreifache der Friedenszeit ausgeführt wurde. Da die Einfuhr nicht im gleichen Maße stieg, ja im ersten Kriegsjahre sogar zurückging, ergibt sich ein geradezu glänzender Ausfuhrüberschuß. Während 1913/14 der Gewinn Amerikas im internationalen Handel nur 436 Millionen betrug, war er 1916/17 auf 3521, also mehr als das Achtfache hinaufgeschnellt. Im abgelaufenen Jahre aber haben sich die Dinge wesentlich geändert. Trotzdem die Warenpreise weiter ungeheuerlich gestiegen sind, sehen wir einen fühlbaren Rückgang der Ausfuhr. Viel fühlbarer aber wird der Unterschied in der Einfuhr, die um fast 300 Millionen gestiegen ist, infolge höherer Frachten und Einkaufspreise. Am deutlichsten aber wird der Unterschied gegen die goldene Zeit der Neutralität im Ausfuhrüberschuß, der um nicht weniger als 549 Millionen Dollars sich auf 2972 Millionen Dollars verringert hat. Dabei haben die Vereinigten Staaten nicht nur Waren, sondern auch Geld nach Europa zu liefern. Während der Warenüberschuß sich auf nicht ganz 3 Milliarden Dollars beläuft, dürften die in derselben Zeit an Europa gewährten Kredite nicht weniger als 7 Milliarden Dollars betragen. Mit anderen Worten: Amerika ist gezwungen, mehr Geld nach Europa zu leihen, als es für den Warenhandel dort Guthaben bekommt. Auf diese Weise werden sogar die Kriegsgewinne illusorisch. Man kann das am besten an den amerikanischen Wechselkursen beobachten, die sich heute erheblich unter denen europäischer neutraler Länder bewegen.

Eine Deutsche Feldpost-Sammelstelle

Von Zeit zu Zeit ist es gut, sich wieder einmal auf das [illegible] irgend einer Sache zu besinnen, die uns dauernd umgeben wir uns ständig bedienen, die wir aber gerade [illegible] Aschenbrödel zu behandeln allzugleich geneigt sind. [illegible] meisten etwa ein, z. B. über das „innere Wesen" [illegible] sens groß nachzudenken? — Man nimmt es [illegible] hin, daß das Telephon zur Hand ist und [illegible] und Schuldigkeit tut, aber man entrüstet [illegible] es einmal versagt. Nun entrüstet [illegible] in diesen Zeiten harter Nervenbe- [illegible] die meisten, unter welch gewaltigen [illegible] solcher öffentlichen Einrich- [illegible] sie mit ihrem absprechenden

Eine jener Einrichtungen nun, die größte öffentliche Bedeutung hat und in diesen Kriegsjahren aufs beste ausgebaut wurde, ist die Deutsche Feldpost. Auch sie teilt das Schicksal Helenas: „Bewundert viel und viel gescholten." Das letzte allerdings zu Unrecht. Man nimmt die enormen Leistungen der Post als selbstverständlich hin — selbst in diesen Zeiten des Außergewöhnlichen —, man schimpft wohl, wenn einmal Anlaß zur Unzufriedenheit vorhanden scheint, aber man denkt kaum daran, welch ungeheuer vielfältiger Apparat da in Gang gehalten wird. — Aus einem Zweige der Post überhaupt ist die Feldpost unter dem Zwange der Ereignisse in kürzester Frist zu einem riesenhaften Organismus angewachsen, nimmt noch dauernd zu und erfordert immer neue Scharen von Helfern. Die Fäden dieses deutschen Postnetzes reichen, wie jedes Kind weiß, überall dahin, wo deutsche Feldgraue sind, und die Einrichtung ist grundsätzlich überall die gleiche. Insofern genügt also die Betrachtung eines großen Knotenpunktes, um von dem System eine wenn auch nur ungefähre Vorstellung zu gewinnen. Nehmen wir etwa eins der 23 Ganglien des Feldpostwesens wie die Sammelstelle der Großstadt Frankfurt.

Der riesige Betrieb hat eine Teilung der Sammelstelle erforderlich gemacht: der Hauptteil umfaßt die Abteilung A, der andere, kleinere, die Abteilung B. Der Geschäftsbereich beider, in zwei verschiedenen Gebäuden untergebrachter Sammelstellen umfaßt die Feldpostsendungen aus dem Regierungsbezirk Wiesbaden, dem Großherzogtum Hessen und dem bis Bebra angrenzenden Teil des Regierungsbezirks Kassel, aber auch noch bestimmte Post aus Bayern, Thüringen und Sachsen. In der Abteilung A werden die Sendungen für höhere Stäbe, Infanterie, Kavallerie, Feld- und Fuß-Artillerie und Pioniere von besonders ausgebildetem Personal bearbeitet (gegenwärtig etwa 500 Personen). Die Abteilung B (mit etwa 550 Personen) bearbeitet die Sendungen für alle Spezialtruppen und Kolonnenformationen, den gesamten Troß des Heeres.

Oberster Grundsatz ist: der Post im Felde die Arbeit möglichst zu erleichtern, ihr die Sendungen also in übersichtlichster Weise zuzustellen. Das angestrebte Ziel wird erreicht durch ein System der Sortierung, das bis in alle Einzelheiten aufs sorgsamste durchgebildet ist und den gesamten riesigen Einlauf fast restlos erfaßt, soweit das bei einigermaßen ausreichender Adressierung erreichbar ist. Man sollte es jedoch kaum für möglich halten, daß noch jetzt — im fünften Kriegsjahre — eine sehr große Zahl von Feldpostsendungen in postalisch höchst mangelhaftem Zustande aufgegeben wird! Allein in der „Aufklärungsstelle" werden täglich etwa 5000 Briefe mit unzureichender oder falscher Adresse eingeliefert, und etwa 500 Päckchen müssen jeden Tag neu verpackt werden. Zwei Beamtinnen haben damit von früh acht Uhr bis abends neun Uhr vollauf zu tun.

Es gehen aus den Frankfurter Sammelstellen täglich etwa 800 000 Sendungen insgesamt ins Feld, und zwar in zwei Bestellungen. Darunter sind ungefähr 70 000 Zeitungen, von diesen wiederum etwa 50 000 Frankfurter Blätter. Diese gewaltige Menge Post verteilt sich gegenwärtig auf rund 6500 Beutel. Zu Weihnachten werden es durchschnittlich 12 bis 15 000 Postbeutel.

Das wahre Gesicht

Für die A.-Z. gezeichnet vom Flieger Teuber



„Mit Lloyd George geht es mir wie mit den Films im Kino: je weiter man weg sitzt, desto klarer sieht man!"

Von vornherein werden die einlaufenden Briefe und Zeitungen als Nachrichtenpost von den Feldpostpäckchen, der Päckchenpost, gesondert und in den einzelnen Abteilungen der Sammelstellen jeweils getrennt behandelt. Dadurch wird u. a. erreicht, daß die vormittags aufgelieferte Post aus den Frankfurt benachbarten Städten noch am selben Tage ins Feld weitergeht.

Die Arbeitskräfte bestehen vorwiegend aus ungelernten Frauen, meistens Kriegerfrauen und Witwen, die unter Leitung nur weniger Beamter in kürzester Zeit vorgebildet werden und sich meistens rasch einarbeiten. Sie beginnen mit den einfachsten Dienstleistungen, und je nach ihrer Verwendbarkeit werden sie zu mehr selbständigen Arbeiten herangezogen, und zwar gleichzeitig und in großer Zahl. Dieses System des abwechselungsreichen Arbeitens erlaubt die schnellste Geschäftsabwicklung und gibt ihr zugleich unbedingte Sicherheit, erspart Personal und erhält dieses arbeitsfreudig, da Ermüdung infolge einförmiger Beschäftigung vermieden wird. In der Tat erledigen diese weiblichen Angestellten ihre Aufgaben in erstaunlich kurzer Zeit mit großer Gewandtheit: so z. B. in der Abteilung B, wo die Nachrichtenpost gleichzeitig durch 130 Frauen vorsortiert wird. (Man begreift, welche Aufmerksamkeit erforderlich ist, angesichts der verwirrenden Zahl von ähnlich lautenden Formationen oder neuartigen Namenbildungen.) An die Sorgfalt, Intelligenz und — Ehrlichkeit der Angestellten werden also erhebliche Anforderungen gestellt, die aber auch in der Hauptsache durchaus erfüllt werden. Insbesondere mit den Frauen hat man gute Erfahrungen gemacht, namentlich inbezug auf Ehrlichkeit, und es ist daher zu erwarten, daß auch nach dem Kriege ein großer Prozentsatz weiblicher Kräfte beibehalten wird.

Von höchster, richtunggebender Wichtigkeit für den ganzen Betrieb ist aus militärischen Gründen das Prinzip der Geheimhaltung des Systems. Diese wird auch aufs sorgfältigste gewahrt, und bei dem wohldurchdachten und trotz aller Eile mit größter Genauigkeit durchgeführten Geschäftsgang erscheint es ausgeschlossen, daß Unberufenen militärische Geheimnisse bekannt werden könnten, oder daß feindliche Agenten irgend welche Anhaltspunkte fänden, um Schlüsse auf die Gliederung unseres Heeres und auf die Zusammensetzung der Armeegruppen zu ziehen.

Unser Heer besteht, wie man weiß, aus vielen Tausenden von Formationen, die vielfach auch ähnlich lautende Namen tragen. Die Sendungen an diese überaus zahlreichen Einheiten werden nun durch eine klare, musterhaft organisierte, mehrfache Sortierung erfaßt. Die erste, grundsätzliche Scheidung in Nachrichten- und in Päckchenpost wurde bereits erwähnt. Das System schreitet vom Groben zum Feinen, vom Einfachen zum verwickelten vor. Alle Sendungen werden nach allgemeinen Gesichtspunkten vorsortiert, gleichsam in große Gruppen geschieden, und diese werden wiederum in Truppengattungen zerlegt. Hierbei werden jedoch bei der Päckchenpost schon die in größerer Menge für gewisse Einheiten bestimmten Päckchen in bestimmte Beutel bezw. Fächer abgelegt. Die dritte Sortierung geschieht bei der Nachrichtenpost durch ihr Einsortieren in das für jede Einheit vorgesehene Fach, bei den Päckchen durch die Einzelbehandlung der von der zweiten Sortierung noch übri-

gen Sendungen. Dann aber folgt erst die Prüfung sämtlicher Briefbunde und Säcke. Die Abertausende von abgebundenen Briefbunden müssen alle, nach den einzelnen Feldpostanstalten getrennt, nachgeprüft und „versackt", Tausende fertiger Beutel müssen geschlossen und mit Titelschildern versehen werden. Das ist dann ein emsiges Arbeiten der tausend Hände. In die vielen Sortierspinde mit ihren schier zahllosen Fächern und in die aufgehängten Feldpostsäcke werden unausgesetzt Postsachen eingeworfen; hier werden Wagen entladen, dort welche beladen, hier wird sortiert, dort wird abgebunden; drüben tragen die Frauen große Körbe voll Briefe, anderswo fliegen die Briefbunde in lange Sortierkästen; auf elektrisch betriebenen Schwebebändern rollen die schwersten Postsäcke in die höher gelegenen Sortiersäle; in die offenen Mündungen der glatten Wendelrutschen werden die fertigen Säcke geworfen und gleiten in die unten befindlichen Verladestellen. Der ganze Betrieb geht mit der gleichmäßigen, ruhigen Sicherheit eines industriellen Werkes vor sich.

Eine scharfe Kontrolle des Personals ist begreiflicherweise unerläßlich. Sie geschieht beim Dienstantritt durch Abgeben der Karten an eine Beamtin, die die Angestellten ihrer Abteilung persönlich kennt, sodaß Schiebungen verhindert werden. Außerdem findet eine genaue Beaufsichtigung statt, die das persönlich Verletzende nach Möglichkeit zu vermeiden strebt. Infolge der sorgfältigen Gesamtmaßnahmen haben sich tatsächlich Veruntreuungen innerhalb des Amtes als kaum möglich erwiesen.

Der Krieg hat uns in mannigfacher Richtung zum Umlernen gezwungen; auch unsere Anschauungen über private und staatliche Großbetriebe, so auch das Postwesen, hat er stark beeinflußt, indem er den Arbeitswert der Frau erkennen lehrte. Ihre Tätigkeit wird der sozialen Geschichtsschreibung unserer Zeitläufte ein fruchtbringendes Feld darbieten, und vom Beginn der Kriegsjahre an wird auch eine neue Zeitspanne in der Entwicklung der weiblichen Mitarbeit am Gesamt-Sozialwerk einsetzen. — Einen deutlichen Beweis für das umfangreiche und wertvolle Wirken der Frau bietet denn auch eine Feldpost-Sammelstelle. Wer da das kleine Heer von Beamtinnen bei der Arbeit sieht: wie flink die Briefe und Päckchen durch die Hände in die Fächer und Beutel gleiten, wie gewandt der körperlich zum Teil anstrengende Dienst in den weiten Räumen des Postamtes bewältigt wird, wie sicher die hohen, schweren, vergitterten Gepäckwagen in den Tunnels von den Frauen gefahren werden, der erkennt, welche scharfe Konkurrenz dem Manne erwachsen ist.

Wer in das umfangreiche Getriebe eines solchen Sammel-Postamtes einen wenn auch nur flüchtigen Einblick gewinnen durfte, der wird, auch ohne sich als ein bedingungslos alles gut heißender Lobredner zu gebärden, doch mit berechtigtem Staunen und mit Bewunderung anerkennen, was auf diesem Gebiete unter den schwierigsten Verhältnissen entstanden ist und was weiterhin geleistet wird.

Gefaelschte Reclam-Bücher

Als handgreifliches Zeugnis dafür, mit welchem Raffinement unsere Feinde vorgehen, liegt uns, so schreibt der Verlag Philipp Reclam (Leipzig), eine Anzahl Bände vor, die von Feldgrauen von der französischen Front eingeschickt worden sind; äußerlich ein ganz vertrauter Anblick, scheinbar harmlose Reclam-Heftchen! Ein „Lexikon deutscher Zitate" ist das eine angeblich; genau ist die rötlich-gelbe Farbe der Reclam-Bücher nachgeahmt, die seit einem halben Jahrhundert in der ganzen Welt bekannte Umschlagzeichnung exakt wiedergegeben; nur das zu breite gedrungene Format verrät dem geübten Blick auch äußerlich schon die Fälschung, die ja offensichtlich wird, sobald man das Heft aufschlägt. Mit marktschreierisch aufgemachtem Titel „Kaiser und Krieg oder Republik und Frieden?" beginnt eine wüste Hetzschrift gegen die deutsche Regierung, eine Aufforderung zur Meuterei und zum Ueberlaufen an unsere Soldaten, die mit den gröbsten und gemeinsten Mitteln arbeitet. Ein zweites Machwerk dieses im Solde der französischen Regierung sein Gift verspritzenden Geistesarbeiters nennt sich „Zwei Fragen", wieder ein „Reclam-Heft", aber (und das ist bezeichnend für die bis ins Kleinste durchgeführte Sorgfalt, mit der die Entente an ihrem Lügengewebe arbeitet) dies ist schon ein „neues Reclam-Buch". Die seit Januar 1917 von dem Reclamschen Verlag eingeführte neue Ausstattung ist getreu kopiert, das höhere, schlankere Format, die neue Umschlagzeichnung von Professor Ehmke, die Schriftart des Titels, der Druck der Rückseite. Um den Eindruck der Fälschung zu vollenden, ist der Titel der Schrift nun innen und außen gleichlautend und die Firma Philipp Reclam jr. ist als Drucker und Verleger genannt. Auf diese Weise wird das Erkennen des Betrugs erschwert, damit der Leser sich gutgläubig in das scheinbar vertrauenswürdige Buch vertieft und so die beabsichtigte Wirkung sicherer erreicht wird. Es erübrigt sich, auf das Wesen dieser Machwerke einzugehen. Hindenburg hat darüber gesagt was zu sagen war. „Denkt daran, daß vom Feinde nichts kommt, was Deutschland frommt!"

Das Spionennest am Friedhof

(P) Durch die Nacht am Totenhügel,
An der düst'ren Kirchhofmauer,
Hört man flüstern zwei Gestalten
Im Gebüsche auf der Lauer.
In der Ferne Krachen, Blitzen,
Und beim Schein der Lichtraketen
Bersten donnernd die Granaten
In des Dorfes Trümmerstätten!
Waffen klirren, Kugeln schwirren,
Dunkle Schatten hin und her
Durch die Felder, kreuz und quer,
Wagen rasseln, — Männer irren;
Schwerbepackt und keuchend tragen
Sie nach vorn, was nötig ist,
Wo als Posten Männer wachen! — —
Durch die Luft surrt es heran:
Eisen, — Feuer, — Todesdrachen,
Wer noch rennen kann, der flüchtet.
Tack—tack—tack, — ein Sausen, Krachen,
Was sich nicht verkriecht, vernichtet!
Durch die Nacht am Totenhügel
Rasseln Geschütze die Straße entlang,
Räder knirschen und Rosse stampfen,
Und am Kirchhof im Busche die Nachtigall sang.
Die Mauer entlang, als die Nachtigall sang
Huscht hervor, springt empor
An der Mauer, im Trab,
Die Mauer herauf, die Mauer hinab,
Hin und her, kreuz und quer
Zwischen den Gräbern eine Gestalt —
Vor dem Loch an dem Kreuze macht sie erst halt!
Jetzt flimmert ein Lichtschein am Heldengrab
Es klappert und poltert die Stufen hinab,
Stimmengeflüster, französischer Ton:
Drunten im Loch am Telephon
Lauern Verräter, hockt der Spion! — —
Schon naht das Verhängnis mit höllischer Macht.
Auf zuckt's am Himmel, ein donnerndes Rollen,
Krachen, Heulen und berstende Nacht,
Es bebet die Erde in Donnergrollen. —
Da tönt ein markerschütterndes Schrei'n:
Volltreffer! in das Geschütz hinein!! — —
Zerrissene Menschen- und Pferdeleiber
Zucken am Boden, ein einziger Reiter
Saust durch die Nacht —
Ihm hat es nur eine Wunde gebracht;
Droben am Friedhof sieht er ein Licht,
Hört er nicht Stimmen, täuscht er sich nicht? —
Er zügelt sein Pferd am Heldengrab
Und langsam steigt er die Stufen hinab! —
Vier feindliche Schergen, sie starren ihn an
Wie eine Erscheinung, den feldgrauen Mann!
Ein Griff mit der Hand,
Die Pistole heraus:
„Ergebt euch, ihr Schurken! —
Euer Leben ist aus!" — —
Man hat dann schnell die Gewehre geladen
Denn es galt ja die Rache für die Kameraden!
Drauf hallten vier Schüsse hinaus in die Nacht,
Die den falschen Verrätern den Tod gebracht!!

Musk. B. Zeuch

Die Fallschirm-Leuchtkugel

(P) Die dunkle Glasglocke einer mondlosen Sonnennacht ist über die Champagne gestülpt. Ueberall funkeln die Sterne, sogar von der Erde steigen am Horizont welche auf. Wie ein schwarzer Lindwurm zieht unsere Batterie auf der Landstraße zwischen hohen Pappeln dahin. Wir haben Stellungswechsel von St. L. nach A. Seit 4 Stunden sind wir unterwegs. Stumpfsinnig

und schwer gegen den Schlaf kämpfend sitzen die Fahrer auf ihren Gäulen. Wir Kanoniere marschieren müde und gleichgültig hinter den Geschützen einher. Unsere Gesichter und Uniformen sind gleichmäßig grau von dem Staub der Champagne überzogen. Hin und wieder setzt einer die Feldflasche an, glucksend rinnt der Kaffee durch die staubige Kehle. Rotglühende Lichtpunkte von Zigaretten wandern durch die Luft. Eintönig mahlen die Räder den Staub der Straße. Obgleich alles sorgfältig mit Lappen umwickelt ist, tönt doch manchmal ein leises Klirren. Von vorn kommt ein feines, hohes Summen. Feindliche Bombengeschwader ziehen ihre Bahn durch das unendliche Dunkel. Langsam kommt das Motorengeräusch näher. Wir marschieren weiter und weiter. Die Pferde schnauben alle Augenblicke. Der Stahlhelm wird von Kilometer zu Kilometer schwerer. Die Glühpünktchen werden immer weniger. Man wird zu müde zum Rauchen.

Die ganze Luft ist mit Surren und Summen angefüllt. Aus dem Dunkel löst sich plötzlich ein Punkt und zieht eine gebogene rote Lichtbahn hinter sich her. Dann bleibt der Punkt stehen, wird grösser und heller, wird ganz hell wie eine kleine Sonne. Mit einem Ruck steht die Batterie still, ohne Kommando, ganz aus sich selbst. Eine Fallschirm - Leuchtkugel schwebt über uns. Und darüber, wie das tückische Brummen eines urweltlichen, geheimnisvollen Ungeheuers, tönen die rasenden Explosionen des französischen Flugmotors. Im Flugzeug sitzt der Feind, die Hand am Bombenhebel, und kreist lauernd, ob auf der Landstrasse Verkehr herrscht. Wir stehen wie versteinert, selbst die Pferde rühren sich nicht, es ist, als ob sie ahnen, dass Bewegung den Tod bedeutet. Langsam schwebt die Leuchtkugel nach hinten, langsam gleiten unsere Schatten, die wie Baumstümpfe aussehen, nach vorn. In grelles Licht sind wir getaucht. Vor mir steht ein Kanonier, der hat auf dem rechten Schulterblatt einen sorgfältig genähten, dreieckigen Riß. Ich zähle die Stiche. Eins, zwei, drei, vier; es sind 51. Nebenbei lausche ich gespannt, ob nicht jeden Augenblick jenes biegsame Pfeifen kommt, das die Bombe verursacht. Nichts! Donnerwetter, will die Kugel nicht bald verlöschen? Der weißrot leuchtende seltsame Stern ist schon hinter uns, die Schatten werden immer länger. Fahl liegt der Schein auf den buntbemalten Stahlhauben. Endlich, endlich verlöscht das Licht, samtschwarze Finsternis sinkt auf uns herab, auch das Summen ist ferner geworden. Als ob eine Erstarrung von uns genommen worden wäre, atmen wir auf. Bomben und unruhig hackendes Maschinengewehrfeuer ist an uns vorübergegangen. Der Tod hat uns nicht gesehen, weil wir unbeweglich gestanden haben.

Die Müdigkeit ist von uns genommen, langsam und still ziehen wir weiter, den Leuchtkugeln und neuen Schicksalen entgegen —

Gefr. Kurt Munske

Für die A. Z. gezeichnet vom Musketier Bachmann



Auf, mein Deutschland, schirm dein Haus!
Stelle deine Wachen aus!

Nach Zapfenstreich

Fröhliche Soldatengeschichte aus Friedenstagen

Von Karlheinz Neuschild

(P) Franz Kiebel — zurzeit Kanonier in der dritten Batterie des x-ten Feldartillerieregiments — sitzt in einer Ecke des Mannschaftsspeiseraumes der Kantine und schluckt (in dieses Ausdrucks doppelter Bedeutung) an einer der größten Enttäuschungen seiner ganzen bisherigen Dienstzeit. Diese Enttäuschung heißt: Reis mit Pflaumen.

Vor sechs Tagen traten die Bedienungsmannschaften der „dritten" eben zum Nachmittagsdienst an, als der Abteilungskommandeur, Major B., zufällig über den Kasernenhof und an der Batterie vorüberging. Der Vizewachtmeister, der die Leute antreten ließ, kommandierte das übliche „Stillgestanden!" — „Richt't euch!" — „Augen gerade — aus!" — „Die Augen — links!" und meldete dem Kommandeur die Batterie. Dankend hob der Offizier flüchtig die Hand zum Mützenrand und wollte schon mit einem „Machen Sie weiter!" seinen Weg fortsetzen, als sein die Front entlanggleitender Blick im zweiten Glied ein sonderbares, verdächtiges Zucken um den Mund eines Mannes bemerkte. Dieser Mann war der Kanonier Franz Kiebel, und der Major ermittelte als Ursache jener disziplinwidrigen Mundbewegung ein beträchtliches Stück Kautabak, das der Unglücksmensch kurz vor dem Kommando „Stillgestanden!" in den Mund geschoben hatte. Von der mangelhaften Dienstauffassung, von der eine so grobe Ungehörigkeit im Dienste zeugte, — konnte nach der Ansicht des Kommandeurs die schuldbeladene Seele des Sünders nur durch drei Tage Mittelarrest geläutert werden.

Das Schlimmste an diesen drei Tagen war für den leidenschaftlichen Esser die schmale Kost gewesen, und es war ihm ein grosser Trost, sich in der Einsamkeit seiner Zelle immer wieder vorzustellen, welch ein Genuss das erste Mittagessen nach Verbüssung seiner Strafe für ihn sein müsste.

Heute ist der ersehnte Tag, — die Mittagsstunde schlug, und es gibt — Reis mit Pflaumen!

Franz Kiebel isst so ziemlich alles, wenn auch nicht alles gleich gern. Nur zwei Gerichte kann er nicht ausstehen: Nudeln in jeder Form und — Reis mit Pflaumen.

Und — gerade heute — —!

Wehmütig löffelt der in den sehnsüchtigsten Erwartungen seines Gaumens und Magens so bitter enttäuschte Jünger der heiligen Barbara in seinem Essnapf und zwingt ab und zu kleine Mengen Reis über die Lippen. Da — mit einem Male erhellt sich seine schmerzlich verzogene Miene und ein strahlendes Grinsen spiegelt die angenehmsten Gedanken auf dem gutmütigen Gesichte wider. Eine Apotheose baut sich vor ihm auf, — von Wurst und kaltem Braten und Zigarren, die eine kräftige, etwas verwaschene — Mädchenhand einer ungeheuren Küchenschürze entnimmt, über der ein rosig-molliges Gesicht ihn liebevoll anlacht. Und die Besitzerin dieses Gesichts und dieser gebefreudigen Hand heißt Minna und ist „Mädchen für alles" beim Professor Hammerschmidt, — drüben am entgegengesetzten Ende der Stadt. Heute ist ja Freitag, — heut' abend geht der Professor in seinen Verein und die Frau Professorin, nachdem sie die Kinder ins Bett gebracht hat, — zu ihrer Schwester in der Stadt, und der Abend gehört Minna und ihrem Franz. Bis jetzt hat sein Mißgeschick ihn gar nicht daran denken lassen, daß dieser schönste Tag in der Woche heute ist, aber nun springt er wohlgemut auf und entleert mit seligem Lächeln seinen Eßnapf in eine der großen Abfalltonnen, die hinter der Kantine an der Kasernenmauer stehen. — — —

Abends, nach dem Dienst, verschwindet der Kanonier Kiebel spurlos. In der richtigen Vermutung, daß sein Vorhaben, am ersten Abend nach Verbüßung einer Strafe schon wieder auszugehen, nicht auf das Wohlwollen seiner Vorgesetzten rechnen darf, — kneift er heimlich aus und gewinnt auf allerlei Um- und Seitenwegen durch das weitläufige Artilleriekasernement glücklich unbemerkt den Ausgang und die Straße.

Eine halbe Stunde später ertönen in der Seitenstraße, nach der die bei dem schönen Wetter offenen Fenster der Hammerschmidtschen Küche gehen, ein paar leise, charakteristische Pfiffe. Gleich darauf öffnet sich in der gleichen Straße die Tür zur Hintertreppe, und — „halb zieht sie ihn, — halb sinkt er hin", — — Franz Kiebel verschwindet im Hause und — Herz und Magen halten sich schadlos für die Tage darbender Entbehrung. — — —

Die Zeit vergeht natürlich dem Pärchen wie im Fluge, und Franz springt entsetzt auf, als ferne Trompetensignale die Stunde des Zapfenstreichs anzeigen. Minna kennt weder Shakespeare, noch ein Werk des großen Briten, — sie kennt auch nicht die Szene, in der Julia ihren Romeo über den Charakter eines Vogelrufs zu täuschen versucht. Aber ganz im Sinne Julias will auch sie ihrem Artilleristen weismachen, — der Trompeter sei ein in der Nähe wohnender übender Musikant. Mit dieser frommen Lüge hat sie aber kein Glück. Ein Blick auf die Uhr, und — Romeo-Franz ist keiner Täuschung mehr zugänglich; — Hals über Kopf stürzt er davon.

Er hätte sich gar nicht so zu eilen brauchen, denn — zu spät kommt er ja doch. Als er sich atemlos und schwitzend dem Kasernentor nähert, — sieht er schon von weitem, daß es geschlossen ist. Wenn er jetzt noch unbemerkt in die Kaserne gelangen will, muß er versuchen, die mäßig hohe Mauer an einer etwas abseits gelegenen Stelle zu überklettern. — Franz Kiebel schlägt sich seitwärts in die Büsche und schleicht um das Kasernement. „Immer an der Wand lang!" Hinter dem Wirtschaftsgebäude, in dem sich Kantine und Küche befinden, scheint ihm die geeignetste, vor Beobachtung sicherste Stelle zu sein. Eine dicht an der Mauer stehende Telegraphenstange wird das Hinaufklettern erleichtern, und nach drüben wird er einfach hinunterspringen.

Rasch, aber vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend, erklimmt er die Mauer. Oben darf er sich natürlich nicht aufhalten, — er könnte gesehen werden, und so springt er denn sofort auf der Innenseite hinab in den Schlagschatten der Mauer. — Es tut einen eigentümlichen „Klatsch", — Franz Kiebel fühlt sich in eine breiig-weiche Masse einsinken, die meterhoch um ihn emporspritzt. Im ersten Schreck hätte er beinahe einen Schrei ausgestoßen, aber da er auch das Gesicht voll hat von der widerwärtig-schleimigen Substanz, — kommt nur ein Gurgeln über seine Lippen. Er kann nicht aus den Augen gucken und schlägt taumelnd zur Seite, — gegen die Wand eines ihn ringsum einschließenden engen Behälters, der prompt mit ihm umstürzt.

Mit dem Mute der Verzweiflung arbeitet der Pechvogel sich aus der ekelhaften Geschichte heraus, und sich aufrichtend — erkennt Franz Kiebel, daß er von der Mauer herunter gerade in das zu drei Vierteln mit Reis gefüllte Abfallfaß gesprungen ist. — — —

Die merkwürdige Nacht

Von Hasse Zetterström

Der Herr fragte mich:

„Welches ist die merkwürdigste Nacht, die Sie erlebt haben?"

„Folgende: Neulich war ich in Berlin. Auf einem Abendessen bei einem der Minister traf ich mit dem Direktor eines großen Warenhauses zusammen. Wir verließen den Minister in der Nacht gleichzeitig, und als wir auf die Straße gekommen waren, schlug der Warenhausdirektor vor, daß ich ihn in sein Privatbüro begleiten solle, damit wir in Ruhe und Gemütlichkeit ein bißchen plaudern könnten.

Ich willigte ein, und wir fuhren in einem Auto nach dem großen Geschäftspalast.

Durch einen Privateingang kamen wir in das Büro, und dort servierten wir uns selbst einen ausgezeichneten Whisky und steckten uns ein paar gute Zigarren an. Wir verbrachten einige angenehme Stunden in interessantem Gespräch über die Geschäftslage in Italien während des Krieges und die Möglichkeit, eine Filiale des Warenhauses in irgendeiner kleinen schwedischen Stadt zu eröffnen.

Plötzlich wurde ich müde und sagte zu dem Direktor: „Lieber Freund, verschaffe mir ein Auto, damit ich nach meinem Hotel fahren kann." „Ausgeschlossen," sagte der Direktor, „in meinem Geschäftshaus gibt es alles, von Stecknadeln an bis zu weißen Elefanten, also auch ein Schlafzimmer mit allen modernen Bequemlichkeiten für reisende Ausländer. Wenn Sie durch diese Tür hinausgehen, steigen Sie eine Treppe hinunter, und dann haben Sie rechts Ihr Zimmer. Ich selbst bleibe noch eine Weile auf, um den Plan für einen größeren Einkauf von Mützenschirmen aus Albanien zu entwerfen. Gute Nacht!"

Ich verabschiedete mich, ging zur Tür hinaus, stieg die Treppe hinunter und kam in ein großes und luftiges Zimmer, das als Schlafzimmer eingerichtet war. Da war alles, was ich brauchte: Eine elegante Messingbettstelle, Toilettentisch, Nachttisch, Pantoffeln am Bett und Nachthemd auf dem Kissen. Eine elektrische Lampe stand neben dem Bett, und auf dem Tischchen lag die Abendzeitung.

Ich zog mich aus, legte meine Sachen auf einen Stuhl, las den politischen Leitartikel in der Abendzeitung, drehte das Licht aus und schlief ein. Ich habe selten so gut geschlafen wie in dieser Nacht. Ich träumte auch etwas sehr Schönes, ich habe vergessen was, aber ich erinnere mich, daß ich von einem Geräusch wach wurde, einem Summen wie von tausend Stimmen.

Erschrocken setzte ich mich im Bett hoch, und zu meinem Entsetzen sah ich mehrere Hundert Menschen sich um mein Bett drängen, um mich zu sehen. Sie riefen Hurra und schrien und schwenkten die Hüte.

Schutzleute versuchten die Menge zurückzuhalten, aber vergebens.

Mit einer schnellen Bewegung kroch ich unter die Decke, und durch ein Loch zwischen den Betten sah ich, daß mich eine große Glasscheibe von dem jubelnden Volkshaufen trennte.

Ich war in einem der Schaufenster des großen Warenhauspalastes zu Bett gegangen.

Auf einem Plakat im Fenster stand: Vollständige Schlafzimmereinrichtung mit Amorbett M. 1600.

Ich mußte zwei Stunden im Bett liegen bleiben, bis das Geschäft geöffnet wurde. Ich wagte ja nicht aufzustehen, denn dann hätte mich der Berliner Polizeipräsident sicher wie eine unanständige Ansichtskarte konfisziert."

Als ich diese Geschichte erzählt hatte, sagte der Herr:

„Haben Sie das wirklich erlebt?"

„Nein, eine Geschichte braucht aber auch nicht wahr zu sein, um originell zu sein. Es ist fast besser, wenn sie nur wahrscheinlich ist."

(Aus dem Schwedischen)

Knigge

Von Fritz Müller

„In Gesellschaft sprich nicht von dir selber", steht im Knigge. Und wir haben uns ein Leben lang ängstlich daran gehalten. Weil wir wohlerzogene Menschen waren. Und was ist dabei herausgekommen?

Daß wir aneinander vorbeigeredet haben ein Leben lang. Daß wir uns gelangweilt haben bis auf die Knochen. Daß der prächtige Kaufmannskopf, der von weltumspannenden Handelsideen sprühte, sich mit dem tatenlustigen Ingenieur über das dämonische Prinzip in Ibsens Dramen unterhielt. Daß die geistvolle Hausfrau dem geistvolleren Dichter mit schmerzhafter Anstrengung zuhörte, wie er seine Ansichten über die neudeutsche Wirtschaftspolitik fünf Viertelstunden auseinanderfaltete, wobei sich beide wanden unter der für sie vollendeten „Wurschtigkeit" ihres hochaktuellen Themas. Daß wir einen Fuhrmann unterwegs, den wir in der Sommerfrische ein Stück Wegs begleiteten, umarmen hätten mögen vor freudiger Erfrischung über die prächtigen Geschichtchen, die er uns von sich und seinem Pferd erzählte.

Und das Ergebnis nach einer lebenslangen Knigge-Übung? „Es gibt nichts Vernünftigeres als von sich selbst zu sprechen", sagt Anti-Knigge. —

„Es ist taktlos, einem Menschen unangenehme Dinge zu sagen", steht im Knigge. Wie sind wir überall mit gekrümmten Zehen durch die Salons gegangen, um nicht gegen diese Regel zu verstoßen. Und was ist dabei herausgekommen?

Daß wir unsre ebenen Gesichter mit einem lebenslang gefälschten Lächeln ganz verkniggten und verknitterten. Daß sich Berge ungesprochnen Grolles in uns häuften, bis sie unsre Wirbelsäule bogen. Daß wir falsche Verdachte durch die Jahre schleppten. Daß wir es schließlich auch verlernten, uns selber unangenehme Dinge mitzuteilen, die so heilsam für uns gewesen wären. Daß wir schließlich aus lauter Knigge-Übersättigung statt einem Wahrheitsmenschen einem Grobian die Hand zum Freundschaftsbunde reichten.

Und das Ergebnis nach hundert braven Herzen, die uns erstarben am Gift der Höflichkeit um jeden Preis? „Es gibt nichts Vernünftigeres, als jede Art von Groll an den Feuern der Aufrichtigkeit zu verbrennen", sagt Anti-Knigge. —

„Suche dich selbst bis ins Innerste zu erkennen", steht im Knigge. Und wir haben gehorsam in uns hineingesehen. Wir haben uns nach innen gestülpt. Wir haben den Kopf über unsern Kopf hängen lassen und in uns hineinspintisiert. Weil wir uns selbst erkennen wollten. Und was ist dabei herausgekommen?

Daß wir blind geworden sind nach außen. Daß wir die Unbefangenheit vor uns selbst verloren haben. Daß wir am Schlusse dümmer waren als am Anfang. Daß wir den Rosenduft draußen

versäumten, als wir uns nach innen immerzu begafften. Daß uns ungezählte Freuden unsrer Umwelt unterschlagen wurden. Daß wir keine Augen hatten für die Wunder außer uns. Worüber wir dann schließlich außer uns geraten sind. Als es zu spät war.

Dann, als wir erkannten: „Es gibt für mich nichts Uninteressanteres als mich selber — ich habe über mich zur Tagesordnung meiner Umwelt überzugehen." Laut Anti-Knigge.

Als ich mit diesen Erkenntnissen soweit gekommen war, da war ich vierzig Jahre alt. Nun nahm ich den Knigge und feuerte ihn in eine Ecke. Aber es war zu spät — das Beste war ja schon vertan. Was hat „mich's" geholfen, daß jetzt der Knigge zerfetzt am Boden lag? Nichts. Nein, nicht nur nichts — sondern ich habe noch drei Mark fünfzig für einen neuen Knigge zahlen müssen. Denn der ins Eck gefeuerte war ein geliehener.

Nahkampf!

(P) Es ist wohl allen Kameraden bekannt, daß man im Gebiete der großen Sommeschlacht 1916 nur noch wenige bewohnbare Häuser findet. Wir hatten das Glück, am Ausgang eines ganz zerstörten Dorfes ein einzelnes Gehöft zu finden, in welchem sich unser Stab so gut als möglich einrichtete. Unser Marketender-Vize, ein starkbeleibter Herr, dem die Engländer mit ihrem Aushungerungsplan noch nichts anhaben konnten, bewohnte in besagtem Gehöft eine kleine Bude von kaum zweieinhalb Metern im Quadrat. Dafür aber war sie sehr hoch und luftig, denn Tür und Fenster fehlten.

Unser Marketender-Vize hatte große Angst vor Ratten, und in seiner Villa gabs zu seinem Schrecken diese Schützengraben-Tierchen.

Eines Abends ertönten plötzlich aus seiner Bude erschütternde Hilferufe. Da gerade feindliche Flieger in der Luft waren, die stark beschossen wurden, so glaubte ich nicht anders, als unser guter Vize sei durch einen Splitter der Abwehrgeschosse verletzt, und stürzte eilends in seine Bude.

Splitternackt stand er hoch oben auf seinem Tisch, in der Linken eine brennende Kerze, in der Rechten den gezogenen Säbel. Dabei starrte er auf seine umfangreiche Futterkiste, die neben Tisch und Bett fast den ganzen Raum ausfüllte.

Ich zog die Kiste von der Wand weg, es war aber nichts zu sehen.

Der Vize ist trotzdem mit gezogenem Säbel in seine Klappe gegangen.

Fr. Bobsin

Sonnentag

Silberbrücken zwischen Busch und Baum sich weben,
Silberpappelnblätter wonnetrunken beben,
zwischen Aehrenheeren Sonnenpfeile schießen,
überall ein Neigen und ein Grüßen.

Wahrlich, solchen Sonnentages Glanz und Klang
stillen mag des armen Herzens Sturm und Drang;
wie auf samtnen Teppichen im Heiligtum
wandelst du, o Herz, und selig stumm.

Wenn dann durch die Nacht des Krieges Wagen rollen,
seine bösen Geister nah und ferne grollen,
kannst du zehren viele Nächte lang und bang
von solch Sonnentages Glanz und Klang.

F. Goes

Seetanks

Die Tanks scheinen es den Engländern angetan zu haben. Nachdem sie sie in so großem Maßstabe in den Landkrieg eingeführt haben, ist ihnen der Gedanke gekommen, sie auch im Seekrieg zu verwenden. Und zwar hoffen sie damit, die Sperrbarrikaden vor den Häfen, die zumeist aus mächtigen Stämmen bestehen und Stahlnetze zur Abwehr von U-Booten tragen, zu überwinden, indem sie sie „überklettern". Es handelt sich dabei um Motorboote ganz leichten Stils mit einem 10 PS starken Elektromotor. Durch Gliederketten ist ein Vorgelege mit je einem mittelgroßen Räderpaar am Heck und am Bug verbunden; die vier Räder bilden die Führung zweier endlosen Ketten nach Art des Raupenantriebes. An die Ketten werden in Abständen von je 70 cm kräftige Dornen angebracht: sobald das kleine Motorboot nun an die Sperrbalken stößt, schaltet der Führer den Raupenantrieb ein, die Dornen erfassen den Balken und ziehen mit der ganzen Kraft des Motors das leichte Fahrzeug hinauf. Dann kippt das Boot von selbst in das Wasser innerhalb der Schranke und setzt seinen Weg zur nächsten Sperrlinie fort. An beiden Seiten des Bootes hängt außer Bord je ein Torpedo in einem sehr leichten Rahmen. Das ganze Boot wird an Bord eines Großschiffes möglichst nahe an die Sperre herangebracht und ins Wasser gelassen. Der Motor soll „fast vollkommen geräuschlos" arbeiten und das Boot mit einer Stundengeschwindigkeit von etwa 7 km treiben. Das Ganze macht den Eindruck einer noch sehr im luftigen Reiche der Idee wohnenden Anregung, wie man sie in englischen Zeitung häufig genug findet. Selbst wenn man die technische Durchführbarkeit voraussetzt, erweckt die Art der Verwendung sehr lebhafte Bedenken.

Sammlung der Feldfliegersprache

Die Feldfliegersprache hat zwar mit der allgemeinen Soldatensprache, deren jüngster Zweig sie ist, die wortschaffenden psychologischen Kraefte gemeinsam, sie nimmt aber doch, schon durch ihre enge Verwandtschaft mit den Sportssprachen, eine besondere Stellung ein. Dieser Umstand rechtfertigt es, den Wortschatz der soldatischen Fliegersprache durch einen eigenen Fragebogen zu erheben. Dieser Fragebogen ist nunmehr erschienen (zu beziehen von der K. B. Akademie der Wissenschaften, Woerterbuchkommission, in München, Neuhauserstrasse 51). Alle militaerischen Flieger und alle die, die sonst Auskunft geben koennen, sind eingeladen an der Beantwortung des Fragebogens teilzunehmen. Jeder Beitrag, auch der geringste, ist erwünscht.

Kommission
zur Sammlung der Soldatensprache.

Die Kommission bittet uns ausserdem, alle Teilnehmer an der Sammlung der Soldatensprache darauf hinzuweisen, dass es wünschenswert ist, dass jede Veraenderung der Feldadresse oder der Uebertritt zum Zivilleben ihr mitgeteilt werde.

Die letzten Heeresberichte

23. Sept. **Westlicher Kriegsschauplatz:** Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Bei örtlichen Unternehmungen südlich von Neuve Chapelle machten wir Gefangene. Die Artillerietätigkeit, lebte zwischen Ypern und La Bassee, beiderseits der Scarpe und im Kanalabschnitt südlich von Marquion auf.

Heeresgruppe Boehn: In dem Abschnitt östlich und südöstlich von Epehy sowie zwischen dem Omignon-Bach und der Somme nahm der Artilleriekampf am Nachmittage wieder größere Stärke an. Infanterieangriffe, die der Engländer gegen unsere Linien südöstlich von Epehy richtete, wurden abgewiesen. Wie in den letzten Tagen zeichnete sich auch gestern die zweite Garde-Infant.-Division besonders aus. Während der Nacht hielt die starke Feuertätigkeit an. In nächtlichen Angriffen östlich von Epehy faßte der Feind in einzelnen Grabenstücken Fuß. Vorfeldkämpfe an der Oise.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Zwischen Ailette und Aisne flaute die Gefechtstätigkeit gestern ab. Erkundungsgefechte in der Champagne.

Heeresgruppe Gallwitz: Zwischen den Côtes Lorraines und der Mosel war der Artilleriekampf am frühen Morgen zeitweilig gesteigert. Der Feind, der mit stärkeren Abteilungen gegen Haumont, südlich von Damptoctoux und Rembercourt vorstieß und mit Erkundungsabteilungen mehrfach gegen unsere Stellungen heranfühlte, wurde abgewiesen. Westlich der Mosel schoben wir unsere Linien etwas vor.

Oberleutnant Loerzer errang seinen 42., Leutnant Beumer seinen 30. Luftsieg.

24. Sept. **Westlicher Kriegsschauplatz:** Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Nordwestlich von Dixmuiden und nordöstlich von Ypern machten wir bei erfolgreichen Unternehmungen 70 Gefangene. Nördlich von Moeuvres wurden Teilangriffe des Feindes abgewiesen. Die Artillerietätigkeit war im Kanalabschnitt südlich von Arleux gesteigert.

Heeresgruppe Boehn: In örtlichen Gegenangriffen nahmen wir südlich von Villers-Guislain und östlich von Epehy Teile der in den letzten Kämpfen in Feindeshand verbliebenen Gräben wieder und machten hierbei Gefangene. Vorstöße des Feindes wurden abgewiesen. Zwischen Omignon-Bach und der Somme lebte der Artilleriekampf am Abend auf. — Leutnant Rumey errang seinen 41. Luftsieg. — Bei den anderen Heeresgruppen keine besonderen Kampfhandlungen. Lebhafte Erkundungstätigkeit in der Champagne.

Schultze mit tz wird verhoert



„Wie heissen Sie?
„Schultze mit tz!"
„Von welchem Regiment sind Sie?"
„Das steht auf meinen Achselklappen!"
„Welche Division ist das?"
„Weiss ich nicht."
„Welches Regiment lag neben dem Ihrigen in Stellung?"
„Weiss ich nicht."
„Sie sind wohl ein wenig beschränkt?"
„Jawohl!"

❁

Die Zone des Schweigens

Der Geschützdonner aus dem Sundgau wurde bis in die Karlsruher Gegend, der von Ypern bis tief hinein in die preußischen Rheinlande gehört. Schlägt man vom Ursprungsort einen Kreis mit dem größten Radius der Reichweite, so sollte man annehmen, daß innerhalb dieses Kreises durchweg Hörbarkeit vorhanden sein müßte. Das ist indes nicht der Fall. Das gesamte akustische Gebiet zerfällt vielmehr fast durchgängig in zwei Felder, die durch einen breiten Ring voneinander getrennt sind. Dieser Ring ist „die Zone des Schweigens".

Sie wird bedingt durch atmosphärische Lagerungen, die aus sehr hohen Luftzonen den Schall reflektieren und je nach Dichte und Feuchtigkeitsgehalt bis in Gebiete entsenden, wohin der direkte Schall nicht mehr zu dringen vermag. Es ist eine Art von Echo, dessen Besonderheit spitze Reflexwinkel an der hohen Resonanzschicht beansprucht und sonach in seiner Wirkung eine mittlere Distanz überspringt. Da der Vorgang sich symmetrisch nach allen Seiten abspielt, so wird das Gebiet dieser Distanz ein Ring, innerhalb dessen der Kanonendonner verstummt, um jenseits auf weite Entfernungen hin wiederum seine Schallwucht zu äußern.

❁

Drohung

* Am 3. 8. 1914 war auf dem Bahnhof Oldesloe zwischen zwei Zügen, von denen der eine mit Berlinern für die Marine, der andere mit Holsteinern für die Garde bestimmt war, folgende Unterhaltung zu hören:

„Wo wollt Ihr denn hin?"
„Nach Berlin."
„Da kommen wir ja her."
„Dann besuche ich in Berlin einmal Deine Frau."
„Mensch, mach' meiner Frau kein Kind, ick kenn Dir wieder!"

Flieger Joesten

❁

Ein Glücklicher, der vom Kriege nichts weiss

Im „Cri de Paris" liest man: Kann man sich vorstellen, daß es gegenwärtig noch einen französischen Militärbeamten gibt, der im aktiven Dienst steht und der dennoch von dem Kriege nichts weiß? Diese merkwürdige Persönlichkeit ist der Kommandant der Insel Rappa. Rappa ist eine Insel im Stillen Ozean, die auf dem 145. Grad westlicher Länge und dem 27. Grad südlicher Breite, einige hundert Kilometer von den Haitiinseln entfernt, liegt und auf der die französische Militärmacht durch einen Gendarm dargestellt wird. Die Verbindung mit der Insel Rappa ist nur in großen Zwischenräumen herzustellen. Früher wurde die „Garnison" ein- oder zweimal im Jahre mit Hilfe des Kanonenbootes „La Zélée" mit Vorräten versehen, aber dieses wurde in der ersten Zeit des Krieges durch das Geschwader des Admirals von Spee versenkt. Seitdem ist kein Schiff mehr an der Insel, die nicht an den großen Fahrstraßen liegt, angelaufen, und so weiß der glückliche Ortskommandant auch heute noch nicht, daß der Weltkrieg entbrannt ist!

❁

Splitter

Von Johann Nestroy (1801—62)

Es glaubt kein Mensch, was der Mensch alles braucht, bis er halbwegs einem Menschen gleichsieht. Kurios: Der Mensch, heißt's, ist das Meisterstück der Schöpfung, und man muß sich völlig arm zahlen an Schneidern, daß man das Meisterstück gehörig verstecken kann.

*

Das is a alte Wahrheit: Ueber ein altes Weib geht nix, als ein Mann, der ein altes Weib is.

*

Es ist ein bitteres Gefühl, wenn man oft so hungrig ist, daß man vor Durst nicht weiß, wo man die Nacht schlafen will.

*

Armut ist ohne Zweifel das Schrecklichste. Mir dürfte einer zehn Millionen herlegen und sagen, ich soll arm sein dafür, ich nehm's nicht!

*

Die Nerven von Spinnengeweb, d'Herzen von Wachs und die Köpferln von Eisen, das is der Grundriß der weiblichen Struktur.

*

Ein Strauchen dauert drei Wochen, ein Krampfkatarrh ein Vierteljahr, die Hühneraugen lebenslänglich — und mit dem Gemüt gar! Das ist eine ewige Patzerei.

*

Wenn der Zufall zwei Wölfe zusammenführt, fühlt gewiß keiner die geringste Beklemmung über das, daß der andere ein Wolf is; aber zwei Menschen können sich nie im Wald begegnen, ohne daß nicht joder denkt, der Kerl könnt' ein Rauber sein.

❁

Was ihm fehlt

(P) Gelegentlich einer Landwehrübung sind die Leute angetreten und sollen alle auf ihren Gesundheitszustand untersucht werden. Dabei sagt der Arzt: „Wer glaubt, dass ihm etwas fehle, vortreten!"

Es sind eine ziemliche Anzahl, welche der Ansicht sind, dass ihnen etwas fehle. Als er soweit alles untersucht hat, kommt die Reihe auch an einen vollbärtigen Landwehrmann, von Beruf Korbmacher.

„Nun, was fehlt Ihnen denn?" fragt der Arzt.

„Ein paar Zweifel, Herr Stabsarzt".

Beamt.-Stellv. Axtheim

Figuren-Aufgabe

Die Buchstaben in nebenstehender Figur sind so zu ordnen, dass die Reihen ein Säugetier und eine Kunstbetätigung nennen. Wird nun das Fragezeichen durch einen gewissen Buchstaben ersetzt, so bezeichnen sie eine Geisterart und eine religiöse Handlung.

```
  e
  e
e l ? n o
  p
  r
```

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

❁

Aufloesung des Bilderrætsels aus voriger Nummer

Am Ende soll man auf den Anfang sehen.

Nachdruck der mit * oder (P) versehenen Original-Beitraege ist nur unter deutlicher Quellen-Angabe gestattet.

Armee-Druckerei a Deutsche Feldpost 45 Schriftleiter: Lt. Reimann